Aus dem Leben

eines

Taugenichts

und

das Marmorbild.

Zwei Novellen

nebſt einem Anhange

von

Liedern und Romanzen

von

Joſeph Freiherrn von Eichendorff.

Berlin, 1826.

In der Vereinsbuchhandlung.

8° 41662

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

	Seite
Aus dem Leben eines Taugenichts. Novelle	1
Das Marmorbild. Novelle	137
Gedichte. Erste Abtheilung:	
An die Freunde	201
Frische Fahrt	202
Die Lerche	202
Der zufriedene Muſikant	203
Reiſe-Lied	207
In die Höh'!	208
Frühlingsfahrt	210
An eine junge Tänzerin	211
Die Fröhliche	212
Ständchen	213
Morgengruß	214
Die Stille	215
Leid und Luſt	216
Liedchen	218
Erwartung	219
Abſchied und Wiederſehn	220
Das Flügelroß	221
Warnung	224
Wehmuth	225
Die weinende Braut	225
Das zerbrochene Ringlein	227
Bei einer Linde	228
Der Kranke	228
Abendlandſchaft	230
Angedenken	232
Nachhall	233
An die Entfernte	234

Seite

Gedichte. Zweite Abtheilung:

Glückliche Fahrt 237
Morgenlied 238
Im Walde bei L. 239
Treue 240
An meinen Bruder. Zum Abſchiede im Jahr 1813 . 241
Der Tiroler Nachtwache 243
Soldatenlied 244
Die ernſthafte Faſtnacht 1814. Als Wittenberg in der Nacht mit Sturm genommen wurde . . . 246
Der Liebſprecher 248
Nachtbilder 252
Das kalte Liebchen 253
Geiſtesgruß 254
Die deutſche Jungfrau 255
Auf dem Schwedenberge 256
Die Brautfahrt 258
Der Gefangene 263
Der verirrte Jäger 266
Der zauberiſche Spielmann 267
Der armen Schönheit Lebenslauf 270
Die Hochzeitsnacht 272
An die Dichter 276

Aus dem Leben eines Taugenichts.

Novelle.

Erſtes Kapitel.

Das Rad an meines Vaters Mühle brauſte und rauſchte ſchon wieder recht luſtig, der Schnee tröpfelte emſig vom Dache, die Sperlinge zwitſcherten und tummelten ſich dazwiſchen; ich ſaß auf der Thürſchwelle und wiſchte mir den Schlaf aus den Augen, mir war ſo recht wohl in dem warmen Sonnenſcheine. Da trat der Vater aus dem Hauſe; er hatte ſchon ſeit Tagesanbruch in der Mühle rumort und die Schlafmütze ſchief auf dem Kopfe, der ſagte zu mir: „Du Taugenichts! da ſonnſt Du Dich ſchon wieder und dehnſt und reckſt Dir die Knochen müde, und läßt mich alle Arbeit allein thun. Ich kann Dich hier nicht länger füttern. Der Frühling iſt vor der Thüre, geh auch einmal hinaus in die Welt und erwirb Dir ſelber Dein Brodt.“ — „Nun,“ ſagte ich. „wenn ich ein Taugenichts bin, ſo iſt's gut, ſo will ich in die Welt gehen und mein Glück machen.“ Und eigentlich war mir das recht lieb, denn es war mir kurz vorher ſelber eingefallen, auf Reiſen zu gehn, da ich den Goldammer, der im Herbſt und Winter immer betrübt an unſerem Fenſter ſang: „Bauer, mieth' mich, Bauer

mieth' mich!“ nun in der ſchönen Frühlingszeit wieder ganz ſtolz und luſtig vom Baume rufen hörte: „Bauer, behalt Deinen Dienſt!“ — Ich ging alſo in das Haus hinein und holte meine Geige, die ich recht artig ſpielte, von der Wand, mein Vater gab mir noch einige Groſchen Geld mit auf den Weg, und ſo ſchlenderte ich durch das lange Dorf hinaus. Ich hatte recht meine heimliche Freud', als ich da alle meine alten Bekannten und Kammeraden rechts und links, wie geſtern und vorgeſtern und immerdar, zur Arbeit hinausziehen, graben und pflügen ſah, während ich ſo in die freie Welt hinausſtrich. Ich rief den armen Leuten nach allen Seiten recht ſtolz und zufrieden Adies zu, aber es kümmerte ſich eben keiner ſehr darum. Mir war es wie ein ewiger Sonntag im Gemüthe. Und als ich endlich ins freie Feld hinaus kam, da nahm ich meine liebe Geige vor, und ſpielte und ſang, auf der Landſtraße fortgehend:

Wem Gott will rechte Gunſt erweiſen,
Den ſchickt er in die weite Welt,
Dem will er ſeine Wunder weiſen
In Feld und Wald und Strom und Feld.

Die Trägen, die zu Hauſe liegen,
Erquicket nicht das Morgenroth,
Sie wiſſen nur vom Kinderwiegen
Von Sorgen, Laſt und Noth um Brodt.

Die Bächlein von den Bergen ſpringen,
Die Lerchen ſchwirren hoch vor Luſt,
Was ſollt' ich nicht mit ihnen ſingen
Aus voller Kehl' und friſcher Bruſt?

Den lieben Gott laß ich nur walten;
Der Bächlein, Lerchen, Wald und Feld
Und Erd' und Himmel will erhalten,
Hat auch mein' Sach' auf's Beſt' beſtellt!

Indem wie ich mich ſo umſehe, kömmt ein köſtlicher Reiſewagen ganz nahe an mich heran, der mochte wohl ſchon einige Zeit hinter mir drein gefahren ſeyn, ohne daß ich es merkte, weil mein Herz ſo voller Klang war, denn es ging ganz langſam, und zwei vornehme Damen ſteckten die Köpfe aus dem Wagen und hörten mir zu. Die eine war beſonders ſchön und jünger als die andere, aber eigentlich gefielen ſie mir alle beide. Als ich nun aufhörte zu ſingen, ließ die ältere ſtill halten und redete mich holdſeelig an: „Ei, luſtiger Geſell, Er weiß ja recht hübſche Lieder zu ſingen.“ Ich nicht zu faul dagegen: „Ew. Gnaden aufzuwarten, wüßt' ich noch viel ſchönere.“ Darauf fragte ſie mich wieder: „Wohin wandert er denn ſchon ſo am frühen Morgen?“ Da ſchämte ich mich, daß ich das ſelber nicht wußte, und ſagte dreiſt: „Nach W.“; nun ſprachen beide mit einander in einer fremden Sprache, die ich nicht verſtand. Die jüngere ſchüttelte einigemal mit dem Kopfe, die andere lachte aber in einem fort und rief mir endlich zu: „Spring er nur hinten mit auf, wir fahren auch nach W.“ Wer war froher als ich! Ich machte einen Reverenz und war mit einem Sprunge hinter dem Wagen, der Kutſcher knallte und wir flogen über die glänzende Straße fort, daß mir der Wind am Hute pfiff.

Hinter mir gingen nun Dorf, Gärten und Kirchthürme unter, vor mir neue Dörfer, Schlösser und Berge auf; unter mir Saaten, Büsche und Wiesen bunt vorüberfliegend, über mir unzählige Lerchen in der klaren blauen Luft — ich schämte mich laut zu schreien, aber innerlichst jauchzte ich und strampelte und tanzte auf dem Wagentritt herum, daß ich bald meine Geige verloren hätte, die ich unterm Arme hielt. Wie aber denn die Sonne immer höher stieg, rings am Horizont schwere weiße Mittagswolken aufstiegen, und alles in der Luft und auf der weiten Fläche so leer und schwül und still wurde über den leise wogenden Kornfeldern, da fiel mir erst wieder mein Dorf ein und mein Vater und unsere Mühle, wie es da so heimlich kühl war an dem schattigen Weiher, und daß nun alles so weit, weit hinter mir lag. Mir war dabei so kurios zu Muthe, als müßt' ich wieder umkehren; ich steckte meine Geige zwischen Rock und Weste, setzte mich voller Gedanken auf den Wagentritt hin und schlief ein.

Als ich die Augen aufschlug, stand der Wagen still unter hohen Lindenbäumen, hinter denen eine breite Treppe zwischen Säulen in ein prächtiges Schloß führte. Seitwärts durch die Bäume sah ich die Thürme von W. Die Damen waren, wie es schien, längst ausgestiegen, die Pferde abgespannt. Ich erschrack sehr, da ich auf einmal so allein saß, und sprang geschwind in das Schloß hinein, da hörte ich von oben aus dem Fenster lachen.

In dieſem Schloſſe ging es mir wunderlich. Zuerſt wie ich mich in der weiten kühlen Vorhalle umſchaue, klopft mir Jemand mit dem Stocke auf die Schulter. Ich kehre mich ſchnell herum, da ſteht ein großer Herr in Staatskleidern, ein breites Bandelier von Gold und Seide bis an die Hüften übergehängt, mit einem oben verſilberten Stabe in der Hand, und einer außerordentlich langen gebognen kurfürſtlichen Naſe im Geſicht, breit und prächtig wie ein aufgeblaſener Puter, der mich frägt, was ich hier will. Ich war ganz verblüfft und konnte vor Schreck und Erſtaunen nichts hervor bringen. Darauf kamen mehrere Bedienten die Treppe herauf und herunter gerennt, die ſagten gar nichts, ſondern ſahen mich nur von oben bis unten an. Sodann kam eine Kammerjungfer (wie ich nachher hörte) grade auf mich los und ſagte: ich wäre ein ſcharmanter Junge, und die gnädige Herrſchaft ließe mich fragen, ob ich hier als Gärtnerburſche dienen wollte? — Ich griff nach der Weſte; meine paar Groſchen, weiß Gott, ſie müſſen beim herum tanzen auf dem Wagen aus der Taſche geſprungen ſeyn, waren weg, ich hatte nichts als mein Geigenſpiel, für das mir überdies auch der Herr mit dem Stabe, wie er mir im Vorbeigehn ſagte, nicht einen Heller geben wollte. Ich ſagte daher in meiner Herzensangſt zu der Kammerjungfer: Ja, noch immer die Augen von der Seite auf die unheimliche Geſtalt gerichtet, die immerfort wie der Perpendickel einer Thurmuhr in der Halle auf und ab wandelte, und

eben wieder majeſtätiſch und ſchauerlich aus dem Hintergrunde heraufgezogen kam. Zuletzt kam endlich der Gärtner, brummte was von Geſindel und Bauerlümmel unterm Bart, und führte mich nach dem Garten, während er mir unterwegs noch eine lange Predigt hielt: wie ich nur fein nüchtern und arbeitſam ſeyn, nicht in der Welt herumvagieren, keine brodtloſen Künſte und unnützes Zeug treiben ſolle, da könnt ich es mit der Zeit auch einmal zu was Rechtem bringen. — Es waren noch mehr ſehr hübſche, gutgeſetzte, nützliche Lehren, ich habe nur ſeitdem faſt alles wieder vergeſſen. Ueberhaupt weiß ich eigentlich gar nicht recht, wie doch alles ſo gekommen war, ich ſagte nur immerfort zu allem: Ja, — denn mir war wie einem Vogel, dem die Flügel begoſſen worden ſind. — So war ich denn, Gott ſey Dank, im Brodte. —

In dem Garten war ſchön leben, ich hatte täglich mein warmes Eſſen vollauf, und mehr Geld als ich zu Weine brauchte, nur hatte ich leider ziemlich viel zu thun. Auch die Tempel, Lauben und ſchönen grünen Gänge, das gefiel mir alles recht gut, wenn ich nur hätte ruhig drinn herumſpazieren können und vernünftig diskuriren, wie die Herren und Damen, die alle Tage dahin kamen. So oft der Gärtner fort und ich allein war, zog ich ſogleich mein kurzes Tabackspfeifchen heraus, ſetzte mich hin, und ſann auf ſchöne höfliche Redensarten, wie ich die eine junge ſchöne Dame, die mich in das Schloß mitbrachte, unterhalten wollte, wenn ich ein Kavalier wäre und mit ihr hier

herumginge. Oder ich legte mich an schwülen Nachmittagen auf den Rücken hin, wenn alles so still war, daß man nur die Bienen sumsen hörte, und sah zu wie über mir die Wolken nach meinem Dorfe zuflogen und die Gräser und Blumen sich hin und her bewegten, und gedachte an die Dame, und da geschah es denn oft, daß die schöne Frau mit der Guitarre oder einem Buche in der Ferne wirklich durch den Garten zog, so still, groß und freundlich wie ein Engelsbild, so daß ich nicht recht wußte, ob ich träumte oder wachte.

So sang ich auch einmal, wie ich eben bei einem Lusthause zur Arbeit vorbey ging, für mich hin:

Wohin ich geh' und schaue,
In Feld und Wald und Thal
Vom Berg' in's Himmelsblaue,
Viel schöne gnäd'ge Fraue,
Grüß' ich Dich tausendmal.

Da seh' ich aus dem dunkelkühlen Lusthause zwischen den halbgeöffneten Jalousien und Blumen, die dort standen, zwei schöne junge frische Augen hervorfunkeln. Ich war ganz erschrocken, ich sang das Lied nicht aus, sondern ging, ohne mich umzusehen, fort an die Arbeit.

Abends, es war grade an einem Sonnabend, und ich stand eben in der Vorfreude kommenden Sonntags mit der Geige im Gartenhause am Fenster und dachte noch an die funkelnden Augen, da kommt auf einmal die Kammerjungfer durch die Dämmerung dahergestri-

chen. „Da ſchickt Euch die vielſchöne gnädige Frau was, das ſollt Ihr auf ihre Geſundheit trinken. Eine gute Nacht auch!“ Damit ſetzte ſie mir fix eine Flaſche Wein auf's Fenſter und war ſogleich wieder zwiſchen den Blumen und Hecken verſchwunden, wie eine Eidechſe.

Ich aber ſtand noch lange vor der wunderſamen Flaſche, und wußte nicht wie mir geſchehen war. — Und hatte ich vorher luſtig die Geige geſtrichen, ſo ſpielt' und ſang ich jetzt erſt recht, und ſang das Lied von der ſchönen Frau ganz aus und alle meine Lieder, die ich nur wußte, bis alle Nachtigallen draußen erwachten und Mond und Sterne ſchon lange über dem Garten ſtanden. Ja, das war einmal eine gute ſchöne Nacht!

Es wird keinem an der Wiege geſungen, was künftig aus ihm wird, eine blinde Henne find't manchmal auch ein Korn, wer zuletzt lacht, lacht am beſten, unverhofft kommt oft, der Menſch denkt und Gott lenkt, ſo meditirt' ich, als ich am folgenden Tage wieder mit meiner Pfeife im Garten ſaß und es mir dabei, da ich ſo aufmerkſam an mir herunter ſah, faſt vorkommen wollte, als wäre ich doch eigentlich ein rechter Lump. — Ich ſtand nunmehr, ganz wider meine ſonſtige Gewohnheit, alle Tage ſehr zeitig auf, eh' ſich noch der Gärtner und die andern Arbeiter rührten. Da war es ſo wunderſchön draußen im Garten. Die Blumen, die Springbrunnen, die Roſenbüſche und der ganze Garten funkelten von der Morgenſonne wie lauter Gold und Edelſtein. Und in den hohen Buchen-

Alleen, da war es noch so still, kühl und andächtig wie in einer Kirche, nur die Vögel flatterten und pickten auf dem Sande. Gleich vor dem Schlosse, grade unter den Fenstern, wo die schöne Frau wohnte, war ein blühender Strauch. Dorthin ging ich dann immer am frühesten Morgen und duckte mich hinter die Aeste, um so nach den Fenstern zu sehen, denn mich im Freien zu produziren hatt' ich keine Kourage. Da sah ich nun allemal die allerschönste Dame noch heiß und halb verschlafen im schneeweißen Kleide an das offne Fenster hervortreten. Bald flocht sie sich die dunkelbraunen Haare und ließ dabei die anmuthig spielenden Augen über Busch und Garten ergehen, bald bog und band sie die Blumen, die vor ihrem Fenster standen, oder sie nahm auch die Guitarre in den weißen Arm und sang dazu so wundersam über den Garten hinaus, daß sich mir noch das Herz umwenden will vor Wehmuth, wenn mir eins von den Liedern bisweilen einfällt — und ach das alles ist schon lange her!

So dauerte das wohl über eine Woche. Aber das einemal, sie stand grade wieder am Fenster und alles war stille rings umher, fliegt mir eine fatale Fliege in die Nase und ich gebe mich an ein erschreckliches Niesen, das gar nicht enden will. Sie legt sich weit zum Fenster hinaus und sieht mich Aermsen hinter dem Strauche lauschen. — Nun schämte ich mich und kam viele Tage nicht hin.

Endlich wagte ich es wieder, aber das Fenster blieb diesmal zu, ich saß vier, fünf, sechs Morgen hinter

dem Strauche, aber ſie kam nicht wieder an's Fenſter. Da wurde mir die Zeit lang, ich faßte ein Herz und ging nun alle Morgen frank und frei längs dem Schloſſe unter allen Fenſtern hin. Aber die liebe ſchöne Frau blieb immer und immer aus. Eine Strecke weiter ſah ich dann immer die andere Dame am Fenſter ſtehn. Ich hatte ſie ſonſt ſo genau noch niemals geſehen. Sie war wahrhaftig recht ſchön roth und dick und gar prächtig und hoffärtig anzuſehn, wie eine Tulipane. Ich machte ihr immer ein tiefes Kompliment, und, ich kann nicht anders ſagen, ſie dankte mir jedesmal und nickte und blinzelte mit den Augen dazu ganz außerordentlich höflich. — Nur ein einzigesmal glaub' ich geſehn zu haben, daß auch die Schöne an ihrem Fenſter hinter der Gardine ſtand und verſteckt hervor guckte. —

Viele Tage gingen jedoch ins Land, ohne daß ich ſie ſah. Sie kam nicht mehr in den Garten, ſie kam nicht mehr an's Fenſter. Der Gärtner ſchalt mich einen faulen Bengel, ich war verdrüßlich, meine eigne Naſenſpitze war mir im Wege, wenn ich in Gottes freie Welt hinaus ſah.

So lag ich eines Sonntags Nachmittag im Garten und ärgerte mich, wie ich ſo in die blauen Wolken meiner Tabackspfeife hinausſah, daß ich mich nicht auf ein anderes Handwerk gelegt, und mich alſo morgen nicht auch wenigſtens auf einen blauen Montag zu freuen hätte. Die andern Burſche waren indeß alle wohlausſtaffirt nach den Tanzböden in der nahen Vor-

ſtadt hinausgezogen. Da wallte und wogte alles im Sonntagsputze in der warmen Luft zwiſchen den lichten Häuſern uud wandernden Leierkaſten ſchwärmend hin und zurück. Ich aber ſaß wie ein Rohrdommel im Schilfe eines einſamen Weihers im Garten und ſchaukelte mich auf dem Kahne, der dort angebunden war, während die Vesperglocken aus der Stadt über den Garten herüberſchallten und die Schwäne auf dem Waſſer langſam neben mir hin und her zogen. Mir war zum Sterben bange. —

Während deß hörte ich von weitem allerlei Stimmen, luſtiges Durcheinanderſprechen und Lachen, immer näher und näher, dann ſchimmerten roth' und weiße Tücher, Hüte und Federn durch's Grüne, auf einmal kommt ein heller lichter Haufen von jungen Herren und Damen vom Schloſſe über die Wieſe auf mich los, meine beide Damen mitten unter ihnen. Ich ſtand auf und wollte weggehen, da erblickte mich die ältere von den ſchönen Damen. „Ey, das iſt ja wie gerufen," rief ſie mir mit lachendem Munde zu, „fahr' Er uns doch an das jenſeitige Ufer über den Teich!" Die Damen ſtiegen nun eine nach der andern vorſichtig und furchtſam in den Kahn, die Herren halfen ihnen dabei und machten ſich ein wenig groß mit ihrer Kühnheit auf dem Waſſer. Als ſich darauf die Frauen alle auf die Seitenbänke gelagert hatten, ſtieß ich vom Ufer. Einer von den jungen Herren, der ganz vorn ſtand, fing unmerklich an zu ſchaukeln. Da wandten ſich die Damen furchtſam hin und her, einige ſchrien

gar. Die ſchöne Frau welche eine Lilie in der Hand hielt, ſaß dicht am Bord des Schiffleins und ſah ſtill-lächelnd in die klaren Wellen hinunter, die ſie mit der Lilie berührte, ſo daß ihr ganzes Bild zwiſchen den wiederſcheinenden Wolken und Bäumen im Waſſer noch einmal zu ſehen war, wie ein Engel, der leiſe durch den tiefen blauen Himmelsgrund zieht.

Wie ich noch ſo auf ſie hinſehe, fällt's auf einmal der andern luſtigen Dicken von meinen zwei Damen ein, ich ſollte ihr während der Fahrt Eins ſingen. Geſchwind dreht ſich ein ſehr zierlicher junger Herr mit einer Brille auf der Naſe, der neben ihr ſaß, zu ihr herum, küßt ihr ſanft die Hand und ſagt: „Ich danke ihnen für den ſinnigen Einfall! ein Volkslied, geſungen vom Volk in freiem Feld und Wald, iſt ein Alpenröslein auf der Alpe ſelbſt, — die Wunderhörner ſind nur Herbarien, — iſt die Seele der National-Seele.“ Ich aber ſagte, ich wiſſe nichts zu ſingen, was für ſolche Herrſchaften ſchön genug wäre. Da ſagte die ſchnippiſche Kammerjungfer, die mit einem Korbe voll Taſſen und Flaſchen hart neben mir ſtand und die ich bis jetzt noch gar nicht bemerkt hatte: „Weiß Er doch ein recht hübſches Liedchen von einer vielſchönen Frauе.“ — „Ja, ja, das ſing Er nur recht dreiſt weg,“ rief darauf ſogleich die Dame wieder. Ich wurde über und über roth. — Indem blickte auch die ſchöne Frau auf einmal vom Waſſer auf, und ſah mich an, daß es mir durch Leib und Seele ging. Da be-

ſann ich mich nicht lange, faßt' ein Herz, und ſang ſo recht aus voller Bruſt und Luſt:

Wohin ich geh' und ſchaue,
In Feld und Wald und Thal
Vom Berg' hinab in die Aue:
Viel ſchöne, hohe Fraue,
Grüß ich Dich tauſendmal.

In meinem Garten ſind' ich
Viel Blumen, ſchön und fein,
Viel Kränze wohl d'raus wind' ich
Und tauſend Gedanken bind' ich
Und Grüße mit darein.

Ihr darf ich keinen reichen,
Sie iſt zu hoch und ſchön,
Die müſſen alle verbleichen,
Die Liebe nur ohne Gleichen
Bleibt ewig im Herzen ſtehn.

Ich ſchein' wohl froher Dinge
Und ſchaffe auf und ab,
Und, ob das Herz zerſpringe,
Ich grabe fort und ſinge
Und grab' mir bald mein Grab.

Wir ſtießen ans Land, die Herrſchaften ſtiegen alle aus, viele von den jungen Herren hatten mich, ich bemerkt' es wohl, während ich ſang mit liſtigen Mienen und Flüſtern verſpottet vor den Damen. Der Herr mit der Brille faßte mich im Weggehen bey der Hand und ſagte mir, ich weiß ſelbſt nicht mehr was, die ältere von meinen Damen ſah mich ſehr freundlich an. Die ſchöne Frau hatte während meines ganzen Liedes

die Augen niedergeſchlagen und ging nun auch fort und ſagte gar nichts. — Mir aber ſtanden die Thränen in den Augen ſchon wie ich noch ſang, das Herz wollte mir zerſpringen von dem Liede vor Schaam und vor Schmerz, es fiel mir jetzt auf einmal alles recht ein, wie Sie ſo ſchön iſt und ich ſo arm bin und verſpottet und verlaſſen von der Welt, — und als ſie alle hinter den Büſchen verſchwunden waren, da konnt' ich mich nicht länger halten, ich warf mich in das Gras hin und weinte bitterlich.

Zweites Kapitel.

Dicht am herrſchaftlichen Garten ging die Landſtraße vorüber, nur durch eine hohe Mauer von derſelben geſchieden. Ein gar ſauberes Zollhäuschen mit rothem Ziegeldache war da erbaut, und hinter demſelben ein kleines buntumzäuntes Blumengärtchen, das durch eine Lücke in der Mauer des Schloßgartens hindurch an den ſchattigſten und verborgenſten Theil des letzteren ſtieß. Dort war eben der Zolleinnehmer geſtorben, der das alles ſonſt bewohnte. Da kam des einen Morgens frühzeitig, da ich noch im tiefſten Schlafe lag, der Schreiber vom Schloſſe zu mir und rief mich ſchleunigſt zum Herrn Amtmann. Ich zog mich geſchwind an und ſchlenderte hinter dem luſtigen Schreiber her, der unterwegs bald da bald dort eine Blume abbrach und vorn an den Rock ſteckte, bald mit

seinem Spazierstöckchen künstlich in der Luft herumfocht und allerlei zu mir in den Wind hineinparlirte, wovon ich aber nichts verstand, weil mir die Augen und Ohren noch voller Schlaf lagen. Als ich in die Kanzlei trat, wo es noch gar nicht recht Tag war, sah der Amtmann hinter einem ungeheuren Dintenfasse und Stößen von Papier und Büchern und einer ansehnlichen Perücke, wie die Eule aus ihrem Nest, auf mich und hob an: „Wie heißt Er? Woher ist Er? Kann Er schreiben, lesen und rechnen?“ Da ich das bejahte, versetzte er: „Na, die gnädige Herrschaft hat Ihm, in Betrachtung Seiner guten Aufführung und besondern Meriten, die ledige Einnehmer-Stelle zugedacht.“ — Ich überdachte in der Geschwindigkeit für mich meine bisherige Aufführung und Manieren, und ich mußte gestehen, ich fand am Ende selber, daß der Amtmann Recht hatte. — Und so war ich denn wirklich Zolleinnehmer, ehe ich mich's versah.

Ich bezog nun sogleich meine neue Wohnung und war in kurzer Zeit eingerichtet. Ich hatte noch mehrere Geräthschaften gefunden, die der selige Einnehmer seinem Nachfolger hinterlassen, unter andern einen prächtigen rothen Schlafrock mit gelben Punkten, grüne Pantoffeln, eine Schlafmütze und einige Pfeifen mit langen Röhren. Das alles hatte ich mir schon einmal gewünscht als ich noch zu Hause war, wo ich immer unsern Pfarrer so kommode herumgehen sah. Den ganzen Tag, (zu thun hatte ich weiter nichts) saß ich daher auf dem Bänkchen vor meinem Hause

in Schlafrock und Schlafmütze, rauchte Tabak aus dem längſten Rohre, das ich nach dem ſeligen Einnehmer gefunden hatte, und ſah zu, wie die Leute auf der Landſtraße hin- und hergingen, fuhren und ritten. Ich wünſchte nur immer, daß auch einmal ein paar Leute aus meinem Dorfe, die immer ſagten, aus mir würde mein Lebtage nichts, hier vorüber kommen und mich ſo ſehen möchten. — Der Schlafrock ſtand mir ſchön zu Geſichte, und überhaupt das alles behagte mir ſehr gut. So ſaß ich denn da und dachte mir mancherlei hin und her, wie aller Anfang ſchwer iſt, wie das vornehmere Leben doch eigentlich recht kommode ſei, und faßte heimlich den Entſchluß, nunmehr alles Reiſen zu laſſen, auch Geld zu ſparen wie die andern, und es mit der Zeit gewiß zu etwas Großem in der Welt zu bringen. Inzwiſchen vergaß ich über meinen Entſchlüſſen, Sorgen und Geſchäften die allerſchönſte Frau keineswegs.

Die Kartoffeln und anderes Gemüſe, das ich in meinem kleinen Gärtchen fand, warf ich hinaus und bebaute es ganz mit den auserleſenſten Blumen, worüber mich der Portier vom Schloſſe mit der großen kurfürſtlichen Naſe, der, ſeitdem ich hier wohnte, oft zu mir kam und mein intimer Freund geworden war, bedenklich von der Seite anſah, und mich für einen hielt, den ſein plötzliches Glück verrückt gemacht hätte. Ich aber ließ mich das nicht anfechten. Denn nicht weit von mir im herrſchaftlichen Garten hörte ich feine Stimmen ſprechen, unter denen ich die mei-

ner ſchönen Frau zu erkennen meinte, obgleich ich wegen des dichten Gebüſches Niemand ſehen konnte. Da band ich denn alle Tage einen Strauß von den ſchönſten Blumen die ich hatte, ſtieg jeden Abend, wenn es dunkel wurde, über die Mauer, und legte ihn auf einen ſteinernen Tiſch hin, der dort inmitten einer Laube ſtand; und jeden Abend wenn ich den neuen Strauß brachte, war der alte von dem Tiſche fort.

Eines Abends war die Herrſchaft auf die Jagd geritten; die Sonne ging eben unter und bedeckte das ganze Land mit Glanz und Schimmer, die Donau ſchlängelte ſich prächtig wie von lauter Gold und Feuer in die weite Ferne, von allen Bergen bis tief ins Land hinein ſangen und jauchzten die Winzer. Ich ſaß mit dem Portier auf dem Bänkchen vor meinem Hauſe, und freute mich in der lauen Luft, und wie der luſtige Tag ſo langſam vor uns verdunkelte und verhallte. Da ließen ſich auf einmal die Hörner der zurückkehrenden Jäger von Ferne vernehmen, die von den Bergen gegenüber einander von Zeit zu Zeit lieblich Antwort gaben. Ich war recht im innerſten Herzen vergnügt und ſprang auf und rief wie bezaubert und verzückt vor Luſt: „Nein, das iſt mir doch ein Metier, die edle Jägerei!“ Der Portier aber klopfte ſich ruhig die Pfeife aus und ſagte: „Das denkt Ihr Euch juſt ſo. Ich habe es auch mitgemacht, man verdient ſich kaum die Sohlen, die man ſich abläuft; und Huſten und Schnupfen wird man erſt gar nicht los, das kommt von den ewig naſſen Füßen.“ — Ich weiß

nicht, mich packte da ein närrischer Zorn, daß ich ordentlich am ganzen Leibe zitterte. Mir war auf einmal der ganze Kerl mit seinem langweiligen Mantel, die ewigen Füße, sein Tabacksschnupfen, die große Nase und alles abscheulich. — Ich faßte ihn, wie außer mir, bei der Brust und sagte: „Portier, jetzt sichert Ihr Euch nach Hause, oder ich prügle Euch 'hier sogleich durch!“ Den Portier überfiel bei diesen Worten seine alte Meinung, ich wäre verrückt geworden. Er sah mich bedenklich und mit heimlicher Furcht an, machte sich, ohne ein Wort zu sprechen, von mir los und ging, immer noch unheimlich nach mir zurück blickend, mit langen Schritten nach dem Schlosse, wo er athemlos aussagte, ich sei nun wirklich rasend geworden.

Ich aber mußte am Ende laut auflachen und war herzlich froh, den superklugen Gesellen los zu seyn, denn es war grade die Zeit, wo ich den Blumenstrauß immer in die Laube zu legen pflegte. Ich sprang auch heute schnell über die Mauer und ging eben auf das steinerne Tischchen los, als ich in einiger Entfernung Pferdetritte vernahm. Entspringen konnt' ich nicht mehr, denn schon kam meine schöne gnädige Frau selber, in einem grünen Jagdhabit und mit nickenden Federn auf dem Hute, langsam und wie es schien in tiefen Gedanken die Allee herabgeritten. Es war mir nicht anders zu Muthe, als da ich sonst in den alten Büchern bei meinem Vater von der schönen Magelone gelesen, wie sie so zwischen den immer näher schallen-

den Waldhornsklängen und wechselnden Abendlichtern unter den hohen Bäumen hervor kam, — ich konnte nicht vom Fleck. Sie aber erschrack heftig, als sie mich auf einmal gewahr wurde, und hielt fast unwillkührlich still. Ich war wie betrunken vor Angst, Herzklopfen und großer Freude, und da ich bemerkte, daß sie wirklich meinen Blumenstrauß von gestern an der Brust hatte, konnte ich mich nicht länger halten, sondern sagte ganz verwirrt: „Schönste gnädige Frau, nehmt auch noch diesen Blumenstrauß von mir, und alle Blumen aus meinem Garten und alles was ich habe. Ach könnt' ich nur für Euch in's Feuer springen!“ — Sie hatte mich gleich anfangs so ernsthaft und fast böse angeblickt, daß es mir durch Mark und Bein ging, dann aber hielt sie, so lange ich redete, die Augen tief niedergeschlagen. So eben ließen sich einige Reuter und Stimmen im Gebüsch hören. Da ergriff sie schnell den Strauß aus meiner Hand und war bald, ohne ein Wort zu sagen, am andern Ende des Bogenganges verschwunden.

Seit diesem Abend hatte ich weder Ruh' noch Rast mehr. Es war mir beständig zu Muthe wie sonst immer, wenn der Frühling anfangen sollte, so unruhig und fröhlich, ohne daß ich wußte warum, als stünde mir ein großes Glück oder sonst etwas Außerordentliches bevor. Besonders das fatale Rechnen wollte mir nun erst gar nicht mehr von der Hand, und ich hatte, wenn der Sonnenschein durch den Kastanienbaum vor dem Fenster grüngolden auf die Ziffern fiel, und so fix

vom Transport bis zum Latus und wieder hinauf und hinab addirte, gar seltsame Gedanken dabei, so daß ich manchmal ganz verwirrt wurde, und wahrhaftig nicht bis drei zählen konnte. Denn die acht kam mir immer vor wie meine dicke enggeschnürte Dame mit dem breiten Kopfputz, die böse sieben war gar wie ein ewig rückwärts zeigender Wegweiser oder Galgen. — Am meisten Spaß machte mir noch die neun, die sich mir so oft, eh' ich mich's versah, lustig als sechs auf den Kopf stellte, während die zwei wie ein Fragezeichen so pfiffig drein sah, als wollte sie mich fragen: Wo soll das am Ende noch hinaus mit Dir, Du arme Null? Ohne Sie, diese schlanke Eins und Alles, bleibst Du doch ewig Nichts!

Auch das Sitzen draußen vor der Thür wollte mir nicht mehr behagen Ich nahm mir, um es kommoder zu haben, einen Schemel mit heraus und streckte die Füße darauf, ich flickte ein altes Parasol vom Einnehmer, und steckte es gegen die Sonne wie ein chinesisches Lusthaus über mich. Aber es half nichts. Es schien mir, wie ich so saß und rauchte und spekulirte, als würden mir allmählig die Beine immer länger vor Langerweile, und die Nase wüchse mir vom Nichtsthun, wenn ich so stundenlang an ihr herunter sah. — Und wenn denn manchmal noch vor Tagesanbruch eine Extrapost vorbei kam, und ich trat halb verschlafen in die kühle Luft hinaus, und ein niedliches Gesichtchen, von dem man in der Dämmerung nur die funkelnden Augen sah, bog sich neugierig zum Wagen hervor und

bot mir freundlich einen guten Morgen, in den Dörfern aber ringsumher krähten die Hähne so frisch über die leisewogenden Kornfelder herüber, und zwischen den Morgenstreifen hoch am Himmel schweiften schon einzelne zu früh erwachte Lerchen, und der Postillon nahm dann sein Posthorn und fuhr weiter und blies und blies — da stand ich lange und sah dem Wagen nach, und es war mir nicht anders, als müßt' ich nur sogleich mit fort, weit, weit in die Welt. —

Meine Blumensträuße legte ich indeß immer noch, sobald die Sonne unterging, auf den steinernen Tisch in der dunkeln Laube. Aber das war es eben: damit war es nun aus seit jenem Abend. — Kein Mensch kümmerte sich darum: so oft ich des Morgens frühzeitig nachsah, lagen die Blumen noch immer da wie gestern, und sahen mich mit ihren verwelkten niederhängenden Köpfchen und darauf stehenden Thautropfen ordentlich betrübt an, als ob sie weinten. — Das verdroß mich sehr. Ich band gar keinen Strauß mehr. In meinem Garten mochte nun auch das Unkraut treiben wie es wollte, und die Blumen ließ ich ruhig stehn und wachsen bis der Wind die Blätter verwehte. War mir's doch eben so wild und bunt und verstört im Herzen.

In diesen kritischen Zeitläuften geschah es denn, daß einmal, als ich eben zu Hause im Fenster liege und verdrüßlich in die leere Luft hinaus sehe, die Kammerjungfer vom Schlosse über die Straße daher getrippelt kommt. Sie lenkte, da sie mich erblickte,

ſchnell zu mir ein und blieb am Fenſter ſtehen. — „Der gnädige Herr iſt geſtern von ſeiner Reiſe zurückgekommen,“ ſagte ſie eilfertig. „So?“ entgegnete ich verwundert — denn ich hatte mich ſchon ſeit einigen Wochen um nichts bekümmert, und wußte nicht einmal, daß der Herr auf Reiſen war, — „da wird ſeine Tochter, die junge gnädige Frau, auch große Freude gehabt haben.“ — Die Kammerjungfer ſah mich kurios von oben bis unten an, ſo daß ich mich ordentlich ſelber beſinnen mußte, ob ich was Dummes geſagt hätte. — „Er weiß aber auch gar nichts,“ ſagte ſie endlich und rümpfte das kleine Näschen. „Nun,“ fuhr ſie fort, „es ſoll heute Abend dem Herrn zu Ehren Tanz im Schloſſe ſeyn und Maskerade. Meine gnädige Frau wird auch maskirt ſeyn, als Gärtnerin — verſteht er auch recht — als Gärtnerin. Nun hat die gnädige Frau geſehen, daß er beſonders ſchöne Blumen hat in ſeinem Garten.“ — Das iſt ſeltſam, dachte ich bei mir ſelbſt, man ſieht doch jetzt faſt keine Blumen mehr vor Unkraut. — Sie aber fuhr fort: „Da nun die gnädige Frau ſchöne Blumen zu ihrem Anzuge braucht, aber ganz friſche, die eben vom Beete kommen, ſo ſoll Er ihr welche bringen und heute Abend, wenns dunkel geworden iſt, damit unter dem großen Birnbaum im Schloßgarten warten, da wird ſie dann kommen und die Blumen abholen.“

Ich war ganz verblüfft vor Freude über dieſe Nachricht, und lief in meiner Entzückung vom Fenſter zu der Kammerjungfer hinaus. —

„Pfui, der garſtige Schlafrock!“ rief dieſe aus, da ſie mich auf einmal ſo in meinem Aufzuge im Freien ſah. Das ärgerte mich, ich wollte auch nicht dahinter bleiben in der Galanterie, und machte einige artige Kapriolen, um ſie zu erhaſchen und zu küſſen. Aber unglücklicher Weiſe verwickelte ſich mir dabei der Schlafrock, der mir viel zu lang war, unter den Füßen, und ich fiel der Länge nach auf die Erde. Als ich mich wieder zuſammen raffte, war die Kammerjungfer ſchon weit fort, und ich hörte ſie noch von Ferne lachen, daß ſie ſich die Seiten halten mußte.

Nun aber hatt' ich was zu ſinnen und mich zu freuen. Sie dachte ja noch immer an mich und meine Blumen! Ich ging in mein Gärtchen und riß haſtig alles Unkraut von den Beeten, und warf es hoch über meinen Kopf weg in die ſchimmernde Luft, als zög' ich alle Uebel und Melancholie mit der Wurzel heraus. Die Roſen waren nun wieder wie ihr Mund, die himmelblauen Winden wie ihre Augen, die ſchneeweiße Lilie mit ihrem ſchwermüthig geſenkten Köpfchen ſah ganz aus wie Sie. Ich legte alle ſorgfältig in einem Körbchen zuſammen. Es war ein ſtiller ſchöner Abend und kein Wölkchen am Himmel. Einzelne Sterne traten ſchon am Firmamente hervor, von weitem rauſchte die Donau über die Felder herüber, in den hohen Bäumen im herrſchaftlichen Garten neben mir ſangen unzählige Vögel luſtig durcheinander. Ach, ich war ſo glücklich!

Als endlich die Nacht hereinbrach, nahm ich mein

Körbchen an den Arm und machte mich auf den Weg nach dem großen Garten. In dem Körbchen lag alles so bunt und anmuthig durcheinander, weiß, roth, blau und duftig, daß mir ordentlich das Herz lachte, wenn ich hinein sah.

Ich ging voller fröhlicher Gedanken bei dem schönen Mondschein durch die stillen, reinlich mit Sand bestreuten Gänge über die kleinen weißen Brücken, unter denen die Schwäne eingeschlafen auf dem Wasser saßen, an den zierlichen Lauben und Lusthäusern vorüber. Den großen Birnbaum hatte ich gar bald aufgefunden, denn es war derselbe, unter dem ich sonst, als ich noch Gärtnerbursche war, an schwülen Nachmittagen gelegen.

Hier war es so einsam dunkel. Nur eine hohe Espe zitterte und flüsterte mit ihren silbernen Blättern in einem fort. Vom Schlosse schallte manchmal die Tanzmusik herüber. Auch Menschenstimmen hörte ich zuweilen im Garten, die kamen oft ganz nahe an mich heran, dann wurde es auf einmal wieder ganz still.

Mir klopfte das Herz. Es war mir schauerlich und seltsam zu Muthe, als wenn ich jemanden bestehlen wollte. Ich stand lange Zeit stockstill an den Baum gelehnt und lauschte nach allen Seiten, da aber immer Niemand kam, konnt' ich es nicht länger aushalten. Ich hing mein Körbchen an den Arm und kletterte schnell auf den Birnbaum hinauf, um wieder im Freien Luft zu schöpfen.

Da droben ſchallte mir die Tanzmuſik erſt recht über die Wipfel entgegen. Ich überſah den ganzen Garten und grade in die hellerleuchteten Fenſter des Schloſſes hinein. Dort drehten ſich die Kronleuchter langſam wie Kränze von Sternen, unzählige geputzte Herren und Damen, wie in einem Schattenſpiele, wogten und walzten und wirrten da bunt und unkenntlich durcheinander, manchmal legten ſich welche ins Fenſter und ſahen hinunter in den Garten. Draußen vor dem Schloſſe aber waren der Raſen, die Sträucher und die Bäume von den vielen Lichtern aus dem Saale wie vergoldet, ſo daß ordentlich die Blumen und die Vögel aufzuwachen ſchienen. Weiterhin um mich herum und hinter mir lag der Garten ſo ſchwarz und ſtill.

Da tanzt Sie nun, dacht' ich in dem Baume droben bei mir ſelber, und hat gewiß lange wieder Dich und Deine Blumen vergeſſen. Alles iſt ſo fröhlich, um Dich kümmert ſich kein Menſch. — Und ſo geht es mir überall und immer. Jeder hat ſein Plätzchen auf der Erde ausgeſteckt, hat ſeinen warmen Ofen, ſeine Taſſe Kaffee, ſeine Frau, ſein Glas Wein zu Abend, und iſt ſo recht zufrieden; ſelbſt dem Portier iſt ganz wohl in ſeiner langen Haut. — Mir iſt's nirgends recht. Es iſt, als wäre ich überall eben zu ſpät gekommen, als hätte die ganze Welt gar nicht auf mich gerechnet. —

Wie ich eben ſo philoſophire, höre ich auf einmal unten im Graſe etwas einherraſcheln. Zwei feine Stimmen ſprachen ganz nahe und leiſe miteinander. Bald darauf

bogen ſich die Zweige in dem Geſträuch auseinander, und die Kammerjungfer ſteckte ihr kleines Geſichtchen, ſich nach allen Seiten umſehend, zwiſchen der Laube hindurch. Der Mondſchein funkelte recht auf ihren pfiffigen Augen, wie ſie hervorguckten. Ich hielt den Athem an mich und blickte unverwandt hinunter. Es dauerte auch nicht lange, ſo trat wirklich die Gärtnerin, ganz ſo wie mir ſie die Kammerjungfer geſtern beſchrieben hatte, zwiſchen den Bäumen heraus. Mein Herz klopfte mir zum zerſpringen. Sie aber hatte eine Larve vor und ſah ſich, wie mir ſchien, verwundert auf dem Platze um. — Da wollt's mir vorkommen, als wäre ſie gar nicht recht ſchlank und niedlich. — Endlich trat ſie ganz nahe an den Baum und nahm die Larve ab. — Es war wahrhaftig die andere ältere gnädige Frau!

Wie froh war ich nun, als ich mich vom erſten Schreck erholt hatte, daß ich mich hier oben in Sicherheit befand. Wie in aller Welt, dachte ich, kommt die nur jetzt hierher? wenn nun die liebe ſchöne gnädige Frau die Blumen abholt, — das wird eine ſchöne Geſchichte werden! Ich hätte am Ende weinen mögen vor Aerger über den ganzen Spektakel.

Indem hub die verkappte Gärtnerin unten an: „Es iſt ſo ſtickend heiß draben im Saale, ich mußte mich ein wenig abkühlen gehen in der freien ſchönen Natur.“ Dabei fächelte ſie ſich mit der Larve in einem fort und blies die Luft von ſich. Bei dem hellen Mondſchein konnt' ich deutlich erkennen, wie ihr die

Flechſen am Halſe ordentlich aufgeſchwollen waren; ſie ſah ganz erboßt aus und ziegelroth im Geſichte. Die Kammerjungfer ſuchte unterdeß hinter allen Hecken herum, als hätte ſie eine Stecknadel verloren. —

„Ich brauche ſo nothwendig noch friſche Blumen zu meiner Maske,“ fuhr die Gärtnerin von neuem fort, „wo er auch ſtecken mag!“ — Die Kammerjungfer ſuchte und kicherte dabei immer fort heimlich in ſich ſelbſt hinein. — „Sagteſt Du was, Roſette?“ fragte die Gärtnerin ſpitzig. — „Ich ſage was ich immer geſagt habe,“ erwiederte die Kammerjungfer und machte ein ganz ernſthaftes treuherziges Geſicht, „der ganze Einnehmer iſt und bleibt ein Lümmel, er liegt gewiß irgendwo hinter einem Strauche und ſchläft.“

Mir zuckte es in allen meinen Gliedern, herunter zu ſpringen und meine Reputation zu retten — da hörte man auf einmal ein großes Paucken und Muſiziren und Lärmen vom Schloſſe her.

Nun hielt ſich die Gärtnerin nicht länger. „Da bringen die Menſchen,“ fuhr ſie verdrüßlich auf, „dem Herrn das Vivat. Komm, man wird uns vermiſſen!“ — Und hiermit ſteckte ſie die Larve ſchnell vor und ging wüthend mit der Kammerjungfer nach dem Schloſſe zu fort. Die Bäume und Sträucher wieſen kurios, wie mit langen Naſen und Fingern hinter ihr drein, der Mondſchein tanzte noch fix, wie über eine Klaviatur, über ihre breite Taille auf und nieder, und ſo nahm ſie, ſo recht wie ich auf dem Theater manchmal

die Sängerinnen gesehn, unter Trompeten und Pauken schnell ihren Abzug.

Ich aber wußte in meinem Baume droben eigentlich gar nicht recht, wie mir geschehen, und richtete nunmehr meine Augen unverwandt auf das Schloß hin; denn ein Kreis hoher Windlichter unten an den Stufen des Einganges warf dort einen seltsamen Schein über die blitzenden Fenster und weit in den Garten hinein. Es war die Dienerschaft, die so eben ihrer jungen Herrschaft ein Ständchen brachte. Mitten unter ihnen stand der prächtig aufgeputzte Portier wie ein Staatsminister, vor einem Notenpulte, und arbeitete sich emsig an einem Fagot ab.

Wie ich mich so eben zurecht setzte, um der schönen Serenade zuzuhören, gingen auf einmal oben auf dem Balkon des Schlosses die Flügelthüren auf. Ein hoher Herr, schön und stattlich in Uniform und mit vielen funkelnden Sternen, trat auf den Balkon heraus, und an seiner Hand — die schöne junge gnädige Frau, in ganz weißem Kleide, wie eine Lilie in der Nacht, oder wie wenn der Mond über das klare Firmament zöge.

Ich konnte keinen Blick von dem Platze verwenden, und Garten, Bäume und Felder gingen unter vor meinen Sinnen, wie sie so wundersam beleuchtet von den Fackeln, hoch und schlank da stand, und bald anmuthig mit dem schönen Offizier sprach, bald wieder freundlich zu den Musikanten herunter nickte. Die Leute unten waren außer sich vor Freude, und ich hielt

mich am Ende auch nicht mehr und ſchrie immer aus Leibeskräften Vivat mit. —

Als ſie aber bald darauf wieder von dem Balkon verſchwand, unten eine Fackel nach der andern verlöſchte, und die Notenpulte weggeräumt wurden, und nun der Garten rings um her auch wieder finſter wurde und rauſchte wie vorher — da merkt' ich erſt alles — da fiel es mir auf einmal auf's Herz, daß mich wohl eigentlich nur die Tante mit den Blumen beſtellt hatte, daß die Schöne gar nicht an mich dachte und lange verheirathet iſt, und daß ich ſelber ein groſſer Narr war.

Alles das verſenkte mich recht in einen Abgrund von Nachſinnen. Ich wickelte mich, gleich einem Igel, in die Stacheln meiner eignen Gedanken zuſammen; vom Schloſſe ſchallte die Tanzmuſik nur noch ſeltner herüber, die Wolken wanderten einſam über den dunkeln Garten weg. Und ſo ſaß ich auf dem Baume droben, wie die Nachteule, in den Ruinen meines Glück's die ganze Nacht hindurch.

Die kühle Morgenluft weckte mich endlich aus meinen Träumereien. Ich erſtaunte ordentlich, wie ich ſo auf einmal um mich her blickte. Muſik und Tanz war lange vorbei, im Schloſſe und rings um das Schloß herum auf dem Raſenplatze und den ſteinernen Stufen und Säulen ſah alles ſo ſtill, kühl und feierlich aus; nur der Springbrunnen vor dem Eingange plätſcherte einſam in einem fort. Hin und her in den Zweigen neben mir erwachten ſchon die Vögel, ſchüt-

telten ihre bunten Federn und sahen, die kleinen Flügel dehnend, neugierig und verwundert ihren seltsamen Schlafkammeraden an. Fröhlich schweifende Morgenstrahlen funkelten über den Garten weg auf meine Brust.

Da richtete ich mich in meinem Baume auf, und sah seit langer Zeit zum erstenmale wieder einmal so recht weit in das Land hinaus, wie da schon einzelne Schiffe auf der Donau zwischen den Weinbergen herabfuhren, und die noch leeren Landstraßen wie Brücken über das schimmernde Land sich fern über die Berge und Thäler hinausschwangen.

Ich weiß nicht wie es kam — aber mich packte da auf einmal wieder meine ehemalige Reiselust: alle die alte Wehmuth und Freude und große Erwartung. Mir fiel dabei zugleich ein, wie nun die schöne Frau droben auf dem Schlosse zwischen Blumen und unter seid'nen Decken schlummerte, und ein Engel bei ihr auf dem Bette säße in der Morgenstille. — Nein, rief ich aus, fort muß ich von hier, und immer fort, so weit als der Himmel blau ist!

Und hiermit nahm ich mein Körbchen, und warf es hoch in die Luft, so daß es recht lieblich anzusehen war, wie die Blumen zwischen den Zweigen und auf dem grünen Rasen unten bunt umher lagen. Dann stieg ich selber schnell herunter und ging durch den stillen Garten auf meine Wohnung zu. Gar oft blieb ich da noch stehen auf manchem Plätzchen, wo ich sie

ſonſt wohl einmal geſehen, oder im Schatten liegend an Sie gedacht hatte.

In und um mein Häuschen ſah alles noch ſo aus, wie ich es geſtern verlaſſen hatte. Das Gärtchen war geplündert und wüſt, im Zimmer drin lag noch das große Rechnungsbuch aufgeſchlagen, meine Geige, die ich ſchon faſt ganz vergeſſen hatte, hing verſtaubt an der Wand. Ein Morgenſtrahl aber, aus dem gegenüberſtehenden Fenſter, fuhr grade blitzend über die Saiten. Das gab einen rechten Klang in meinem Herzen. Ja, ſagt' ich, komm nur her, Du getreues Inſtrument! Unſer Reich iſt nicht von dieſer Welt! —

Und ſo nahm ich die Geige von der Wand, ließ Rechnungsbuch, Schlafrock, Pantoffeln, Pfeifen und Parafol liegen und wanderte, arm wie ich gekommen war, aus meinem Häuschen und auf der glänzenden Landſtraße von dannen.

Ich blickte noch oft zurück; mir war gar ſeltſam zu Muthe, ſo traurig und doch auch wieder ſo überaus fröhlich, wie ein Vogel, der aus ſeinem Käfig ausreißt. Und als ich ſchon eine weite Strecke gegangen war, nahm ich draußen im Freien meine Geige vor und ſang:

Den lieben Gott laß ich nur walten;
Der Bächlein, Lerchen, Wald und Feld
Und Erd' und Himmel thut erhalten,
Hat auch mein Sach' auf's Beſt' beſtellt!

Das Schloß, der Garten und die Thürme von Wien waren ſchon hinter mir im Morgenduft verſun-

ken, über mir jubilirten unzählige Lerchen hoch in der Luft; so zog ich zwischen den grünen Bergen und an luſtigen Städten und Dörfern vorbei gen Italien hinunter.

Drittes Kapitel.

Aber das war nun ſchlimm! Ich hatte noch gar nicht daran gedacht, daß ich eigentlich den rechten Weg nicht wußte. Auch war rings umher kein Menſch zu ſehen in der ſtillen Morgenſtunde, den ich hätte fragen können, und nicht weit von mir theilte ſich die Landſtraße in viele neue Landſtraßen, die gingen weit, weit über die höchſten Berge fort, als führten ſie aus der Welt hinaus, ſo daß mir ordentlich ſchwindelte, wenn ich recht hinſah.

Endlich kam ein Bauer des Weges daher, der, glaub ich, nach der Kirche ging, da es heut eben Sonntag war, in einem altmodiſchen Ueberrocke mit großen ſilbernen Knöpfen und einem langen ſpaniſchen Rohr mit einem ſehr maſſiven ſilbernen Stockknopf darauf, der ſchon von weiten in der Sonne funkelte. Ich frug ihn ſogleich mit vieler Höflichkeit: „Können Sie mir nicht ſagen, wo der Weg nach Italien geht?“ — Der Bauer blieb ſtehen, ſah mich an, beſann ſich dann mit weit vorgeſchobner Unterlippe, und ſah mich wieder an. Ich ſagte noch einmal: „nach Italien, wo die

Pommeranzen wachſen.“ — „Ach was gehn mich ſeine Pommeranzen an!“ ſagte der Bauer da, und ſchritt wacker wieder weiter. Ich hätte dem Manne mehr Konduite zugetraut, denn er ſah recht ſtattlich aus.

Was war nun zu machen? Wieder umkehren und in mein Dorf zurückgehn? Da hätten die Leute mit den Fingern auf mich gewieſen, und die Jungen wären um mich herumgeſprungen: Ey, tauſend willkommen aus der Welt! wie ſieht es denn aus in der Welt? hat er uns nicht Pfefferkuchen mitgebracht aus der Welt? — Der Portier mit der kurfürſtlichen Naſe, welcher überhaupt viele Kenntniſſe von der Weltgeſchichte hatte, ſagte oft zu mir: „Werthgeſchätzter Herr Einnehmer! Italien iſt ein ſchönes Land, da ſorgt der liebe Gott für alles, da kann man ſich im Sonnenſchein auf den Rücken legen, ſo wachſen einem die Roſinen ins Maul, und wenn einen die Tarantel beißt, ſo tanzt man mit ungemeiner Gelenkigkeit, wenn man auch ſonſt nicht tanzen gelernt hat.“ — Nein, nach Italien, nach Italien! rief ich voller Vergnügen aus, und rannte, ohne an die verſchiedenen Wege zu denken, auf der Straße fort, die mir eben vor die Füße kam.

Als ich eine Strecke ſo fort gewandert war, ſah ich rechts von der Straße einen ſehr ſchönen Baumgarten, wo die Morgenſonne ſo luſtig zwiſchen den Stämmen und Wipfeln hindurch ſchimmerte, daß es ausſah, als wäre der Raſen mit goldenen Teppichen belegt. Da ich keinen Menſchen erblickte, ſtieg ich über

den niedrigen Gartenzaun und legte mich recht behaglich unter einem Apfelbaum ins Gras, denn von dem gestrigen Nachtlager auf dem Baume thaten mir noch alle Glieder weh. Da konnte man weit in's Land hinaussehen, und da es Sonntag war, so kamen bis aus der weitesten Ferne Glockenklänge über die stillen Felder herüber und geputzte Landleute zogen überall zwischen Wiesen und Büschen nach der Kirche. Ich war recht fröhlich im Herzen, die Vögel sangen über mir im Baume, ich dachte an meine Mühle und an den Garten der schönen gnädigen Frau, und wie das alles nun so weit weit lag — bis ich zuletzt einschlummerte. Da träumte mir, als käme die schöne Fraue aus der prächtigen Gegend unten zu mir gegangen oder eigentlich langsam geflogen zwischen den Glockenklängen, mit langen weißen Schleiern, die im Morgenrothe wehten. Dann war es wieder, als wären wir gar nicht in der Fremde, sondern bei meinem Dorfe an der Mühle in den tiefen Schatten. Aber da war alles still und leer, wie wenn die Leute Sonntag in der Kirche sind und nur der Orgelklang durch die Bäume herüber kommt, daß es mir recht im Herzen weh that. Die schöne Frau aber war sehr gut und freundlich, sie hielt mich an der Hand und ging mit mir, und sang in einemfort in dieser Einsamkeit das schöne Lied, das sie damals immer frühmorgens am offenen Fenster zur Guitarre gesungen hat, und ich sah dabei ihr Bild in dem stillen Weiher, noch viel tausendmal schöner, aber mit sonderbaren großen Augen, die mich so starr ansa-

hen, daß ich mich beinah gefürchtet hätte. — Da fing auf einmal die Mühle, erſt in einzelnen langſamen Schlägen, dann immer ſchneller und heftiger an zu gehen und zu brauſen, der Weiher wurde dunkel und kräuſelte ſich, die ſchöne Fraue wurde ganz bleich und ihre Schleier wurden immer länger und länger und flatterten entſetzlich in langen Spitzen, wie Nebelſtreifen, hoch am Himmel empor; das Sauſen nahm immer mehr zu, oft war es, als bliese der Portier auf ſeinem Fagot dazwiſchen, bis ich endlich mit heftigem Herzklopfen aufwachte.

Es hatte ſich wirklich ein Wind erhoben, der leiſe über mir durch den Apfelbaum ging; aber was ſo braußte und rumorte, war weder die Mühle noch der Portier, ſondern derſelbe Bauer, der mir vorhin den Weg nach Italien nicht zeigen wollte. Er hatte aber ſeinen Sonntagsſtaat ausgezogen und ſtand in einem weißen Kamiſol vor mir. „Na,“ ſagte er, da ich mir noch den Schlaf aus den Augen wiſchte, „will Er etwa hier Poperenzen klauben, daß er mir das ſchöne Gras ſo zertrampelt, anſtatt in die Kirche zu gehen, Er Faullenzer!“ — Mich ärgert' es nur, daß mich der Grobian aufgeweckt hatte. Ich ſprang ganz erboßt auf und verſetzte geſchwind: „Was, Er will mich hier ausſchimpfen? Ich bin Gärtner geweſen, eh' Er daran dachte, und Einnehmer, und wenn er zur Stadt gefahren wäre, hätte Er die ſchmierige Schlafmütze vor mir abnehmen müſſen, und hatte mein Haus und meinen rothen Schlafrock mit gelben Punkten.“ —

Aber der Knollfink ſcheerte ſich gar nichts darum, ſondern ſtemmte beide Arme in die Seiten und ſagte bloß: „Was will Er denn? he! he!“ Dabei ſah ich, daß es eigentlich ein kurzer, ſtämmiger, krummbeiniger Kerl war, und vorſtehende glotzende Augen und eine rothe etwas ſchiefe Naſe hatte. Und wie er immer fort nichts weiter ſagte als: „he! — he!“ — und dabei jedesmal einen Schritt näher auf mich zukam, da überfiel mich auf einmal eine ſo kurioſe grausliche Angſt, daß ich mich ſchnell aufmachte, über den Zaun ſprang und, ohne mich umzuſehen, immer fort querfeldein lief, daß mir die Geige in der Taſche klang.

Als ich endlich wieder ſtill hielt um Athem zu ſchöpfen, war der Garten und das ganze Thal nicht mehr zu ſehen, und ich ſtand in einem ſchönen Walde. Aber ich gab nicht viel darauf acht, denn jetzt ärgerte mich das Spektakel erſt recht, und daß der Kerl mich immer Er nannte, und ich ſchimpfte noch lange im Stillen für mich. In ſolchen Gedanken ging ich raſch fort und kam immer mehr von der Landſtraße ab, mitten in das Gebirge hinein. Der Holzweg, auf dem ich fortgelaufen war, hörte auf und ich hatte nur noch einen kleinen wenig betretenen Fußſteig vor mir. Ringsum war Niemand zu ſehen und kein Laut zu vernehmen. Sonſt aber war es recht anmuthig zu gehn, die Wipfel der Bäume rauſchten und die Vögel ſangen ſehr ſchön. Ich befahl mich daher Gottes Führung, zog meine Violine hervor und ſpielte alle meine lieb-

ſten Stücke durch, daß es recht fröhlich in dem einſamen Walde erklang.

Mit dem Spielen ging es aber auch nicht lange, denn ich ſtolperte dabei jeden Augenblick über die fatalen Baumwurzeln, auch fing mich zuletzt an zu hungern, und der Wald wollte noch immer gar kein Ende nehmen. So irrte ich den ganzen Tag herum, und die Sonne ſchien ſchon ſchief zwiſchen den Baumſtämmen hindurch, als ich endlich in ein kleines Wieſenthal hinaus kam, das rings von Bergen eingeſchloſſen und voller rother und gelber Blumen war, über denen unzählige Schmetterlinge im Abendgolde herum flatterten. Hier war es ſo einſam, als läge die Welt wohl hundert Meilen weit weg. Nur die Heimchen zirpten, und ein Hirt lag drüben im hohen Graſe und blies ſo melancholiſch auf ſeiner Schalmei, daß einem das Herz vor Wehmuth hätte zerſpringen mögen. Ja, dachte ich bei mir, wer es ſo gut hätte, wie ſo ein Faullenzer! unſer einer muß ſich in der Fremde herumſchlagen und immer attent ſeyn. — Da ein ſchönes klares Flüßchen zwiſchen uns lag, über das ich nicht herüber konnte, ſo rief ich ihm von weiten zu: wo hier das nächſte Dorf läge? Er ließ ſich aber nicht ſtören, ſondern ſtreckte nur den Kopf ein wenig aus dem Graſe hervor, wies mit ſeiner Schalmei auf den andern Wald hin und blies ruhig wieder weiter.

Unterdeß marſchirte ich fleißig fort, denn es fing ſchon an zu dämmern. Die Vögel, die alle noch ein großes Geſchrei gemacht hatten, als die letzten Sonnen-

ſtrahlen durch den Wald ſchimmerten, wurden auf einmal still, und mir fing beinah an angſt zu werden, in dem ewigen einſamen Rauſchen der Wälder. Endlich hörte ich von ferne Hunde bellen. Ich ſchritt raſcher fort, der Wald wurde immer lichter und lichter, und bald darauf ſah ich zwiſchen den letzten Bäumen hindurch einen ſchönen grünen Platz, auf dem viele Kinder lärmten, und ſich um eine große Linde herumtummelten, die recht in der Mitte ſtand. Weiterhin an dem Platze war ein Wirthshaus, vor dem einige Bauern um einen Tiſch ſaßen und Karten ſpielten und Taback rauchten. Von der andern Seite ſaßen junge Burſche und Mädchen vor der Thür, die die Arme in ihre Schürzen gewickelt hatten und in der Kühle mit einander plauderten.

Ich beſann mich nicht lange, zog meine Geige aus der Taſche, und ſpielte ſchnell einen luſtigen Ländler auf, während ich aus dem Walde hervortrat. Die Mädchen verwunderten ſich, die Alten lachten, daß es weit in den Wald hineinſchallte. Als ich aber ſo bis zu der Linde gekommen war, und mich mit dem Rücken dran lehnte, und immer fort ſpielte, da ging ein heimliches Rumoren und Gewisper unter den jungen Leuten rechts und links, die Burſche legten endlich ihre Sonntagspfeifen weg, jeder nahm die Seine, und eh' ich's mich verſah, ſchwenkte ſich das junge Bauernvolk tüchtig um mich herum, die Hunde bellten, die Kittel flogen, und die Kinder ſtanden um mich im

Kreiſe, und ſahen mir neugierig ins Geſicht und auf die Finger, wie ich ſo fix damit handthierte.

Wie der erſte Schleifer vorbei war, konnte ich erſt recht ſehen, wie eine gute Muſik in die Gliedmaßen fährt. Die Bauerburſchen, die ſich vorher, die Pfeifen im Munde, auf den Bänken reckten und die ſteifen Beine von ſich ſtreckten, waren nun auf einmal wie umgetauſcht, ließen ihre bunten Schnupftücher vorn am Knopfloch lang herunter hängen und kapriolten ſo artig um die Mädchen herum, daß es eine rechte Luſt anzuſchauen war. Einer von ihnen, der ſich ſchon für was Rechtes hielt, haſpelte lange in ſeiner Weſtentaſche, damit es die andern ſehen ſollten, und brachte endlich ein kleines Silberſtück heraus, das er mir in die Hand drücken wollte. Mich ärgerte das, wenn ich gleich dazumal kein Geld in der Taſche hatte. Ich ſagte ihm, er ſollte nur ſeine Pfennige behalten, ich ſpielte nur ſo aus Freude, weil ich wieder bei Menſchen wäre. Bald darauf aber kam ein ſchmuckes Mädchen mit einer großen Stampe Wein zu mir. „Muſikanten trinken gern,“ ſagte ſie, und lachte mich freundlich an, und ihre perlweißen Zähne ſchimmerten recht ſcharmant zwiſchen den rothen Lippen hindurch, ſo daß ich ſie wohl hätte darauf küſſen mögen. Sie tunkte ihr Schnäbelchen in den Wein, wobei ihre Augen über das Glas weg auf mich herüber funkelten, und reichte mir darauf die Stampe hin. Da trank ich das Glas bis auf den Grund aus, und ſpielte dann wieder von Friſchem, daß ſich alles luſtig um mich herumdrehte.

Die Alten waren unterdeß von ihrem Spiel aufgebrochen, die jungen Leute fingen auch an müde zu werden und zerſtreuten ſich, und ſo wurde es nach und nach ganz ſtill und leer vor dem Wirthshauſe. Auch das Mädchen, das mir den Wein gereicht hatte, ging nun nach dem Dorfe zu, aber ſie ging ſehr langſam, und ſah ſich zuweilen um, als ob ſie was vergeſſen hätte. Endlich blieb ſie ſtehen und ſuchte etwas auf der Erde, aber ich ſah wohl, daß ſie, wenn ſie ſich bückte, unter dem Arme hindurch nach mir zurückblickte. Ich hatte auf dem Schloſſe Lebensart gelernt, ich ſprang alſo geſchwind herzu und ſagte: „Haben Sie etwas verloren, ſchönſte Mamſell?“ — „Ach nein,“ ſagte ſie und wurde über und über roth, „es war nur eine Roſe — will Er ſie haben?“ — Ich dankte und ſteckte die Roſe ins Knopfloch. Sie ſah mich ſehr freundlich an und ſagte: „Er ſpielt recht ſchön.“ — „Ja,“ verſetzte ich, „das iſt ſo eine Gabe Gottes.“ — „Die Muſikanten ſind hier in der Gegend ſehr rar,“ hub das Mädchen dann wieder an und ſtockte und hatte die Augen beſtändig niedergeſchlagen. „Er könnte ſich hier ein gutes Stück Geld verdienen — auch mein Vater ſpielt etwas die Geige und hört gern von der Fremde erzählen — und mein Vater iſt ſehr reich.“ — Dann lachte ſie auf und ſagte: „Wenn Er nur nicht immer ſolche Grimaſſen machen möchte, mit dem Kopfe, beim Geigen!“ — „Theuerſte Jungfer,“ erwiederte ich, „erſtlich: nennen Sie mich nur nicht immer Er; ſodann mit dem Kopf-Tremulenten, das iſt

einmal nicht anders, das haben wir Virtuosen alle so an uns.“ — „Ach so!“ entgegnete das Mädchen. Sie wollte noch etwas mehr sagen, aber da entstand auf einmal ein entsetzliches Gepolter im Wirthshause, die Hausthüre ging mit großem Gekrache auf und ein dünner Kerl kam wie ein ausgeschoßner Ladstock herausgeflogen, worauf die Thür sogleich wieder hinter ihm zugeschlagen wurde.

Das Mädchen war bei dem ersten Geräusch wie ein Reh davon gesprungen und im Dunkel verschwunden. Die Figur vor der Thür aber raffte sich hurtig wieder vom Boden auf und fing nun an mit solcher Geschindigkeit gegen das Haus loszuschimpfen, daß es ordentlich zum Erstaunen war. „Was!“ schrie er, „ich besoffen? ich die Kreidestriche an der verräucherten Thür nicht bezahlen? Löscht sie aus, löscht sie aus! Hab' ich Euch nicht erst gestern über'n Kochlöffel balbirt und in die Nase geschnitten, daß Ihr mir den Löffel morsch entzwei gebissen habt? Balbieren macht einen Strich — Kochlöffel, wieder ein Strich — Pflaster auf die Nase, noch ein Strich — wieviel solche hundsföttische Striche wollt Ihr denn noch bezahlt haben? Aber gut, schon gut! ich lasse das ganze Dorf, die ganze Welt ungeschoren. Lauf't meinetwegen mit Euren Bärten, daß der liebe Gott am jüngsten Tage nicht weiß, ob Ihr Juden seid oder Christen! Ja, hängt Euch an Euren eignen Bärten auf, Ihr zottigen Landbären!“ Hier brach er auf einmal in ein jämmerliches Weinen aus und fuhr ganz erbärmlich durch die Fistel fort:

„Waſſer ſoll ich ſaufen, wie ein elender Fiſch? iſt das Nächſtenliebe? Bin ich nicht ein Menſch und ein ausgelernter Feldſcheer? Ach, ich bin heute ſo in der Rage! Mein Herz iſt voller Rührung und Menſchenliebe!“ Bei dieſen Worten zog er ſich nach und nach zurück, da im Hauſe alles ſtill blieb. Als er mich erblickte, kam er mit ausgebreiteten Armen auf mich los, ich glaube der tolle Kerl wollte mich ambraſiren. Ich ſprang aber auf die Seite, und ſo ſtolperte er weiter, und ich hörte ihn noch lange, bald grob bald fein, durch die Finſterniß mit ſich diskuriren.

Mir aber ging mancherlei im Kopfe herum. Die Jungfer, die mir vorhin die Roſe geſchenkt hatte, war jung, ſchön und reich — ich konnte da mein Glück machen, eh' man die Hand umkehrte. Und Hammel und Schweine, Puter und fette Gänſe mit Aepfeln geſtopft — ja, es war mir nicht anders, als ſäh' ich den Portier auf mich zukommen: „Greif zu, Einnehmer, greif zu! jung gefreit hat Niemand gereut, wer's Glück hat, führt die Braut heim, bleibe im Lande und nähre Dich tüchtig.“ In ſolchen philoſophiſchen Gedanken ſetzte ich mich auf dem Platze, der nun ganz einſam war, auf einen Stein nieder, denn an das Wirthshaus anzuklopfen traute ich mich nicht, weil ich kein Geld bei mir hatte. Der Mond ſchien prächtig, von den Bergen rauſchten die Wälder durch die ſtille Nacht herüber, manchmal ſchlugen im Dorfe die Hunde an, das weiter im Thale unter Bäumen und Mondſchein wie begraben lag. Ich betrachtete das Firmament, wie

da einzelne Wolken langſam durch den Mondſchein zogen und manchmal ein Stern weit in der Ferne herunterfiel. So, dachte ich, ſcheint der Mond auch über meines Vaters Mühle und auf das weiße gräfliche Schloß. Dort iſt nun auch ſchon alles lange ſtill, die gnädige Frau ſchläft, und die Waſſerkünſte und Bäume im Garten rauſchen noch immer fort wie damals, und allen iſt's gleich, ob ich noch da bin, oder in der Fremde, oder geſtorben. — Da kam mir die Welt auf einmal ſo entſetzlich weit und groß vor, und ich ſo ganz allein darin, daß ich aus Herzensgrunde hätte weinen mögen.

Wie ich noch immer ſo daſitze, hbre ich auf einmal aus der Ferne Hufſchlag im Walde. Ich hielt den Athem an und lauſchte, da kam es immer näher und näher, und ich konnte ſchon die Pferde ſchnaubeu hbren. Bald darauf kamen auch wirklich zwei Reiter unter den Bäumen hervor, hielten aber am Saume des Waldes an und ſprachen heimlich ſehr eifrig miteinander, wie ich an den Schatten ſehen konnte, die plötzlich über den mondbeglänzten Platz vorſchoſſen, und mit langen dunklen Armen bald dahin bald dorthin wieſen. — Wie oft, wenn mir zu Hauſe meine verſtorbene Mutter von wilden Wäldern und martialiſchen Räubern erzählte, hatte ich mir ſonſt immer heimlich gewünſcht, eine ſolche Geſchichte ſelbſt zu erleben. Da hatt' ich's nun auf einmal für meine dummen frevelmüthigen Gedanken! — Ich ſtreckte mich nun an dem Lindenbaum, unter dem ich geſeßen, ganz unmerk-

lich ſo lang aus, als ich nur konnte, bis ich den erſten Aſt erreicht hatte und mich geſchwinde hinaufſchwang. Aber ich baumelte noch mit halbem Leibe über dem Aſte und wollte ſo eben auch meine Beine nachholen, als der eine von den Reitern raſch hinter mir über den Platz daher trabte. Ich drückte nun die Augen feſt zu in dem dunkeln Laube, und rührte und regte mich nicht. — „Wer iſt da?“ rief es auf einmal dicht hinter mir. „Niemand!“ ſchrie ich aus Leibeskräften vor Schreck, daß er mich doch noch erwiſcht hatte. Insgeheim mußte ich aber doch bei mir lachen, wie die Kerls ſich ſchneiden würden, wenn ſie mir die leeren Taſchen umdrehten. — „Ey, ey,“ ſagte der Räuber wieder, „wem gehören denn aber die zwei Beine, die da herunter hängen?“ — Da half nichts mehr. „Nichts weiter“ verſetzte ich, „als ein paar arme, verirrte Muſikantenbeine,“ und ließ mich raſch wieder auf den Boden herab, denn ich ſchämte mich auch, länger wie eine zerbrochene Gabel da über dem Aſte zu hängen.

Das Pferd des Reiters ſcheute, als ich ſo plötzlich vom Baume herunterfuhr. Er klopfte ihm den Hals und ſagte lachend: „Nun wir ſind auch verirrt, da ſind wir rechte Kammeraden; ich dächte alſo, Du hälfeſt uns ein wenig den Weg nach B. aufſuchen. Es ſoll Dein Schade nicht ſeyn.“ Ich hatte nun gut betheuern, daß ich gar nicht wüßte, wo B. läge, daß ich lieber hier im Wirthshauſe fragen, oder ſie in das Dorf hinunter führen wollte. Der Kerl nahm gar keine Raiſon an. Er zog ganz ruhig eine Piſtole aus

dem Gurt, die recht hübsch im Mondschein funkelte. „Mein Liebster,“ sagte er dabei sehr freundschaftlich zu mir, während er bald den Lauf der Pistole abwischte, bald wieder prüfend an die Augen hielt, „mein Liebster, Du wirst wohl so gut seyn, selber nach B. vorauszugehn.

Da war ich nun recht übel daran. Traf ich den Weg, so kam ich gewiß zu der Räuberbande und bekam Prügel, da ich kein Geld bei mir hatte, traf ich ihn nicht — so bekam ich auch Prügel. Ich besann mich also nicht lange und schlug den ersten besten Weg ein, der an dem Wirthshause vorüber vom Dorfe abführte. Der Reiter sprengte schnell zu seinem Begleiter zurück, und beide folgten mir dann in einiger Entfernung langsam nach. So zogen wir eigentlich recht närrisch auf gut Glück in die mondhelle Nacht hinein. Der Weg lief immerfort im Walde an einem Bergeshange fort. Zuweilen konnte man über die Tannenwipfel, die von unten herauflangten und sich dunkel rührten, weit in die tiefen stillen Thäler hinaussehen, hin und her schlug eine Nachtigall, Hunde bellten in der Ferne in den Dörfern. Ein Fluß rauschte beständig aus der Tiefe und blitzte zuweilen im Mondschein auf. Dabei das einförmige Pferdegetrappel und das Wirren und Schwirren der Reiter hinter mir, die unaufhörlich in einer fremden Sprache mit einander plauderten, und das helle Mondlicht und die langen Schatten der Baumstämme, die wechselnd über die beiden Reiter wegflogen, daß sie mir bald schwarz, bald

hell, bald klein, bald wieder rieſengroß vorkamen. Mir verwirrten ſich ordentlich die Gedanken, als läge ich in einem Traum und könnte gar nicht aufwachen. Ich ſchritt immer ſtramm vor mich hin. Wir müſſen, dachte ich, doch am Ende aus dem Walde und aus der Nacht herauskommen.

Endlich flogen hin und wieder ſchon lange röthliche Scheine über den Himmel, ganz leiſe, wie wenn man über einen Spiegel haucht, auch eine Lerche ſang ſchon hoch über dem ſtillen Thale. Da wurde mir auf einmal ganz klar im Herzen bei dem Morgengruße, und alle Furcht war vorüber. Die beiden Reiter aber ſtreckten ſich, und ſahen ſich nach allen Seiten um, und ſchienen nun erſt gewahr zu werden, daß wir doch wohl nicht auf dem rechten Wege ſeyn mochten. Sie plauderten wieder viel, und ich merkte wohl, daß ſie von mir ſprachen, ja es kam mir vor, als finge der eine ſich vor mir zu fürchten an, als könnt ich wohl gar ſo ein heimlicher Schnaphahn ſeyn, der ſie im Walde irre führen wollte. Das machte mir Spaß, denn je lichter es ringsum wurde, je mehr Courage kriegt' ich, zumal da wir ſo eben auf einen ſchönen freien Waldplatz herauskamen. Ich ſah mich daher nach allen Seiten ganz wild um, und pfiff dann ein Paarmal auf den Fingern, wie die Spitzbuben thun, wenn ſie ſich einander Signale geben wollen.

„Halt!“ rief auf einmal der Eine von den Reitern, daß ich ordentlich zuſammen fuhr. Wie ich mich umſehe, ſind ſie beide abgeſtiegen und haben ihre Pferde

an einen Baum angebunden. Der Eine kommt aber rasch auf mich los, sieht mir ganz starr ins Gesicht, und fängt auf einmal ganz unmäßig an zu lachen. Ich muß gestehen, mich ärgerte das unvernünftige Gelächter. Er aber sagte: „Wahrhaftig, das ist der Gärtner, wollt' sagen: Einnehmer vom Schloß!“

Ich sah ihn groß an, wußt' mich aber seiner nicht zu erinnern, hätt' auch viel zu thun gehabt, wenn ich mir alle die jungen Herren hätte ansehen wollen, die auf dem Schloß ab und zu ritten. Er aber fuhr mit ewigem Gelächter fort: „Das ist prächtig! Du vacirst, wie ich sehe, wir brauchen eben einen Bedienten, bleib bei uns, da hast Du ewige Vakanz.“ — Ich war ganz verblüfft und sagte endlich, daß ich so eben auf einer Reise nach Italien begriffen wäre. — „Nach Italien?!“ entgegnete der Fremde, „eben dahin wollen auch wir!“ — „Nun, wenn das ist!“ rief ich aus und zog voller Freude meine Geige aus der Tasche und strich, daß die Vögel im Walde aufwachten. Der Herr aber erwischte geschwind den andern Herrn und walzte mit ihm wie verrückt auf dem Rasen herum.

Dann standen sie plötzlich still. „Bei Gott,“ rief der Eine, „da seh' ich schon den Kirchthurm von B.! nun, da wollen wir bald unten seyn.“ Er zog seine Uhr heraus und ließ sie repetiren, schüttelte mit dem Kopfe, und ließ noch einmal schlagen. „Nein,“ sagte er, „das geht nicht, wir kommen so zu früh hin, das könnte schlimm werden!“

Darauf holten sie von ihren Pferden Kuchen, Bra-

ten und Weinflaſchen, breiteten eine ſchöne bunte Decke auf dem grünen Raſen aus, ſtreckten ſich darüber hin und ſchmaußten ſehr vergnüglich, theilten auch mir von Allem ſehr reichlich mit, was mir gar wohl bekam, da ich ſeit einigen Tagen ſchon nicht mehr vernünftig geſpeißt hatte. — „Und daß Du's weißt," ſagte der Eine zu mir, — „aber Du kennſt uns doch nicht?" — ich ſchüttelte mit dem Kopfe. — „Alſo, daß Du's weißt: ich bin der Maler Leonhard, und das dort iſt — wieder ein Maler — Guido geheißen.

Ich beſah mir nun die beiden Maler genauer bei der Morgendämmerung. Der Eine, Herr Leonhard, war groß, ſchlank, braun, mit luſtigen feurigen Augen. Der Andere war viel jünger, kleiner und feiner, auf altdeutſche Mode gekleidet, wie es der Portier nannte, mit weißem Kragen und bloßen Hals, um den die dunkelbraunen Locken herab hingen, die er oft aus dem hübſchen Geſichte wegſchütteln mußte. — Als dieſer genug gefrühſtückt hatte, griff er nach meiner Geige, die ich neben mir auf den Boden gelegt hatte, ſetzte ſich damit auf einen umgehauenen Baumaſt, und klimperte darauf mit den Fingern. Dann ſang er dazu ſo hell wie ein Waldvögelein, daß es mir recht durch's ganze Herz klang:

Fliegt der erſte Morgenſtrahl
Durch das ſtille Nebelthal,
Rauſcht erwachend Wald und Hügel:
Wer da fliegen kann, nimmt Flügel!

Und ſein Hütlein in die Luft
Wirft der Menſch vor Luſt und ruft:
Hat Geſang doch auch noch Schwingen,
Nun ſo will ich fröhlich ſingen!

Dabei ſpielten die röthlichen Morgenſcheine recht anmuthig über ſein etwas blaſſes Geſicht und die ſchwarzen verliebten Augen. Ich aber war ſo müde, daß ſich mir die Worte und Noten, während er ſo ſang, immer mehr verwirrten, bis ich zuletzt feſt einſchlief.

Als ich nach und nach wieder zu mir ſelber kam, hörte ich wie im Traume die beiden Maler noch immer neben mir ſprechen und die Vögel über mir ſingen, und die Morgenſtrahlen ſchimmerten mir durch die geſchloſſenen Augen, daß mir's innerlich ſo dunkelhell war, wie wenn die Sonne durch rothſeidene Gardinen ſcheint. Como é bello! hört' ich da dicht neben mir ausrufen. Ich ſchlug die Augen auf, und erblickte den jungen Maler, der im funkelnden Morgenlicht über mich hergebeugt ſtand, ſo daß beinah nur die großen ſchwarzen Augen zwiſchen den herabhängenden Locken zu ſehen waren.

Ich ſprang geſchwind auf, denn es war ſchon heller Tag geworden. Der Herr Leonhard ſchien verdrüßlich zu ſeyn, er hatte zwei zornige Falten auf der Stirn und trieb haſtig zum Aufbruch. Der andere Maler aber ſchüttelte ſeine Locken aus dem Geſicht und trällerte, während er ſein Pferd aufzäumte, ruhig ein Liedchen vor ſich hin, bis Leonhard zuletzt plötzlich laut auflachte, ſchnell eine Flaſche ergriff, die noch auf

dem Raſen ſtand und den Reſt in die Gläſer einſchenkte. „Auf eine glückliche Ankunft!“ rief er aus, ſie ſtießen mit den Gläſern zuſammen, es gab einen ſchönen Klang. Darauf ſchleuderte Leonhard die leere Flaſche hoch ins Morgenroth, daß es luſtig in der Luft funkelte.

Endlich ſetzten ſie ſich auf ihre Pferde, und ich marſchirte friſch wieder neben her. Gerade vor uns lag ein unüberſehliches Thal, in das wir nun hinunter zogen. Da war ein Blitzen und Rauſchen und Schimmern und Jubiliren! Mir war ſo kühl und fröhlich zu Muthe, als ſollt' ich von dem Berge in die prächtige Gegend hinausfliegen.

Viertes Kapitel.

Nun Ade, Mühle und Schloß und Portier! Nun ging's, daß mir der Wind am Hute pfiff. Rechts und links flogen Dörfer, Städte und Weingärten vorbei, daß es einem vor den Augen flimmerte; hinter mir die beiden Maler im Wagen, vor mir vier Pferde mit einem prächtigen Poſtillon, ich hoch oben auf dem Kutſchbock, daß ich oft Ellenhoch in die Höhe flog.

Das war ſo zugegangen: Als wir vor B. ankamen, kommt ſchon am Dorfe ein langer, dürrer, grämlicher Herr im grünen Flauſchrock uns entgegen, macht viele Bücklinge vor den Herrn Malern und führt uns in das Dorf hinein. Da ſtand unter den hohen Lin-

den vor dem Poſthauſe ſchon ein prächtiger Wagen mit vier Poſtpferden beſpannt. Herr Leonhard meinte unterwegs, ich hätte meine Kleider ausgewachſen. Er holte daher geſchwind andere aus ſeinem Mantelſack hervor, und ich mußte einen ganz neuen ſchönen Frack und Weſte anziehn, die mir ſehr vornehm zu Geſicht ſtanden, nur daß mir alles zu lang und weit war und ordentlich um mich herum ſchlotterte. Auch einen ganz neuen Hut bekam ich, der funkelte in der Sonne, als wär' er mit friſcher Butter überſchmiert. Dann nahm der fremde grämliche Herr die beiden Pferde der Maler am Zügel, die Maler ſprangen in den Wagen, ich auf den Bock, und ſo flogen wir ſchon fort, als eben der Poſtmeiſter mit der Schlafmütze aus dem Fenſter guckte. Der Poſtillon bließ luſtig auf dem Horne, und ſo ging es friſch nach Italien hinein.

Ich hatte eigentlich da droben ein prächtiges Leben, wie der Vogel in der Luft, und brauchte doch dabei nicht ſelbſt zu fliegen. Zu thun hatte ich auch weiter nichts, als Tag und Nacht auf dem Bocke zu ſitzen, und bei den Wirthshäuſern manchmal Eſſen und Trinken an den Wagen herauszubringen, denn die Maler ſprachen nirgends ein, und bei Tage zogen ſie die Fenſter am Wagen ſo feſt zu, als wenn die Sonne ſie erſtechen wollte. Nur zuweilen ſteckte der Herr Guido ſein hübſches Köpfchen zum Wagenfenſter heraus und diskurirte freundlich mit mir und lachte dann den Herrn Leonhard aus, der das nicht leiden wollte, und jedesmal über die langen Diskurſe böſe wurde. Ein

paarmal hätte ich bald Verdruß bekommen mit meinem Herrn. Das einemal, wie ich bei ſchöner, ſternklarer Nacht droben auf dem Bock die Geige zu ſpielen anfing, und ſodann ſpäterhin wegen des Schlafes. Das war aber auch ganz zum Erſtaunen! Ich wollte mir doch Italien recht genau beſehen, und riß die Augen alle Viertelſtunden weit auf. Aber kaum hatte ich ein Weilchen ſo vor mich hingeſehen, ſo verſchwirrten und verwickelten ſich mir die ſechszehn Pferdefüße vor mir wie Filet ſo hin und her und übers Kreuz, daß mir die Augen gleich wieder übergingen, und zuletzt gerieth ich in ein ſolches entſetzliches und unaufhaltſames Schlafen, daß gar kein Rath mehr war. Da mocht' es Tag oder Nacht, Regen oder Sonnenſchein, Tyrol oder Italien ſeyn, ich hing bald rechts, bald links, bald rücklings über den Bock herunter, ja manchmal tunkte ich mit ſolcher Vehemenz mit dem Kopfe nach dem Boden zu, daß mir der Hut weit vom Kopfe flog, und der Herr Guido im Wagen laut aufſchrie.

So war ich, ich weiß ſelbſt nicht wie, durch halb Welſchland, das ſie dort Lombardey nennen, durchgekommen, als wir an einem ſchönen Abend vor einem Wirthshauſe auf dem Lande ſtillhielten. Die Poſt-Pferde waren in dem daranſtoßenden Stations-Dorfe erſt nach ein paar Stunden beſtellt, die Herren Maler ſtiegen daher aus und ließen ſich in ein beſonderes Zimmer führen, um hier ein wenig zu raſten und einige Briefe zu ſchreiben. Ich aber war ſehr vergnügt darüber, und verfügte mich ſogleich in die Gaſtſtube, um

endlich wieder einmal ſo recht mit Ruhe und Komodität zu eſſen und zu trinken. Da ſah es ziemlich lüderlich aus. Die Mägde gingen mit zerzottelten Haaren herum, und hatten die offnen Halstücher unordentlich um das gelbe Fell hängen. Um einen runden Tiſch ſaßen die Knechte vom Hauſe in blauen Ueberzieh-Hemden beim Abendeſſen, und glohten mich zuweilen von der Seite an. Die hatten alle kurze, dicke Haarzöpfe und ſahen ſo recht vornehm wie junge Herrlein aus. — Da biſt Du nun, dachte ich bei mir, und aß fleißig fort, da biſt Du nun endlich in dem Lande, woher immer die kurioſen Leute zu unſerm Herrn Pfarrer kamen, mit Mauſefallen und Barometern und Bildern. Was der Menſch doch nicht alles erfährt, wenn er ſich einmal hinterm Ofen hervormacht!

Wie ich noch eben ſo eſſe und meditire, wuſcht ein Männlein, das bis jetzt in einer dunklen Ecke der Stube bei ſeinem Glaſe Wein geſeſſen hatte, auf einmal aus ſeinem Winkel wie eine Spinne auf mich los. Er war ganz kurz und bucklicht, hatte aber einen großen graußlichen Kopf mit einer langen römiſchen Adlernaſe und ſparſamen rothen Backenbart, und die gepuderten Haare ſtanden ihm von allen Seiten zu Berge, als wenn der Sturmwind durchgefahren wäre. Dabei trug er einen altmodiſchen, verſchoſſenen Frack, kurze plüſchene Beinkleider und ganz vergelbte ſeidene Strümpfe. Er war einmal in Deutſchland geweſen, und dachte Wunder wie gut er deutſch verſtünde. Er ſetzte ſich zu mir und frug bald das, bald jenes, wäh-

rend er immerfort Taback ſchnupfte: ob ich der Servitore ſey? wenn wir arriware? ob wir nach Roma kehn? aber das wußte ich alles ſelber nicht, und konnte auch ſein Kauderwelſch gar nicht verſtehn. „Parlez vous françois?“ ſagte ich endlich in meiner Angſt zu ihm. Er ſchüttelte mit dem großen Kopfe, und das war mir ſehr lieb, denn ich konnte ja auch nicht franzöſiſch. Aber das half alles nichts. Er hatte mich einmal recht auf's Korn genommen, er frug und frug immer wieder; je mehr wir parlierten, je weniger verſtand einer den andern, zuletzt wurden wir beide ſchon hitzig, ſo daß mir's manchmal vorkam, als wollte der Signor mit ſeiner Adlernaſe nach mir hacken, bis endlich die Mägde, die den babiloniſchen Diskurs mit angehört hatten, uns beide tüchtig auslachten. Ich aber legte ſchnell Meſſer und Gabel hin und ging vor die Hausthür hinaus. Denn mir war in dem fremden Lande nicht anders, als wäre ich mit meiner deutſchen Zunge tauſend Klafter tief ins Meer verſenkt, und allerlei unbekanntes Gewürm ringelte ſich und rauſchte da in der Einſamkeit um mich her, und glotzte und ſchnappte nach mir.

Draußen war eine warme Sommernacht, ſo recht um paſſatim zu gehn. Weit von den Weinbergen herüber hörte man noch zuweilen einen Winzer ſingen, dazwiſchen blitzte es manchmal von ferne, und die ganze Gegend zitterte und ſäuſelte im Mondenſchein. Ja manchmal kam es mir vor, als ſchlüpfte eine lange dunkle Geſtalt hinter den Haſelnußſträuchen vor dem

Hauſe vorüber und guckte durch die Zweige, dann war alles auf einmal wieder ſtill. — Da trat der Herr Guido eben auf den Balkon des Wirthshauſes heraus. Er bemerkte mich nicht, und ſpielte ſehr geſchickt auf einer Zitter, die er im Hauſe gefunden haben mußte, und ſang dann dazu wie eine Nachtigall.

Schweigt der Menſchen laute Luft:
Rauſcht die Erde wie in Träumen
Wunderbar mit allen Bäumen,
Was dem Herzen kaum bewußt,
Alte Zeiten, linde Trauer,
Und es ſchweifen leiſe Schauer
Wetterleuchtend durch die Bruſt.

Ich weiß nicht, ob er noch mehr geſungen haben mag, denn ich hatte mich auf die Bank vor der Hausthür hingeſtreckt, und ſchlief in der lauen Nacht vor großer Ermüdung feſt ein.

Es mochten wohl ein paar Stunden ins Land gegangen ſeyn, als mich ein Poſthorn aufweckte, das lange Zeit luſtig in meine Träume hereinblies, ehe ich mich völlig beſinnen konnte. Ich ſprang endlich auf, der Tag dämmerte ſchon an den Bergen, und die Morgenkühle rieſelte mir durch alle Glieder. Da fiel mir erſt ein, daß wir ja um dieſe Zeit ſchon wieder weit fort ſeyn wollten. Aha, dachte ich, heut iſt einmal das Wecken und Auslachen an mir. Wie wird der Herr Guido mit dem verſchlafenen Lockenkopfe herausfahren, wenn er mich draußen hört! So ging ich in den kleinen Garten am Hauſe dicht unter die Fenſter, wo

meine Herren wohnten, dehnte mich noch einmal recht ins Morgenroth hinein und ſang fröhlichen Muthes:

Wenn der Hoppevogel ſchreit,
Iſt der Tag nicht mehr weit,
Wenn die Sonne ſich aufthut,
Schmeckt der Schlaf noch ſo gut! —

Das Fenſter war offen, aber es blieb alles ſtill oben, nur der Nachtwind ging noch durch die Weinranken, die ſich bis in das Fenſter hineinſtreckten. — Nun was ſoll denn das wieder bedeuten? rief ich voll Erſtaunen aus, und lief in das Haus und durch die ſtillen Gänge nach der Stube zu. Aber da gab es mir einen rechten Stich ins Herz. Denn wie ich die Thüre aufreiße, iſt alles leer, darin kein Frack, kein Hut, kein Stiefel. — Nur die Zitter, auf der Herr Guido geſtern geſpielt hatte, hing an der Wand, auf dem Tiſche mitten in der Stube lag ein ſchöner voller Geldbeutel, worauf ein Zettel geklebt war. Ich hielt ihn näher ans Fenſter, und traute meinen Augen kaum, es ſtand wahrhaftig mit großen Buchſtaben darauf: Für den Herrn Einnehmer!

Was war mir aber das alles nütze, wenn ich meine lieben luſtigen Herrn nicht wieder fand? Ich ſchob den Beutel in meine tiefe Rocktaſche, das plumpte wie in einen tiefen Brunn, daß es mich ordentlich hinten über zog. Dann rannte ich hinaus, machte einen großen Lärm und weckte alle Knechte und Mägde im Hauſe. Die wußten gar nicht, was ich wollte, und meinten, ich wäre verrückt geworden. Dann aber verwunderten

ſie ſich nicht wenig, als ſie oben das leere Neſt ſahen. Niemand wußte etwas von meinen Herren. Nur die eine Magd — wie ich aus ihren Zeichen und Geſtikulationen zuſammenbringen konnte — hatte bemerkt, daß der Herr Guido, als er geſtern Abends auf dem Balkon ſang, auf einmal laut aufſchrie, und dann geſchwind zu dem andern Herrn in das Zimmer zurückſtürzte. Als ſie hernach in der Nacht einmal aufwachte, hörte ſie draußen Pferdegetrappel. Sie guckte durch das kleine Kammerfenſter und ſah den bucklichten Signor, der geſtern ſo viel mit mir geſprochen hatte, auf einem Schimmel im Mondſchein quer übers Feld gallopiren, daß er immer Ellen hoch überm Sattel in die Höhe flog und die Magd ſich bekreuzte, weil es ausſah, wie ein Geſpenſt, das auf einem dreibeinigen Pferde reitet. — Da wußt' ich nun gar nicht, was ich machen ſollte.

Unterdeß aber ſtand unſer Wagen ſchon lange vor der Thüre angeſpannt und der Poſtillon ſtieß ungeduldig ins Horn, daß er hätte berſten mögen, denn er mußte zur beſtimmten Stunde auf der nächſten Station ſeyn, da alles durch Laufzettel bis auf die Minute voraus beſtellt war. Ich rannte noch einmal um das ganze Haus herum und rief die Maler, aber Niemand gab Antwort, die Leute aus dem Hauſe liefen zuſammen und gafften mich an, der Poſtillon fluchte, die Pferde ſchnaubten, ich, ganz verblüfft, ſpringe endlich geſchwind in den Wagen hinein, der Hausknecht ſchlägt

die Thüre hinter mir zu, der Poſtillon knallt und ſo ging's mit mir fort in die weite Welt hinein.

Fünftes Kapitel.

Wir fuhren nun über Berg und Thal Tag und Nacht immer fort. Ich hatte gar nicht Zeit, mich zu beſinnen, denn wo wir hinkamen, ſtanden die Pferde angeſchirrt, ich konnte mit den Leuten nicht ſprechen, mein Demonſtriren half alſo nichts; oft, wenn ich im Wirthshauſe eben beim beſten Eſſen war, bließ der Poſtillon, ich mußte Meſſer und Gabel wegwerfen und wieder in den Wagen ſpringen, und wußte doch eigentlich gar nicht, wohin und weswegen ich juſt mit ſo ausnehmender Geſchwindigkeit fortreiſen ſollte.

Sonſt war die Lebensart gar nicht ſo übel. Ich legte mich, wie auf einem Kanapee, bald in die eine, bald in die andere Ecke des Wagens, und lernte Menſchen und Länder kennen, und wenn wir durch Städte fuhren, lehnte ich mich auf beide Arme zum Wagenfenſter heraus und dankte den Leuten, die höflich vor mir den Hut abnahmen oder ich grüßte die Mädchen an den Fenſtern wie ein alter Bekannter, die ſich dann immer ſehr verwunderten, und mir noch lange neugierig nachguckten.

Aber zuletzt erſchrak ich ſehr. Ich hatte das Geld in dem gefundenen Beutel niemals gezählt, den Poſtmeiſtern und Gaſtwirthen mußte ich überall viel be-

zahlen, und ehe ich mich's verſah, war der Beutel leer. Anfangs nahm ich mir vor, ſobald wir durch einen einſamen Wald fähren, ſchnell aus dem Wagen zu ſpringen und zu entlaufen. Dann aber that es mir wieder leid, nun den ſchönen Wagen ſo allein zu laſſen, mit dem ich ſonſt wohl noch bis ans Ende der Welt fortgefahren wäre.

Nun ſaß ich eben voller Gedanken und wußte nicht aus noch ein, als es auf einmal ſeitwärts von der Landſtraße abging. Ich ſchrie zum Wagen heraus, auf den Poſtillon: wohin er denn fahre? Aber ich mochte ſprechen was ich wollte, der Kerl ſagte immer bloß: „Si, Si, Signore!“ und fuhr immer über Stock und Stein, daß ich aus einer Ecke des Wagens in die andere flog.

Das wollte mir gar nicht in den Sinn, denn die Landſtraße lief grade durch eine prächtige Landſchaft auf die untergehende Sonne zu, wohl wie in ein Meer von Glanz und Funken. Von der Seite aber, wohin wir uns gewendet hatten, lag ein wüſtes Gebürge vor uns mit grauen Schluchten, zwiſchen denen es ſchon lange dunkel geworden war. — Je weiter wir fuhren, je wilder und einſamer wurde die Gegend. Endlich kam der Mond hinter den Wolken hervor, und ſchien auf einmal ſo hell zwiſchen die Bäume und Felſen herein, daß es ordentlich grauslich anzuſehen war. Wir konnten nur langſam fahren in den engen ſteinigten Schluchten, und das einförmige ewige Geraſſel des Wagens ſchallte an den Steinwänden weit in die ſtille

Nacht, als führen wir in ein großes Grabgewölbe hinein. Nur von vielen Waſſerfällen, die man aber nicht ſehen konnte, war ein unaufhörliches Rauſchen tiefer im Walde, und die Käuzchen riefen aus der Ferne immerfort: „Komm mit, Komm mit!“ — Dabei kam es mir vor, als wenn der Kutſcher, der, wie ich jetzt erſt ſah, gar keine Uniform hatte und kein Poſtillon war, ſich einigemal unruhig umſahe und ſchneller zu fahren anfing, und wie ich mich recht zum Wagen herauslegte, kam plötzlich ein Reiter aus dem Gebüſch hervor, ſprengte dicht vor unſeren Pferden quer über den Weg, und verlor ſich ſogleich wieder auf der andern Seite im Walde. Ich war ganz verwirrt, denn, ſoviel ich bei dem hellen Mondſchein erkennen konnte, war es daſſelbe buckliche Männlein auf ſeinem Schimmel, das in dem Wirthshauſe mit der Adlernaſe nach mir gehackt hatte. Der Kutſcher ſchüttelte den Kopf und lachte laut auf über die närriſche Reiterei, wandte ſich aber dann raſch zu mir um, ſprach ſehr viel und ſehr eifrig, wovon ich leider nichts verſtand, und fuhr dann noch raſcher fort.

Ich aber war froh, als ich bald darauf von ferne ein Licht ſchimmern ſah. Es fanden ſich nach und nach noch mehrere Lichter, ſie wurden immer größer und heller, und endlich kamen wir an einigen verräucherten Hütten vorüber, die wie Schwalbenneſter auf dem Felſen hingen. Da die Nacht warm war, ſo ſtanden die Thüren offen, und ich konnte darin die hell erleuchteten Stuben und allerlei lumpiges Geſindel ſehen, das

wie dunkle Schatten um das Heerdfeuer herumhockte. Wir aber raſſelten durch die ſtille Nacht einen Steinweg hinan, der ſich auf einen hohen Berg hinaufzog. Bald überdeckten hohe Bäume und herabhängende Sträucher den ganzen Hohlweg, bald konnte man auf einmal wieder das ganze Firmament, und in der Tiefe die weite ſtille Runde von Bergen, Wäldern und Thälern überſehen. Auf dem Gipfel des Berges ſtand ein großes altes Schloß mit vielen Thürmen im hellſten Mondenſchein. — „Nun Gott befohlen!“ rief ich aus, und war innerlich ganz munter geworden vor Erwartung, wo ſie mich da am Ende noch hinbringen würden.

Es dauerte wohl noch eine gute halbe Stunde, ehe wir endlich auf dem Berge am Schloßthore ankamen. Das ging in einen breiten runden Thurm hinein, der aber ſchon ganz verfallen war. Der Kutſcher knallte dreimal, daß es weit in dem alten Schloſſe wiederhallte, wo ein Schwarm von Dohlen ganz erſchrocken plötzlich aus allen Lucken und Ritzen herausfuhr und mit großem Geſchrei die Luft durchkreuzte. Darauf rollte der Wagen in den langen, dunklen Thorweg hinein. Die Pferde gaben mit ihren Hufeiſen Feuer auf dem Steinpflaſter, ein großer Hund bellte, der Wagen donnerte zwiſchen den gewölbten Wänden. Die Dohlen ſchrien noch immer dazwiſchen — ſo kamen wir mit einem entſetzlichen Spektakel in den engen gepflaſterten Schloßhof.

Eine kurioſe Station! dachte ich bei mir, als nun der Wagen ſtill ſtand. Da wurde die Wagenthür von

draußen aufgemacht, und ein alter langer Mann mit einer kleinen Laterne ſah mich unter ſeinen dicken Augenbraunen grämlich an. Er faßte mich dann unter den Arm und half mir, wie einem großen Herrn, aus dem Wagen heraus. Draußen vor der Hausthür ſtand eine alte, ſehr häßliche Frau im ſchwarzen Kamiſol und Rock, mit einer weißen Schürze und ſchwarzen Haube, von der ihr ein langer Schnipper bis an die Naſe herunter hing. Sie hatte an der einen Hüfte einen groſſen Bund Schlüſſel hängen und hielt in der andern einen altmodiſchen Armleuchter mit zwei brennenden Wachskerzen. Sobald ſie mich erblickte, fing ſie an tiefe Knixe zu machen und ſprach und frug ſehr viel durcheinander. Ich verſtand aber nichts davon und machte immerfort Krahfüße vor ihr, und es war mir eigentlich recht unheimlich zu Muthe.

Der alte Mann hatte unterdeß mit ſeiner Laterne den Wagen von allen Seiten beleuchtet und brummte und ſchüttelte den Kopf, als er nirgend einen Koffer oder Bagage fand. Der Kutſcher fuhr darauf, ohne Trinkgeld von mir zu fordern, den Wagen in einen alten Schoppen, der auf der Seite des Hofes ſchon offen ſtand. Die alte Frau aber bat mich ſehr höflich durch allerlei Zeichen, ihr zu folgen. Sie führte mich mit ihren Wachskerzen durch einen langen ſchmalen Gang, und dann eine kleine ſteinerne Treppe herauf. Als wir an der Küche vorbei gingen, ſtreckten ein paar junge Mägde neugierig die Köpfe durch die halbgeöffnete Thür und guckten mich ſo ſtarr an, und winkten und

nickten einander heimlich zu, als wenn ſie in ihrem Leben noch kein Mannsbild geſehen hätten. Die Alte machte endlich oben eine Thüre auf, da wurde ich anfangs ordentlich ganz verblüfft. Denn es war ein groſſes ſchönes herrſchaftliches Zimmer mit goldenen Verzierungen an der Decke, und an den Wänden hingen prächtige Tapeten mit allerlei Figuren und groſſen Blumen. In der Mitte ſtand ein gedeckter Tiſch mit Braten, Kuchen, Sallat, Obſt, Wein und Confekt, daß einem recht das Herz im Leibe lachte. Zwiſchen den beiden Fenſtern hing ein ungeheurer Spiegel, der vom Boden bis zur Decke reichte.

Ich muß ſagen, das gefiel mir recht wohl. Ich ſtreckte mich ein Paarmal und ging mit langen Schritten vornehm im Zimmer auf und ab. Dann konnt' ich aber doch nicht widerſtehen, mich einmal in einem ſo groſſen Spiegel zu beſehen. Das iſt wahr, die neuen Kleider vom Herrn Leonhard ſtanden mir recht ſchön, auch hatte ich in Italien ſo ein gewiſſes feuriges Auge bekommen, ſonſt aber war ich grade noch ſo ein Milchbart, wie ich zu Hauſe geweſen war, nur auf der Oberlippe zeigten ſich erſt ein paar Flaumfedern.

Die alte Frau mahlte indeß in einem fort mit ihrem zahnloſen Munde, daß es nicht anders ausſah, als wenn ſie an der langen herunterhängenden Naſenſpitze kaute. Dann nöthigte ſie mich zum Sitzen, ſtreichelte mir mit ihren dürren Fingern das Kinn, nannte mich poverino! wobei ſie mich aus den rothen Augen ſo ſchelmiſch anſah, daß ſich ihr der eine Mundwinkel bis

an die halbe Wange in die Höhe zog, und ging endlich mit einem tiefen Knix zur Thüre hinaus.

Ich aber ſetzte mich zu dem gedeckten Tiſch, während eine junge hübſche Magd herein trat, um mich bei der Tafel zu bedienen. Ich knüpfte allerlei galanten Diskurs mit ihr an, ſie verſtand mich aber nicht, ſondern ſah mich immer ganz kurios von der Seite an, weil mir's ſo gut ſchmeckte, denn das Eſſen war delikat. Als ich ſatt war und wieder aufſtand, nahm die Magd ein Licht von der Tafel und führte mich in ein anderes Zimmer. Da war ein Sopha, ein kleiner Spiegel und ein prächtiges Bett mit grün-ſeidenen Vorhängen. Ich frug ſie mit Zeichen, ob ich mich da hineinlegen ſollte? Sie nickte zwar: „Ja," aber das war denn doch nicht möglich, denn ſie blieb wie angenagelt bei mir ſtehen. Endlich holte ich mir noch ein großes Glas Wein aus der Tafelſtube herein und rief ihr zu: „felicissima notte!" denn ſo viel hatt' ich ſchon italieniſch gelernt. Aber wie ich das Glas ſo auf einmal ausſtürzte, bricht ſie plötzlich in ein verhaltnes Kichern aus, wird über und über roth, geht in die Tafelſtube und macht die Thüre hinter ſich zu. „Was iſt da zu lachen?" dachte ich ganz verwundert, „ich glaube die Leute in Italien ſind alle verrückt."

Ich hatte nun nur immer Angſt vor dem Poſtillon, daß der gleich wieder zu blaſen anfangen würde. Ich horchte am Fenſter, aber es war alles ſtille draußen. Laß ihn blaſen! dachte ich, zog mich aus und legte mich in das prächtige Bett. Das war nicht anders,

als wenn man in Milch und Honig ſchwämme! Vor den Fenſtern rauſchte die alte Linde im Hofe, zuweilen fuhr noch eine Dohle plötzlich vom Dache auf, bis ich endlich voller Vergnügen einſchlief.

Sechstes Kapitel.

Als ich wieder erwachte, ſpielten ſchon die erſten Morgenſtrahlen an den grünen Vorhängen über mir. Ich konnte mich gar nicht beſinnen, wo ich eigentlich wäre. Es kam mir vor, als führe ich noch immer fort im Wagen, und es hätte mir von einem Schloſſe im Mondſchein geträumt und von einer alten Hexe und ihrem blaſſen Töchterlein.

Ich ſprang endlich raſch aus dem Bette, kleidete mich an, und ſah mich dabei nach allen Seiten in dem Zimmer um. Da bemerkte ich eine kleine Tapetenthür, die ich geſtern gar nicht geſehen hatte. Sie war nur angelehnt, ich öffnete ſie, und erblickte ein kleines nettes Stübchen, das in der Morgendämmerung recht heimlich ausſah. Ueber einen Stuhl waren Frauenkleider unordentlich hingeworfen, auf einem Bettchen daneben lag das Mädchen, das mir geſtern Abends bei der Tafel aufgewartet hatte. Sie ſchlief noch ganz ruhig und hatte den Kopf auf den weißen bloßen Arm gelegt, über den ihre ſchwarzen Locken herabfielen. Wenn die wußte, daß die Thür offen war! ſagte ich zu mir ſelbſt und ging in mein Schlafzimmer zurück,

während ich hinter mir wieder schloß und verriegelte, damit das Mädchen nicht erschrecken und sich schämen sollte, wenn sie erwachte.

Draußen ließ sich noch kein Laut vernehmen. Nur ein früherwachtes Waldvöglein saß vor meinem Fenster auf einem Strauch, der aus der Mauer heraus wuchs, und sang schon sein Morgenlied. „Nein," sagte ich, „Du sollst mich nicht beschämen und allein so früh und fleißig Gott loben!" — Ich nahm schnell meine Geige, die ich gestern auf das Tischchen gelegt hatte, und ging hinaus. Im Schlosse war noch alles todtenstill, und es dauerte lange, ehe ich mich aus den dunklen Gängen ins Freie heraus fand.

Als ich vor das Schloß heraus trat, kam ich in einen großen Garten, der auf breiten Terrassen, wovon die eine immer tiefer war als die andere, bis auf den halben Berg herunter ging. Aber das war eine lüderliche Gärtnerei. Die Gänge waren alle mit hohem Grase bewachsen, die künstlichen Figuren von Buchsbaum waren nicht beschnitten und streckten, wie Gespenster, lange Nasen oder ellenhohe spitzige Mützen in die Luft hinaus, daß man sich in der Dämmerung ordentlich davor hätte fürchten mögen. Auf einige zerbrochene Statuen über einer vertrockneten Wasserkunst war gar Wäsche aufgehängt, hin und wieder hatten sie mitten im Garten Kohl gebaut, dann kamen wieder ein paar ordinaire Blumen, alles unordentlich durcheinander, und von hohem wilden Unkraut überwachsen, zwischen dem sich bunte Eidechsen schlängelten. Zwi-

ſchen den alten hohen Bäumen hindurch aber war überall eine weite, einſame Ausſicht, eine Bergkoppe hinter der andern, ſo weit das Auge reichte.

Nachdem ich ſo ein Weilchen in der Morgendämmerung durch die Wildniß umherſpaziert war, erblickte ich auf der Teraſſe unter mir einen langen ſchmalen blaſſen Jüngling in einem langen braunen Kaputrock, der mit verſchränkten Armen und großen Schritten auf und ab ging. Er that als ſähe er mich nicht, ſetzte ſich bald darauf auf eine ſteinerne Bank hin, zog ein Buch aus der Taſche, las ſehr laut, als wenn er predigte, ſah dabei zuweilen zum Himmel, und ſtützte dann den Kopf ganz melankoliſch auf die rechte Hand. Ich ſah ihm lange zu, endlich wurde ich doch neugierig, warum er denn eigentlich ſo abſonderliche Grimaſſen machte, und ging ſchnell auf ihn zu. Er hatte eben einen tiefen Seufzer ausgeſtoßen und ſprang erſchrocken auf, als ich ankam. Er war voller Verlegenheit, ich auch, wir wußten beide nicht, was wir ſprechen ſollten, und machten immerfort Complimente voreinander, bis er endlich mit langen Schritten in das Gebüſch Reißaus nahm. Unterdeß war die Sonne über dem Walde aufgegangen, ich ſprang auf die Bank hinauf und ſtrich vor Luſt meine Geige, daß es weit in die ſtillen Thäler herunter ſchallte. Die Alte mit dem Schlüſſelbunde, die mich ſchon ängſtlich im ganzen Schloſſe zum Frühſtück aufgeſucht hatte, erſchien nun auf der Terraſſe über mir, und verwunderte ſich, daß ich ſo artig auf der Geige ſpielen konnte.

Der alte grämliche Mann vom Schloſſe fand ſich dazu und verwunderte ſich ebenfalls, endlich kamen auch noch die Mägde, und Alles blieb oben voller Verwunderung ſtehen, und ich fingerte und ſchwenkte meinen Fidelbogen immer künſtlicher und hurtiger und ſpielte Kadenzen und Variationen, bis ich endlich ganz müde wurde.

Das war nun aber doch ganz ſeltſam auf dem Schloſſe! Kein Menſch dachte da ans Weiterreiſen. Das Schloß war auch gar kein Wirthshaus, ſondern gehörte, wie ich von der Magd erfuhr, einem reichen Grafen. Wenn ich mich dann manchmal bei der Alten erkundigte, wie der Graf heiße, wo er wohne? Da ſchmunzelte ſie immer bloß, wie den erſten Abend, da ich auf das Schloß kam, und kniff und winkte mir ſo pfiffig mit den Augen zu, als wenn ſie nicht recht bei Sinne wäre. Trank ich einmal an einem heißen Tage eine ganze Flaſche Wein aus, ſo kicherten die Mägde gewiß, wenn ſie die andere brachten, und als mich dann gar einmal nach einer Pfeife Tabak verlangte, ich ihnen durch Zeichen beſchrieb was ich wollte, da brachen Alle in ein großes unvernünftiges Gelächter aus. — Am verwunderlichſten war mir eine Nachtmuſik, die ſich oft, und grade immer in den finſterſten Nächten, unter meinem Fenſter hören ließ. Es griff auf einer Guitarre immer nur von Zeit zu Zeit einzelne, ganz leiſe Klänge. Das einemal aber kam es mir vor, als wenn es dabei von unten: „pſt! pſt!“ herauf rief. Ich fuhr daher geſchwind aus dem Bett, und mit dem Kopf aus dem Fenſter. „Holla! heda! wer iſt da drau-

ßen?“ rief ich hinunter. Aber es antwortete Niemand, ich hörte nur etwas sehr schnell durch die Gesträuche fortlaufen. Der große Hund im Hofe schlug über meinem Lärm ein paarmal an, dann war auf einmal alles wieder still, und die Nachtmusik ließ sich seit dem nicht wieder vernehmen.

Sonst hatte ich hier ein Leben, wie sich's ein Mensch nur immer in der Welt wünschen kann. Der gute Portier! er wußte wohl was er sprach, wenn er immer zu sagen pflegte, daß in Italien einem die Rosinen von selbst in den Mund wüchsen. Ich lebte auf dem einsamen Schlosse wie ein verwunschener Prinz. Wo ich hintrat, hatten die Leute eine große Ehrerbietung vor mir, obgleich sie schon alle wußten, daß ich keinen Heller in der Tasche hatte. Ich durfte nur sagen: „Tischchen deck' Dich!“ so standen auch schon herrliche Speisen, Reis, Wein, Melonen und Parmesankäse da. Ich lies mir's wohlschmecken, schlief in dem prächtigen Himmelbett, ging im Garten spazieren, musizirte und half wohl auch manchmal in der Gärtnerei nach. Oft lag ich auch Stundenlaug im Garten im hohen Grase, und der schmale Jüngling (es war ein Schüler und Verwandter der Alten, der eben jetzt hier zur Vakanz war), ging mit seinem langen Kaputrock in weiten Kreisen um mich herum, und murmelte dabei, wie ein Zauberer, aus seinem Buche, worüber ich dann auch jedesmal einschlummerte. — So verging ein Tag nach dem andern, bis ich am Ende anfing, von dem guten Essen und Trinken ganz melankolisch

zu werden. Die Glieder gingen mir von dem ewigen Nichtsthun ordentlich aus allen Gelenken, und es war mir, als würde ich vor Faulheit noch ganz auseinander fallen.

In dieſer Zeit ſaß ich einmal an einem ſchwülen Nachmittage im Wipfel eines hohen Baumes, der am Abhange ſtand, und wiegte mich auf den Aeſten langſam über dem ſtillen, tiefen Thale. Die Bienen ſummten zwiſchen den Blättern um mich herum, ſonſt war alles wie ausgeſtorben, kein Menſch war zwiſchen den Bergen zu ſehen, tief unter mir auf den ſtillen Waldwieſen ruhten die Kühe auf dem hohen Graſe. Aber ganz von weiten kam der Klang eines Poſthorns über die waldigen Gipfel herüber, bald kaum vernehmbar, bald wieder heller und deutlicher. Mir fiel dabei auf einmal ein altes Lied recht aufs Herz, das ich noch zu Hauſe auf meines Vaters Mühle von einem wandernden Handwerksburſchen gelernt hatte, und ich ſang:

Wer in die Fremde will wandern,
Der muß mit der Liebſten gehn,
Es jubeln und laſſen die Andern
Den Fremden alleine ſtehn.

Was wiſſet Ihr, dunkele Wipfeln
Von der alten ſchönen Zeit?
Ach, die Heimath hinter den Gipfeln,
Wie liegt ſie von hier ſo weit.

Am liebſten betracht ich die Sterne,
Die ſchienen, wenn ich ging zu ihr,
Die Nachtigall hör' ich ſo gerne,
Sie ſang vor der Liebſten Thür.

Der Morgen, das iſt meine Freude!
Da ſteig ich in ſtiller Stund'
Auf den höchſten Berg in die Weite,
Grüß Dich Deutſchland aus Herzensgrund!

Es war, als wenn mich das Poſthorn bei meinem Liede aus der Ferne begleiten wollte. Es kam, während ich ſang, zwiſchen den Bergen immer näher und näher, bis ich es endlich gar oben auf dem Schloßhofe ſchallen hörte. Ich ſprang raſch vom Baume herunter. Da kam mir auch ſchon die Alte mit einem geöffneten Pakete aus dem Schloſſe entgegen. „Da iſt auch etwas für ſie mitgekommen," ſagte ſie, und reichte mir aus dem Paket ein kleines niedliches Briefchen. Es war ohne Aufſchrift, ich brach es ſchnell auf. Aber da wurde ich auch auf einmal im ganzen Geſichte ſo roth, wie eine Päonie, und das Herz ſchlug mir ſo heftig, daß es die Alte merkte, denn das Briefchen war von — meiner ſchönen Fraue, von der ich manches Zettelchen bei dem Herrn Amtmann geſehen hatte. Sie ſchrieb darin ganz kurz: „Es iſt alles wieder gut, alle Hinderniſſe ſind beſeitigt. Ich benutzte heimlich dieſe Gelegenheit, um die erſte zu ſeyn, die Ihnen dieſe freudige Botſchaft ſchreibt. Kommen, eilen Sie zurück. Es iſt ſo öde hier und ich kann kaum mehr leben, ſeit Sie von uns fort ſind. Aurelie."

Die Augen gingen mir über, als ich das las, vor Entzücken und Schreck und unſäglicher Freude. Ich ſchämte mich vor dem alten Weibe, die mich wieder abſcheulich anſchmunzelte, und flog wie ein Pfeil bis

in den allereinſamſten Winkel des Gartens. Dort warf ich mich unter den Haſelnußſträuchern ins Gras hin, und las das Briefchen noch einmal, ſagte die Worte auswendig für mich hin, und las dann wieder und immer wieder, und die Sonnenſtrahlen tanzten zwiſchen den Blättern hindurch über den Buchſtaben, daß ſie ſich wie goldene und hellgrüne und rothe Blüthen vor meinen Augen in einander ſchlangen. Iſt ſie am Ende gar nicht verheirathet geweſen? dachte ich, war der fremde Offizier damals vielleicht ihr Herr Bruder, oder iſt er nun todt, oder bin ich toll, oder — „Das iſt alles einerlei!“ rief ich endlich und ſprang auf, „nun iſt's ja klar, ſie liebt mich ja, ſie liebt mich!“

Als ich aus dem Geſträuch wieder hervor kroch, neigte ſich die Sonne zum Untergange. Der Himmel war roth, die Vögel ſangen luſtig in allen Wäldern, die Thäler waren voller Schimmer, aber in meinem Herzen war es noch viel tauſendmal ſchöner und fröhlicher!

Ich rief in das Schloß hinein, daß ſie mir heut das Abendeſſen in den Garten herausbringen ſollten. Die alte Frau, der alte grämliche Mann, die Mägde, ſie mußten alle mit heraus und ſich mit mir unter dem Baume an den gedeckten Tiſch ſetzen. Ich zog meine Geige hervor und ſpielte und aß und trank dazwiſchen. Da wurden ſie alle luſtig, der alte Mann ſtrich ſeine grämlichen Falten aus dem Geſicht und ſtieß ein Glas nach dem andern aus, die Alte plauderte in einem fort, Gott weiß was; die Mägde ſingen

an auf dem Rasen mit einander zu tanzen. Zuletzt kam auch noch der blasse Student neugierig hervor, warf einige verächtliche Blicke auf das Spektakel, und wollte ganz vornehm wieder weiter gehen. Ich aber nicht zu faul, sprang geschwind auf, erwischte ihn, eh' er sich's versah, bei seinem langen Ueberrock, und walzte tüchtig mit ihm herum. Er strengte sich nun an, recht zierlich und neumodisch zu tanzen, und fußelte so emsig und künstlich, daß ihm der Schweiß vom Gesicht herunterfloß und die langen Rockschöße wie ein Rad um uns herum flogen. Dabei sah er mich aber manchmal so kurios mit verdrehten Augen an, daß ich mich ordentlich vor ihm zu fürchten anfing und ihn plötzlich wieder los ließ.

Die Alte hätte nun gar zu gern erfahren, was in dem Briefe stand, und warum ich denn eigentlich heut' auf einmal so lustig war. Aber das war ja viel zu weitläuftig, um es ihr auseinandersetzen zu können. Ich zeigte blos auf ein paar Kraniche, die eben hoch über uns durch die Luft zogen, und sagte: „ich müßte nun auch so fort und immer fort, weit in die Ferne!“ — Da riß sie die vertrockneten Augen weit auf, und blickte, wie ein Basilisk, bald auf mich, bald auf den alten Mann hinüber. Dann bemerkte ich, wie die beiden heimlich die Köpfe zusammensteckten, so oft ich mich wegwandte, und sehr eifrig miteinander sprachen, und mich dabei zuweilen von der Seite ansahen.

Das fiel mir auf. Ich sann hin und her, was sie wohl mit mir vorhaben möchten. Darüber wurde ich

ſtiller, die Sonne war auch ſchon lange untergegangen, und ſo wünſchte ich Allen gute Nacht und ging nachdenklich in meine Schlafſtube hinauf.

Ich war innerlich ſo fröhlich und unruhig, daß ich noch lange im Zimmer auf und niederging. Draußen wälzte der Wind ſchwere ſchwarze Wolken über den Schloßthurm weg, man konnte kaum die nächſten Bergkoppen in der dicken Finſterniß erkennen. Da kam es mir vor, als wenn ich im Garten unten Stimmen hörte. Ich löſchte mein Licht aus, und ſtellte mich ans Fenſter. Die Stimmen ſchienen näher zu kommen, ſprachen aber ſehr leiſe mit einander. Auf einmal gab eine kleine Laterne, welche die eine Geſtalt unterm Mantel trug, einen langen Schein. Ich erkannte nun den grämlichen Schloßverwalter und die alte Haushälterin. Das Licht blitzte über das Geſicht der Alten, das mir noch niemals ſo gräßlich vorgekommen war, und über ein langes Meſſer, das ſie in der Hand hielt. Dabei konnte ich ſehen, daß ſie beide eben nach meinem Fenſter hinaufſahen. Dann ſchlug der Verwalter ſeinen Mantel wieder dichter um, und es war bald Alles wieder finſter und ſtill.

Was wollen die, dachte ich, zu dieſer Stunde noch draußen im Garten? Mich ſchauderte, denn es fielen mir alle Mordgeſchichten ein, die ich in meinem Leben gehört hatte, von Hexen und Räubern, welche Menſchen abſchlachten, um ihre Herzen zu freſſen. Indem ich noch ſo nachdenke, kommen Menſchentritte, erſt die Treppe herauf, dann auf dem langen Gange ganz leiſe,

leiſe auf meine Thüre zu, dabei war es, als wenn zuweilen Stimmen heimlich mit einander wisperten. Ich ſprang ſchnell an das andere Ende der Stube hinter einen großen Tiſch, den ich, ſobald ſich etwas rührte, vor mir aufheben, und ſo mit aller Gewalt auf die Thüre losrennen wollte. Aber in der Finſterniß warf ich einen Stuhl um, daß es ein entſetzliches Gepolter gab. Da wurde es auf einmal ganz ſtill draußen. Ich lauſchte hinter dem Tiſch und ſah immerfort nach der Thür, als wenn ich ſie mit den Augen durchſtechen wollte, daß mir ordentlich die Augen zum Kopfe heraus ſtanden. Als ich mich ein Weilchen wieder ſo ruhig verhalten hatte, daß man die Fliegen an der Wand hätte gehen hören, vernahm ich, wie Jemand von draußen ganz leiſe einen Schlüſſel ins Schlüſſelloch ſteckte Ich wollte nun eben mit meinem Tiſche losfahren, da drehte es den Schlüſſel langſam dreimal in der Thür um, zog ihn vorſichtig wieder heraus und ſchnurrte dann ſachte über den Gang und die Treppe hinunter.

Ich ſchöpfte nun tief Athem. Oho, dachte ich, da haben ſie Dich eingeſperrt, damit ſie's kommode haben, wenn ich erſt feſt eingeſchlafen bin. Ich unterſuchte geſchwind die Thür. Es war richtig, ſie war feſt verſchloſſen, eben ſo die andere Thür, hinter der die hübſche bleiche Magd ſchlief. Das war noch niemals geſchehen, ſo lange ich auf dem Schloſſe wohnte.

Da ſaß ich nun in der Fremde gefangen! Die ſchöne Frau ſtand nun wohl an ihrem Fenſter und ſah über den ſtillen Garten nach der Landſtraße hinaus

ob ich nicht ſchon am Zollhäuschen mit meiner Geige dahergeſtrichen komme, die Wolken flogen raſch über den Himmel, die Zeit verging — und ich konnte nicht fort von hier! Ach, mir war ſo weh im Herzen, ich wußte gar nicht mehr, was ich thun ſollte. Dabei war mir's auch immer, wenn die Blätter draußen rauſchten, oder eine Ratte am Boden knosperte, als wäre die Alte durch eine verborgene Tapetenthür heimlich hereingetreten und lauere und ſchleiche leiſe mit dem langen Meſſer durch's Zimmer.

Als ich ſo voll Sorgen auf dem Bette ſaß, hörte ich auf einmal ſeit langer Zeit wieder die Nachtmuſik unter meinen Fenſtern. Bei dem erſten Klange der Guitarre war es mir nicht anders, als wenn mir ein Morgenſtrahl plötzlich durch die Seele führe. Ich riß das Fenſter auf und rief leiſe herunter, daß ich wach ſey. „Pſt, pſt!“ antwortete es von unten. Ich beſann mich nun nicht lange, ſteckte das Briefchen und meine Geige zu mir, ſchwang mich aus dem Fenſter, und kletterte an der alten, zerſprungenen Mauer hinab, indem ich mich mit den Händen an den Sträuchern, die aus den Ritzen wuchſen, anhielt. Aber einige morſche Ziegel gaben nach, ich kam ins Rutſchen, es ging immer raſcher und raſcher mit mir, bis ich endlich mit beiden Füßen aufplumpte, daß mir's im Gehirnkaſten kniſterte.

Kaum war ich auf dieſe Art unten im Garten angekommen, ſo umarmte mich Jemand mit ſolcher Vehemenz, daß ich laut aufſchrie. Der gute Freund aber

hielt mir ſchnell die Finger auf den Mund, faßte mich bei der Hand und führte mich dann aus dem Geſträuch ins Freie hinaus. Da erkannte ich mit Verwunderung den guten langen Studenten, der die Guitarre an einem breiten, ſeidenen Bande um den Hals hängen hatte. — Ich beſchrieb ihm nun in größter Geſchwindigkeit, daß ich aus dem Garten hinaus wollte. Er ſchien aber das alles ſchon lange zu wiſſen, und führte mich auf allerlei verdeckten Umwegen zu dem untern Thore in der hohen Gartenmauer. Aber da war nun auch das Thor wieder feſt verſchloſſen! Doch der Student hatte auch das ſchon vorbedacht, er zog einen großen Schlüſſel hervor und ſchloß behutſam auf.

Als wir nun in den Wald hinaustraten und ich ihn eben noch um den beſten Weg zur nächſten Stadt fragen wollte, ſtürzte er plötzlich vor mir auf ein Knie nieder, hob die eine Hand hoch in die Höh, und fing an zu fluchen und an zu ſchwören, daß es entſetzlich anzuhören war. Ich wußte gar nicht, was er wollte, ich hörte nur immerfort: Idio und cuore und amore und furore! Als er aber am Ende gar anfing, auf beiden Knien ſchnell und immer näher auf mich zuzurutſchen, da wurde mir auf einmal ganz grauslich, ich merkte wohl, daß er verrückt war, und rannte, ohne mich umzuſehen, in den dickſten Wald hinein.

Ich hörte nun den Studenten wie raſend hinter mir drein ſchreien. Bald darauf gab noch eine andere grobe Stimme vom Schloſſe her Antwort. Ich dachte mir nun wohl, daß ſie mich aufſuchen würden. Der

Weg war mir unbekannt, die Nacht finſter, ich konnte ihnen leicht wieder in die Hände fallen. Ich kletterte daher auf den Wipfel einer hohen Tanne hinauf, um beſſere Gelegenheit abzuwarten.

Von dort konnte ich hören, wie auf dem Schloße eine Stimme nach der andern wach wurde. Einige Windlichter zeigten ſich oben und warfen ihre wilden rothen Scheine über das alte Gemäuer des Schloſſes und weit vom Berge in die ſchwarze Nacht hinein. Ich befahl meine Seele dem lieben Gott, denn das verworrene Getümmel wurde immer lauter und näherte ſich immer mehr und mehr. Endlich ſtürzte der Student mit einer Fackel unter meinem Baume vorüber, daß ihm die Rockſchöße weit im Winde nachflogen. Dann ſchienen ſie ſich alle nach und nach auf eine andere Seite des Berges hinzuwenden, die Stimmen ſchallten immer ferner und ferner, und der Wind rauſchte wieder durch den ſtillen Wald. Da ſtieg ich ſchnell von dem Baume herab, und lief athemlos weiter in das Thal und die Nacht hinaus.

Siebentes Kapitel.

Ich war Tag und Nacht eilig fortgegangen, denn es ſauſte mir lange in den Ohren, als kämen die von dem Berge mit ihrem Rufen, mit Fackeln und langen Meſſern noch immer hinter mir drein. Unterwegs erfuhr ich, daß ich nur noch ein paar Meilen von Rom wäre. Da erſchrack ich ordentlich vor Freude. Denn von dem

prächtigen Rom hatte ich ſchon zu Hauſe als Kind viele wunderbare Geſchichten gehört, und wenn ich dann an Sonntags-Nachmittagen vor der Mühle im Graſe lag und alles ringsum ſo ſtille war, da dachte ich mir Rom wie die ziehenden Wolken über mir, mit wunderſamen Bergen und Abgründen am blauen Meer, und goldnen Thoren und hohen glänzenden Thürmen, von denen Engel in goldenen Gewändern ſangen. — Die Nacht war ſchon wieder lange hereingebrochen, und der Mond ſchien prächtig, als ich endlich auf einem Hügel aus dem Walde heraustrat, und auf einmal die Stadt in der Ferne vor mir ſah. — Das Meer leuchtete von weiten, der Himmel blitzte und funkelte unüberſehbar mit unzähligen Sternen, darunter lag die heilige Stadt, von der man nur einen langen Nebelſtreif erkennen konnte, wie ein eingeſchlafner Löwe auf der ſtillen Erde, und Berge ſtanden daneben, wie dunkle Rieſen, die ihn bewachten.

Ich kam nun zuerſt auf eine große, einſame Haide, auf der es ſo grau und ſtill war, wie im Grabe. Nur hin und her ſtand ein altes verfallenes Gemäuer oder ein trockener wunderbar gewundener Strauch; manchmal ſchwirrten Nachtvögel durch die Luft, und mein eigener Schatten ſtrich immerfort lang und dunkel in der Einſamkeit neben mir her. Sie ſagen, daß hier eine uralte Stadt und die Frau Venus begraben liegt, und die alten Heiden zuweilen noch aus ihren Gräbern heraufſteigen und bei ſtiller Nacht über die Haide gehn und die Wanderer verwirren. Aber ich ging immer

grade fort und ließ mich nichts anfechten. Denn die Stadt ſtieg immer deutlicher und prächtiger vor mir herauf, und die hohen Burgen und Thore und goldenen Kuppeln glänzten ſo herrlich im hellen Mondſchein, als ſtänden wirklich die Engel in goldenen Gewändern auf den Zinnen und ſängen durch die ſtille Nacht herüber.

So zog ich denn endlich, erſt an kleinen Häuſern vorbei, dann durch ein prächtiges Thor in die berühmte Stadt Rom hinein. Der Mond ſchien zwiſchen den Palläſten, als wäre es heller Tag, aber die Straßen waren ſchon alle leer, nur hin und wieder lag ein lumpiger Kerl, wie ein Todter, in der lauen Nacht auf den Marmorſchwellen und ſchlief. Dabei rauſchten die Brunnen auf den ſtillen Plätzen, und die Gärten an der Straße ſäuſelten dazwiſchen und erfüllten die Luft mit erquickenden Düften.

Wie ich nun eben ſo weiter fort ſchlendere, und vor Vergnügen, Mondſchein und Wohlgeruch gar nicht weiß, wohin ich mich wenden ſoll, läßt ſich tief aus dem einen Garten eine Guitarre hören. Mein Gott, denk' ich, da iſt mir wohl der tolle Student mit dem langen Ueberrock heimlich nachgeſprungen! Darüber fing eine Dame in dem Garten an überaus lieblich zu ſingen. Ich ſtand ganz wie bezaubert, denn es war die Stimme der ſchönen gnädigen Frau, und daſſelbe welſche Liedchen, das ſie gar oft zu Hauſe am offnen Fenſter geſungen hatte.

Da fiel mir auf einmal die ſchöne alte Zeit mit

ſolcher Gewalt auf's Herz, daß ich bitterlich hätte weinen mögen, der ſtille Garten vor dem Schloß in früher Morgenſtunde, und wie ich da hinter dem Strauch ſo glückſeelig war, ehe mir die dumme Fliege in die Naſe flog. Ich konnte mich nicht länger halten. Ich kletterte auf den vergoldeten Zierrathen über das Gitterthor, und ſchwang mich in den Garten hinunter, woher der Geſang kam. Da bemerkte ich, daß eine ſchlanke weiße Geſtalt von fern hinter einer Pappel ſtand und mir erſt verwundert zuſah, als ich über das Gitterwerk kletterte, dann aber auf einmal ſo ſchnell durch den dunklen Garten nach dem Hauſe zuflog, daß man ſie im Mondſchein kaum füßeln ſehen konnte. „Das war ſie ſelbſt!“ rief ich aus, und das Herz ſchlug mir vor Freude, denn ich erkannte ſie gleich an den kleinen, geſchwinden Füßchen wieder. Es war nur ſchlimm, daß ich mir beim Herunterſpringen vom Gartenthore den rechten Fuß etwas vertreten hatte, ich mußte daher erſt ein paarmal mit dem Beine ſchlenkern, eh' ich zu dem Hauſe nachſpringen konnte. Aber da hatten ſie unterdeß Thür und Fenſter feſt verſchloßen. Ich klopfte ganz beſcheiden an, horchte und klopfte wieder. Da war es nicht anders, als wenn es drinnen leiſe flüſterte und kicherte, ja einmal kam es mir vor, als wenn zwei helle Augen zwiſchen den Jalouſien im Mondſchein hervorfunkelten. Dann war auf einmal wieder alles ſtill.

„Sie weiß nur nicht, daß ich es bin,“ dachte ich, zog die Geige, die ich allzeit bei mir trage, hervor,

ſpazierte damit auf dem Gange vor dem Hauſe auf und nieder, und ſpielte und ſang das Lied von der ſchönen Frau, und ſpielte voll Vergnügen alle meine Lieder durch, die ich damals in den ſchönen Sommernächten im Schloßgarten, oder auf der Bank vor dem Zollhauſe geſpielt hatte, daß es weit bis in die Fenſter des Schloſſes hinüber klang. — Aber es half alles nichts, es rührte und regte ſich Niemand im ganzen Hauſe. Da ſteckte ich endlich meine Geige traurig ein, und legte mich auf die Schwelle vor der Hausthür hin, denn ich war ſehr müde von dem langen Marſch. Die Nacht war warm, die Blumenbeete vor dem Hauſe dufteten lieblich, eine Waſſerkunſt weiter unten im Garten plätſcherte immerfort dazwiſchen. Mir träumte von himmelblauen Blumen, von ſchönen, dunkelgrünen, einſamen Gründen, wo Quellen rauſchten und Bächlein gingen, und bunte Vögel wunderbar ſangen, bis ich endlich feſt einſchlief.

Als ich aufwachte, rieſelte mir die Morgenluft durch alle Glieder. Die Vögel waren ſchon wach und zwitſcherten auf den Bäumen um mich herum, als ob ſie mich für'n Narren haben wollten. Ich ſprang raſch auf und ſah mich nach allen Seiten um. Die Waſſerkunſt im Garten rauſchte noch immerfort, aber in dem Hauſe war kein Laut zu vernehmen. Ich guckte durch die grünen Jalouſien in das eine Zimmer hinein. Da war ein Sopha, und ein großer runder Tiſch mit grauer Leinwand verhangen, die Stühle ſtanden alle in großer Ordnung und unverrückt an den Wänden herum; von

außen aber waren die Jalouſien an allen Fenſtern heruntergelaſſen, als wäre das ganze Haus ſchon ſeit vielen Jahren unbewohnt. — Da überfiel mich ein ordentliches Grauſen vor dem einſamen Hauſe und Garten und vor der geſtrigen weißen Geſtalt. Ich lief, ohne mich weiter umzuſehen, durch die ſtillen Lauben und Gänge, und kletterte geſchwind wieder an dem Gartenthor hinauf. Aber da blieb ich wie verzaubert ſitzen, als ich auf einmal von dem hohen Gitterwerk in die prächtige Stadt hinunter ſah. Da blitzte und funkelte die Morgenſonne weit über die Dächer und in die langen ſtillen Straßen hinein, daß ich laut aufjauchzen mußte, und voller Freude auf die Straße hinunter ſprang.

Aber wohin ſollt' ich mich wenden in der großen fremden Stadt? Auch ging mir die konfuſe Nacht und das welſche Lied der ſchönen gnädigen Frau von geſtern noch immer im Kopfe hin und her. Ich ſetzte mich endlich auf den ſteinernen Springbrunnen, der mitten auf dem einſamen Platze ſtand, wuſch mir in dem klaren Waſſer die Augen hell und ſang dazu:

Wenn ich ein Vöglein wär',
Ich wüßt' wohl, wovon ich ſänge,
Und auch zwei Flüglein hätt',
Ich wüßt' wohl, wohin ich mich ſchwänge!

„Ey, luſtiger Geſell, du ſingſt ja wie eine Lerche beim erſten Morgenſtrahl!“ ſagte da auf einmal ein junger Mann zu mir, der während meines Liedes an den Brunnen heran getreten war. Mir aber, da ich ſo

unverhofft Deutſch ſprechen hörte, war es nicht anders im Herzen, als wenn die Glocke aus meinem Dorfe am ſtillen Sonntagsmorgen plötzlich zu mir herüber klänge. „Gott, willkommen, beſter Herr Landsmann!“ rief ich aus und ſprang voller Vergnügen von dem ſteinernen Brunnen herab. Der junge Mann lächelte und ſah mich von oben bis unten an. „Aber was treibt Ihr denn eigentlich hier in Rom?“ fragte er endlich. Da wußte ich nun nicht gleich, was ich ſagen ſollte, denn daß ich ſo eben der ſchönen gnädigen Frau nachſprünge, mocht' ich ihm nicht ſagen. „Ich treibe,“ erwiederte ich, „mich ſelbſt ein bischen herum, um die Welt zu ſehn.“ — „So ſo!“ verſetzte der junge Mann und lachte laut auf, „da haben wir ja ein Metier. Das thu' ich eben auch, um die Welt zu ſehn, und hinterdrein abzumalen.“ — „Alſo ein Maler!“ rief ich fröhlich aus, denn mir fiel dabei Herr Leonhard und Guido ein. Aber der Herr ließ mich nicht zu Worte kommen. „Ich denke,“ ſagte er, „Du gehſt mit und frühſtückſt bei mir, da will ich Dich ſelbſt abkonterfeyen, daß es eine Freude ſeyn ſoll!“ — Das ließ ich mir gern gefallen, und wanderte nun mit dem Maler durch die leeren Straßen, wo nur hin und wieder erſt einige Fenſterladen aufgemacht wurden und bald ein paar weiße Arme, bald ein verſchlafnes Geſichtchen in die friſche Morgenluft hinausguckte.

Er führte mich lange hin und her durch eine Menge konfuſer enger und dunkler Gaſſen, bis wir endlich in ein altes verräuchertes Haus hineinwuſchten.

Dort ſtiegen wir eine finſtre Treppe hinauf, dann wieder eine, als wenn wir in den Himmel hineinſteigen wollten. Wir ſtanden nun unter dem Dache vor einer Thür ſtill, und der Maler fing an in allen Taſchen vorn und hinten mit großer Eilfertigkeit zu ſuchen. Aber er hatte heute früh vergeſſen zuzuſchließen und den Schlüſſel in der Stube gelaſſen. Denn er war, wie er mir unterweges erzählte, noch vor Tagesanbruch vor die Stadt hinausgegangen, um die Gegend bei Sonnenaufgang zu betrachten. Er ſchüttelte nur mit dem Kopfe und ſtieß die Thüre mit dem Fuße auf.

Das war eine lange, lange große Stube, daß man darin hätte tanzen können, wenn nur nicht auf dem Fußboden alles voll gelegen hätte. Aber da lagen Stiefeln, Papiere, Kleider, umgeworfene Farbentöpfe, alles durcheinander; in der Mitte der Stube ſtanden große Gerüſte, wie man zum Birnenabnehmen braucht, ringsum an der Wand waren große Bilder angelehnt. Auf einem langen hölzernen Tiſche war eine Schüſſel, worauf, neben einem Farbenkleſe, Brod und Butter lag. Eine Flaſche Wein ſtand daneben.

„Nun eß't und trinkt erſt, Landsmann!“ rief mir der Maler zu. — Ich wollte mir auch ſogleich ein Paar Butterſchnitten ſchmieren, aber da war wieder kein Meſſer da. Wir mußten erſt lange in den Papieren auf dem Tiſche herumraſcheln, ehe wir es unter einem großen Pakete endlich fanden. Darauf riß der Maler das Fenſter auf, daß die friſche Morgenluft fröhlich das ganze Zimmer durchdrang. Das war

eine herrliche Aussicht weit über die Stadt weg in die Berge hinein, wo die Morgensonne lustig die weißen Landhäuser und Weingärten beschien. — „Vivat unser kühlgrünes Deutschland da hinter den Bergen!“ rief der Maler aus und trank dazu aus der Weinflasche, die er mir dann hinreichte. Ich that ihm höflich Bescheid, und grüßte in meinem Herzen die schöne Heimath in der Ferne noch viel tausendmal.

Der Maler aber hatte unterdeß das hölzerne Gerüst, worauf ein sehr großes Papier aufgespannt war, näher an das Fenster herangerückt. Auf dem Papiere war bloß mit großen schwarzen Strichen eine alte Hütte gar künstlich abgezeichnet. Darin saß die heilige Jungfrau mit einem überaus schönen, freudigen und doch recht wehmüthigen Gesichte. Zu ihren Füßen auf einem Nestlein von Stroh lag das Jesuskind, sehr freundlich, aber mit großen ernsthaften Augen. Draußen auf der Schwelle der offnen Hütte aber knieten zwei Hirten-Knaben mit Stab und Tasche. — „Siehst Du,“ sagte der Maler, „dem einen Hirtenknaben da will ich Deinen Kopf aufsetzen, so kommt Dein Gesicht doch auch etwas unter die Leute, und will's Gott, sollen sie sich daran noch erfreuen, wenn wir beide schon lange begraben sind und selbst so still und fröhlich vor der heiligen Mutter und ihrem Sohne knien, wie die glücklichen Jungen hier.“ — Darauf ergriff er einen alten Stuhl, von dem ihm aber, da er ihn aufheben wollte, die halbe Lehne in der Hand blieb. Er paßte ihn geschwind wieder zusammen, schob ihn vor

das Gerüſt hin, und ich mußte mich nun darauf ſetzen und mein Geſicht etwas von der Seite, nach dem Maler zu, wenden. — So ſaß ich ein paar Minuten ganz ſtill, ohne mich zu rühren. Aber ich weiß nicht, zuletzt konnt' ich's gar nicht recht aushalten, bald juckte mich's da, bald juckte mich's dort. Auch hing mir grade gegenüber ein zerbrochner halber Spiegel, da mußt ich immerfort hineinſehn, und machte, wenn er eben malte, aus Langeweile allerlei Geſichter und Grimaſſen. Der Maler, der es bemerkte, lachte endlich laut auf und winckte mir mit der Hand, daß ich wieder aufſtehen ſollte. Mein Geſicht auf dem Hirten war auch ſchon fertig, und ſah ſo klar aus, das ich mir ordentlich ſelber gefiel.

Er zeichnete nun in der friſchen Morgenkühle immer fleißig fort, während er ein Liedchen dazu ſang und zuweilen durch das offne Fenſter in die prächtige Gegend hinausblickte. Ich aber ſchnitt mir unterdeß noch eine Butterſtolle und ging damit vergnügt im Zimmer auf und ab und beſah mir die Bilder, die an der Wand aufgeſtellt waren. Zwei darunter gefielen mir ganz beſonders gut. „Habt Ihr die auch gemalt?“ frug ich den Maler. „Warum nicht gar!“ erwiederte er, „die ſind von den berühmten Meiſtern Leonardo da Vinci und Guido Reni — aber da weißt Du ja doch nichts davon!“ — Mich ärgerte der Schluß der Rede. „O,“ verſetzte ich ganz gelaſſen, „die beiden Meiſter kenne ich wie meine eigne Taſche.“ — Da machte er große Augen. „Wie ſo?“ frug er geſchwind. „Nun,“

ſagte ich, „bin ich nicht mit ihnen Tag und Nacht fortgereißt, zu Pferde und zu Fuß und zu Wagen, daß mir der Wind am Hute pfiff, und hab' ſie alle beide in der Schenke verlohren, und bin dann allein in ihrem Wagen mit Extrapoſt immer weiter gefahren, daß der Bombenwagen immerfort auf zwei Rädern über die entſetzlichen Steine flog, und" — „Oho! Oho!" unterbrach mich der Maler, und ſah mich ſtarr an, als wenn er mich für verrückt hielte. Dann aber brach er plötzlich in ein lautes Gelächter aus. „Ach," rief er, „nun verſteh' ich erſt, Du biſt mit zwei Malern gereißt, die Guido und Leonhard hießen?" — Da ich das bejahte, ſprang er raſch auf und ſah mich nochmals von oben bis unten ganz genau an. „Ich glaube gar," ſagte er, „am Ende — ſpielſt Du die Violine?" — Ich ſchlug auf meine Rocktaſche, daß die Geige darin einen Klang gab. — „Nun wahrhaftig," verſetzte der Maler, „da war eine Gräfin aus Deutſchland hier, die hat ſich in allen Winkeln von Rom nach den beiden Malern und nach einem jungen Muſikanten mit der Geige erkundigen laſſen." — „Eine junge Gräfin aus Deutſchland?" rief ich voller Entzücken aus, „iſt der Portier mit?" — „Ja das weiß ich alles nicht," erwiederte der Maler, „ich ſah ſie nur einigemal bei einer Freundin von ihr, die aber auch nicht in der Stadt wohnt. — Kennſt Du die?" fuhr er fort, indem er in einem Winkel plötzlich eine Leinwanddecke von einem großen Bilde in die Höhe hob. Da war mir's doch nicht anders, als wenn man in einer ſin

ſtern Stube die Lade aufmacht und einem die Morgenſonne auf einmal über die Augen blitzt, es war — die ſchöne gnädige Frau! — ſie ſtand in einem ſchwarzen Sammt-Kleide im Garten, und hob mit der einen Hand den Schleier vom Geſicht und ſah ſtill und freundlich in eine weite prächtige Gegend hinaus. Je länger ich hinſah, je mehr kam es mir vor, als wäre es der Garten am Schloſſe, und die Blumen und Zweige wiegten ſich leiſe im Winde, und unten in der Tiefe ſähe ich mein Zollhäuschen und die Landſtraße weit durchs Grüne, und die Donau und die fernen blauen Berge.

„Sie iſt's, ſie iſt's!“ rief ich endlich, erwiſchte meinen Hut, und rannte raſch zur Thür hinaus, die vielen Treppen hinunter, und hörte nur noch, daß mir der verwunderte Maler nachſchrie, ich ſollte gegen Abend wieder kommen, da könnten wir vielleicht mehr erfahren!

Achtes Kapitel.

Ich lief mit großer Eilfertigkeit durch die Stadt, um mich ſogleich wieder in dem Gartenhauſe zu melden, wo die ſchöne Frau geſtern Abend geſungen hatte. Auf den Straßen war unterdeß alles lebendig geworden, Herren und Damen zogen im Sonnenſchein und neigten ſich und grüßten bunt durcheinander, prächtige Karoſſen raſſelten dazwiſchen, und von allen Thürmen

läutete es zur Meſſe, daß die Klänge über dem Gewühle wunderbar in der klaren Luft durcheinander hallten. Ich war wie betrunken von Freude und von dem Rumor, und rannte in meiner Fröhlichkeit immer grade fort, bis ich zuletzt gar nicht mehr wußte, wo ich ſtand. Es war wie verzaubert, als wäre der ſtille Platz mit dem Brunnen, und der Garten, und das Haus bloß ein Traum geweſen, und beim hellen Tageslicht alles wieder von der Erde verſchwunden.

Fragen konnte ich nicht, denn ich wußte den Namen des Platzes nicht. Endlich fing es auch an ſehr ſchwül zu werden, die Sonnenſtrahlen ſchoſſen recht wie ſengende Pfeile auf das Pflaſter, die Leute verkrochen ſich in die Häuſer, die Jalouſien wurden überall wieder zugemacht, und es war auf einmal wie ausgeſtorben auf den Straßen. Ich warf mich zuletzt ganz verzweifelt vor einem großen ſchönen Hauſe hin, vor dem ein Balkon mit Säulen breiten Schatten warf, und betrachtete bald die ſtille Stadt, die in der plötzlichen Einſamkeit bei heller Mittagſtunde ordentlich ſchauerlich ausſah, bald wieder den tiefblauen, ganz wolkenloſen Himmel, bis ich endlich vor großer Ermüdung gar einſchlummerte. Da träumte mir, ich läge bei meinem Dorfe auf einer einſamen grünen Wieſe, ein warmer Sommerregen ſprühte und glänzte in der Sonne, die ſo eben hinter den Bergen unterging, und wie die Regentropfen auf den Raſen fielen, waren es lauter ſchöne bunte Blumen, ſo daß ich davon ganz überſchüttet war.

Aber wie erſtaunte ich, als ich erwachte, und wirklich eine Menge ſchöner friſcher Blumen auf und neben mir liegen ſah! Ich ſprang auf, konnte aber nichts beſonderes bemerken, als bloß in dem Hauſe über mir ein Fenſter ganz oben voll von duftenden Sträuchen und Blumen, hinter denen ein Papapey unabläſſig plauderte und kreiſchte. Ich las nun die zerſtreuten Blumen auf, band ſie zuſammen und ſteckte mir den Strauß vorn ins Knopfloch. Dann aber fing ich an, mit dem Papagey ein wenig zu diskuriren, denn es freute mich, wie er in ſeinem vergoldeten Gebauer mit allerlei Grimaſſen herauf und herunter ſtieg und ſich dabei immer ungeſchickt über die große Zehe trat. Doch ehe ich mich's verſah, ſchimpfte er mich „furfante!“ Wenn es gleich eine unvernünftige Beſtie war, ſo ärgerte es mich doch. Ich ſchimpfte ihn wieder, wir geriethen endlich beide in Hitze, je mehr ich auf Deutſch ſchimpfte, je mehr gurgelte er auf italieniſch wieder auf mich los.

Auf einmal hörte ich Jemanden hinter mir lachen. Ich drehte mich raſch um. Es war der Maler von heute früh. „Was ſtellſt Du wieder für tolles Zeug an!“ ſagte er, „ich warte ſchon eine halbe Stunde auf Dich. Die Luft iſt wieder kühler, wir wollen in einen Garten vor der Stadt gehen, da wirſt Du mehrere Landsleute finden und vielleicht etwas näheres von der deutſchen Gräfin erfahren.“

Darüber war ich außerordentlich erfreut, und wir traten unſern Spaziergang ſogleich an, während ich

den Papagey noch lange hinter mir drein ſchimpfen hörte.

Nachdem wir draußen vor der Stadt auf ſchmalen ſteinigten Fußſteigen lange zwiſchen Landhäuſern und Weingärten hinaufgeſtiegen waren, kamen wir an einen kleinen hochgelegenen Garten, wo mehrere junge Männer und Mädchen im Grünen um einen runden Tiſch ſaßen. Sobald wir hinein traten, winkten uns alle zu, uns ſtill zu verhalten, und zeigten auf die andere Seite des Gartens hin. Dort ſaßen in einer großen, grünverwachſenen Laube zwei ſchöne Frauen an einem Tiſch einander gegenüber. Die eine ſang, die andere ſpielte Guitarre dazu. Zwiſchen beiden hinter dem Tiſche ſtand ein freundlicher Mann, der mit einem kleinen Stäbchen zuweilen den Takt ſchlug. Dabei funkelte die Abendſonne durch das Weinlaub, bald über die Weinflaſchen und Früchte, womit der Tiſch in der Laube beſetzt war, bald über die vollen, runden, blendendweißen Achſeln der Frau mit der Guitarre. Die andere war wie verzückt und ſang auf italieniſch ganz außerordentlich künſtlich, daß ihr die Flechſen am Halſe aufſchwollen.

Wie ſie nun ſo eben, mit zum Himmel gerichteten Augen, eine lange Kadenz anhielt, und der Mann neben ihr mit aufgehobenem Stäbchen auf den Augenblick paßte, wo ſie wieder in den Takt einfallen würde, und keiner im ganzen Garten zu athmen ſich unterſtand, da flog plötzlich die Gartenthüre weit auf, und ein ganz erhitztes Mädchen und hinter ihr ein junger

Menſch mit einem feinen, bleichen Geſicht ſtürzten in großem Gezänke herein. Der erſchrockene Muſikdirektor blieb mit ſeinem aufgehobenen Stabe wie ein verſteinerter Zauberer ſtehen, obgleich die Sängerin ſchon längſt den langen Triller plötzlich abgeſchnappt hatte, und zornig aufgeſtanden war. Alle übrigen ziſchten den Neuangekommenen wüthend an. „Barbar!“ rief ihm einer von dem runden Tiſche zu, „Du rennſt da mitten in das ſinnreiche Tableau von der ſchönen Beſchreibung hinein, welche der ſeelige Hoffmann, Seite 347 des „Frauentaſchenbuchs für 1816,“ von dem ſchönſten Hummelſchen Bilde giebt, das im Herbſt 1814 auf der Berliner Kunſtausſtellung zu ſehen war!“ — Aber das half alles nichts. „Ach was!“ entgegnete der junge Mann, „mit Euren Tableau's von Tableaus! Mein ſelbſt erfundenes Bild für die andern, und mein Mädchen für mich allein! So will ich es halten! O Du Ungetreue, Du Falſche!“ fuhr er dann von neuem gegen das arme Mädchen fort, „Du kritiſche Seele, die in der Malerkunſt nur den Silberblick, und in der Dichtkunſt nur den goldenen Faden ſucht, und keinen Liebſten, ſondern nur lauter Schätze hat! Ich wünſche Dir hinführo, anſtatt eines ehrlichen maleriſchen Pinſels, einen alten Duca mit einer ganzen Münzgrube von Diamanten auf der Naſe, und mit hellen Silberblick auf der kahlen Platte, und mit Goldſchnitt auf den paar noch übrigen Haaren! Ja nur heraus mit dem verruchten Zettel, den Du da vorhin vor

mir verſteckt haſt! Was haſt Du wieder angezettelt? Von wem iſt der Wiſch, und an wen iſt er?“

Aber das Mädchen ſträubte ſich ſtandhaft, und je eifriger die Anderen den erboßten jungen Menſchen umgaben und ihn mit großem Lärm zu tröſten und zu beruhigen ſuchten, deſto erhitzter und toller wurde er von dem Rumor, zumal da das Mädchen auch ihr Mäulchen nicht halten konnte, bis ſie endlich weinend aus dem verworrenen Knäuel hervorflog, und ſich auf einmal ganz unverhofft an meine Bruſt ſtürzte, um bei mir Schutz zu ſuchen. Ich ſtellte mich auch ſogleich in die gehörige Poſitur, aber da die Andern in dem Getümmel ſo eben nicht auf uns Acht gaben, kehrte ſie plötzlich das Köpfchen nach mir herauf und flüſterte mir mit ganz ruhigem Geſicht ſehr leiſe und ſchnell ins Ohr: „Du abſcheulicher Einnehmer! um Dich muß ich das alles leiden. Da ſteck' den fatalen Zettel geſchwind zu Dir, Du findeſt darauf bemerkt, w. wir wohnen. Alſo zur beſtimmten Stunde, wenn Du in's Thor kommſt, immer die einſame Straße rechts fort! —“

Ich konnte vor Verwunderung kein Wort hervorbringen, denn wie ich ſie nun erſt recht anſah, erkannte ich ſie auf einmal: es war wahrhaftig die ſchnippiſche Kammerjungfer vom Schloß, die mir damals an dem ſchönen Samſtag's-Abende die Flaſche mit Wein brachte. Sie war mir ſonſt niemals ſo ſchön vorgekommen, als da ſie ſich jetzt ſo erhitzt an mich lehnte, daß die ſchwarzen Locken über meinen Arm herabhingen. — „Aber,

verehrteſte Mamſell,“ ſagte ich voller Erſtaunen, „wie kommen Sie“ — „Um Gotteswillen, ſtill nur, jetzt ſtill!“ erwiederte ſie, und ſprang geſchwind von mir fort auf die andere Seite des Gartens, eh' ich mich noch auf alles recht beſinnen konnte.

Unterdeß hatten die Andern ihr erſtes Thema faſt ganz vergeſſen, zankten aber untereinander recht vergnüglich weiter, indem ſie dem jungen Menſchen beweiſen wollten, daß er eigentlich betrunken ſey, was ſich für einen ehrliebenden Maler gar nicht ſchicke. Der runde fixe Mann aus der Laube, der — wie ich nachher erfuhr — ein großer Kenner und Freund von Künſten war, und aus Liebe zu den Wiſſenſchaften gern alles mitmachte, hatte auch ſein Stäbchen weggeworfen, und ſtankirte mit ſeinem fetten Geſicht das vor Freundlichkeit ordentlich glänzte, eifrig mitten in dem dickſten Getümmel herum, um alles zu vermitteln und zu beſchwichtigen, während er dazwiſchen immer wieder die lange Kadenz und das ſchöne Tableau bedauerte, das er mit vieler Mühe zuſammengebracht hatte.

Mir aber war es ſo ſternklar im Herzen, wie damals an dem glückſeligen Sonnabend, als ich am offnen Fenſter vor der Weinflaſche bis tief in die Nacht hinein auf der Geige ſpielte. Ich holte, da der Rumor gar kein Ende nehmen wollte, friſch meine Violine wieder hervor und ſpielte, ohne mich lange zu beſinnen, einen welſchen Tanz auf, den ſie dort im Gebirge tanzen, und den ich auf dem alten, einſamen Waldſchloſſe gelernt hatte.

Bayerische Staatsbibliothek München

Da reckten ſie alle die Köpfe in die Höh. „Bravo, braviſſimo! ein delizidſer Einfall!“ rief der luſtige Kenner von den Künſten, und lief ſogleich von einem zum andern, um ein ländliches Divertiſſement, wie er's nannte, einzurichten. Er ſelbſt machte den Anfang, indem er der Dame die Hand reichte, die vorhin in der Laube Guitarre geſpielt hatte. Er begann darauf auſſerordentlich künſtlich zu tanzen, ſchrieb mit den Fußſpitzen allerlei Buchſtaben auf den Raſen, ſchlug ordentliche Triller mit den Füßen, und machte von Zeit zu Zeit ganz paſſable Luftſprünge. Aber er bekam es bald ſatt, denn er war etwas korpulent. Er machte immer kürzere und ungeſchicktere Sprünge, bis er endlich ganz aus dem Kreiſe heraustrat und heftig puſtete und ſich mit ſeinem ſchneeweißen Schnupftuch unaufhörlich den Schweiß abwiſchte. Unterdeß hatte auch der junge Menſch, der nun wieder ganz geſcheut geworden war, aus dem Wirthshauſe Caſtagnetten herbeigeholt, und ehe ich mich's verſah, tanzten alle unter den Bäumen bunt durcheinander. Die untergegangene Sonne warf noch einige rothe Wiederſcheine zwiſchen die dunklen Schatten und über das alte Gemäuer und die von Epheu wild überwachſenen halb verſunkenen Säulen hinten im Garten, während man von der andern Seite tief unter den Weinbergen die Stadt Rom in den Abendgluthen liegen ſah. Da tanzten ſie alle lieblich im Grünen in der klaren ſtillen Luft, und mir lachte das Herz recht im Leibe, wie die ſchlanken Mädchen, und die Kammerjungfer mitten unter ihnen, ſich ſo mit

aufgehobenen Armen wie heidniſche Waldnymphen zwiſchen dem Laubwerk ſchwangen, und dabei jedesmal in der Luft mit den Caſtagnetten luſtig dazu ſchnalzten. Ich konnte mich nicht länger halten, ich ſprang mitten unter ſie hinein und machte, während ich dabei immerfort geigte, recht artige Figuren.

Ich mochte eine ziemliche Weile ſo im Kreiſe herum geſprungen ſeyn, und merkte gar nicht, daß die andern unterdeß anfingen müde zu werden und ſich nach und nach von dem Raſenplatze verloren. Da zupfte mich Jemand von hinten tüchtig an den Rockſchößen. Es war die Kammerjungfer. „Sei kein Narr,“ ſagte ſie leiſe, „Du ſpringſt ja wie ein Ziegenbock! Studiere Deinen Zettel ordentlich, und komm bald nach, die ſchöne junge Gräfin wartet.“ — Und damit ſchlüpfte ſie in der Dämmerung zur Gartenpforte hinaus, und war bald zwiſchen den Weingärten verſchwunden.

Mir klopfte das Herz, ich wäre am liebſten gleich nachgeſprungen. Zum Glück zündete der Kellner, da es ſchon dunkel geworden war, in einer großen Laterne an der Gartenthür Licht an. Ich trat heran und zog geſchwind den Zettel heraus. Da war ziemlich kritzlich mit Bleifeder das Thor und die Straße beſchrieben, wie mir die Kammerjungfer vorhin geſagt hatte. Dann ſtand: „Elf Uhr an der kleinen Thüre.“ —

Da waren noch ein paar lange Stunden hin! — Ich wollte mich demungeachtet ſogleich auf den Weg machen, denn ich hatte keine Raſt und Ruhe mehr; aber

da kam der Maler, der mich hierher gebracht hatte, auf mich los. „Haſt Du das Mädchen geſprochen?“ frug er, „ich ſeh' ſie nun nirgends mehr; das war das Kammermädchen von der deutſchen Gräfin.“ „Still, ſtill!“ erwiederte ich, „die Gräfin iſt noch in Rom.“ Nun deſto beſſer,“ ſagte der Maler, „ſo komm und trink' mit uns auf ihre Geſundheit!“ und damit zög er mich, wie ſehr ich mich auch ſträubte, in den Garten zurück.

Da war es unterdeß ganz öde und leer geworden. Die luſtigen Gäſte wanderten, jeder ſein Liebchen am Arm, nach der Stadt zu, und man hörte ſie noch durch den ſtillen Abend zwiſchen den Weingärten plaudern und lachen, immer ferner und ferner, bis ſich endlich die Stimmen tief in dem Thale im Rauſchen der Bäume und des Stromes verloren. Ich war nur noch mit meinem Maler, und dem Herrn Eckbrecht — ſo hieß der andre junge Maler, der ſich vorhin ſo herum gezankt hatte — allein oben zurück geblieben. Der Mond ſchien prächtig im Garten zwiſchen die hohen dunklen Bäume herein, ein Licht flackerte im Winde auf dem Tiſche vor uns und ſchimmerte über den vielen vergoßnen Wein auf der Tafel. Ich mußte mich mit hinſetzen und mein Maler plauderte mit mir über meine Herkunft, meine Reiſe, und meinen Lebensplan. Herr Eckbrecht aber hatte das junge hübſche Mädchen aus dem Wirthshauſe, nachdem ſie uns Flaſchen auf den Tiſch geſtellt, vor ſich auf den Schoß genommen, legte ihr die Guitarre in den Arm, und lehrte ſie ein Lied-

chen darauf klimpern. Sie fand ſich auch bald mit den kleinen Händchen zurecht, und ſie ſangen dann zuſammen ein italieniſches Lied, einmal er, dann wieder das Mädchen eine Strophe, was ſich in dem ſchönen ſtillen Abend prächtig ausnahm. — Als das Mädchen dann weggerufen wurde, lehnte ſich Herr Eckbrecht mit der Guitarre auf der Bank zurück, legte ſeine Füße auf einen Stuhl, der vor ihm ſtand, und ſang nun für ſich allein viele herrliche deutſche und italieniſche Lieder, ohne ſich weiter um uns zu bekümmern. Dabei ſchienen die Sterne prächtig am klaren Firmament, die ganze Gegend war wie verſilbert vom Mondſchein, ich dachte an die ſchöne Fraue, an die ferne Heimath, und vergaß darüber ganz meinen Maler neben mir. Zuweilen mußte Herr Eckbrecht ſtimmen, darüber wurde er immer ganz zornig. Er drehte und riß zuletzt an dem Inſtrument, daß plötzlich eine Saite ſprang. Da warf er die Guitarre hin und ſprang auf. Nun wurde er erſt gewahr, daß mein Maler ſich unterdeß über ſeinen Arm auf den Tiſch gelegt hatte und feſt eingeſchlafen war. Er warf ſchnell einen weißen Mantel um, der auf einem Aſte neben dem Tiſche hing, beſann ſich aber plötzlich, ſah erſt meinen Maler, dann mich ein paarmal ſcharf an, ſetzte ſich darauf, ohne ſich lange zu bedenken, grade vor mich auf den Tiſch hin, räuſperte ſich, rückte an ſeiner Halsbinde, und fing dann auf einmal an, eine Rede an mich zu halten. „Geliebter Zuhörer und Landsmann!“ ſagte er, „da die Flaſchen beinah leer ſind, und da die Moral unſtreitig

die erſte Bürgerpflicht iſt, wenn die Tugenden auf die Neige gehen, ſo fühle ich mich aus landsmännlicher Sympathie getrieben, Dir einige Moralität zu Gemüthe zu führen. — Man könnte zwar meinen," fuhr er fort, „Du ſey'ſt ein bloßer Jüngling, während doch Dein Frack über ſeine beſten Jahre hinaus iſt; man könnte vielleicht annehmen, Du habeſt vorhin wunderliche Sprünge gemacht, wie ein Satyr; ja, einige möchten wohl behaupten, Du ſeyeſt wohl gar ein Landſtreicher, weil Du hier auf dem Lande biſt und die Geige ſtreichſt; aber ich kehre mich an ſolche oberflächliche Urtheile nicht, ich halte mich an Deine feingeſpitzte Naſe, ich halte Dich für ein vazirendes Genie." — Mich ärgerten die verfänglichen Redensarten, ich wollte ihm ſo eben recht antworten. Aber er ließ mich nicht zu Worte kommen. „Siehſt Du," ſagte er, „wie Du Dich ſchon aufblähſt von dem bischen Lobe. Gehe in Dich, und bedenke dieſes gefährliche Metier! Wir Genie's — denn ich bin auch eins — machen uns aus der Welt eben ſo wenig, als ſie aus uns, wir ſchreiten vielmehr ohne beſondere Umſtände in unſern Siebenmeilenſtiefeln, die wir bald mit auf die Welt bringen, grade auf die Ewigkeit los. O höchſt klägliche, unbequeme, breitgeſpreitzte Poſition, mit dem einen Beine in der Zukunft, wo nichts als Morgenroth und zukünftige Kindergeſichter dazwiſchen, mit dem andern Beine noch mitten in Rom auf der Piazza del Popolo, wo das ganze Säkulum bei der guten Gelegenheit mitwill und ſich an den Stiefel hängt, daß ſie einem

das Bein ausreißen möchten! Und alle das Zucken, Weintrinken und Hungerleiden lediglich für die unſterbliche Ewigkeit! Und ſiehe meinen Herrn Collegen dort auf der Bank, der gleichfalls ein Genie iſt; ihm wird die Zeit ſchon zu lang, was wird er erſt in der Ewigkeit anfangen?! Ja, hochgeſchätzter Herr College, Du und ich und die Sonne, wir ſind heute früh zuſammen aufgegangen, und haben den ganzen Tag gebrütet und gemalt, und es war alles ſchön — und nun fährt die ſchläfrige Nacht mit ihrem Pelzärmel über die Welt und hat alle Farben verwiſcht.“ Er ſprach noch immerfort und war dabei mit ſeinen verwirrten Haaren von dem Tanzen und Trinken im Mondſchein ganz leichenblaß anzuſehen.

Mir aber graute ſchon lange vor ihm und ſeinem wilden Gerede, und als er ſich nun förmlich zu dem ſchlafenden Maler herum wandte, benutzte ich die Gelegenheit, ſchlich, ohne daß er es bemerkte, um den Tiſch, aus dem Garten heraus, und ſtieg, allein und fröhlich im Herzen, an dem Rebengeländer in das weite, vom Mondſchein beglänzte Thal hinunter.

Von der Stadt her ſchlugen die Uhren Zehn. Hinter mir hörte ich durch die ſtille Nacht noch einzelne Guitarren-Klänge und manchmal die Stimmen der beiden Maler, die nun auch nach Hauſe gingen, von ferne herüberſchallen. Ich lief daher ſo ſchnell, als ich nur konnte, damit ſie mich nicht weiter ausfragen ſollten.

Am Thore bog ich ſogleich rechts in die Straße ein, und ging mit klopfendem Herzen eilig zwiſchen

den ſtillen Häuſern und Gärten fort. Aber wie erſtaunte ich, als ich da auf einmal auf dem Platze mit dem Springbrunnen heraus kam, den ich heute am Tage gar nicht hatte finden können. Da ſtand das einſame Gartenhaus wieder, im prächtigſten Mondſchein, und auch die ſchöne Fraue ſang im Garten wieder daſſelbe italieniſche Lied, wie geſtern Abend. — Ich rannte voller Entzücken erſt an die kleine Thür, dann an die Hausthür, und endlich mit aller Gewalt an das große Gartenthor, aber es war alles verſchloſſen. Nun fiel mir erſt ein, daß es noch nicht Elf geſchlagen hatte. Ich ärgerte mich über die langſame Zeit, aber über das Gartenthor kletern, wie geſtern, mochte ich wegen der guten Lebensart nicht. Ich ging daher ein Weilchen auf dem einſamen Platze auf und ab, und ſetzte mich endlich wieder auf den ſteinernen Brunnen voll Gedanken und ſtiller Erwartung hin.

Die Sterne funkelten am Himmel, auf dem Platze war alles leer und ſtill, ich hörte voll Vergnügen dem Geſange der ſchönen Frau zu, der zwiſchen dem Rauſchen des Brunnens aus dem Garten herüberklang. Da erblickt ich auf einmal eine weiße Geſtalt, die von der andern Seite des Platzes herkam, und grade auf die kleine Gartenthür zuging. Ich blickte durch den Mondſchimmer recht ſcharf hin — es war der wilde Maler in ſeinem weißen Mantel. Er zog ſchnell einen Schlüſſel hervor, ſchloß auf, und ehe ich mich's verſah, war er im Garten drinn.

Nun hatte ich gegen den Maler ſchon von Anfang

eine abſonderliche Pike wegen ſeiner unvernünftigen Reden. Jetzt aber gerieth ich ganz außer mir vor Zorn. Das liederliche Genie iſt gewiß wieder betrunken, dachte ich, den Schlüſſel hat er von der Kammerjungfer, und will nun die gnädige Frau beſchleichen, verrathen, überfallen. — Und ſo ſtürzte ich durch das kleine, offengebliebene Pförtchen in den Garten hinein.

Als ich eintrat, war es ganz ſtill und einſam darin. Die Flügelthür vom Gartenhauſe ſtand offen, ein milchweißer Lichtſchein drang daraus hervor, und ſpielte auf dem Graſe und den Blumen vor der Thür. Ich blickte von weitem herein. Da lag in einem prächtigen grünen Gemach, das von einer weißen Lampe nur wenig erhellt war, die ſchöne gnädige Frau, mit der Guitarre im Arm, auf einem ſeidenen Faulbettchen, ohne in ihrer Unſchuld an die Gefahren draußen zu denken.

Ich hatte aber nicht lange Zeit, hinzuſehen, denn ich bemerkte ſo eben, daß die weiße Geſtalt von der andern Seite ganz behutſam hinter den Sträuchern nach dem Gartenhauſe zuſchlich. Dabei ſang die gnädige Frau ſo kläglich aus dem Hauſe, daß es mir recht durch Mark und Bein ging. Ich beſann mich daher nicht lange, brach einen tüchtigen Aſt ab, rannte damit gerade auf den Weißmantel los, und ſchrie aus vollem Halſe „Mordjo!“ daß der ganze Garten erzitterte.

Der Maler, wie er mich ſo unverhofft daherkommen ſah, nahm ſchnell Reißaus, und ſchrie entſetzlich. Ich ſchrie noch beſſer, er lief nach dem Hauſe zu, ich

ihm nach — und ich hätt' ihn beinah ſchon erwiſcht, da verwickelte ich mich mit den Füßen in den fatalen Blumenſtücken, und ſtürzte auf einmal der Länge nach vor der Hausthür hin.

„Alſo Du biſt es, Narr!“ hört' ich da über mir ausrufen, „haſt Du mich doch faſt zum Tode erſchreckt!“ — Ich raffte mich geſchwind wieder auf, und wie ich mir den Sand und die Erde aus den Augen wiſche, ſteht die Kammerjungfer vor mir, die ſo eben bei dem letzten Sprunge den weißen Mantel von der Schulter verloren hatte. „Aber,“ ſagte ich ganz verblüfft, „war denn der Maler nicht hier?“ — „Ja freilich,“ entgegnete ſie ſchnippiſch, „ſein Mantel wenigſtens, den er mir, als ich ihn vorhin im Thor begegnete, umgehangen hat, weil mich fror.“ — Ueber dem Geplauder war nun auch die gnädige Frau von ihrem Sopha aufgeſprungen, und kam zu uns an die Thür. Mir klopfte das Herz zum Zerſpringen. Aber wie erſchrak ich, als ich recht hinſah und, anſtatt der ſchönen gnädigen Frau, auf einmal eine ganz fremde Perſon erblickte!

Es war eine etwas große korpulente, mächtige Dame mit einer ſtolzen Adlernaſe und hochgewölbten ſchwarzen Augenbraunen, ſo recht zum Erſchrecken ſchön. Sie ſah mich mit ihren großen funkelnden Augen ſo majeſtätiſch an, daß ich mich vor Ehrfurcht gar nicht zu laſſen wußte. Ich war ganz verwirrt, ich machte in einem fort Komplimente, und wollte ihr zuletzt gar die Hand küſſen. Aber ſie riß ihre Hand ſchnell weg, und

ſprach dann auf italieniſch zu der Kammerjungfer, wovon ich nichts verſtand.

Unterdeß aber war von dem vorigen Geſchrei die ganze Nachbarſchaft lebendig geworden. Hunde bellten, Kinder ſchrien, zwiſchen durch hörte man einige Männerſtimmen, die immer näher und näher auf den Garten zukamen. Da blickte mich die Dame noch einmal an, als wenn ſie mich mit feurigen Kugeln durchbohren wollte, wandte ſich dann raſch nach dem Zimmer zurück, während ſie dabei ſtolz und gezwungen auflachte, und ſchmiß mir die Thüre vor der Naſe zu. Die Kammerjungfer aber erwiſchte mich ohne weiteres beim Flügel, und zerrte mich nach der Gartenpforte.

„Da haſt Du wieder einmal recht dummes Zeug gemacht,“ ſagte ſie unterweges voller Bosheit zu mir. Ich wurde auch ſchon giftig. „Nun zum Teufel!“ ſagte ich, „habt Ihr mich denn nicht ſelbſt hierher beſtellt?“ — „Das iſt's ja eben,“ rief die Kammerjungfer, „meine Gräfin meinte es ſo gut mit Dir, wirft Dir erſt Blumen aus dem Fenſter zu, ſingt Arien — und das iſt nun ihr Lohn! Aber mit Dir iſt nun einmal nichts anzufangen, Du trittſt Dein Glück ordentlich mit Füßen.“ — „Aber,“ erwiederte ich, „ich meinte die Gräfin aus Deutſchland, die ſchöne gnädige Frau“ — „Ach,“ unterbrach ſie mich, „die iſt ja lange ſchon wieder in Deutſchland, mit ſammt Deiner tollen Amour. Und da lauf Du nur auch wieder hin! Sie ſchmachtet ohnedieß nach Dir, da könnt' Ihr zuſammen die Geige

ſpielen und in den Mond gucken, aber daß Du mir nicht wieder unter die Augen kommſt!“

Nun aber entſtand ein entſetzlicher Rumor und Spektakel hinter uns. Aus dem anderen Garten kletterten Leute mit Knüppeln haſtig über den Zaun, andere fluchten und durchſuchten ſchon die Gänge, desperate Geſichter mit Schlafmützen guckten im Mondſchein bald da bald dort über die Hecken, es war, als wenn der Teufel auf einmal aus allen Hecken und Sträuchern Geſindel heckte. — Die Kammerjungfer fackelte nicht lange. „Dort, dort läuft der Dieb!“ ſchrie ſie den Leuten zu, indem ſie dabei auf die andere Seite des Gartens zeigte. Dann ſchob ſie mich ſchnell aus dem Garten, und klappte das Pförtchen hinter mir zu.

Da ſtand ich nun unter Gottes freiem Himmel wieder auf dem ſtillen Platze mutterſeelen allein, wie ich geſtern angekommen war. Die Waſſerkunſt, die mir vorhin im Mondſchein ſo luſtig flimmerte, als wenn Englein darin auf und nieder ſtiegen, rauſchte noch fort wie damals, mir aber war unterdeß alle Luſt und Freude in den Brunn gefallen. — Ich nahm mir nun feſt vor, dem falſchen Italien mit ſeinen verrückten Malern, Pommeranzen und Kammerjungfern auf ewig den Rücken zu kehren. und wanderte noch zur ſelbigen Stunde zum Thore hinaus.

Neuntes Kapitel.

Die treuen Berg' ſteh'n auf der Wacht:
„Wer ſtreicht bei ſtiller Morgenzeit
Da aus der Fremde durch die Hald'?" —
Ich aber mir die Berg' betrachte'
Und lach' in mich vor großer Luſt,
Und rufe recht aus friſcher Bruſt
Parol und Feldgeſchrei ſogleich:
Vivat Oeſtreich!

Da kennt mich erſt die ganze Rund,
Nun grüßen Bach und Vöglein zart
Und Wälder rings nach Landesart,
Die Donau blitzt aus tiefem Grund,
Der Stephansthurm auch ganz von fern
Guckt übern Berg und ſah' mich gern,
Und iſt er's nicht, ſo kommt er doch gleich,
Vivat Oeſtreich!

Ich ſtand auf einem hohen Berge, wo man zum erſtenmal nach Oeſtreich hineinſehen kann, und ſchwenkte voller Freude noch mit dem Hute und ſang die letzte Strophe, da fiel auf einmal hinter mir im Walde eine prächtige Muſik von Blasinſtrumenten mit ein. Ich dreh' mich ſchnell um und erblicke drei junge Geſellen in langen blauen Mänteln, davon bläſt der Eine Oboe, der Andere die Klarinett, und der Dritte, der einen alten Dreiſtutzer auf dem Kopfe hatte, das Waldhorn — die akkompagnirten mich plötzlich, daß der ganze Wald erſchallte. Ich, nicht zu faul, ziehe meine Geige hervor, und ſpiele und ſinge ſogleich friſch mit. Da ſah

Einer den Andern bedenklich an, der Waldhornist ließ dann zuerst seine Bausbacken wieder einfallen und setzte sein Waldhorn ab, bis am Ende Alle stille wurden, und mich anschauten. Ich hielt verwundert ein, und sah sie auch an. — „Wir meinten," sagte endlich der Waldhornist, „weil der Herr so einen langen Frack hat, der Herr wäre ein reisender Engländer, der hier zu Fuß die schöne Natur bewundert; da wollten wir uns ein Viatikum verdienen. Aber, mir scheint, der Herr ist selber ein Musikant." — „Eigentlich ein Einnehmer," versetzte ich, „und komme direkt von Rom her, da ich aber seit geraumer Zeit nichts mehr eingenommen, so habe ich mich unterweges mit der Violine durchgeschlagen." — „Bringt nicht viel heut zu Tage!" sagte der Waldhornist, der unterdeß wieder an den Wald zurückgetreten war, und mit seinem Dreistutzer ein kleines Feuer anfachte, das sie dort angezündet hatten. „Da gehn die blasenden Instrumente schon besser," fuhr er fort; „wenn so eine Herrschaft ganz ruhig zu Mittag speißt, und wir treten unverhofft in das gewölbte Vorhaus und fangen alle drei aus Leibeskräften zu blasen an — gleich kommt ein Bedienter herausgesprungen mit Geld oder Essen, damit sie nur den Lärm wieder los werden. Aber will der Herr nicht eine Collation mit uns einnehmen?"

Das Feuer loderte nun recht lustig im Walde, der Morgen war frisch, wir setzten uns alle rings umher auf den Rasen, und zwei von den Musikanten nahmen ein Töpfchen, worin Kaffee und auch schon Milch war,

vom Feuer, holten Brod aus ihren Manteltaſchen hervor, und tunkten und tranken abwechſelnd aus dem Topfe, und es ſchmeckte ihnen ſo gut, daß es ordentlich eine Luſt war anzuſehen. — Der Waldhorniſt aber ſagte: „Ich kann das ſchwarze Geſöff nicht vertragen,“ und reichte mir dabei die eine Hälfte von einer großen übereinander gelegten Butterſchnitte, dann brachte er eine Flaſche Wein zum Vorſchein. „Will der Herr nicht auch einen Schluck?“ — Ich that einen tüchtigen Zug, mußte aber ſchnell wieder abſetzen und das ganze Geſicht verziehn, denn es ſchmeckte wie Drei-Männer-Wein. „Hieſiges Gewächs,“ ſagte der Waldhorniſt, „aber der Herr hat ſich in Italien den deutſchen Geſchmack verdorben.“

Darauf kramte er eifrig in ſeinem Schubſack und zog endlich unter allerlei Plunder eine alte zerfetzte Landkarte hervor, worauf noch der Kaiſer in vollem Ornate zu ſehen war, den Zepter in der rechten, den Reichsapfel in der linken Hand. Er breitete ſie auf dem Boden behutſam auseinander, die Andern rückten näher heran, und ſie berathſchlagten nun zuſammen, was ſie für eine Marſchroute nehmen ſollten.

„Die Vakanz geht bald zu Ende,“ ſagte der Eine, „wir müſſen uns gleich von Linz links abwenden, ſo kommen wir noch bei guter Zeit nach Prag.“ — „Nun wahrhaftig!“ rief der Waldhorniſt, „wem willſt Du da was vorpfeifen? nichts als Wälder und Kohlenbauern, kein geläuterter Kunſtgeſchmack, keine vernünftige freie Station!“ — „O Narrenpoſſen!“ erwiederte

der Andere, „die Bauern ſind mir grade die Liebſten, die wiſſen am Beſten wo einen der Schuh drückt, und nehmens nicht ſo genau, wenn man manchmal eine falſche Note bläſt.“ — „Das macht, Du haſt kein point d'honneur,“ verſetzte der Waldhorniſt, „odi profanum vulgus et arceo, ſagt der Lateiner.“ — „Nun, Kirchen aber muß es auf der Tour doch geben,“ meinte der Dritte, „ſo kehren wir bei den Herren Pfarrern ein.“ — „Gehorſamſter Diener!“ ſagte der Waldhorniſt, „die geben kleines Geld und große Sermone, daß wir nicht ſo unnütz in der Welt herumſchweifen, ſondern uns beſſer auf die Wiſſenſchaften appliciren ſollen, beſonders wenn ſie in mir den künftigen Herrn Konfrater wittern. Nein, nein, Clericus clericum non decimat. Aber was giebt es denn da überhaupt für große Noth? die Herren Profeſſoren ſitzen auch noch im Karlsbade, und halten ſelbſt den Tag nicht ſo genau ein.“ — „Ja, distinguendum est inter et inter,“ erwiederte der Andere, „quod licet Jovi, non licet bovi!“

Ich aber merkte nun, daß es Prager Studenten waren, und bekam einen ordentlichen Reſpekt vor ihnen, beſonders da ihnen das Latein nur ſo wie Waſſer vom Munde floß. -- „Iſt der Herr auch ein Studirter?“ fragte mich darauf der Waldhorniſt. Ich erwiederte beſcheiden, daß ich immer beſondere Luſt zum ſtudieren, aber kein Geld gehabt hätte. — „Das thut gar nichts,“ rief der Waldhorniſt, „wir haben auch weder Geld, noch reiche Freundſchaft. Aber ein geſcheuter Kopf

muß ſich zu helfen wiſſen. Aurora musis amica, das heißt zu deutſch: mit vielem frühſtücken ſollſt Du Dir nicht die Zeit verderben. Aber wenn dann die Mittagsglocken von Thurm zu Thurm und von Berg zu Berg über die Stadt gehen, und nun die Schüler auf einmal mit großem Geſchrei aus dem alten finſtern Kollegium heraus brechen und im Sonnenſcheine durch die Gaßen ſchwärmen — da begeben wir uns bei den Kapuzinern zum Pater Küchenmeiſter und finden unſern gedeckten Tiſch, und iſt er auch nicht gedeckt, ſo ſteht doch für jeden ein voller Topf darauf, da fragen wir nicht viel darnach und eſſen, und perfektioniren uns dabei noch im Lateiniſchſprechen. Sieht der Herr, ſo ſtudiren wir von einem Tage zum andern fort. Und wenn dann endlich die Vakanz kommt, und die Andern fahren und reiten zu ihren Aeltern fort, da wandern wir mit unſern Inſtrumenten unter'm Mantel durch die Gaßen zum Thore hinaus, und die ganze Welt ſteht uns offen.“

Ich weiß nicht — wie er ſo erzählte — ging es mir recht durch's Herz, daß ſo gelehrte Leute ſo ganz verlaſſen ſeyn ſollten auf der Welt. Ich dachte dabei an mich, wie es mir eigentlich ſelber nicht anders ginge, und die Thränen traten mir in die Augen. — Der Waldhorniſt ſah mich groß an. „Das thut gar nichts,“ fuhr er wieder weiter fort, „ich möchte gar nicht ſo reiſen: Pferde und Kaffee und friſchüberzogene Betten, und Nachtmützen und Stiefelknecht vorausbeſtellt. Das iſt juſt das Schönſte, wenn wir ſo frühmorgens her-

austreten, und die Zugvögel hoch über uns fortziehn, daß wir gar nicht wissen, welcher Schornstein heut für uns raucht, und gar nicht voraussehen, was uns bis zum Abend noch für ein besonderes Glück begegnen kann.“ — „Ja,“ sagte der Andere, „und wo wir hinkommen und unsere Instrumente herausziehen, wird alles fröhlich, und wenn wir dann zur Mitagsstunde auf dem Lande in ein Herrschaftshaus treten, und im Hausflur blasen, da tanzen die Mägde mit einander vor der Hausthür, und die Herrschaft läßt die Saalthür etwas aufmachen, damit sie die Musik drin besser hören, und durch die Lücke kommt das Tellergeklapper und der Bratenduft in den freudenreichen Schall heraus gezogen, und die Fräuleins an der Tafel verdrehen sich fast die Hälse, um die Musikanten draußen zu sehn.“ — „Wahrhaftig,“ rief der Waldhornist mit leuchtenden Augen aus, „laßt die Andern nur ihre Kompendien repetiren, wir studiren unterdeß in dem großen Bilderbuche, daß der liebe Gott uns draußen aufgeschlagen hat! Ja glaub' nur der Herr, aus uns werden grade die rechten Kerls, die den Bauern dann was zu erzählen wissen und mit der Faust auf die Kanzel schlagen, daß den Knollfinken unten vor Erbauung und Zerknirschung das Herz im Leibe bersten möchte.“

Wie sie so sprachen, wurde mir so lustig in meinem Sinn, daß ich gleich auch hätte mit studiren mögen. Ich konnte mich gar nicht satt hören, denn ich unterhalte mich gern mit studirten Leuten, wo man et-

was profitiren kann. Aber es konnte gar nicht zu einem recht vernünftigen Diskurse kommen. Denn dem einen Studenten war vorhin angſt geworden, weil die Vakanz ſo bald zu Ende gehen ſollte. Er hatte daher hurtig ſein Klarinett zuſammen geſetzt, ein Notenblatt vor ſich auf das aufgeſtemmte Knie hingelegt, und exerzirte ſich eine ſchwierige Paſſage aus einer Meſſe ein, die er mitblaſen ſollte, wenn ſie nach Prag zurückkamen. Da ſaß er nun und fingerte und pfiff dazwiſchen manchmal ſo falſch, daß es einem durch Mark und Bein ging und man oft ſein eigenes Wort nicht verſtehen konnte.

Auf einmal ſchrie der Waldhorniſt mit ſeiner Baßſtimme. „Topp, da hab' ich es,“ er ſchlug dabei fröhlich auf die Landkarte neben ihm. Der Andere ließ auf einen Augenblick von ſeinem fleißigen Blaſen ab, und ſah ihn verwundert an. „Hört,“ ſagte der Waldhorniſt, „nicht weit von Wien iſt ein Schloß, auf dem Schloße iſt ein Portier, und der Portier iſt mein Vetter! Theuerſte Kondiszipels, da müſſen wir hin, machen dem Herrn Vetter unſer Kompliment, und er wird dann ſchon dafür ſorgen, wie er uns wieder weiter fortbringt!“ — Als ich das hörte, fuhr ich geſchwind auf. „Bläſt er nicht auf dem Fagott?“ rief ich, „und iſt von langer grader Leibesbeſchaffenheit, und hat eine große vornehme Naſe?“ — Der Waldhorniſt nickte mit dem Kopfe. Ich aber embraſſirte ihn vor Freuden, daß ihm der Dreiſtuher vom Kopfe fiel, und wir beſchloſſen nun ſogleich, alle miteinander im

Postschiffe auf der Donau nach dem Schloß der schönen Gräfin hinunter zu fahren.

Als wir an das Ufer kamen, war schon alles zur Abfahrt bereit. Der dicke Gastwirth, bei dem das Schiff über Nacht angelegt hatte, stand breit und behaglich in seiner Hausthür, die er ganz ausfüllte, und ließ zum Abschied allerlei Witze und Redensarten erschallen, während in jedem Fenster ein Mädchenkopf herausfuhr und den Schiffern noch freundlich zunickte, die so eben die letzten Pakete nach dem Schiffe schafften. Ein ältlicher Herr mit einem grauen Ueberrock und schwarzen Halstuch, der auch mitfahren wollte, stand am Ufer, und sprach sehr eifrig mit einem jungen schlanken Bürschchen, das mit langen ledernen Beinkleidern und knapper, scharlachrother Jacke vor ihm auf einem prächtigen Engländer saß. Es schien mir zu meiner großen Verwunderung, als wenn sie beide zuweilen nach mir hinblickten und von mir sprächen. — Zuletzt lachte der alte Herr, das schlanke Bürschchen schnallzte mit der Reitgerte, und sprengte, mit den Lerchen über ihm um die Wette, durch die Morgenluft in die blitzende Landschaft hinein.

Unterdeß hatten die Studenten und ich unsere Kasse zusammengeschossen. Der Schiffer lachte und schüttelte den Kopf, als ihm der Waldhornist damit unser Fährgeld in lauter Kupferstücken aufzählte, die wir mit großer Noth aus allen unsern Taschen zusammen gebracht hatten. Ich aber jauchzte laut auf, als

ich auf einmal wieder die Donau so recht vor mir sah; wir sprangen geschwind auf das Schiff hinauf, der Schiffer gab das Zeichen, und so flogen wir nun im schönsten Morgenglanze zwischen den Bergen und Wiesen hinunter.

Da schlugen die Vögel im Walde, und von beiden Seiten klangen die Morgenglocken von fern aus den Dörfern, hoch in der Luft hörte man manchmal die Lerchen dazwischen. Von dem Schiffe aber jubilirte und schmetterte ein Kanarienvogel mit darein, daß es eine rechte Lust war.

Der gehörte einem hübschen jungen Mädchen, die auch mit auf dem Schiffe war. Sie hatte den Käfig dicht neben sich stehen, von der andern Seite hielt sie ein feines Bündel Wäsche unterm Arm, so saß sie ganz still für sich und sah recht zufrieden bald auf ihre neue Reiseschuhe, die unter dem Röckchen hervorkamen, bald wieder in das Wasser vor sich hinunter, und die Morgensonne glänzte ihr dabei auf der weißen Stirn, über der sie die Haare sehr sauber gescheitelt hatte. Ich merkte wohl, daß die Studenten gern einen höflichen Diskurs mit ihr angesponnen hätten, denn sie gingen immer an ihr vorüber, und der Waldhornist räusperte sich dabei und rückte bald an seiner Halsbinde, bald an dem Dreistuher. Aber sie hatten keine rechte Kourage, und das Mädchen schlug auch jedesmal die Augen nieder, sobald sie ihr näher kamen.

Besonders aber genirten sie sich vor dem ältlichen Herrn, mit dem grauen Ueberrock, der nun auf der

andern Seite des Schiffes saß, und den sie gleich für einen Geistlichen hielten. Er hatte ein Brevier vor sich, in welchem er las, dazwischen aber oft in die schöne Gegend von dem Buche aufsah, dessen Goldschnitt und die vielen dareingelegten bunten Heiligenbilder prächtig im Morgenschein blitzten. Dabei bemerkte er auch sehr gut, was auf dem Schiffe vorging, und erkannte bald die Vögel an ihren Federn; denn es dauerte nicht lange, so redete er einen von den Studenten lateinisch an, worauf alle drei heran traten, die Hüte vor ihm abnahmen, und ihm wieder lateinisch antworteten.

Ich aber hatte mich unterdeß ganz vorn auf die Spitze des Schiffes gesetzt, ließ vergnügt meine Beine über dem Wasser herunter baumeln, und blickte, während das Schiff so fort flog und die Wellen unter mir rauschten und schäumten, immerfort in die blaue Ferne, wie da ein Thurm und ein Schloß nach dem andern aus dem Ufergrün hervorkam, wuchs und wuchs, und endlich hinter uns wieder verschwand. Wenn ich nur heute Flügel hätte! dachte ich, und zog endlich vor Ungeduld meine liebe Violine hervor, und spielte alle meine ältesten Stücke durch, die ich noch zu Hause und auf dem Schloß der schönen Frau gelernt hatte.

Auf einmal klopfte mir Jemand von hinten auf die Achsel. Es war der geistliche Herr, der unterdeß sein Buch weggelegt, und mir schon ein Weilchen zugehört hatte. „Ey,“ sagte er lachend zu mir, „ey, ey, Herr Ludi magister, Essen und Trinken vergißt er.“ Er hieß mich darauf meine Geige einstecken, um einen

Imbiß mit ihm einzunehmen, und führte mich zu einer kleinen luſtigen Laube, die von den Schiffern aus jungen Birken und Tannenbäumchen in der Mitte des Schiffes aufgerichtet worden war. Dort hatte er einen Tiſch hinſtellen laſſen, und ich, die Studenten, und ſelbſt das junge Mädchen mußten uns auf die Fäßer und Pakete ringsherum ſetzen.

Der geiſtliche Herr packte nun einen großen Braten und Butterſchnitten aus, die ſorgfältig in Papier gewickelt waren, zog auch aus einem Futteral mehrere Weinflaſchen und einen ſilbernen, innerlich vergoldeten Becher hervor, ſchenkte ein, koſtete erſt, roch daran und prüfte wieder und reichte dann einem Jeden von uns. Die Studenten ſaßen ganz kerzengrade auf ihren Fäßern, und aßen und tranken nur ſehr wenig vor großer Devotion. Auch das Mädchen tauchte bloß das Schnäbelchen in den Becher, und blickte dabei ſchüchtern bald auf mich, bald auf die Studenten, aber je öfter ſie uns anſah, je dreiſter wurde ſie nach und nach.

Sie erzählte endlich dem geiſtlichen Herrn, daß ſie nun zum erſtenmale von Hauſe in Condition komme, und ſo eben auf das Schloß ihrer neuen Herrſchaft reiſe. Ich wurde über und über roth, denn ſie nannte dabei das Schloß der ſchönen gnädigen Frau. — Alſo das ſoll meine zukünftige Kammerjungfer ſeyn! dachte ich und ſah ſie groß an, und mir ſchwindelte faſt dabei. — „Auf dem Schloße wird es bald eine große Hochzeit geben,“ ſagte darauf der geiſtliche Herr. „Ja,“ erwiederte das Mädchen, die gern von der Geſchichte

mehr gewußt hätte; „man ſagt, es wäre ſchon eine alte, heimliche Liebſchaft geweſen, die Gräfin hätte es aber niemals zugeben wollen.“ Der Geiſtliche antwortete nur mit: „Hm, hm,!“ während er ſeinen Jagdbecher vollſchenkte, und mit bedenklichen Mienen daraus nippte. Ich aber hatte mich mit beiden Armen weit über den Tiſch vorgelegt, um die Unterredung recht genau anzuhören. Der geiſtliche Herr bemerkte es. „Ich kann's Euch wohl ſagen,“ hub er wieder an, „die beiden Gräfinnen haben mich auf Kundſchaft ausgeſchickt, ob der Bräutigam ſchon vielleicht hier in der Gegend ſey. Eine Dame aus Rom hat geſchrieben, daß er ſchon lange von dort fort ſey. —“ Wie er von der Dame aus Rom anfing, wurd' ich wieder roth. „Kennen denn Ew. Hochwürden den Bräutigam?“ fragte ich ganz verwirrt. — „Nein,“ erwiederte der alte Herr, „aber er ſoll ein luſtiger Vogel ſein.“ — „O ja,“ ſagte ich haſtig, „ein Vogel, der aus jeden Käfig ausreißt, ſobald er nur kann, und luſtig ſingt, wenn er wieder in der Freiheit iſt.“ — „Und ſich in der Fremde herumtreibt,“ fuhr der Herr gelaſſen fort, „in der Nacht paßatim geht, und am Tage vor den Hausthüren ſchläft.“ — Mich verdroß das ſehr. „Ehrwürdiger Herr,“ rief ich ganz hitzig aus, „da hat man Euch falſch berichtet. Der Bräutigam iſt ein moraliſcher, ſchlanker, hoffnungsvoller Jüngling, der in Italien in einem alten Schloße auf großen Fuß gelebt hat, der mit lauter Gräfinnen, berühmten Malern und Kammerjungfern umgegangen iſt, der ſein Geld ſehr

wohl zu Rathe zu halten weiß, wenn er nur welches hätte, der“ — „Nun, nun, ich wußte nicht, daß Ihr ihn ſo gut kennt,“ unterbrach mich hier der Geiſtliche, und lachte dabei ſo herzlich, daß er ganz blau im Geſichte wurde, und ihm die Thränen aus den Augen rollten. — „Ich hab' doch aber gehört,“ ließ ſich nun das Mädchen wieder vernehmen, „der Bräutigam wäre ein groſſer, überaus reicher Herr.“ — „Ach Gott, ja doch, ja! Confuſion, nichts als Confuſion!“ rief der Geiſtliche und konnte ſich noch immer vor Lachen nicht zu Gute geben, bis er ſich endlich ganz verhuſtete. Als er ſich wieder ein wenig erholt hatte, hob er den Becher in die Höh und rief: „das Brautpaar ſoll leben!“ — Ich wußte gar nicht, was ich von dem Geiſtlichen und ſeinem Gerede denken ſollte, ich ſchämte mich aber, wegen der römiſchen Geſchichten, ihm hier vor allen Leuten zu ſagen, daß ich ſelber der verlorene glückſeelige Bräutigam ſey.

Der Becher ging wieder fleißig in die Runde, der geiſtliche Herr ſprach dabei freundlich mit Allen, ſo daß ihm bald ein Jeder gut wurde, und am Ende alles fröhlich durcheinander ſprach. Auch die Studenten wurden immer redſeliger und erzählten von ihren Fahrten im Gebirge, bis ſie endlich gar ihre Inſtrumente holten und luſtig zu blaſen anfingen. Die kühle Waſſerluft ſtrich dabei durch die Zweige der Laube, die Abendſonne vergoldete ſchon die Wälder und Thäler, die ſchnell an uns vorüberflogen, während die Ufer von den Waldhornsklängen wiederhallten. — Und als dann

der Geiſtliche von der Muſik immer vergnügter wurde und luſtige Geſchichten aus ſeiner Jugend erzählte: wie auch er zur Vakanz über Berge und Thäler gezogen, und oft hungrig und durſtig, aber immer fröhlich geweſen, und wie eigentlich das ganze Studentenleben eine große Vakanz ſey zwiſchen der engen düſter.. Schule und der ernſten Amtsarbeit — da tranken die Studenten noch einmal herum, und ſtimmten dann friſch ein Lied an, daß es weit in die Berge hineinſchallte:

Nach Süden nun ſich lenken
Die Vöglein allzumal,
Viel' Wandrer luſtig ſchwenken
Die Hüt' im Morgenſtrahl.
Das ſind die Herrn Studenten,
Zum Thor hinaus es gebt,
Auf ihren Inſtrumenten
Sie blaſen zum Valet:
Ade in die Läng' und Breite
O Prag, wir ziehn in die Weite:
Et habeat bonam pacem,
Qui sedet post fornacem!

Nachts wir durch's Städtlein ſchweifen,
Die Fenſter ſchimmern weit,
Am Fenſter dreh'n und ſchleifen
Viel ſchön geputzte Leut.
Wir blaſen vor den Thüren
Und haben Durſt genung,
Das kommt vom Muſiziren,
Herr Wirth, einen friſchen Trunk!
Und ſtehe über ein Kleines
Mit einer Kanne Weines
Venit ex sua domo —
Beatus ille homo!

Nun weht ſchon durch die Wälder
Der kalte Boreas,
Wir ſtreichen durch die Felder,
Von Schnee und Regen naß,
Der Mantel fliegt im Winde,
Zerriſſen ſind die Schuh,
Da blaſen wir geſchwinde
Und ſingen noch dazu:
Beatus ille homo
Qui sedet in sua domo
Et sedet post fornacem
Et habet bonam pacem!

Ich, die Schiffer und das Mädchen, obgleich wir alle kein Latein verſtanden, ſtimmten jedesmal jauchzend in den letzten Vers mit ein, ich aber jauchzte am allervergnügteſten, denn ich ſah ſo eben von fern mein Zollhäuschen und bald darauf auch das Schloß in der Abendſonne über die Bäume hervorkommen.

Zehntes Kapitel.

Das Schiff ſtieß an das Ufer, wir ſprangen ſchnell ans Land und vertheilten uns nun nach allen Seiten im Grünen, wie Vögel, wenn das Gebauer plötzlich aufgemacht wird. Der geiſtliche Herr nahm eiligen Abſchied und ging mit großen Schritten nach dem Schloſſe zu. Die Studenten dagegen wanderten eifrig nach einem abgelegenen Gebüſch, wo ſie noch geſchwind ihre Mäntel ausklopfen, ſich in dem vorüberfließenden

Bache waſchen, und einer den andern raſiren wollten. Die neue Kammerjungfer endlich ging mit ihrem Kanarienvogel und ihrem Bündel unterm Arm nach dem Wirthshauſe unter dem Schloßberge, um bei der Frau Wirthin, die ich ihr als eine gute Perſon rekommandirt hatte, ein beſſeres Kleid anzulegen, ehe ſie ſich oben im Schloſſe vorſtellte. Mir aber leuchtete der ſchöne Abend recht durchs Herz, und als ſie ſich nun alle verlaufen hatten, bedachte ich mich nicht lange und rannte ſogleich nach dem herrſchaftlichen Garten hin.

Mein Zollhaus, an dem ich vorbei mußte, ſtand noch auf der alten Stelle, die hohen Bäume aus dem herrſchaftlichen Garten rauſchten noch immer darüber hin, ein Goldammer, der damals auf dem Kaſtanienbaume vor dem Fenſter jedesmal bei Sonnenuntergang ſein Abendlied geſungen hatte, ſang auch wieder, als wäre ſeitdem gar nichts in der Welt vorgegangen. Das Fenſter im Zollhauſe ſtand offen, ich lief voller Freuden hin und ſteckte den Kopf in die Stube hinein. Es war Niemand darin, aber die Wanduhr pickte noch immer ruhig fort, der Schreibtiſch ſtand am Fenſter, und die lange Pfeife in einem Winkel, wie damals. Ich konnte nicht widerſtehen, ich ſprang durch das Fenſter hinein, und ſetzte mich an den Schreibtiſch vor das große Rechenbuch hin. Da fiel der Sonnenſchein durch den Kaſtanienbaum vor dem Fenſter wieder grüngolden auf die Ziffern in dem aufgeſchlagenen Buche, die Bienen ſummten wieder an dem offnen Fenſter hin und her, der Goldammer draußen auf dem Baume ſang fröhlich

immerzu. — Auf einmal aber ging die Thüre aus der Stube auf, und ein alter, langer Einnehmer in meinem punktirten Schlafrock trat herein! Er blieb in der Thüre stehen, wie er mich so unversehens erblickte, nahm schnell die Brille von der Nase, und sah mich grimmig an. Ich aber erschrack nicht wenig darüber, sprang, ohne ein Wort zu sagen, auf, und lief aus der Hausthür durch den kleinen Garten fort, wo ich mich noch bald mit den Füßen in dem fatalen Kartoffelkraut verwickelt hätte, das der alte Einnehmer nunmehr, wie ich sah, nach des Portiers Rath statt meiner Blumen angepflanzt hatte. Ich hörte noch, wie er vor die Thür herausfuhr und hinter mir drein schimpfte, aber ich saß schon oben auf der hohen Gartenmauer, und schaute mit klopfendem Herzen in den Schloßgarten hinein.

Da war ein Duften und Schimmern und Jubiliren von allen Vöglein; die Plätze und Gänge waren leer, aber die vergoldeten Wipfel neigten sich im Abendwinde vor mir, als wollten sie mich bewillkommnen, und seitwärts aus dem tiefen Grunde blitzte zuweilen die Donau zwischen den Bäumen nach mir herauf.

Auf einmal hörte ich in einiger Entfernung im Garten singen:

Schweigt der Menschen laute Lust:
Rauscht die Erde wie in Träumen
Wunderbar mit allen Bäumen,
Was dem Herzen kaum bewußt,
Alte Zeiten, linde Trauer,
Und es schweifen leise Schauer
Wetterleuchtend durch die Brust.

Die Stimme und das Lied klang mir ſo wunderlich, und doch wieder ſo altbekannt, als hätte ich's irgend einmal im Traume gehört. Ich dachte lange, lange nach. — „Das iſt der Herr Guido!“ rief ich endlich voller Freude, und ſchwang mich ſchnell in den Garten hinunter — es war daſſelbe Lied, das er an jenem Sommerabend auf dem Balkon des italieniſchen Wirthshauſes ſang, wo ich ihn zum letztenmal geſehn hatte.

Er ſang noch immer fort, ich aber ſprang über Beete und Hecken dem Liede nach. Als ich nun zwiſchen den letzten Roſenſträuchern hervor trat, blieb ich plötzlich wie verzaubert ſtehen Denn auf dem grünen Platze am Schwanenteich, recht vom Abendroth beſchienen, ſaß die ſchöne gnädige Frau, in einem prächtigen Kleide und einem Kranz von weißen und rothen Roſen in dem ſchwarzen Haar, mit niedergeſchlagenen Augen auf einer Steinbank und ſpielte während des Liedes mit ihrer Reitgerte vor ſich auf dem Raſen, grade ſo wie damals auf dem Kahne, da ich ihr das Lied von der ſchönen Frau vorſingen mußte. Ihr gegenüber ſaß eine andre junge Dame, die hatte den weißen runden Nacken voll brauner Locken gegen mich gewendet, und ſang zur Guitarre, während die Schwäne auf dem ſtillen Weiher langſam im Kreiſe herumſchwammen. — Da hob die ſchöne Frau auf einmal die Augen, und ſchrie laut auf, da ſie mich erblickte. Die andere Dame wandte ſich raſch nach mir herum, daß ihr die Locken ins Geſicht flogen, und da ſie mich recht anſah, brach

ſie in ein unmäßiges Lachen aus, ſprang dann von der Bank und klatſchte dreimal mit den Händchen. In demſelben Augenblick kam eine große Menge kleiner Mädchen in blüthenweißen kurzen Kleidchen mit grünen und rothen Schleifen zwiſchen den Roſenſträuchern hervorgeſchlüpft, ſo daß ich gar nicht begreifen konnte, wo ſie alle geſteckt hatten. Sie hielten eine lange Blumenguirlande in den Händen, ſchloſſen ſchnell einen Kreis um mich, tanzten um mich herum und ſangen dabei:

Wir bringen Dir den Jungfernkranz
Mit veilchenblauer Seide,
Wir führen Dich zu Luſt und Tanz,
Zu neuer Hochzeitsfreude.
Schöner, grüner Jungfernkranz,
Veilchenblaue Seide.

Das war aus dem Freiſchützen. Von den kleinen Sängerinnen erkannte ich nun auch einige wieder, es waren Mädchen aus dem Dorfe. Ich kneipte ſie in die Wangen und wäre gern aus dem Kreiſe entwiſcht, aber die kleinen ſchnippiſchen Dinger ließen mich nicht heraus. — Ich wußte gar nicht, was die Geſchichte eigentlich bedeuten ſollte, und ſtand ganz verblüfft da.

Da trat plötzlich ein junger Mann in feiner Jägerkleidung aus dem Gebüſch hervor. Ich traute meinen Augen kaum — es war der fröhliche Herr Leonhard! — Die kleinen Mädchen öffneten nun den Kreis und ſtanden auf einmal wie verzaubert, alle unbeweglich auf einem Beinchen, während ſie das andere in

die Luft ſtreckten, und dabei die Blumenguirlanden mit beiden Armen hoch über den Köpfen in die Höh' hielten. Der Herr Leonhard aber faßte die ſchöne gnädige Frau, die noch immer ganz ſtill ſtand und nur manchmal auf mich herüber blickte, bei der Hand, führte ſie bis zu mir und ſagte:

„Die Liebe — darüber ſind nun alle Gelehrten einig — iſt eine der kuragibſeſten Eigenſchaften des menſchlichen Herzens, die Baſtionen von Rang und Stand ſchmettert ſie mit einem Feuerblicke darnieder, die Welt iſt ihr zu eng und die Ewigkeit zu kurz. Ja, ſie iſt eigentlich ein Poeten-Mantel, den jeder Phantaſt einmal in der kalten Welt umnimmt, um nach Arkadien auszuwandern. Und je entfernter zwei getrennte Verliebte von einander wandern, in deſto anſtändigern Bogen bläſt der Reiſewind den ſchillernden Mantel hinter ihnen auf, deſto kühner und überraſchender entwickelt ſich der Faltenwurf, deſto länger und länger wächſt der Talar den Liebenden hinten nach, ſo daß ein Neutraler nicht über Land gehen kann, ohne unverſehens auf ein Paar ſolche Schleppen zu treten. O theuerſter Herr Einnehmer und Bräutigam! obgleich Ihr in dieſem Mantel bis an den Geſtaden der Tiber dahinrauſchtet, das kleine Händchen Eurer gegenwärtigen Braut hielt Euch dennoch am äußerſten Ende der Schleppe feſt, und wie Ihr zucktet und geigtet und rumortet, Ihr mußtet zurück in den ſtillen Bann ihrer ſchönen Augen. — Und nun dann, da es ſo gekommen iſt, Ihr zwei lieben, lieben närriſchen Leute!

ſchlagt den ſeeligen Mantel um Euch, daß die ganze andere Welt rings um Euch untergeht — liebt Euch wie die Kaninchen und ſeyd glücklich!“

Der Herr Leonhard war mit ſeinem Sermon kaum erſt fertig, ſo kam auch die andere junge Dame, die vorhin das Liedchen geſungen hatte, auf mich los, ſetzte mir ſchnell einen friſchen Mirthenkranz auf den Kopf, und ſang dazu ſehr neckiſch, während ſie mir den Kranz in den Haaren feſtrückte und ihr Geſichtchen dabei dicht vor mir war:

Darum bin ich Dir gewogen,
Darum wird Dein Haupt geſchmückt,
Weil der Strich von Deinem Bogen
Oefters hat mein Herz entzückt.

Dann trat ſie wieder ein paar Schritte zurück. — „Kennſt Du die Räuber noch, die Dich damals in der Nacht vom Baume ſchüttelten?“ ſagte ſie, indem ſie einen Knix mir machte und mich ſo anmuthig und fröhlich anſah, daß mir ordentlich das Herz im Leibe lachte. Darauf ging ſie, ohne meine Antwort abzuwarten, rings um mich herum. „Wahrhaftig noch ganz der Alte, ohne allen welſchen Beiſchmack! aber nein, ſieh doch nur einmal die dicken Taſchen an!“ rief ſie plötzlich zu der ſchönen gnädigen Frau, „Violine, Wäſche, Barbiermeſſer, Reiſekoffer, alles durcheinander!“ Sie drehte mich dabei nach allen Seiten, und konnte ſich vor Lachen gar nicht zu Gute geben. Die ſchöne gnädige Frau war unterdeß noch immer ſtill, und mochte gar nicht die Augen aufſchlagen vor Schaam und Ver-

wirrung. Oft kam es mir vor, als zürnte ſie heimlich über das viele Gerede und Spaßen. Endlich ſtürzten ihr plötzlich Thränen aus den Augen, und ſie verbarg ihr Geſicht an der Bruſt der andern Dame. Dieſe ſah ſie erſt erſtaunt an, und drückte ſie dann herzlich an ſich.

Ich aber ſtand ganz verdutzt da. Denn je genauer ich die fremde Dame betrachtete, deſto deutlicher erkannte ich ſie, es war wahrhaftig niemand anders, als — der junge Herr Maler Guido!

Ich wußte gar nicht was ich ſagen ſollte, und wollte ſo eben näher nachfragen, als Herr Leonhard zu ihr trat und heimlich mit ihr ſprach. „Weiß er denn noch nicht?“ hörte ich ihn fragen. Sie ſchüttelte mit dem Kopfe. Er beſann ſich darauf einen Augenblick. „Nein, nein,“ ſagte er endlich, „er muß ſchnell alles erfahren, ſonſt entſteht nur neues Geplauder und Gewirre.“

„Herr Einnehmer,“ wandte er ſich nun zu mir, „wir haben jetzt nicht viel Zeit, aber thue mir den Gefallen und wundere Dich hier in aller Geſchwindigkeit aus, damit Du nicht hinterher durch Fragen, Erſtaunen und Kopfſchütteln unter den Leuten alte Geſchichten aufrührſt, und neue Erdichtungen und Vermuthungen ausſchüttelſt.“ — Er zog mich bei dieſen Worten tiefer in das Gebüſch hinein, während das Fräulein mit der, von der ſchönen gnädigen Frau weggelegten Reitgerte in der Luft focht und alle ihre Locken tief in das Geſichtchen ſchüttelte, durch die ich aber doch

ſehen konnte, daß ſie bis an die Stirn roth wurde. — „Nun denn,“ ſagte Herr Leonhard, „Fräulein Flora, die hier ſo eben thun will, als hörte und wüßte ſie von der ganzen Geſchichte nichts, hatte in aller Geſchwindigkeit ihr Herzchen mit Jemandem vertauſcht. Darüber kommt ein Andrer und bringt ihr mit Prologen, Trompeten und Pauken wiederum ſein Herz dar und will ihr Herz dagegen. Ihr Herz iſt aber ſchon bei Jemand, und Jemands Herz bei ihr, und der Jemand will ſein Herz nicht wieder haben, und ihr Herz nicht wieder zurück geben. Alle Welt ſchreit — aber Du haſt wohl noch keinen Roman geleſen?“ — Ich verneinte es. — „Nun, ſo haſt Du doch einen mitgeſpielt. Kurz: das war eine ſolche Konfuſion mit den Herzen, daß der Jemand — das heißt ich — mich zuletzt ſelbſt ins Mittel legen mußte. Ich ſchwang mich bei lauer Sommernacht auf mein Roß, hob das Fräulein als Maler Guido auf das andere und ſo ging es fort nach Süden, um ſie in einem meiner einſamen Schlöſſer in Italien zu verbergen, bis das Geſchrei wegen der Herzen vorüber wäre. Unterweges aber kam man uns auf die Spur, und von dem Balkon des welſchen Wirthshauſes, vor dem Du ſo vortrefflich Wache ſchlieſſt, erblickte Flora plötzlich unſere Verfolger.“ — „Alſo der bucklichte Signor?“ — „War ein Spion. Wir zogen uns daher heimlich in die Wälder, und ließen Dich auf dem vorbeſtellten Poſtkurſe allein fortfahren. Das täuſchte unſere Verfolger, und zum Ueberfluß auch noch meine Leute auf dem Bergſchloſſe,

welche die verkleidete Flora ſtündlich erwarteten, und mit mehr Dienſteifer als Scharfſinn Dich für das Fräulein hielten. Selbſt hier auf dem Schloſſe glaubte man, daß Flora auf dem Felſen wohne, man erkundigte ſich, man ſchrieb an ſie — haſt Du nicht ein Briefchen erhalten?“ — Bei dieſen Worten fuhr ich blitzſchnell mit dem Zettel aus der Taſche. — „Alſo dieſer Brief?“ — „Iſt an mich,“ ſagte Fräulein Flora, die bisher auf unſre Rede gar nicht Acht zu geben ſchien, riß mir den Zettel raſch aus der Hand, überlas ihn und ſteckte ihn dann in den Buſen. — „Und nun,“ ſagte Herr Leonhard, „müſſen wir ſchnell in das Schloß, da wartet ſchon Alles auf uns. Alſo zum Schluß, wie ſich's von ſelbſt verſteht und einem wohlerzognen Romane gebührt: Entdeckung, Reue, Verſöhnung, wir ſind alle wieder luſtig beiſammen, und übermorgen iſt Hochzeit!“

Da er noch ſo ſprach, erhob ſich plötzlich in dem Gebüſch ein raſender Spektakel von Pauken und Trompeten, Hörnern und Poſaunen; Böller wurden dazwiſchen gelöſt und Vivat gerufen, die kleinen Mädchen tanzten von neuem, und aus allen Sträuchern kam ein Kopf über dem andern hervor, als wenn ſie aus der Erde wüchſen. Ich ſprang in dem Geſchwirre und Geſchleife Ellenhoch von einer Seite zur andern, da es aber ſchon dunkel wurde, erkannte ich erſt nach und nach alle die alten Geſichter wieder. Der alte Gärtner ſchlug die Pauken, die Prager Studenten in ihren Mänteln muſizirten mitten darunter, neben ihnen fingerte der Portier wie toll auf ſeinem Fagott. Wie ich

den ſo unverhofft erblickte, lief ich ſogleich auf ihn zu, und embraſſirte ihn heftig. Darüber kam er ganz aus dem Conzept. „Nun wahrhaftig und wenn der bis ans Ende der Welt reiſt, er iſt und bleibt ein Narr!“ rief er den Studenten zu, und blies ganz wüthend weiter.

Unterdeß war die ſchöne gnädige Frau vor dem Rumor heimlich entſprungen, und flog wie ein aufgeſcheuchtes Reh über den Raſen tiefer in den Garten hinein. Ich ſah es noch zur rechten Zeit und lief ihr eiligſt nach. Die Muſikanten merkten in ihrem Eifer nichts davon, ſie meinten nachher: wir wären ſchon nach dem Schloſſe aufgebrochen, und die ganze Bande ſetzte ſich nun mit Muſik und großem Getümmel gleichfalls dorthin auf den Marſch.

Wir aber waren faſt zu gleicher Zeit in einem Sommerhauſe angekommen, daß am Abhange des Gartens ſtand, mit dem offnen Fenſter nach dem weiten tiefen Thale zu. Die Sonne war ſchon lange untergegangen hinter den Bergen, es ſchimmerte nur noch wie ein röthlicher Duft über dem warmen, verſchallenden Abend, aus dem die Donau immer vernehmlicher herauf rauſchte, je ſtiller es ringsum wurde. Ich ſah unverwandt die ſchöne Gräfin an, die ganz erhitzt vom Laufen dicht vor mir ſtand, ſo daß ich ordentlich hören konnte, wie ihr das Herz ſchlug. Ich wußte nun aber gar nicht, was ich ſprechen ſollte vor Reſpekt, da ich auf einmal ſo allein mit ihr war. Endlich faßte ich ein Herz, nahm ihr kleines weißes Händchen — da zog

ſie mich ſchnell an ſich und fiel mir um den Hals, und ich umſchlang ſie feſt mit beiden Armen.

Sie machte ſich aber geſchwind wieder los und legte ſich ganz verwirrt in das Fenſter, um ihre glühenden Wangen in der Abendluft abzukühlen. — „Ach,“ rief ich, „mir iſt mein Herz recht zum Zerſpringen, aber ich kann mir noch alles nicht recht denken, es iſt mir alles noch wie ein Traum!“ — „Mir auch,“ ſagte die ſchöne gnädige Frau. „Als ich vergangenen Sommer,“ ſetzte ſie nach einer Weile hinzu, „mit der Gräfin aus Rom kam, und wir das Fräulein Flora glücklich gefunden hatten, und mit zurückbrachten, von Dir aber dort und hier nichts hörten — da dacht' ich nicht, daß alles noch ſo kommen würde! Erſt heut zu Mittag ſprengte der Jokey, der gute flinke Burſch, athemlos auf den Hof und brachte die Nachricht, daß Du mit dem Poſtſchiffe kämſt.“ — Dann lachte ſie ſtill in ſich hinein. „Weißt Du noch,“ ſagte ſie, „wie Du mich damals auf dem Balkon zum letzenmal ſahſt? das war grade wie heute, auch ſo ein ſtiller Abend, und Muſik im Garten.“ — „Wer iſt denn eigentlich geſtorben?“ frug ich haſtig. — „Wer denn?“ ſagte die ſchöne Frau und ſah mich erſtaunt an. — „Der Herr Gemahl von Ew. Gnaden,“ erwiederte ich, „der damals mit auf dem Balkon ſtand.“ — Sie wurde ganz roth. „Was haſt Du auch für Seltſamkeiten im Kopfe!“ rief ſie aus, „das war ja der Sohn von der Gräfin, der eben von Reiſen zurückkam, und es traf grade auch mein Geburstag, da führte er mich mit

auf den Balkon hinaus, damit ich auch ein Vivat bekäme. — Aber deshalb bist Du wohl damals von hier fortgelaufen?“ — „Ach Gott, freilich!“ rief ich aus, und schlug mich mit der Hand vor die Stirn. Sie aber schüttelte mit dem Köpfchen und lachte recht herzlich.

Mir war so wohl, wie sie so fröhlich und vertraulich neben mir plauderte, ich hätte bis zum Morgen zuhören mögen. Ich war so recht seelenvergnügt, und langte eine Hand voll Knackmandeln aus der Tasche, die ich noch aus Italien mitgebracht hatte. Sie nahm auch davon, und wir knackten nun und sahen zufrieden in die stille Gegend hinaus. — „Siehst Du,“ sagte sie nach einem Weilchen wieder, „das weiße Schlößchen, das da drüben im Mondschein glänzt, das hat uns der Graf geschenkt, sammt dem Garten und den Weinbergen, da werden wir wohnen. Er wußt es schon lange, daß wir einander gut sind, und ist Dir sehr gewogen, denn hätt' er Dich nicht mitgehabt, als er das Fräulein aus der Pensions-Anstalt entführte, so wären sie beide erwischt worden, ehe sie sich vorher noch mit der Gräfin versöhnten, und alles wäre anders gekommen.“ — „Mein Gott, schönste, gnädigste Gräfin,“ rief ich aus, „ich weiß gar nicht mehr, wo mir der Kopf steht vor lauter unverhofften Neuigkeiten; also der Herr Leonhard?“ — „Ja, ja,“ fiel sie mir in die Rede, „so nannte er sich in Italien; dem gehören die Herrschaften da drüben, und er heirathet nun unserer Gräfin Tochter, die schöne Flora. — Aber was nennst Du mich denn Gräfin?“ — Ich sah sie groß an. —

„Ich bin ja gar keine Gräfin,“ fuhr ſie fort, „unſere gnädige Gräfin hat mich nur zu ſich auf's Schloß genommen, da mich mein Onkel, der Portier, als kleines Kind und arme Waiſe mit hierher brachte.“

Nun war's mir doch nicht anders, als wenn mir ein Stein vom Herzen fiele! „Gott ſegne den Portier,“ verſetzte ich ganz entzückt, „daß er unſer Onkel iſt! ich habe immer große Stücke auf ihn gehalten.“ — „Er meint es auch gut mit Dir,“ erwiederte ſie, „wenn Du Dich nur etwas vornehmer hielteſt, ſagt er immer. Du mußt Dich jetzt auch eleganter kleiden.“ — „O,“ rief ich voller Freuden, „engliſchen Frack, Strohhut und Pumphoſen und Sporen! und gleich nach der Trauung reiſen wir fort nach Italien, nach Rom, da gehn die ſchönen Waſſerkünſte, und nehmen die Prager Studenten mit und den Portier!“ — Sie lächelte ſtill und ſah mich recht vergnügt und freundlich an, und von fern ſchallte immerfort die Muſik herüber, und Leuchtkugeln flogen vom Schloß durch die ſtille Nacht über die Gärten, und die Donau rauſchte dazwiſchen herauf — und es war alles, alles gut!

Das Marmorbild.

Eine Novelle.

Es war ein schöner Sommerabend, als Florio, ein junger Edelmann, langsam auf die Thore von Lucca zuritt, sich erfreuend an dem feinen Dufte, der über der wunderschönen Landschaft und den Thürmen und Dächern der Stadt vor ihm zitterte, so wie an den bunten Zügen zierlicher Damen und Herren, welche sich zu beiden Seiten der Straße unter den hohen Kastanien-Alleen fröhlichschwärmend ergingen.

Da gesellte sich, auf zierlichem Zelter desselben Weges ziehend, ein anderer Reiter in bunter Tracht, eine goldene Kette um den Hals und ein sammtnes Baret mit Federn über den dunkelbraunen Locken, freundlich grüßend zu ihm. Beide hatten, so neben einander in den dunkelnden Abend hineinreitend, gar bald ein Gespräch angeknüpft, und dem jungen Florio dünkte die schlanke Gestalt des Fremden, sein frisches kecks Wesen, ja selbst seine fröhliche Stimme so überaus anmuthig, daß er gar nicht von demselben wegsehen konnte.

„Welches Geschäft führt Euch nach Lucca?“ fragte endlich der Fremde. „Ich habe eigentlich gar keine Geschäfte,“ antwortete Florio ein wenig schüchtern. „Gar keine Geschäfte? — Nun, so seyd Ihr sicherlich

ein Poet!“ verſetzte jener luſtig lachend. „Das wohl eben nicht,“ erwiderte Florio und wurde über und über roth. „Ich habe mich wohl zuweilen in der fröhlichen Sangeskunſt verſucht, aber wenn ich dann wieder die alten großen Meiſter las, wie da alles wirklich da iſt und leibt und lebt, was ich mir manchmal heimlich nur wünſchte und ahnete, da komm ich mir vor wie ein ſchwaches vom Winde verwehtes Lerchenſtimmlein unter dem unermeßlichen Himmelsdom.“ — „Jeder lobt Gott auf ſeine Weiſe,“ ſagte der Fremde, „und alle Stimmen zuſammen machen den Frühling.“ Dabei ruhten ſeine großen geiſtreichen Augen mit ſichtbarem Wohlgefallen auf dem ſchönen Jünglinge, der ſo unſchuldig in die dämmernde Welt vor ſich hinausſah.

„Ich habe jetzt,“ fuhr dieſer nun kühner und vertraulicher fort, „das Reiſen erwählt, und befinde mich wie aus einem Gefängniß erlöſt, alle alten Wünſche und Freuden ſind nun auf einmal in Freiheit geſetzt. Auf dem Lande in der Stille aufgewachſen, wie lange habe ich da die fernen blauen Berge ſehnſüchtig betrachtet, wenn der Frühling wie ein zauberiſcher Spielmann durch unſern Garten ging und von der wunderſchönen Ferne verlockend ſang und von großer unermeßlicher Luſt.“ — Der Fremde war über die letzten Worte in tiefe Gedanken verſunken. „Habt Ihr wohl jemals,“ ſagte er zerſtreut aber ſehr ernſthaft, „von dem wunderbaren Spielmann gehört, der durch ſeine Töne die Jugend in einen Zauberberg hinein ver-

lockt, aus dem Keiner wieder zurückgekehrt iſt? Hütet Euch!“ —

Florio wußte nicht, was er aus dieſen Worten des Fremden machen ſollte, konnte ihn auch weiter darum nicht befragen; denn ſie waren ſo eben, ſtatt zu dem Thore, unvermerkt dem Zuge der Spaziergänger folgend, an einen weiten grünen Platz gekommen, auf dem ſich ein fröhlichſchallendes Reich von Muſik, bunten Zelten, Reitern und Spazierengehenden in den letzten Abendgluthen ſchimmernd hin und her bewegte.

„Hier iſt gut wohnen,“ ſagte der Fremde luſtig, ſich vom Zelter ſchwingend; „auf baldiges Wiederſehn!“ und hiermit war er ſchnell in dem Gewühle verſchwunden.

Florio ſtand in freudigem Erſtaunen einen Augenblick ſtill vor der unerwarteten Ausſicht. Dann folgte auch er dem Beiſpiele ſeines Begleiters, übergab das Pferd ſeinem Diener und miſchte ſich in den muntern Schwarm.

Verſteckte Muſikchöre erſchallten da von allen Seiten aus den blühenden Gebüſchen, unter den hohen Bäumen wandelten ſittige Frauen auf und nieder und ließen die ſchönen Augen muſternd ergehen über die glänzende Wieſe, lachend und plaudernd und mit den bunten Federn nickend im lauen Abendgolde wie ein Blumenbeet, das ſich im Winde wiegt. Weiterhin auf einem heitergrünen Plan vergnügten ſich mehrere Mädchen mit Ballſpielen. Die buntgefiederten Bälle flatterten wie Schmetterlinge, glänzende Bogen hin und

her beſchreibend, durch die blaue Luft, während die unten im Grünen auf und niederſchwebenden Mädchenbilder den lieblichſten Anblick gewährten. Beſonders zog die eine durch ihre zierliche, faſt noch kindliche Geſtalt und die Anmuth aller ihrer Bewegungen Florio's Augen auf ſich. Sie hatte einen vollen, bunten Blumenkranz in den Haaren und war recht wie ein frohliches Bild des Frühlings anzuſchauen, wie ſie ſo überaus friſch bald über den Raſen dahinflog, bald ſich neigte, bald wieder mit ihren anmuthigen Gliedern in die heitere Luft hinauflangte. — Durch ein Verſehen ihrer Gegnerin nahm ihr Federball eine falſche Richtung und flatterte gerade vor Florio nieder. Er hob ihn auf und überreichte ihn der nacheilenden Bekränzten. Sie ſtand faſt wie erſchrocken vor ihm und ſah ihn ſchweigend aus den ſchönen großen Augen an. Dann verneigte ſie ſich erröthend und eilte ſchnell wieder zu ihren Geſpielinnen zurück.

Der größere funkelnde Strom von Wagen und Reitern, der ſich in der Haupt-Allee langſam und prächtig fortbewegte, wendete indeß auch Florio'n von jenem reizenden Spiele wieder ab, und er ſchweifte wohl eine Stunde lang allein zwiſchen den ewigwechſelnden Bildern umher.

„Da iſt der Sänger Fortunato!“ hörte er da auf einmal mehrere Frauen und Ritter neben ſich ausrufen. Er ſah ſich ſchnell nach dem Platze um, wohin ſie wieſen, und erblickte zu ſeinem großen Erſtaunen den anmuthigen Fremden, der ihn vorhin hieher be-

gleitet. Abſeits auf der Wieſe an einen Baum gelehnt, ſtand er ſo eben immitten eines zierlichen Kranzes von Frauen und Rittern, welche ſeinem Geſange zuhörten, der zuweilen von einigen Stimmen aus dem Kreiſe holdſelig erwiedert wurde. Unter ihnen bemerkte Florio auch die ſchöne Ballſpielerin wieder, die in ſtiller Freudigkeit mit weiten offenen Augen in die Klänge vor ſich hinausſah.

Ordentlich erſchrocken gedachte da Florio, wie er vorhin mit dem berühmten Sänger, den er lange dem Rufe nach verehrte, ſo vertraulich geplaudert, und blieb ſcheu in einiger Entfernung ſtehen, um den lieblichen Wettſtreit mit zu vernehmen. Er hätte gern die ganze Nacht hindurch dort geſtanden, ſo ermuthigend flogen dieſe Töne ihn an, und er ärgerte ſich recht, als Fortunato nun ſo bald endigte, und die ganze Geſellſchaft ſich von dem Raſen erhob.

Da gewahrte der Sänger den Jüngling in der Ferne und kam ſogleich auf ihn zu. Freundlich faßte er ihn bei beiden Händen und führte den Blöden, ungeachtet aller Gegenrede, wie einen lieblichen Gefangenen nach dem nahgelegenen offenen Zelte, wo ſich die Geſellſchaft nun verſammelte und ein fröhliches Nachtmahl bereitet hatte. Alle begrüßten ihn wie alte Bekannte, manche ſchöne Augen ruhten in freudigem Erſtaunen auf der jungen blühenden Geſtalt.

Nach mancherlei luſtigem Geſpräch lagerten ſich bald alle um den runden Tiſch, der in der Mitte des Zeltes ſtand. Erquickliche Früchte und Wein in hellge-

ſchliffenen Gläſern funkelte von dem blendendweißen Gedeck, in ſilbernen Gefäßen dufteten große Blumenſträuße, zwiſchen denen die hübſchen Mädchengeſichter anmuthig hervorſahen; draußen ſpielten die letzten Abendlichter golden auf dem Raſen und dem Fluſſe, der ſpiegelglatt vor dem Zelte dahin glitt. Florio hatte ſich faſt unwillkührlich zu der niedlichen Ballſpielerin geſellt. Sie erkannte ihn ſogleich wieder und ſaß ſtill und ſchüchtern da, aber die langen furchtſamen Augenwimper hüteten nur ſchlecht die tiefen dunkelglühenden Blicke.

Es war ausgemacht worden, daß jeder in die Runde ſeinem Liebchen mit einem kleinen improviſirten Liedchen zutrinken ſolle. Der leichte Geſang, der nur gaukelnd wie ein Frühlingswind die Oberfläche des Lebens berührte, ohne es in ſich ſelbſt zu verſenken, beweate fröhlich den Kranz heiterer Bilder um die Tafel. Florio war recht innerlichſt vergnügt, alle blöde Bangigkeit war von ſeiner Seele genommen, und er ſah faſt träumeriſchſtill vor fröhlichen Gedanken zwiſchen den Lichtern und Blumen in die wunderſchöne, langſam in die Abendgluthen verſinkende Landſchaft vor ſich hinaus. Und als nun auch an ihn die Reihe kam, ſeinen Trinkſpruch zu ſagen, hob er ſein Glas in die Höh' und ſang:

Jeder nennet froh die Seine,
Ich nur ſtehe hier alleine,
Denn was früge wohl die Eine:
Wen der Fremdling eben meine?
Und ſo muß ich, wie im Strome dort die Welle,
Ungehört verrauſchen an des Frühlings Schwelle.

Seine schöne Nachbarin sah bei diesen Worten beinah schelmisch an ihm herauf und senkte schnell wieder das Köpfchen, da sie seinem Blicke begegnete. Aber er hatte so herzlich bewegt gesungen und neigte sich nun mit den schönen bittenden Augen so dringend herüber, daß sie es willig geschehen ließ, als er sie schnell auf die rothen heißen Lippen küßte. — „Bravo, Bravo!“ riefen mehrere Herren, ein muthwilliges aber argloses Lachen erschallte um den Tisch. — Florio stürzte hastig und verwirrt sein Glas hinunter, die schöne Geküßte schauete hochroth in den Schooß und sah so unter dem vollen Blumenkranze unbeschreiblich reizend aus.

So hatte ein Jeder der Glücklichen sein Liebchen in dem Kreise sich heiter erkohren. Nur Fortunato allein gehörte Allen oder Keiner an und erschien fast einsam in dieser anmuthigen Verwirrung. Er war ausgelassen lustig und Mancher hätte ihn wohl übermüthig genannt, wie er so wildwechselnd in Witz, Ernst und Scherz sich ganz und gar losließ, hätte er dabei nicht wieder mit so frommklaren Augen beinah wunderbar dreingeschaut. Florio hatte sich fest vorgenommen, ihm über Tische einmal so recht seine Liebe und Ehrfurcht, die er längst für ihn hegte, zu sagen. Aber es wollte heute nicht gelingen, alle leisen Versuche glitten an der spröden Lustigkeit des Sängers ab. Er konnte ihn gar nicht begreifen. —

Draußen war indeß die Gegend schon stiller geworden und feierlich, einzelne Sterne traten zwischen den Wipfeln der dunkelnden Bäume hervor, der Fluß

rauſchte ſtärker durch die erquickende Kühle. Da war auch zuletzt an Fortunato die Reihe zu ſingen gekommen. Er ſprang raſch auf, griff in ſeine Guitarre und ſang:

Was klingt mir ſo heiter
Durch Buſen und Sinn?
Zu Wolken und weiter
Wo trägt es mich hin?

Wie auf Bergen hoch bin ich
So einſam geſtellt
Und grüße herzinnig,
Was ſchön auf der Welt.

Ja, Bachus, Dich ſeh' ich,
Wie göttlich biſt Du!
Dein Glühen verſteh' ich,
Die träumende Ruh.

O roſenbekränztes
Jünglingsbild,
Dein Auge, wie glänzt es,
Die Flammen ſo mild!

Iſt's Liebe, iſt's Andacht,
Was ſo Dich beglückt?
Rings Frühling Dich anlacht,
Du ſtaneſt entzückt. —

Frau Venus, Du Frohe,
So klingend und weich,
In Morgenrothes Lohe
Erblick' ich Dein Reich

Auf ſonnigen Hügeln
Wie ein Zauberring. —
Zart' Bübchen mit Flügeln
Bedienen Dich flink,

Durchflattern die Räume
Und laden, was fein,
Als goldene Träume
Zur Königin ein.

Und Ritter und Frauen
Im grünen Revier
Durchſchwärmen die Auen
Wie Blumen zur Zier.

Und jeglicher hegt ſich
Sein Liebchen im Arm,
Es wirrt und bewegt ſich
Der ſelige Schwarm. —

Hier änderte er plötzlich Weiſe und Ton und fuhr fort:

Die Klänge verrinnen,
Es bleichet das Grün,
Die Frauen ſtehn ſinnend,
Die Ritter ſchaun kühn.

Und himmliſches Sehnen
Geht ſuchend durch's Blau,
Da ſchimmert von Thränen
Rings Matten und Au. —

Und mitten im Feſte
Erblick' ich, wie mild!
Den Stillſten der Gäſte. —
Woher, einſam Bild?

Mit blühendem Mohne,
Der träumerisch glänzt,
Und Lilienkrone
Erſcheint er bekränzt.

Sein Mund ſchwillt zum Küſſen
So lieblich und bleich,
Als brächt' er ein Grüßen
Aus himmliſchem Reich.

Eine Fackel wohl trägt er,
Die wunderbar prangt.
„Wo iſt Einer," frägt er,
„Dem heimwärts verlangt?"

Und manchmal da drehet
Die Fackel er um —
Entſchauernd vergehet
Die Welt und wird ſtumm.

Und was hier verſunken
Als Blumen zum Spiel,
Siehſt oben Du funkeln
Als Sterne nun kühl. —

O Jüngling vom Himmel,
Wie biſt Du ſo ſchön!
Ich laß das Gewimmel,
Mit Dir will ich gehn!

Was will ich noch beſſen?
Hinauf, ach hinauf!
Der Himmel iſt offen,
Nimm, Vater, mich auf!

Fortunato war ſtill und alle die Uebrigen auch, denn wirklich draußen waren nun die Klänge verronnen und die Muſik, das Gewimmel und alle die gaukelnde Zauberei nach und nach verhallend untergegangen vor dem unermeßlichen Sternenhimmel und dem gewaltigen Nachtgeſange der Ströme und Wälder. Da trat ein hoher ſchlanker Ritter in reichem Geſchmeide, das grünlichgoldene Scheine zwiſchen die im Winde flackernden Lichter warf, in das Zelt herein. Sein Blick aus tiefen Augenhöhlen war irre flammend, das Geſicht ſchön, aber blaß und wüſt. Alle dachten bei ſeinem plötzlichen Erſcheinen unwillkührlich ſchaudernd an den ſtillen Gaſt in Fortunato's Liede. — Er aber begab ſich nach einer flüchtigen Verbeugung gegen die Geſellſchaft zu dem Büfet des Zeltwirthes und ſchlürfte haſtig dunkelrothen Wein mit den bleichen Lippen in langen Zügen hinunter.

Florio fuhr ordentlich zuſammen, als der Seltſame ſich darauf vor allen Andern zu ihm wandte und ihn als einen früheren Bekannten in Lucca willkommen hieß. Erſtaunt und nachſinnend betrachtete er ihn von oben bis unten, denn er wußte ſich durchaus nicht zu erinnern, ihn jemals geſehn zu haben. Doch war der Ritter ausnehmend beredt und ſprach viel über mancherlei Begebenheiten aus Florio's früheren Tagen. Auch war er ſo genau bekannt mit der Gegend ſeiner Heimath, dem Garten und jedem heimiſchen Platz der Florio'n herzlich lieb war aus alter Zeit, daß ſich derſelbe bald mit der dunkeln Geſtalt auszuſöhnen anfing.

In die übrige Geſellſchaft indeß ſchien Donati, ſo nannte ſich der Ritter, nirgens hineinzupaſſen. Eine ängſtliche Störung, deren Grund ſich Niemand anzugeben wußte, wurde überall ſichtbar. Und da unterdeß auch die Nacht nun völlig hereingekommen war, ſo brachen bald Alle auf.

Es begann nun ein wunderliches Gewimmel von Wagen, Pferden, Dienern und hohen Windlichtern, die ſeltſame Scheine auf das nahe Waſſer, zwiſchen die Bäume und die ſchönen wirrenden Geſtalten umherwarfen. Donati erſchien in der wilden Beleuchtung noch viel bleicher und ſchauerlicher, als vorher. Das ſchöne Fräulein mit dem Blumenkranze hatte ihn beſtändig mit heimlicher Furcht von der Seite angeſehen. Nun, da er gar auf ſie zu kam, um ihr mit ritterlicher Artigkeit auf den Zelter zu helfen, drängte ſie ſich ſcheu an den zurückſtehenden Florio, der die Liebliche mit klopfendem Herzen in den Sattel hob. Alles war unterdeß reiſefertig, ſie nickte ihm noch einmal von ihrem zierlichen Sitze freundlich zu, und bald war die ganze ſchimmernde Erſcheinung in der Nacht verſchwunden.

Es war Florio'n recht ſonderbar zu Muthe, als er ſich plötzlich ſo allein mit Donati und dem Sänger auf dem weiten leeren Platze befand. Seine Guitarre im Arme ging der Letztere am Ufer des Fluſſes vor dem Zelte auf und nieder und ſchien auf neue Weiſen zu ſinnen, während er einzelne Töne griff, die beſchwichtigend über die ſtille Wieſe dahin zogen. Dann

brach er plötzlich ab. Ein seltsamer Mißmuth schien über seine sonst immer klaren Züge zu fliegen, er verlangte ungeduldig fort.

Alle drei bestiegen daher nun auch ihre Pferde und zogen miteinander der nahen Stadt zu. Fortunato sprach kein Wort unterwegs, desto freundlicher ergoß sich Donati in wohlgesetzten zierlichen Reden; Florio, noch im Nachklange der Lust, ritt still wie ein träumendes Mädchen zwischen beiden.

Als sie ans Thor kamen, stellte sich Donati's Roß, das schon vorher vor manchem Vorübergehenden gescheuet, plötzlich fast grade in die Höh und wollte nicht hinein. Ein funkelnder Zornesblitz fuhr, fast verzerrend, über das Gesicht des Reiters, und ein wilder, nur halb ausgesprochener Fluch aus den zuckenden Lippen, worüber Florio nicht wenig erstaunte, da ihm solches Wesen zu der sonstigen feinen und besonnenen Anständigkeit des Ritters ganz und gar nicht zu passen schien. Doch faßte sich dieser bald wieder. „Ich wollte Euch bis in die Herberg begleiten," sagte er lächelnd und mit der gewohnten Zierlichkeit zu Florio gewendet, „aber mein Pferd will es anders, wie ihr seht. Ich bewohne hier vor der Stadt ein Landhaus, wo ich Euch recht bald bei mir zu sehen hoffe." — Und hiermit verneigte er sich, und das Pferd, in unbegreiflicher Hast und Angst kaum mehr zu halten, flog pfeilschnell mit ihm in die Dunkelheit fort, daß der Wind hinter ihm drein pfiff.

„Gott sey Dank," rief Fortunato aus, „daß ihn die

Nacht wieder verſchlungen hat! Kam er mir doch wahrhaftig vor, wie einer von den falben ungeſtalten Nachtſchmetterlingen, die wie aus einem phantaſtiſchen Traume entflogen durch die Dämmerung ſchwirren, und mit ihrem langen Katzenbarte und gräßlich großen Augen ordentlich ein Geſicht haben wollen. Florio, der ſich mit Donati ſchon ziemlich befreundet hatte, äußerte ſeine Verwunderung über dieſes harte Urtheil. Aber der Sänger, durch ſolche erſtaunliche Sanftmuth nur immer mehr gereizt, ſchimpfte luſtig fort und nannte den Ritter, zu Florio's heimlichem Aerger, einen Mondſcheinjäger, einen Schmachthahn, einen Renomiſten in der Melancholie.

Unter ſolcherlei Geſprächen waren ſie endlich bei der Herberge angelangt, und Jeder begab ſich bald in das ihm angewieſene Gemach.

Florio warf ſich angekleidet auf das Ruhebett hin, aber er konnte lange nicht einſchlafen. In ſeiner von den Bildern des Tages aufgeregten Seele wogte und hallte und ſang es noch immer fort. Und wie die Thüren im Hauſe nun immer ſeltner auf und zugingen, nur manchmal noch eine Stimme erſchallte, bis endlich Haus, Stadt und Feld in tiefe Stille verſank: da war es ihm, als führe er mit ſchwanenweißen Segeln einſam auf einem mondbeglänzten Meer. Leiſe ſchlugen die Wellen an das Schiff, Sirenen tauchten aus dem Waſſer, die alle ausſahen, wie das ſchöne Mädchen mit dem Blumenkranze vom vorigen Abend. Sie ſang ſo wunderbar, traurig und ohne Ende, als

müſſe er vor Wehmuth untergehn. Das Schiff neigte ſich unmerklich und ſank langſam immer tiefer und tiefer. — Da wachte er erſchrocken auf.

Er ſprang von ſeinem Bett und öffnete das Fenſter. Das Haus lag am Ausgange der Stadt, er überſah einen weiten ſtillen Kreis von Hügeln, Gärten und Thälern, vom Monde klar beſchienen. Auch da draußen war es überall in den Bäumen und Strömen noch wie im Verhallen und Nachhallen der vergangenen Luſt, als ſänge die ganze Gegend leiſe, gleich den Sirenen, die er im Schlummer gehört. Da konnte er der Verſuchung nicht widerſtehen. Er ergriff die Guitarre, die Fortunato bei ihm zurückgelaſſen, verließ das Zimmer und ging leiſe durch das ruhige Haus hinab. Die Thüre unten war nur angelehnt, ein Diener lag eingeſchlafen auf der Schwelle. So kam er unbemerkt ins Freie und wandelte fröhlich zwiſchen Weingärten durch leere Alleen an ſchlummernden Hütten vorüber immer weiter fort.

Zwiſchen den Rebengeländern hinaus ſah er den Fluß im Thale; viele weißglänzende Schlöſſer, hin und wieder zerſtreut, ruhten wie eingeſchlafne Schwäne unten in dem Meer von Stille. Da ſang er mit fröhlicher Stimme:

Wie kühl ſchweift ſich's bei nächt'ger Stunde,
Die Zither treulich in der Hand!
Vom Hügel grüß ich in die Runde
Den Himmel und das ſtille Land.

Wie iſt da alles ſo verwandelt,
Wo ich ſo fröhlich war, im Thal.
Im Wald wie ſtill! der Mond nur wandelt
Nun durch den hohen Buchenſaal.

Der Winzer Jauchzen iſt verklungen
Und all der bunte Lebenslauf,
Die Ströme nur, im Thal geſchlungen,
Sie blicken manchmal ſilbern auf.

Und Nachtigallen wie aus Träumen
Erwachen oft mit ſüßem Schall,
Erinnernd rühret ſich in den Bäumen,
Ein heimlich Flüſtern überall. —

Die Freude kann nicht gleich verklingen,
Und von des Tages Glanz und Luſt
Iſt ſo auch mir ein heimlich Singen
Geblieben in der tiefſten Bruſt.

Und fröhlich greif ich in die Saiten,
O Mädchen jenſeits über'm Fluß,
Du lauſcheſt wohl und hörſt's von weiten
Und kennſt den Sänger an dem Gruß!

Er mußte über ſich ſelber lachen, da er am Ende nicht wußte, wem er das Ständchen brachte. Denn die reizende Kleine mit dem Blumenkranze war es lange nicht mehr, die er eigentlich meinte. Die Muſik bei den Zelten, den Traum auf ſeinem Zimmer und ſein, die Klänge und den Traum und die zierliche Erſcheinung des Mädchens nachträumendes Herz hatte ihr Bild unmerklich und wunderſam verwandelt in

ein viel ſchöneres, größeres und herrlicheres, wie er es noch nirgend geſehen.

So in Gedanken ſchritt er noch lange fort, als er unerwartet bei einem großen, von hohen Bäumen rings umgebenen Weiher anlangte. Der Mond, der eben über die Wipfel trat, beleuchtete ſcharf ein marmornes Venusbild, das dort dicht am Ufer auf einem Steine ſtand, als wäre die Göttin ſo eben erſt aus den Wellen aufgetaucht, und betrachte nun, ſelber verzaubert, das Bild der eigenen Schönheit, das der trunkene Waſſerſpiegel zwiſchen den leiſe aus dem Grunde aufblühenden Sternen wiederſtrahlte. Einige Schwäne beſchrieben ſtill ihre einförmigen Kreiſe um das Bild, ein leiſes Rauſchen ging durch die Bäume rings umher.

Florio ſtand wie eingewurzelt im Schauen, denn ihm kam jenes Bild wie eine lang geſuchte, nun plötzlich erkannte Geliebte vor, wie eine Wunderblume, aus der Frühlingsdämmerung und träumeriſchen Stille ſeiner früheſten Jugend heraufgewachſen. Je länger er hinſah, je mehr ſchien es ihm, als ſchlüge es die ſeelenvollen Augen langſam auf, als wollten ſich die Lippen bewegen zum Gruße, als blühe Leben wie ein lieblicher Geſang erwärmend durch die ſchönen Glieder herauf. Er hielt die Augen lange geſchloſſen vor Blendung, Wehmuth und Entzücken. —

Als er wieder aufblickte, ſchien auf einmal alles wie verwandelt. Der Mond ſah ſeltſam zwiſchen Wolken hervor, ein ſtärkerer Wind kräuſelte den Weiher in

trübe Wellen, das Venusbild, so fürchterlich weiß und regungslos, sah ihn fast schreckhaft mit den steinernen Augenhöhlen aus der gränzenlosen Stille an. Ein nie gefühltes Grausen überfiel da den Jüngling. Er verließ schnell den Ort, und immer schneller und ohne auszuruhen eilte er durch die Gärten und Weinberge wieder fort, der ruhigen Stadt zu; denn auch das Rauschen der Bäume kam ihm nun wie ein verständiges vernehmliches Geflüster vor, und die langen gespenstischen Pappeln schienen mit ihren weitgestreckten Schatten hinter ihm drein zu langen.

So kam er sichtbar verstört in der Herberge an. Da lag der Schlafende noch auf der Schwelle und fuhr erschrocken auf, als Florio an ihm vorüberstreifte. Florio aber schlug schnell die Thüre hinter sich zu und athmete erst tief auf, als er oben sein Zimmer betrat. Hier ging er noch lange auf und nieder, ehe er sich beruhigte. Dann warf er sich auf's Bett und schlummerte endlich unter den seltsamsten Träumen ein.

Am folgenden Morgen saßen Florio und Fortunato unter den hohen von der Morgensonne durchfunkelten Bäumen vor der Herberge mit einander beim Frühstück. Florio sah bläßer, als gewöhnlich, und angenehm überwacht aus. — „Der Morgen," sagte Fortunato lustig, „ist ein recht kerngesunder, wildschöner Gesell, wie er so von den höchsten Bergen in die schlafende Welt hinunterjauchzt und von den Blumen und

Bäumen die Thränen schüttelt und wogt und lärmt und singt. Der macht eben nicht sonderlich viel aus den sanften Empfindungen, sondern greift kühl an alle Glieder und lacht einem in's lange Gesicht, wenn man so preßhaft und noch ganz wie in Mondschein getaucht vor ihn hinaustritt.“ — Florio schämte sich nun, den Sänger, wie er sich anfangs vorgenommen, etwas von dem schönen Venusbilde zu sagen, und schwieg betreten still. Sein Spaziergang in der Nacht war aber von dem Diener an der Hausthür bemerkt und wahrscheinlich verrathen worden, und Fortunato fuhr lachend fort: „Nun, wenn Ihr's nicht glaubt, versucht es nur einmal, und stellt Euch jetzt hierher und sagt zum Exempel: O schöne, holde Seele, o Mondschein, du Blüthenstaub zärtlicher Herzen u. s. w., ob das nicht recht zum Lachen wäre! Und doch wette ich, habt Ihr diese Nacht dergleichen oft gesagt und gewiß ordentlich ernsthaft dabei ausgesehen. —“

Florio hatte sich Fortunato'n ehedem immer so still und sanftmüthig vorgestellt, nun verwundete ihn recht innerlichst die kecke Lustigkeit des geliebten Sängers. Er sagte hastig, und die Thränen traten ihm dabei in die seelenvollen Augen: „Ihr sprecht da sicherlich anders, als Euch selber zu Muthe ist, und das solltet Ihr nimmermehr thun. Aber ich lasse mich von Euch nicht irre machen, es giebt noch sanfte und hohe Empfindungen, die wohl schamhaft sind, aber sich nicht zu schämen brauchen, und ein stilles Glück, das sich vor dem lauten Tage verschließt und nur dem

Sternenhimmel den heiligen Kelch öffnet wie eine Blume, in der ein Engel wohnt.“ Fortunato ſah den Jüngling verwundert an, dann rief er aus: „Nun wahrhaftig, Ihr ſeid recht ordentlich verliebt!“

Man hatte unterdeß Fortunato'n, der ſpazieren reiten wollte, ſein Pferd vorgeführt. Freundlich ſtreichelte er den gebogenen Hals des zierlich aufgeputzten Rößleins, das mit fröhlicher Ungeduld den Raſen ſtampfte. Dann wandte er ſich noch einmal zu Florio und reichte ihm gutmüthig lächelnd die Hand. „Ihr thut mir doch leid,“ ſagte er, „es giebt gar zu viele ſanfte, gute, beſonders verliebte junge Leute, die ordentlich verſeſſen ſind auf Unglücklichſeyn. Laßt das, die Melancholie, den Mondſchein und alle den Plunder; und gebt's auch manchmal wirklich ſchlimm, nur friſch heraus in Gottes freien Morgen und da draußen ſich recht abgeſchüttelt; im Gebet aus Herzensgrund — und es müßte wahrlich mit dem Böſen zugehen, wenn Ihr nicht ſo recht durch und durch fröhlich und ſtark werdet!“ — Und hiermit ſchwang er ſich ſchnell auf ſein Pferd und ritt zwiſchen den Weinbergen und blühenden Gärten in das farbige, ſchallende Land hinein, ſelber ſo bunt und freudig anzuſchauen, wie der Morgen vor ihm.

Florio ſah ihm lange nach, bis die Glanzes-Wogen über dem fernen Reiter zuſammenſchlugen. Dann ging er haſtig unter den Bäumen auf und nieder. Ein tiefes unbeſtimmtes Verlangen war von den Erſcheinungen der Nacht in ſeiner Seele zurückgeblieben.

Dagegen hatte ihn Fortunato durch seine Reden seltsam verstört und verwirrt. Er wußte nun selbst nicht mehr, was er wollte, gleich einem Nachtwandler, der plötzlich bei seinem Namen gerufen wird. Sinnend blieb er oftmals vor der wunderreichen Aussicht in das Land hinab stehen, als wollte er das freudigkräftige Walten da draußen um Auskunft fragen. Aber der Morgen spielte nur einzelne Zauberlichter wie durch die Bäume über ihm in sein träumerisch funkelndes Herz hinein, das noch in anderer Macht stand. Denn drinnen zogen die Sterne noch immer fort ihre magischen Kreise, zwischen denen das wunderschöne Marmorbild mit neuer, unwiderstehlicher Gewalt herauffah. — So beschloß er denn endlich, den Weiher wieder aufzusuchen, und schlug rasch denselben Pfad ein, den er in der Nacht gewandelt.

Wie sah aber dort nun alles so anders aus! Fröhliche Menschen durchirrten geschäftig die Weinberge, Gärten und Alleen, Kinder spielten ruhig auf dem sonnigen Rasen vor den Hütten, die ihn in der Nacht unter den traumhaften Bäumen oft gleich eingeschlafenen Sphinxen erschreckt hatten, der Mond stand fern und verblaßt am klaren Himmel, unzählige Vögel sangen lustig im Walde durcheinander. Er konnte gar nicht begreifen, wie ihn damals hier so seltsame Furcht überfallen konnte.

Bald bemerkte er indeß, daß er in Gedanken den rechten Weg verfehlt. Er betrachtete aufmerksam alle Plätze und ging zweifelhaft bald zurück, bald wieder

vorwärts; aber vergeblich; je emſiger er ſuchte, je unbekannter und ganz anders kam ihm alles vor.

Lange war er ſo umhergeirrt. Die Vögel ſchwiegen ſchon, der Kreis der Hügel wurde nach und nach immer ſtiller, die Strahlen der Mittagsſonne ſchillerten ſegnend über der ganzen Gegend draußen, die wie unter einem Schleier von Schwüle zu ſchlummern und zu träumen ſchien. Da kam er unerwartet an ein Thor von Eiſengittern, zwiſchen deſſen zierlich vergoldeten Stäben hindurch man in einen weiten prächtigen Luſtgarten hineinſehen konnte. Ein Strom von Kühle und Duft wehte den Ermüdeten erquickend daraus an. Das Thor war nicht verſchloſſen, er öffnete es leiſe und trat hinein.

Hohe Buchenhallen empfingen ihn da mit ihren feierlichen Schatten, zwiſchen denen goldene Vögel wie abgewehte Blüthen hin und wieder flatterten, während große ſeltſame Blumen, wie ſie Florio niemals geſehen, traumhaft mit ihren gelben und rothen Glocken in dem leiſen Winde hin und her ſchwankten. Unzählige Springbrunnen plätſcherten, mit vergoldeten Kugeln ſpielend, einförmig in der großen Einſamkeit. Zwiſchen den Bäumen hindurch ſah man in der Ferne einen prächtigen Palaſt mit hohen ſchlanken Säulen hereinſchimmern. Kein Menſch war ringsum zu ſehen, tiefe Stille herrſchte überall. Nur hin und wieder erwachte manchmal eine Nachtigall und ſang wie im Schlummer faſt ſchluchzend. Florio betrachtete verwundert Bäume, Brunnen und Blumen, denn es war

ihm, als ſey das alles lange verſunken, und über ihm ginge der Strom der Tage mit leichten, klaren Wellen, und unten läge nur der Garten gebunden und verzaubert und träumte von dem vergangenen Leben.

Er war noch nicht weit vorgedrungen, als er Lautenklänge vernahm, bald ſtärker, bald wieder in dem Rauſchen der Springbrunnen leiſe verhallend. Lauſchend blieb er ſtehn, die Töne kamen immer näher und näher, da trat plötzlich in dem ſtillen Bogengange eine hohe ſchlanke Dame von wunderſamer Schönheit zwiſchen den grünen Bäumen hervor, langſam wandelnd und ohne aufzublicken. Sie trug eine prächtige mit goldnem Bildwerk gezierte Laute im Arm, auf der ſie, wie in tiefe Gedanken verſunken, einzelne Accorde griff. Ihr langes goldenes Haar fiel in reichen Locken über die faſt blaſſen, blendendweißen Achſeln bis in den Rücken hinab; die langen weiten Aermel, wie vom Blüthenſchnee gewoben, wurden von zierlichen goldenen Spangen gehalten; den ſchönen Leib umſchloß ein himmelblaues Gewand, ringsum an den Enden mit buntglühenden, wunderbar in einander verſchlungenen Blumen geſtickt. Ein heller Sonnenblick durch eine Oeffnung des Bogenganges ſchweifte ſo eben ſcharfbeleuchtend über die blühende Geſtalt. Florio fuhr innerlichſt zuſammen — es waren unverkennbar die Züge, die Geſtalt des ſchönen Venusbildes, das er heute Nacht am Weiher geſehen. — Sie aber ſang, ohne den Fremden zu bemerken:

Was weckſt du, Frühling, mich von neuem wieder?
Daß all' die alten Wünſche auferſtehen,
Geht über's Land ein wunderbares Wehen;
Das ſchauert mir ſo lieblich durch die Glieder.

Die ſchöne Mutter grüßen tauſend Lieder,
Die, wieder jung, im Brautkranz ſüß zu ſehen;
Der Wald will ſprechen, rauſchend Ströme gehen,
Najaden tauchen ſingend auf und nieder.

Die Roſe ſeh' ich gehn aus grüner Klauſe
Und, wie ſo buhleriſch die Lüfte fächeln,
Erröthend in die laue Fluth ſich dehnen.

So mich auch ruft ihr aus dem ſtillen Hauſe —
Und ſchmerzlich nun muß ich im Frühling lächeln,
Verſinkend zwiſchen Duft und Klang vor Sehnen.

So ſingend wandelte ſie fort, bald in dem Grünen verſchwindend, bald wieder erſcheinend, immer ferner und ferner, bis ſie ſich endlich in der Gegend des Palaſtes ganz verlor. Nun war es auf einmal wieder ſtille, nur die Bäume und Waſſerkünſte rauſchten wie vorher. Florio ſtand in blühende Träume verſunken, es war ihm, als hätte er die ſchöne Lautenſpielerin ſchon lange gekannt und nur in der Zerſtreuung des Lebens wieder vergeſſen und verloren, als ginge ſie nun vor Wehmuth zwiſchen dem Quellenrauſchen unter und riefe ihn unaufhörlich, ihr zu folgen. — Tiefbewegt eilte er weiter in den Garten hinein auf die Gegend zu, wo ſie verſchwunden war. Da kam er unter uralten Bäumen an ein verfallen Mauerwerk, an dem noch hin und wieder ſchöne Bildereien halb kenntlich

waren. Unter der Mauer auf zerſchlagenen Marmorſteinen und Säulenknäufen, zwiſchen denen hohes Gras und Blumen üppig hervorſchoſſen, lag ein ſchlafender Mann ausgeſtreckt. Erſtaunt erkannte Florio den Ritter Donati. Aber ſeine Mienen ſchienen im Schlafe ſonderbar verändert, er ſah faſt wie ein Todter aus. Ein heimlicher Schauer überlief Florio'n bei dieſem Anblick. Er rüttelte den Schlafenden heftig. Donati ſchlug langſam die Augen auf und ſein erſter Blick war ſo fremd, ſtier und wild, daß ſich Florio ordentlich vor ihm entſetzte. Dabei murmelte er noch zwiſchen Schlaf und Wachen einige dunkele Worte, die Florio nicht verſtand. Als er ſich endlich völlig ermuntert hatte, ſprang er raſch auf und ſah Florio, wie es ſchien, mit großem Erſtaunen an. „Wo bin ich,“ rief dieſer haſtig, „wer iſt die edle Herrin, die in dieſem ſchönen Garten wohnt?“ — „Wie ſeyd Ihr,“ frug dagegen Donati ſehr ernſt, „in dieſen Garten gekommen?“ Florio erzählte kurz den Hergang, worüber der Ritter in ein tiefes Nachdenken verſank. Der Jüngling wiederholte darauf dringend ſeine vorigen Fragen, und Donati ſagte zerſtreut: „Die Dame iſt eine Verwandte von mir, reich und gewaltig, ihr Beſitzthum iſt weit im Lande verbreitet — Ihr findet ſie bald da, bald dort — auch in der Stadt Lucca iſt ſie zuweilen.“ — Florio fielen dieſe flüchtig hingeworfenen Worte ſeltſam auf's Herz, denn es wurde ihm nun immer deutlicher, was ihm vorher nur vorübergehend angeflogen, nähmlich, daß er die Dame ſchon einmal in früherer Jugend irgend-

wo geſehen, doch konnte er ſich durchaus nicht klar beſinnen.

Sie waren unterdeß raſch fortgehend unvermerkt an das vergoldete Gitterthor des Gartens gekommen. Es war nicht daſſelbe, durch welches Florio vorhin eingetreten. Verwundert ſah er ſich in der unbekannten Gegend um; weit über die Felder weg lagen die Thürme der Stadt im heitern Sonnenglanze. Am Gitter ſtand Donati's Pferd angebunden und ſcharrte ſchnaubend den Boden.

Schüchtern äußerte nun Florio den Wunſch, die ſchöne Herrin des Gartens künftig einmal wieder zu ſehen. Donati, der bis dahin noch immer in ſich verſunken war, ſchien ſich erſt hier plötzlich zu beſinnen. „Die Dame,“ ſagte er mit der gewohnten umſichtigen Höflichkeit, „wird ſich freuen, Euch kennen zu lernen. Heute jedoch würden wir ſie ſtören, und auch mich rufen dringende Geſchäfte nach Hauſe. Vielleicht kann ich Euch morgen abholen.“ — Und hierauf nahm er in wohlgeſetzten Reden Abſchied von dem Jüngling, beſtieg ſein Roß und war bald zwiſchen den Hügeln verſchwunden.

Florio ſah ihm lange nach, dann eilte er wie ein Trunkener der Stadt zu. Dort hielt die Schwüle noch alle lebendigen Weſen in den Häuſern, hinter den dunkelkühlen Jalouſieen. Alle Gaſſen und Plätze waren ſo leer, Fortunato auch noch nicht zurückgekehrt. Dem Glücklichen wurde es hier zu enge, in trauriger Ein-

ſamkeit. Er beſtig ſchnell ſein Pferd und ritt noch einmal ins Freie hinaus.

„Morgen, morgen!“ ſchallte es in einem fort durch ſeine Seele. Ihm war ſo unbeſchreiblich wohl. Das ſchöne Marmorbild war ja lebend geworden und von ſeinem Steine in den Frühling hinunter geſtiegen, der ſtille Weiher plötzlich verwandelt zur unermeßlichen Landſchaft, die Sterne darin zu Blumen und der ganze Frühling ein Bild der Schönen. — Und ſo durchſchweifte er lange die ſchönen Thäler um Lucca, den prächtigen Landhäuſern, Caſcaden und Grotten wechſelnd vorüber, bis die Wellen des Abendroths über dem Frühlichen zuſammenſchlugen.

Die Sterne ſtanden ſchon klar am Himmel, als er langſam durch die ſtillen Gaſſen nach ſeiner Herberge zog. Auf einem der einſamen Plätze ſtand ein großes ſchönes Haus, vom Monde hell erleuchtet. Ein Fenſter war oben geöffnet, an dem er zwiſchen künſtlich gezogenen Blumen hindurch zwei weibliche Geſtalten bemerkte, die in ein lebhaftes Geſpräch vertieft ſchienen. Mit Verwunderung hörte er mehreremal deutlich ſeinen Namen nennen. Auch glaubte er in den einzelnen abgerißnen Worten, die die Luft herüberwehte, die Stimme der wunderbaren Sängerin wieder zu erkennen. Doch konnte er vor den im Mondesglanz zitternden Blättern und Blüthen nichts genau unterſcheiden. Er hielt an, um mehr zu vernehmen. Da bemerkten ihn die beiden Damen, und es wurde auf einmal ſtille droben.

Unbefriedigt ritt Florio weiter, aber wie er so eben um die Straßenecke bog, sah er, daß sich die eine von den Damen noch einmal ihm nachblickend zwischen den Blumen hinauslehnte und dann schnell das Fenster schloß.

Am folgenden Morgen, als Florio so eben seine Traumblüthen abgeschüttelt und vergnügt aus dem Fenster über die in der Morgensonne funkelnden Thürme und Kuppeln der Stadt hinaussah, trat unerwartet der Ritter Donati in das Zimmer. Er war ganz schwarz gekleidet und sah heute ungewöhnlich verstört, hastig und beinah wild aus. Florio erschrack ordentlich vor Freude, als er ihn erblickte, denn er gedachte sogleich der schönen Frau. „Kann ich sie sehen?“ rief er ihm schnell entgegen. Donati schüttelte verneinend mit dem Kopfe und sagte, traurig vor sich auf den Boden hinsehend: „Heute ist Sonntag.“ — Dann fuhr er rasch fort, sich sogleich wieder ermannend: „Aber zur Jagd wollt' ich Euch abholen.“ — „Zur Jagd?“ — erwiederte Florio höchst verwundert, „heute am heiligen Tage?“ — „Nun wahrhaftig,“ fiel ihm der Ritter mit einem ingrimmigen, abscheulichen Lachen in's Wort, „Ihr wollt doch nicht etwa mit der Buhlerin unter'm Arm zur Kirche wandern und im Winkel auf dem Fußschemel knieen und andächtig Gotthelf sagen, wenn die Frau Base niest.“ — „Ich weiß nicht, wie Ihr das meint,“ sagte Florio, „und Ihr mögt immer über mich lachen, aber ich könnte heut nicht jagen. Wie da draußen alle

Arbeit raſtet, und Wälder und Felder ſo geſchmückt ausſehen zu Gottes Ehre, als zögen Engel durch das Himmelblau über ſie hinweg — ſo ſtill, ſo feierlich und gnadenreich iſt dieſe Zeit!“ — Donati ſtand in Gedanken am Fenſter, und Florio glaubte zu bemerken, daß er heimlich ſchauderte, wie er ſo in die Sonntagsſtille der Felder hinaus ſah.

Unterdeß hatte ſich Glockenklang von den Thürmen der Stadt erhoben und ging wie ein Beten durch die klare Luft. Da ſchien Donati erſchrocken, er griff nach ſeinem Hut und drang beinah ängſtlich in Florio, ihn zu begleiten, der es aber beharrlich verweigerte. „Fort, hinaus!“ — rief endlich der Ritter halblaut und wie aus tiefſter, geklemmter Bruſt herauf, drückte dem erſtaunten Jüngling die Hand, und ſtürzte aus dem Hauſe fort.

Florio'n wurde recht heimathlich zu Muthe, als darauf der friſche klare Sänger Fortunato, wie ein Bote des Friedens, zu ihm ins Zimmer trat. Er brachte eine Einladung auf morgen Abend nach einem Landhauſe vor der Stadt. „Macht Euch nur gefaßt,“ ſetzte er hinzu, „Ihr werdet dort eine alte Bekannte treffen!“ Florio erſchrack ordentlich und fragte haſtig: „Wen?“ Aber Fortunato lehnte luſtig alle Erklärungen ab und entfernte ſich bald. „Sollte es die ſchöne Sängerin ſeyn?“ — dachte Florio ſtill bei ſich, und ſein Herz ſchlug heftig.

Er begab ſich dann in die Kirche, aber er konnte nicht beten, er war zu fröhlich zerſtreut. Müſſig ſchlen-

derte er durch die Gaſſen. Da ſah alles ſo rein und feſtlich aus, ſchöngeputzte Herren und Damen zogen fröhlich und ſchimmernd nach den Kirchen. Aber, ach! die Schönſte war nicht unter ihnen! — Ihm fiel dabei ſein Abenteuer beim geſtrigen Heimzuge ein. Er ſuchte die Gaſſe auf und fand bald das große ſchöne Haus wieder; aber ſonderbar! die Thüre war geſchloſſen, alle Fenſter feſt zu, es ſchien Niemand darin zu wohnen.

Vergeblich ſchweifte er den ganzen folgenden Tag in der Gegend umher, um nähere Auskunft über ſeine unbekannte Geliebte zu erhalten, oder ſie, wo möglich, gar wieder zu ſehen. Ihr Palaſt, ſo wie der Garten, den er in jener Mittagsſtunde zufällig gefunden, war wie verſunken, auch Donati ließ ſich nicht erblicken. Ungeduldig ſchlug daher ſein Herz vor Freude und Erwartung, als er endlich am Abend, der Einladung zufolge, mit Fortunata, der fortwährend den Geheimnißvollen ſpielte, zum Thore hinaus dem Landhauſe zuritt.

Es war ſchon völlig dunkel, als ſie draußen anlamen. Mitten in einem Garten, wie es ſchien, lag eine zierliche Villa mit ſchlanken Säulen, über denen ſich von der Zinne ein zweiter Garten von Orangen und vielerlei Blumen duftig erhob. Große Kaſtanienbäume ſtanden umher und ſtreckten kühn und ſeltſam beleuchtet ihre Rieſenarme zwiſchen den aus den Fenſtern dringenden Scheinen in die Nacht hinaus. Der Herr vom Hauſe, ein feiner fröhlicher Mann von mittleren Jahren, den aber Florio früher jemals geſehn zu haben ſich nicht erinnerte, empfing den Sänger und

seinen Freund herzlich an der Schwelle des Hauses und führte sie die breiten Stufen hinan in den Saal.

Eine fröhliche Tanzmusik scholl ihnen dort entgegen, eine große Gesellschaft bewegte sich bunt und zierlich durch einander im Glanze unzähliger Lichter, die gleich Sternenkreisen in krißallenen Leuchtern über dem lustigen Schwarme schwebten. Einige tanzten, andere ergötzten sich in lebhaftem Gespräch, viele waren maskirt und gaben unwillkührlich durch ihre wunderliche Erscheinung dem anmuthigen Spiele oft plötzlich eine tiefe fast schauerliche Bedeutung.

Florio stand noch still geblendet, selber wie ein anmuthiges Bild, zwischen den schönen schweifenden Bildern. Da trat ein zierliches Mädchen an ihn heran, in griechischem Gewande leicht geschürzt, die schönen Haare in künstliche Kränze geflochten. Eine Larve verbarg ihr halbes Gesicht und ließ die untere Hälfte nun desto rosiger und reizender sehen. Sie verneigte sich flüchtig, überreichte ihm eine Rose und war schnell wieder in dem Schwarme verloren.

In demselben Augenblick bemerkte er auch, daß der Herr vom Hause dicht bei ihm stand, ihn prüfend ansah, aber schnell wegblickte, als Florio sich umwandte. —

Verwundert durchstrich nun der Letztere die rauschende Menge. Was er heimlich gehofft, fand er nirgends, und er machte sich beinah Vorwürfe, dem fröhlichen Fortunato so leichtsinnig auf dieses Meer von Lust gefolgt zu seyn, das ihn nun immer weiter von jener einsamen hohen Gestalt zu verschlagen schien. Sorglos umspülten in-

deß die loſen Wellen, ſchmeichleriſch neckend, den Gedankenvollen und tauſchten ihm unmerklich die Gedanken aus. Wohl kommt die Tanzmuſik, wenn ſie auch nicht unſer Innerſtes erſchüttert und umkehrt, recht wie ein Frühling leiſe und gewaltig über uns, die Töne taſten zauberiſch wie die erſten Sommerblicke nach der Tiefe und wecken alle die Lieder, die unten gebunden ſchliefen, und Quellen und Blumen und uralte Erinnerungen und das ganze eingefrorne, ſchwere, ſtockende Leben wird ein leichter klarer Strom, auf dem das Herz mit rauſchenden Wimpeln den lange aufgegebenen Wünſchen fröhlich wieder zufährt. So hatte die allgemeine Luſt auch Florio'n gar bald angeſteckt, ihm war recht leicht zu Muthe, als müßten ſich alle Räthſel, die ſo ſchwül auf ihm laſteten, löſen.

Neugierig ſuchte er nun die niedliche Griechin wieder auf. Er fand ſie in einem lebhaften Geſpräch mit andern Masken, aber er bemerkte wohl, daß auch ihre Augen mitten im Geſpräch ſuchend abſeits ſchweiften und ihn ſchon von Ferne wahrgenommen hatten. Er forderte ſie zum Tanze. Sie verneigte ſich freundlich, aber ihre bewegliche Lebhaftigkeit ſchien wie gebrochen, als er ihre Hand berührte und feſthielt. Sie folgte ihm ſtill und mit geſenktem Köpfchen, man wußte nicht, ob ſchelmiſch, oder traurig. Die Muſik begann, und er konnte keinen Blick verwenden von der reitenden Gauklerin, die ihn gleich den Zaubergeſtalten auf den alten fabelhaften Schildereien umſchwebte. „Du kennſt mich,“ flüſterte ſie kaum hörbar ihm zu,

als ſich einmal im Tanze ihre Lippen flüchtig beinah berührten.

Der Tanz war endlich aus, die Muſik hielt plötzlich inne; da glaubte Florio ſeine ſchöne Tänzerin am anderen Ende des Saales noch einmal wieder zu ſehen. Es war dieſelbe Tracht, dieſelben Farben des Gewandes, derſelbe Haarſchmuck. Das ſchöne Bild ſchien unverwandt auf ihn herzuſehen und ſtand fortwährend ſtill im Schwarme der nun überall zerſtreuten Tänzer, wie ein heiteres Geſtirn zwiſchen dem leichten fliegenden Gewölk bald untergeht, bald lieblich wieder erſcheint. Die zierliche Griechin ſchien die Erſcheinung nicht zu bemerken, oder doch nicht zu beachten, ſondern verließ, ohne ein Wort zu ſagen, mit einem leiſen flüchtigen Händedruck eilig ihren Tänzer.

Der Saal war unterdeß ziemlich leer geworden. Alles ſchwärmte in den Garten hinab, um ſich in der lauen Luft zu ergehen, auch jenes ſeltſame Doppelbild war verſchwunden. Florio folgte dem Zuge und ſchlenderte gedankenvoll durch die hohen Bogengänge. Die vielen Lichter warfen einen zauberiſchen Schein zwiſchen das zitternde Laub. Die hin und her ſchweifenden Masken, mit ihren veränderten grellen Stimmen und wunderbarem Aufzuge, nahmen ſich hier in der ungewiſſen Beleuchtung noch viel ſeltſamer und faſt geſpenſtiſch aus.

Er war eben, unwillkührlich einen einſamen Pfad einſchlagend, ein wenig von der Geſellſchaft abgekommen, als er eine liebliche Stimme zwiſchen den Gebüſchen ſingen hörte:

Ueber die beglänzten Gipfel
Fernher kommt es wie ein Grüßen,
Flüsternd neigen ſich die Wipfel
Als ob ſie ſich wollten küſſen.

Iſt er doch ſo ſchön und milde!
Stimmen gehen durch die Nacht,
Singen heimlich von dem Bilde —
Ach, ich bin ſo froh verwacht!

Plaudert nicht ſo laut, ihr Quellen!
Wiſſen darf es nicht der Morgen!
In der Mondnacht linde Wellen,
Senk' ich ſtille Glück und Sorgen. —

Florio folgte dem Geſange und kam auf einen offnen runden Raſenplatz, in deſſen Mitte ein Springbrunnen luſtig mit den Funken des Mondlichts ſpielte. Die Griechin ſaß, wie eine ſchöne Najade, auf dem ſteinernen Becken. Sie hatte die Larve abgenommen und ſpielte gedankenvoll mit einer Roſe in dem ſchimmernden Waſſerſpiegel. Schmeichleriſch ſchweifte der Mondſchein über den blendendweißen Nacken auf und nieder, ihr Geſicht konnte er nicht ſehen, denn ſie hatte ihm den Rücken zugekehrt. — Als ſie die Zweige hinter ſich rauſchen hörte, ſprang das ſchöne Bildchen raſch auf, ſteckte die Larve vor und flob, ſchnell wie ein aufgeſcheuchtes Reh, wieder zur Geſellſchaft zurück.

Florio miſchte ſich nun auch wieder in die bunten Reihen der Spaziergehenden. Manch zierliches Liebeswort ſchallte da leiſe durch die laue Luft, der Mondſchein hatte mit ſeinen unſichtbaren Fäden alle die Bil-

der wie in ein goldnes Liebesnetz verſtrickt, in das nur die Masken mit ihren ungeſelligen Parodien manche komiſche Lücke riſſen. Beſonders hatte Fortunato ſich dieſen Abend mehreremal verkleidet und trieb fortwährend ſeltſam wechſelnd ſinnreichen Spuk, immer neu und unerkannt, und oft ſich ſelber überraſchend durch die Kühnheit und tiefe Bedeutſamkeit ſeines Spieles, ſo daß er manchmal plötzlich ſtill wurde vor Wehmuth, wenn die andern ſich halb todt lachen wollten. —

Die ſchöne Griechin ließ ſich indeß nirgends ſehen, ſie ſchien es abſichtlich zu vermeiden, dem Florio wieder zu begegnen.

Dagegen hatte ihn der Herr vom Hauſe recht in Beſchlag genommen. Künſtlich und weit ausholend befragte ihn derſelbe weitläuftig um ſein früheres Leben, ſeine Reiſen und ſeinen künftigen Lebensplan. Florio konnte dabei gar nicht vertraulich werden, denn Pietro, ſo hieß jener, ſah fortwährend ſo beobachtend aus, als läge hinter alle den feinen Redensarten irgend ein beſonderer Anſchlag auf der Lauer. Vergebens ſann er hin und her, dem Grunde dieſer zudringlichen Neugier auf die Spur zu kommen.

Er hatte ſich ſo eben wieder von ihm losgemacht, als er, um den Ausgang einer Allee herumbeugend, mehreren Masken begegnete, unter denen er unerwartet die Griechin wieder erblickte. Die Masken ſprachen viel und ſeltſam durcheinander, die eine Stimme ſchien ihm bekannt, doch konnte er ſich nicht deutlich beſinnen. Bald darauf verlor ſich eine Geſtalt nach der andern, bis er ſich am

Ende, eh' er ſich deſſen recht verſah, allein mit dem Mädchen befand. Sie blieb zögernd ſtehen und ſah ihn einige Augenblicke ſchweigend an. Die Larve war fort, aber ein kurzer blüthenweißer Schleier, mit allerlei wunderlichen goldgeſtickten Figuren verziert, verdeckte das Geſichtchen. Er wunderte ſich, daß die Scheue nun ſo allein bei ihm aushielt.

„Ihr habt mich in meinem Geſange belauſcht,“ ſagte ſie endlich freundlich. Es waren die erſten lauten Worte, die er von ihr vernahm. Der melodiſche Klang ihrer Stimme drang ihm durch die Seele, es war als rührte ſie erinnernd an alles Liebe, Schöne und Fröhliche, was er im Leben erfahren. Er entſchuldigte ſeine Kühnheit und ſprach verwirrt von der Einſamkeit, die ihn verlockt, ſeiner Zerſtreuung, dem Rauſchen der Waſſerkunſt. — Einige Stimmen näherten ſich unterdeß dem Platze. Das Mädchen blickte ſcheu um ſich und ging raſch tiefer in die Nacht hinein. Sie ſchien es gern zu ſehen, daß Florio ihr folgte.

Kühn und vertraulicher bat er ſie nun, ſich nicht länger zu verbergen, oder doch ihren Namen zu ſagen, damit ihre liebliche Erſcheinung unter den tauſend verwirrenden Bildern des Tages ihm nicht wieder verloren ginge. „Laßt das,“ erwiederte ſie träumeriſch, „nehmt die Blumen des Lebens fröhlich, wie ſie der Augenblick giebt, und forſcht nicht nach den Wurzeln im Grunde, denn unten iſt es freudlos und ſtill.“ Florio ſah ſie erſtaunt an; er begriff nicht, wie ſolche räthſelhafte Worte in den Mund des heitern Mädchens

kamen. Das Mondlicht fiel eben wechſelnd zwiſchen den Bäumen auf ihre Geſtalt. Da kam es ihm auch vor, als ſey ſie nun größer, ſchlanker und edler, als vorhin beim Tanze und am Springbrunnen.

Sie waren indeß bis an den Ausgang des Gartens gekommen. Keine Lampe brannte mehr hier, nur manchmal hörte man noch eine Stimme in der Ferne verhallend. Draußen ruhte der weite Kreis der Gegend ſtill und feierlich im prächtigen Mondſchein. Auf einer Wieſe, die vor ihnen lag, bemerkte Florio mehrere Pferde und Menſchen, in dem Dämmerlichte halbkenntlich durch einander wirrend.

Hier blieb ſeine Begleiterin plötzlich ſtehen. „Es wird mich freuen,“ ſagte ſie, „Euch einmal in meinem Hauſe zu ſehen. Unſer Freund wird Euch hingeleiten. — Lebt wohl!“ — Bei dieſen Worten ſchlug ſie den Schleier zurück, und Florio fuhr erſchrocken zuſammen. — Es war die wunderbare Schöne, deren Geſang er in jenem mittagſchwülen Garten belauſcht. — Aber ihr Geſicht, das der Mond hell beſchien, kam ihm bleich und regungslos vor, faſt wie damals das Marmorbild am Weiher.

Er ſah nun, wie ſie über die Wieſe dahinging, von mehreren reichgeſchmückten Dienern empfangen wurde, und in einem ſchnell umgeworfenen ſchimmernden Jagdkleide einen ſchneeweißen Zelter beſtieg. Wie feſtgebannt von Staunen, Freude und einem heimlichen Grauen, das ihn innerlichſt überſchlich, blieb er ſte-

hen, bis Pferde, Reiter und die ganze ſeltſame Erſcheinung in die Nacht verſchwunden war.

Ein Rufen aus dem Garten weckte ihn endlich aus ſeinen Träumen. Er erkannte Fortunato's Stimme und eilte, den Freund zu erreichen, der ihn ſchon längſt vermißt und vergebens aufgeſucht hatte. Dieſer wurde ſeiner kaum gewahr, als er ihm ſchon entgegenſang:

Still in Luft
Es gebahrt,
Aus dem Duft
Hebt's ſich zart,
Liebchen ruft,
Liebler ſchweift
Durch die Luft;
Sternwärts greift,
Seufzt und ruft,
Herz wird bang,
Matt wird Duft,
Zeit wird lang. —
Mondſcheinduft
Luft in Luft
Bleibt Liebe und Liebſte, wie ſie geweſen!

„Aber wo ſeyd Ihr denn auch ſo lange herumgeſchwebt?“ ſchloß er endlich lachend. — Um keinen Preis hätte Florio ſein Geheimniß verrathen können. „Lange?“ — erwiederte er nur, ſelber erſtaunt. Denn in der That war der Garten unterdeß ganz leer geworden, alle Beleuchtung faſt erloſchen, nur wenige Lampen flackerten noch ungewiß, wie Irrlichter, im Winde hin und her.

Fortunato drang nicht weiter in den Jüngling,

und ſchweigend ſtiegen ſie in dem ſtillgewordnen Hauſe die Stufen hinan. „Ich löſe nun mein Wort,“ ſagte Fortunato, indem ſie auf der Terraſſe über dem Dache der Villa anlangten, wo noch eine kleine Geſellſchaft unter dem heiter geſtirnten Himmel verſammelt war. Florio erkannte ſogleich mehrere Geſichter, die er an jenem erſten fröhlichen Abend bei den Zelten geſehen. Mitten unter ihnen erblickte er auch ſeine ſchöne Nachbarin wieder. Aber der fröhliche Blumenkranz fehlte heute in den Haaren, ohne Band, ohne Schmuck wallten die ſchönen Locken um das Köpfchen und den zierlichen Hals. Er ſtand faſt betroffen ſtill bei dem Anblick. Die Erinerung an jenen Abend überflog ihn mit einer ſeltſam wehmüthigen Gewalt. Es war ihm, als ſey das ſchon lange her, ſo ganz anders war alles ſeitdem geworden.

Das Fräulein wurde Bianka genannt, und ihm als Pietro's Nichte vorgeſtellt. Sie ſchien ganz verſchüchtert, als er ſich ihr näherte, und wagte es kaum zu ihm aufzublicken. Er äußerte ihr ſeine Verwunderung, ſie dieſen Abend hindurch nicht geſehen zu haben. „Ihr habt mich öfter geſehen,“ ſagte ſie leiſe, und er glaubte dieſes Flüſtern wieder zu erkennen. — Währenddeß wurde ſie die Roſe an ſeiner Bruſt gewahr, welche er von der Griechin erhalten, und ſchlug erröthend die Augen nieder. Florio bemerkte es wohl, ihm fiel dabei ein, wie er nach dem Tanze die Griechin doppelt geſehen. Mein Gott! dachte er verwirrt bei ſich, wer war denn das? —

„Es iſt gar ſeltſam,“ unterbrach ſie ablenkend das Stillſchweigen, „ſo plötzlich aus der lauten Luſt in die weite Nacht hinauszutreten. Seht nur, die Wolken gehn oft ſo ſchreckhaft wechſelnd über den Himmel, daß man wahnſinnig werden müßte, wenn man lange hineinſähe; bald wie ungeheure Mondgebirge mit ſchwindlichen Abgründen und ſchrecklichen Zacken, ordentlich wie Geſichter, bald wieder wie Drachen, oft plötzlich lange Hälſe ausſtreckend, und drunter ſchießt der Fluß heimlich wie eine goldne Schlange durch das Dunkel, das weiße Haus da drüben ſieht aus wie ein ſtilles Marmorbild.“ — „Wo?“ fuhr Florio, bei dieſem Worte heftig erſchreckt, aus ſeinen Gedanken auf. — Das Mädchen ſah ihn verwundert an, und beide ſchwiegen einige Augenblicke ſtill. — „Ihr werdet Lucca verlaſſen?“ ſagte ſie endlich zögernd und leiſe, als fürchtete ſie ſich vor einer Antwort. „Nein,“ erwiederte Florio zerſtreut, „doch, ja, ja, bald, recht ſehr bald!“ — Sie ſchien noch etwas ſagen zu wollen, wandte aber plötzlich, die Worte zurückdrängend, ihr Geſicht ab in die Dunkelheit.

Er konnte endlich den Zwang nicht länger aushalten. Sein Herz war ſo voll und gepreßt und doch ſo überſelig. Er nahm ſchnell Abſchied, eilte hinab und ritt ohne Fortunato und alle Begleitung in die Stadt zurück.

Das Fenſter in ſeinem Zimmer ſtand offen, er blickte flüchtig noch einmal hinaus. Die Gegend draußen lag unkenntlich und ſtill wie eine wunderbar verſchränkte

Hieroglyphe im zauberiſchen Mondſchein. Er ſchloß das Fenſter faſt erſchrocken und warf ſich auf ſein Ruhebett hin, wo er als wie ein Fieberkranker in die wunderlichſten Träume verſank.

Bianka aber ſaß noch lange auf der Terraſſe oben. Alle andern hatten ſich zur Ruhe begeben, hin und wieder erwachte ſchon manche Lerche, mit ungewiſſem Liede hoch durch die ſtille Luft ſchweifend; die Wipfel der Bäume fingen an ſich unten zu rühren, falbe Morgenlichter flogen wechſelnd über ihr verwachtes, von den freigelaſſenen Locken nachläßig umwalltes Geſicht. — Man ſagt, daß einem Mädchen, wenn ſie in einem, aus neunerlei Blumen geflochtenen Kranze einſchläft, ihr künftiger Bräutigam im Traume erſcheine. So eingeſchlummert hatte Bianka nach jenem Abend bei den Zelten Florio'n im Traume geſehen. — Nun war alles Lüge, er war ja ſo zerſtreut, ſo kalt und fremde! — Sie zerflückte die trügeriſchen Blumen, die ſie bis jetzt wie einen Brautkranz aufbewahrt. Dann lehnte ſie die Stirn an das kalte Geländer und weinte aus Herzensgrunde.

Mehrere Tage waren ſeitdem vergangen, da befand ſich Florio eines Nachmittags bei Donati auf ſeinem Landhauſe vor der Stadt. An einem mit Früchten und kühlem Wein beſetzten Tiſche verbrachten ſie die ſchwülen Stunden unter anmuthigen Geſprächen, bis die Sonne ſchon tief hinabgeſunken war. Währenddeß ließ Donati ſeinen Diener auf der Guitarre

ſpielen, der ihr gar liebliche Töne zu entlocken wußte. Die großen, weiten Fenſter ſtanden dabei offen, durch welche die lauen Abendlüfte den Duft vielfacher Blumen, mit denen das Fenſter beſetzt war, hineinwehten. Draußen lag die Stadt im farbigen Duft zwiſchen den Gärten und Weinbergen, von denen ein fröhliches Schallen durch die Fenſter heraufkam. Florio war innerlichſt vergnügt, denn er gedachte im Stillen immerfort der ſchönen Frau.

Währenddem ließen ſich draußen Waldhörner aus der Ferne vernehmen. Bald näher, bald weit, gaben ſie einander unabläſſig anmuthig Antwort von den grünen Bergen. Donati trat ans Fenſter. „Das iſt die Dame,“ ſagte er, „die Ihr in dem ſchönen Garten geſehen habt, ſie kehrt ſo eben von der Jagd nach ihrem Schloſſe zurück.“ Florio blickte hinaus. Da ſah er das Fräulein auf einem ſchönen Zelter unten über den grünen Anger ziehen. Ein Falke, mit einer goldenen Schnur an ihren Gürtel befeſtigt, ſaß auf ihrer Hand, ein Edelſtein an ihrer Bruſt warf in der Abendſonne lange, grünlichgoldne Scheine über die Wieſe hin. Sie nickte freundlich zu ihnen herauf.

„Das Fräulein iſt nur ſelten zu Hauſe,“ ſagte Donati, „wenn es Euch gefällig wäre, könnten wir ſie noch heute beſuchen.“ Florio fuhr bei dieſen Worten freudig aus dem träumeriſchen Schauen, in das er verſunken ſtand, er hätte dem Ritter um den Hals fallen mögen. — Und bald ſaßen beide draußen zu Pferde.

Sie waren noch nicht lange geritten, als ſich der Palaſt mit ſeiner heitern Säulenpracht vor ihnen erhob, ringsum von dem ſchönen Garten, wie von einem fröhlichen Blumenkranz umgeben. Von Zeit zu Zeit ſchwangen ſich Waſſerſtrahlen von den vielen Springbrunnen, wie jauchzend, bis über die Wipfel der Gebüſche, hell im Abendgolde funkelnd. — Florio verwunderte ſich, wie er bisher niemals den Garten wiederfinden konnte. Sein Herz ſchlug laut vor Entzücken und Erwartung, als ſie endlich bei dem Schloſſe anlangten.

Mehrere Diener eilten herbei, ihnen die Pferde abzunehmen. Das Schloß ſelbſt war ganz von Marmor, und ſeltſam, faſt wie ein heidniſcher Tempel erbaut. Das ſchöne Ebenmaaß aller Theile, die wie jugendliche Gedanken hochaufſtrebenden Säulen, die künſtlichen Verzierungen, ſämmtliche Geſchichten aus einer fröhlichen, lange verſunkenen Welt darſtellend, die ſchönen marmornen Götterbilder endlich, die überall in den Niſchen umher ſtanden, alles erfüllte die Seele mit einer unbeſchreiblichen Heiterkeit. Sie betraten nun die weite Halle, die durch das ganze Schloß hindurchging. Zwiſchen den luftigen Säulen glänzte und wehte ihnen überall der Garten duftig entgegen.

Auf den breiten glattpolirten Stufen, die in den Garten hinabführten, trafen ſie endlich auch die ſchöne Herrin des Palaſtes, die ſie mit großer Anmuth willkommen hieß. — Sie ruhte, halb liegend, auf einem Ruhebett von köſtlichen Stoffen. Das Jagdkleid hatte

ſie abgelegt, ein himmelblaues Gewand, von einem wunderbar zierlichen Gürtel zuſammengehalten, umſchloß die ſchönen Glieder. Ein Mädchen, neben ihr kniend, hielt ihr einen reich verzierten Spiegel vor, während mehrere andere beſchäftigt waren, ihre anmuthige Gebieterin mit Roſen zu ſchmücken. Zu ihren Füßen war ein Kreis von Jungfrauen auf dem Raſen gelagert, die ſangen mit abwechſelnden Stimmen zur Laute, bald hinreißend fröhlich, bald leiſe klagend, wie Nachtigallen in warmen Sommernächten einander Antwort geben.

In dem Garten ſelbſt ſah man überall ein erfriſchendes Wehen und Regen. Viele fremde Herren und Damen wandelten da zwiſchen den Roſengebüſchen und Waſſerkünſten in artigen Geſprächen auf und nieder. Reichgeſchmückte Edelknaben reichten Wein und mit Blumen verdeckte Orangen und Früchte in ſilbernen Schaalen umher. Weiter in der Ferne, wie die Lautenklänge und die Abendſtrahlen ſo über die Blumenfelder dahinglitten, erhoben ſich hin und her ſchöne Mädchen, wie aus Mittagsträumen erwachend, aus den Blumen, ſchüttelten die dunkeln Locken aus der Stirn, wuſchen ſich die Augen in den klaren Springbrunnen, und miſchten ſich dann auch in den fröhlichen Schwarm.

Florio's Blicke ſchweiften wie geblendet über die bunten Bilder, immer mit neuer Trunkenheit wieder zu der ſchönen Herrin des Schloſſes zurückkehrend. Dieſe ließ ſich in ihrem kleinen anmuthigen Geſchäft

nicht ſtören. Bald etwas an ihrem dunkeln duftenden Lockengeflecht verbeſſernd, bald wieder im Spiegel ſich betrachtend, ſprach ſie dabei fortwährend zu dem Jüngling, mit gleichgültigen Dingen in zierlichen Worten holdſelig ſpielend. Zuweilen wandte ſie ſich plötzlich um und blickte ihn unter den Roſenkränzen ſo unbeſchreiblich lieblich an, daß es ihm durch die innerſte Seele ging. —

Die Nacht hatte indeß ſchon angefangen, zwiſchen die fliegenden Abendlichter hinein zu dunkeln, das luſtige Schallen im Garten wurde nach und nach zum leiſen Liebesgeflüſter, der Mondſchein legte ſich zauberiſch über die ſchönen Bilder. Da erhob ſich die Dame von ihrem blumigen Sitze und faßte Florio'n freundlich bei der Hand, um ihn in das Innere ihres Schloſſes zu führen, von dem er bewundernd geſprochen. Viele von den andern folgten ihnen nach. Sie gingen einige Stufen auf und nieder, die Geſellſchaft zerſtreute ſich inzwiſchen luſtig, lachend und ſcherzend durch die vielfachen Säulengänge, auch Donati war im Schwarme verloren, und bald befand ſich Florio mit der Dame allein in einem der prächtigſten Gemächer des Schloſſes.

Die ſchöne Führerin ließ ſich hier auf mehrere am Boden liegende ſeidene Kiſſen nieder. Sie warf dabei, zierlich wechſelnd, ihren weiten, blüthenweißen Schleier in die mannichfaltigſten Richtungen, immer ſchönere Formen bald enthüllend, bald loſe verbergend. Florio betrachtete ſie mit flammenden Augen. Da be-

ganz auf einmal draußen in dem Garten ein wunderschöner Geſang. Es war ein altes frommes Lied, das er in ſeiner Kindheit oft gehört und ſeitdem über den wechſelnden Bildern der Reiſe faſt vergeſſen hatte. Er wurde ganz zerſtreut, denn es kam ihm zugleich vor, als wäre es Fortunato's Stimme. — „Kennt ihr den Sänger?“ fragte er raſch die Dame. Dieſe ſchien ordentlich erſchrocken und verneinte es verwirrt. Dann ſaß ſie lange im ſtummen Nachſinnen da.

Florio hatte unterdeß Zeit und Freiheit, die wunderlichen Verzierungen des Gemaches genau zu betrachten. Es war nur matt durch einige Kerzen erleuchtet, die von zwei ungeheuern, aus der Wand hervorragenden Armen gehalten wurden. Hohe, ausländiſche Blumen, die in künſtlichen Krügen umherſtanden, verbreiteten einen berauſchenden Duft. Gegenüber ſtand eine Reihe marmorner Bildſäulen, über deren reizende Formen die ſchwankenden Lichter lüſtern auf und nieder ſchweiften. Die übrigen Wände füllten köſtliche Tapeten mit in Seide gewirkten lebensgroßen Hiſtorien von ausnehmender Friſche.

Mit Verwunderung glaubte Florio, in allen den Damen, die er in dieſen letzteren Schildereien erblickte, die ſchöne Herrin des Hauſes deutlich wieder zu erkennen. Bald erſchien ſie, den Falken auf der Hand, wie er ſie vorhin geſehen hatte, mit einem jungen Ritter auf die Jagd reitend, bald war ſie in einem prächtigen Roſengarten vorgeſtellt, wie ein andrer ſchöner Edelknabe auf den Knien zu ihren Füßen lag.

Da flog es ihn plötzlich wie von den Klängen des Liedes draußen an, daß er zu Hause in früher Kindheit oftmals ein solches Bild gesehen, eine wunderschöne Dame in derselben Kleidung, einen Ritter zu ihren Füßen, hinten einen weiten Garten mit vielen Springbrunnen und künstlich geschnittenen Alleen, gerade so wie vorhin der Garten draußen erschienen. Auch Abbildungen von Lucca und anderen berühmten Städten erinnerte er sich dort gesehen zu haben.

Er erzählte es nicht ohne tiefe Bewegung der Dame. „Damals,“ sagte er, in Erinnerungen verloren, „wenn ich so an schwülen Nachmittagen in dem einsamen Lusthause unseres Gartens vor den alten Bildern stand und die wunderlichen Thürme der Städte, die Brücken und Alleen betrachtete, wie da prächtige Karossen fuhren und stattliche Kavaliers einherritten, die Damen in den Wagen begrüßend — da dachte ich nicht, daß das alles einmal lebendig werden würde um mich herum. Mein Vater trat dabei oft zu mir und erzählte mir manch lustiges Abenteuer, das ihm auf seinen jugendlichen Heeresfahrten in der und jener von den abgemalten Städten begegnet. Dann pflegte er gewöhnlich lange Zeit nachdenklich in dem stillen Garten auf und ab zu gehen. — Ich aber warf mich in das tiefste Gras und sah stundenlang zu, wie die Wolken über die schwüle Gegend wegzogen. Die Gräser und Blumen schwankten leise hin und her über mir, als wollten sie seltsame Träume weben, die Bienen summten dazwischen so sommerhaft und in einem

fort — ach! das iſt alles wie ein Meer von Stille, in dem das Herz vor Wehmuth untergehen möchte!“ — „Laßt nur das!“ ſagte hier die Dame wie in Zerſtreuung, „ein jeder glaubt mich ſchon einmal geſehen zu haben, denn mein Bild dämmert und blüht wohl in allen Jugendträumen mit herauf.“ Sie ſtreichelte dabei beſchwichtigend dem ſchönen Jüngling die braunen Locken aus der klaren Stirn. — Florio aber ſtand auf, ſein Herz war zu voll und tief bewegt, er trat ans offene Fenſter. Da rauſchten die Bäume, hin und her ſchlug eine Nachtigall, in der Ferne blitzte es zuweilen. Ueber den ſtillen Garten weg zog immer fort der Geſang wie ein klarer kühler Strom, aus dem die alten Jugendträume herauf tauchten. Die Gewalt dieſer Töne hatte ſeine ganze Seele in tiefe Gedanken verſenkt, er kam ſich auf einmal hier ſo fremde, und wie aus ſich ſelber verirrt vor. Selbſt die letzten Worte der Dame, die er ſich nicht recht zu deuten wußte, beängſtigten ihn ſonderbar — da ſagte er leiſe aus tiefſtem Grunde der Seele: „Herr Gott, laß mich nicht verloren gehen in der Welt!“ Kaum hatte er die Worte innerlichſt ausgeſprochen, als ſich draußen ein trüber Wind, wie von dem herannahenden Gewitter, erhob und ihn verwirrend anwehte. Zu gleicher Zeit bemerkte er an dem Fenſtergeſimſe Gras und einzelne Büſchel von Kräutern wie auf altem Gemäuer. Eine Schlange fuhr ziſchend daraus hervor und ſtürzte mit dem grünlichgoldenen Schweife ſich ringelnd in den Abgrund hinunter.

Erſchrocken verließ Florio das Fenſter und kehrte zu der Dame zurück. Dieſe ſaß unbeweglich ſtill, als lauſche ſie. Dann ſtand ſie raſch auf, ging ans Fenſter und ſprach mit anmuthiger Stimme ſcheltend in die Nacht hinaus. Florio konnte aber nichts verſtehen, denn der Sturm riß die Worte gleich mit ſich fort. — Das Gewitter ſchien indeß immer näher zu kommen, der Wind, zwiſchen dem noch immer fort einzelne Töne des Geſanges herzzerreißend heraufflogen, ſtrich pfeifend durch das ganze Haus und drohte die wild hin und her flackernden Kerzen zu verlöſchen. Ein langer Blitz erleuchtete ſo eben das dämmernde Gemach. Da fuhr Florio plötzlich einige Schritte zurück, denn es war ihm, als ſtünde die Dame ſtarr mit geſchloſſenen Augen und ganz weißem Antlitz und Armen vor ihm. — Mit dem flüchtigen Blitzesſcheine jedoch verſchwand auch das ſchreckliche Geſicht wieder, wie es entſtanden. Die alte Dämmerung füllte wieder das Gemach, die Dame ſah ihn wieder lächelnd an wie vorhin, aber ſtillſchweigend und wehmüthig, wie mit ſchwerverhaltenen Thränen.

Florio hatte indeß, im Schreck zurücktaumelnd, eines von den ſteinernen Bildern, die an der Wand herumſtanden, angeſtoßen. In demſelben Augenblicke begann daſſelbe ſich zu rühren, die Regung theilte ſich ſchnell den andern mit, und bald erhoben ſich alle die Bilder mit furchtbarem Schweigen von ihrem Geſtelle. Florio zog ſeinen Degen und warf einen ungewiſſen Blick auf die Dame. Als er aber bemerkte, daß die-

ſelbe, bei den indeß immer gewaltiger verſchwellenden Tönen des Geſanges im Garten, immer bleicher und bleicher wurde, gleich einer verſinkenden Abendröthe, worin endlich auch die lieblich ſpielenden Augenſterne unterzugehen ſchienen, da erfaßte ihn ein tödliches Grauen. Denn auch die hohen Blumen in den Gefäßen fingen an, ſich wie buntgefleckte bäumende Schlangen gräßlich durch einander zu winden, alle Ritter auf den Wandtapeten ſahen auf einmal aus wie er und lachten ihn hämiſch an; die beiden Arme, welche die Kerzen hielten, rangen und reckten ſich immer länger, als wollte ein ungeheurer Mann aus der Wand ſich hervorarbeiten, der Saal füllte ſich mehr und mehr, die Flammen des Blitzes warfen gräßliche Scheine zwiſchen die Geſtalten, durch deren Gewimmel Florio die ſteinernen Bilder mit ſolcher Gewalt auf ſich losdringen ſah, daß ihm die Haare zu Berge ſtanden. Das Grauſen überwältigte alle ſeine Sinne, er ſtürzte verworren aus dem Zimmer durch die öden wiederhallenden Gemächer und Säulengänge hinab.

Unten im Garten lag ſeitwärts der ſtille Weiher, den er in jener erſten Nacht geſehen, mit dem marmornen Venusbilde. — Der Sänger Fortunato, ſo kam es ihm vor, fuhr abgewendet und hoch aufrecht ſtehend im Kahne mitten auf dem Weiher, noch einzelne Accorde in ſeine Guitarre greifend. — Florio aber hielt auch dieſe Erſcheinung für ein verwirrendes Blendwerk der Nacht und eilte fort und fort, ohne ſich umzuſehen, bis Weiher, Garten und Palaſt weit

hinter ihm verſunken waren. Die Stadt ruhte, hell vom Monde beſchienen, vor ihm. Fernab am Horizonte verhallte nur leiſe ein leichtes Gewitter, es war eine prächtig klare Sommernacht.

Schon flogen einzelne Lichtſtreifen über den Morgenhimmel, als er vor den Thoren ankam. Er ſuchte dort heftig Donati's Wohnung auf, ihn wegen der Begebenheiten dieſer Nacht zur Rede zu ſtellen. Das Landhaus lag auf einem der höchſten Plätze mit der Ausſicht über die Stadt und die ganze umliegende Gegend. Er fand daher die anmuthige Stelle bald wieder. Aber anſtatt der zierlichen Villa, in der er geſtern geweſen, ſtand nur eine niedere Hütte da, ganz von Weinlaub überrankt und von einem kleinen Gärtchen umſchloſſen. Tauben, in den erſten Morgenſtrahlen ſpiegelnd, gingen girrend auf dem Dache auf und nieder, ein tiefer heiterer Friede herrſchte überall. Ein Mann mit dem Spaten auf der Achſel kam ſo eben aus dem Hauſe und ſang:

Vergangen iſt die finſtre Nacht,
Des Böſen Trug und Zaubermacht,
Zur Arbeit weckt der lichte Tag;
Friſch auf, wer Gott noch loben mag!

Er brach ſein Lied plötzlich ab, als er den Fremden ſo bleich und mit verworrenem Haar daherfliegen ſah. — Ganz verwirrt fragte Florio nach Donati. Der Gärtner aber kannte den Namen nicht und ſchien den Fragenden für wahnſinnig zu halten. Seine Tochter dehnte ſich auf der Schwelle in die kühle Morgen-

luft hinaus und ſah den Fremden friſch und morgenklar mit den großen, verwunderten Augen an. — „Mein Gott! wo bin ich denn ſo lange geweſen!“ ſagte Florio halb leiſe in ſich, und floh eilig zurück durch das Thor und die noch leeren Gaſſen in die Herberge.

Hier verſchloß er ſich in ſein Zimmer und verſank ganz und gar in ein hinſtarrendes Nachſinnen. Die unbeſchreibliche Schönheit der Dame, wie ſie ſo langſam vor ihm verblich, und die anmuthigen Augen untergingen, hatte in ſeinem tiefſten Herzen eine ſolche unendliche Wehmuth zurückgelaſſen, daß er ſich unwiderſtehlich ſehnte, hier zu ſterben. —

In ſolchem unſeligen Brüten und Träumen blieb er den ganzen Tag und die darauf folgende Nacht hindurch.

Die früheſte Morgendämmerung fand ihn ſchon zu Pferde vor den Thoren der Stadt. Das unermüdliche Zureden ſeines getreuen Dieners hatte ihn endlich zu dem Entſchluſſe bewogen, dieſe Gegend gänzlich zu verlaſſen. Langſam und in ſich gekehrt zog er nun die ſchöne Straße, die von Lucca in das Land hinausführte, zwiſchen den dunkelnden Bäumen, in denen die Vögel noch ſchliefen, dahin. Da geſellten ſich, nicht gar fern der Stadt, noch drei andere Reiter zu ihm. Nicht ohne heimlichen Schauer erkannte er in dem Einen den Sänger Fortunato. Der Andere war Fräulein Bianka's Oheim, in deſſen Landhauſe er an jenem verhängnißvollen Abende getanzt. Er wurde von einem

Knaben begleitet, der ſtillſchweigend und ohne viel aufzublicken, neben ihm her ritt. Alle drei hatten ſich vorgenommen, mit einander das ſchöne Italien zu durchſchweifen, und luden Florio freudig ein, mit ihnen zu reiſen. Er aber verneigte ſich ſchweigend, weder einwilligend, noch verneinend, und nahm fortwährend an allen ihren Geſprächen nur geringen Antheil.

Die Morgenröthe erhob ſich indeß immer höher und kühler über der wunderſchönen Landſchaft vor ihnen. Da ſagte der heitre Pietro zu Fortunato: „Seht nur, wie ſeltſam das Zwielicht über dem Geſtein der alten Ruine auf dem Berge dort ſpielt! Wie oft bin ich, ſchon als Knabe, mit Erſtaunen, Neugier und heimlicher Scheu dort herumgeklettert! Ihr ſeyd ſo vieler Sagen kundig, könnt Ihr uns nicht Auskunft geben von dem Urſprung und Verfall dieſes Schloſſes, von dem ſo wunderliche Gerüchte im Lande gehen?“ — Florio warf einen Blick nach dem Berge. In einer großen Einſamkeit lag da altes verfallenes Gemäuer umher, ſchöne, halb in die Erde verſunkene Säulen und künſtlich gehauene Steine, alles von einer üppig blühenden Wildniß grünverſchlungener Ranken, Hecken und hohen Unkrauts überdeckt. Ein Weiher befand ſich daneben, über dem ſich ein zum Theil zertrümmertes Marmorbild erhob, hell vom Morgen angeglüht. Es war offenbar dieſelbe Gegend, dieſelbe Stelle, wo er den ſchönen Garten und die Dame geſehen hatte. — Er ſchauerte innerlichſt zuſammen bei dem Anblicke. — Fortunato aber ſagte: „Ich weiß ein altes Lied darauf,

wenn ihr damit fürlieb nehmen wollt.“ — Und hiermit ſang er, ohne ſich lange zu beſinnen, mit ſeiner klaren fröhlichen Stimme in die heitere Morgenluft hinaus:

Von kühnen Wunderbildern
Ein großer Trümmerhauf,
In reizendem Verwildern
Ein blüh'nder Garten drauf.

Verſunknes Reich zu Füßen,
Vom Himmel fern und nah,
Aus andrem Reich ein Grüßen —
Das iſt Italia!

Wenn Frühlingslüfte wehen
Hold über'm grünen Plan,
Ein leiſes Auferſtehen
Hebt in den Thälern an.

Da will ſich's unten rühren,
Im ſtillen Göttergrab,
Der Menſch kanns ſchauernd ſpüren
Tief in die Bruſt hinab.

Verwirrend in den Bäumen
Gehn Stimmen hin und her,
Ein ſehnſuchtsvolles Träumen
Weht über's blaue Meer.

Und unter'm duft'gen Schleier,
So oft der Lenz erwacht,
Webt in geheimer Feier,
Die alte Zaubermacht.

Frau Venus hört das Locken,
Der Vögel heitern Chor,
Und richtet froh erſchrocken
Aus Blumen ſich empor.

Sie ſucht die alten Straßen,
Das luft'ge Säulenhaus,
Schaut lächelnd in die Weiten
Der Frühlingsluft hinaus.

Doch öd' ſind nun die Straßen,
Stumm liegt ihr Säulenhaus,
Gras wächſt da auf den Schwellen,
Der Wind zieht ein und aus.

Wo ſind nun die Geſpielen?
Diana ſchläft im Wald,
Neptunus ruht im kühlen
Meerſchloß, das einſam hallt.

Zuweilen nur Sirenen
Noch tauchen aus dem Grund,
Und thun in irren Tönen
Die tiefe Wehmuth kund. —

Sie ſelbſt muß ſinnend ſtehen
So bleich im Frühlingsſchein,
Die Augen untergehen,
Der ſchöne Leib wird Stein. —

Denn über Land und Wogen
Erſcheint, ſo ſtill und mild,
Hoch auf dem Regenbogen
Ein andres Frauenbild.

Ein Kindlein in den Armen
Die Wunderbare hält,
Und himmliſches Erbarmen
Durchdringt die ganze Welt.

Da in den lichten Räumen
Erwacht das Menſchenkind,
Und ſchüttelt böſes Träumen
Von ſeinem Haupt geſchwind.

Und, wie die Lerche ſingend,
Aus ſchwülen Zaubers Kluft
Erhebt die Seele ringend
Sich in die Morgenluft.

Alle waren ſtill geworden über dem Liede. — „Jene Ruine,“ ſagte endlich Pietro, „wäre alſo ein ehemaliger Tempel der Venus, wenn ich Euch ſonſt recht verſtanden?“ „Allerdings,“ erwiederte Fortunato, „ſo viel man an der Anordnung des Ganzen und den noch übrig gebliebenen Verzierungen abnehmen kann. Auch ſagt man, der Geiſt der ſchönen Heidengöttin habe keine Ruhe gefunden. Aus der erſchrecklichen Stille des Grabes heißt ſie das Andenken an die irdiſche Luſt jeden Frühling immer wieder in die grüne Einſamkeit ihres verfallenen Hauſes heraufſteigen und durch teufeliſches Blendwerk die alte Verführung üben an jungen ſorgloſen Gemüthern, die dann vom Leben abgeſchieden, und doch auch noch nicht aufgenommen in den Frieden der Todten, zwiſchen wilder Luſt und ſchrecklicher Reue, an Leib und Seele verloren, umberirren, und in der entſetzlichſten Täuſchung ſich ſelber verzeh-

ren. Gar häufig will man auf demſelben Platze Anfechtungen von Geſpenſtern verſpürt haben, wo ſich bald eine wunderſchöne Dame, bald mehrere anſehnliche Kavaliers ſehen laſſen und die Vorübergehenden in einem dem Auge vorgeſtellten erdichteten Garten und Palaſt führen.“ — „Seyd Ihr jemals droben geweſen?“ fragte hier Florio raſch, aus ſeinen Gedanken erwachend. — „Erſt vorgeſtern Abends,“ entgegnete Fortunato. — „Und habt Ihr nichts Erſchreckliches geſehen?“ — „Nichts,“ ſagte der Sänger, „als den ſtillen Weiher und die weißen räthſelhaften Steine im Mondlicht umher und den weiten unendlichen Sternenhimmel darüber. Ich ſang ein altes frommes Lied, eines von jenen urſprünglichen Liedern, die, wie Erinnerungen und Nachklänge aus einer andern heimathlichen Welt, durch das Paradiesgärtlein unſrer Kindheit ziehn und ein rechtes Wahrzeichen ſind, an dem ſich alle Poetiſche ſpäter in dem ältergewordnen Leben immer wieder erkennen. Glaubt mir, ein redlicher Dichter kann viel wagen, denn die Kunſt, die ohne Stolz und Frevel, beſpricht und bändigt die wilden Erdengeiſter, die aus der Tiefe nach uns langen.“

Alle ſchwiegen, die Sonne ging ſo eben auf vor ihnen und warf ihre funkelnden Lichter über die Erde. Da ſchüttelte Florio ſich an allen Gliedern, ſprengte raſch eine Strecke den andern voraus, und ſang mit heller Stimme:

Hier bin ich, Herr! Gegrüßt das Licht,
Das durch die ſtille Schwüle
Der müden Bruſt gewaltig bricht,
Mit ſeiner ſtrengen Kühle.

Nun bin ich frei! Ich taumle noch
Und kann mich noch nicht faſſen, —
O Vater, du erkennſt mich doch,
Und wirſt nicht von mir laſſen!

Es kommt nach allen heftigen Gemüthsbewegungen, die unſer ganzes Weſen durchſchüttern, eine ſtillklare Heiterkeit über die Seele, gleich wie die Felder nach einem Gewitter friſcher grünen und aufathmen. So fühlte ſich auch Florio nun innerlichſt erquickt, er blickte wieder recht muthig um ſich und erwartete beruhigt die Gefährten, die langſam im Grünen nachgezogen kamen.

Der zierliche Knabe, welcher Pietro'n begleitete, hatte unterdeß auch, wie Blumen vor den erſten Morgenſtrahlen, das Köpfchen erhoben. — Da erkannte Florio mit Erſtaunen Fräulein Bianka. Er erſchrak, wie ſie ſo bleich ausſah gegen jenen Abend, da er ſie zum erſtenmal unter den Zelten im reizenden Muthwillen geſehen. Die Arme war mitten in ihren ſorgloſen Kinderſpielen von der Gewalt der erſten Liebe überraſcht worden. Und als dann der heißgeliebte Florio, den dunkeln Mächten folgend, ſo fremde wurde und ſich immer weiter von ihr entfernte, bis ſie ihn endlich ganz verloren geben mußte, da verſank ſie in eine tiefe Schwermuth, deren Geheimniß ſie Nieman-

den anzuvertrauen wagte. Der kluge Pietro wuſte es aber wohl und hatte beſchloſſen, ſeine Nichte weit fortzuführen und ſie in fremden Gegenden und in einem andern Himmelsſtrich, wo nicht zu heilen, doch zu zerſtreuen und zu erhalten. Um ungehinderter reiſen zu können, und zugleich alles Vergangene gleichſam von ſich abzuſtreifen, hatte ſie Knabentracht anlegen müſſen.

Mit Wohlgefallen ruhten Florio's Blicke auf der lieblichen Geſtalt. Eine ſeltſame Verblendung hatte bisher ſeine Augen wie mit einem Zaubernebel umfangen. Nun erſtaunte er ordentlich, wie ſchön ſie war; Er ſprach vielerlei gerührt und mit tiefer Innigkeit zu ihr. Da ritt ſie, ganz überraſcht von dem unverhofften Glück, und in freudiger Demuth, als verdiene ſie ſolche Gnade nicht, mit niedergeſchlagenen Augen ſchweigend neben ihm her. Nur manchmal blickte ſie unter den langen ſchwarzen Augenwimpern nach ihm hinauf, die ganze klare Seele lag in dem Blick, als wollte ſie bittend ſagen: „Täuſche mich nicht wieder!“

Sie waren unterdeß auf einer luftigen Höhe angelangt, hinter ihnen verſank die Stadt Lucca mit ihren dunkeln Thürmen in dem ſchimmernden Duft. Da ſagte Florio, zu Bianka gewendet: „Ich bin wie neu geboren, es iſt mir, als würde noch Alles gut werden, ſeit ich Euch wiedergefunden. Ich möchte niemals wieder ſcheiden, wenn Ihr es vergönnt.“ —

Bianka blickte ihn, ſtatt aller Antwort ſelber wie fragend, mit ungewiſſer, noch halb zurückgehaltener Freude an und ſah recht wie ein heiteres Engelsbild

auf dem tiefblauen Grunde des Morgenhimmels aus. Der Morgen ſchien ihnen, in langen goldenen Strahlen über die Fläche ſchießend, gerad entgegen. Die Bäume ſtanden hell angeglüht, unzählige Lerchen ſangen ſchwirrend in der klaren Luft. Und ſo zogen die Glücklichen frhhlich durch die überglänzten Auen in das blühende Mailand hinunter.

Gedichte.

Erſte Abtheilung.

An die Freunde.

Der Jugend Glanz, der Sehnsucht irre Weisen,
Die tausend Ströme durch das duft'ge Land,
Es zieht uns All' zu seinen Zauberkreisen. —
Wem Gottesdienst in tiefster Brust entbrannt,
Der sieht mit Wehmuth ein unendlich Reisen
Zu ferner Heimath, die er fromm erkannt;
Und was sich spielend wob als ird'sche Blume,
Wölbt still den Kelch zum ernsten Heiligthume.

So schauet denn das buntbewegte Leben
Ringsum von meines Gartens heitrer Zinn',
Daß hoch die Bilder, die noch dämmernd schweben —
Wo Morgenglanz geblendet meinen Sinn —
An Eurem Blick erwachsen und sich heben.
Verwüstend rauscht die Zeit darüber hin;
In Euren treuen Herzen neu geboren
Sind sie im wilden Strome unverloren.

Frische Fahrt.

Laue Luft kommt blau geflossen,
Frühling, Frühling soll es seyn!
Waldwärts Hörnerklang geschossen,
Muth'ger Augen lichter Schein;
Und das Wirren bunt und bunter
Wird ein magisch wilder Fluß,
In die schöne Welt hinunter
Lockt dich dieses Stromes Gruß.

Und ich mag mich nicht bewahren!
Weit von Euch treibt mich der Wind,
Auf dem Strome will ich fahren,
Von dem Glanze selig blind!
Tausend Stimmen lockend schlagen,
Hoch Aurora flammend weht,
Fahre zu! ich mag nicht fragen,
Wo die Fahrt zu Ende geht!

Die Lerche.

Ich kann hier nicht singen,
Aus dieser Mauern dunklen Ringen
Muß ich mich schwingen
Vor Lust und tiefem Weh.

O Freude, in klarer Höh
Zu ſinken und ſich zu heben,
In Geſang
Ueber die grüne Erde dahin zu ſchweben,
Wie unten die licht' und dunkeln Streifen
Wechſelnd im Fluge vorüberſchweifen,
Aus der Tiefe ein Wirren und Rauſchen und Hämmern,
Die Erde aufſchimmernd im Frühlingsdämmern,
Wie iſt die Welt ſo voller Klang!
Herz, was biſt Du bang?
Mußt aufwärts dringen!
Die Sonne tritt hervor,
Wie glänzen mir Bruſt und Schwingen,
Wie ſtill und weit iſt's droben am Himmelsthor.

Der zufriedene Muſikant.

I.

Wandern lieb' ich für mein Leben,
Lebe eben wie ich kann,
Wollt' ich mir auch Mühe geben,
Paßt' es mir doch gar nicht an.

Schöne alte Lieder weiß ich,
In der Kälte, ohne Schuh'
Draußen in die Saiten reiß' ich,
Weiß nicht, wo ich Abend's ruh'.

Manche Schöne macht wohl Augen,
Meinet, ich gefiel' ihr ſehr,
Wenn ich nur was wollte taugen,
So ein armer Lump nicht wär'. —

Mag Dir Gott ein'n Mann beſcheeren,
Wohl mit Haus nnd Hof verſehn!
Wenn wir zwei zuſammen wären,
Möcht' mein Singen mir vergehn.

II.

Wenn die Sonne lieblich ſchiene
Wie in Wälſchland, lau und blau,
Ging' ich mit der Mandoline
Durch die überglänzte Au.

In der Nacht dann Liebchen lauſchte
An dem Fenſter ſüß verwacht,
Wünſchte mir und ihr — uns Beiden
Heimlich eine ſchöne Nacht.

Wenn die Sonne lieblich ſchiene
Wie in Wälſchland, lau und blau,
Ging ich mit der Mandoline
Durch die überglänzte Au.

III.

Iſt auch ſchmuck nicht mein Rößlein,
So iſt's doch recht klug,
Trägt im Finſtern zu 'nem Schlößlein
Mich raſch noch genug.

Iſt das Schloß auch nicht prächtig:
Zum Garten aus der Thür
Tritt ein Mädchen doch allnächtig
Dort freundlich herfür.

Und iſt auch die Kleine
Nicht die Schönſt' auf der Welt,
So giebt's doch juſt Keine
Die mir beſſer gefällt.

Und ſpricht ſie vom Freien:
So ſchwing' ich mich auf mein Roß —
Ich bleibe im Freien
Und ſie auf dem Schloß.

IV.

Mürriſch ſitzen ſie und maulen
Auf den Bänken ſtumm und breit,
Gähnend ſtrecken ſich die Faulen,
Und die Lecken ſuchen Streit.

Da komm' ich durch's Dorf geſchritten,
Fernher durch den Abend kühl,
Stell' mich in des Kreiſes Mitten,
Grüß' und zieh' mein Geigenſpiel.

Und wie ich den Bogen ſchwenke,
Ziehn die Klänge in der Rund'
Allen recht durch die Gelenke
Bis zum tiefſten Herzensgrund.

Und nun geht's ans Gläſerklingen,
An ein Walzen um und um,
Je mehr ich ſtreich', jemehr ſie ſpringen
Keiner frägt erſt lang: warum? —

Jeder will dem Geiger reichen
Nun ſein Scherflein auf die Hand —
Da vergeht ihm gleich ſein Streichen,
Und fort iſt der Muſikant.

Und ſie ſeh'n ihn fröhlich ſteigen
Nach den Waldeshöh'n hinaus,
Hören ihn von fern noch geigen,
Und gehn All' vergnügt nach Haus.

Doch in Waldes grünen Hallen
Raſt' ich dann noch manche Stund',
Nur die fernen Nachtigallen
Schlagen tief aus nächt'gem Grund.

Und es rauſcht die Nacht ſo leiſe
Durch die Waldeseinſamkeit,
Und ich ſinn' auf neue Weiſe,
Die der Menſchen Herz erfreut.

Reiſe-Lied.

Durch Feld und Buchenhallen,
Bald ſingend, bald fröhlich ſtill,
Recht luſtig ſey vor allen
Wer's Reiſen wählen will!

Wenn's kaum in Oſten glühte,
Die Welt noch ſtill und weit:
Da weht recht durch's Gemüthe
Die ſchöne Blüthenzeit!

Die Lerch' als Morgenbote
Sich in die Lüfte ſchwingt,
Eine friſche Reiſenote
Durch Wald und Herz erklingt.

O Luſt, vom Berg zu ſchauen,
Weit über Wald und Strom,
Hoch über ſich den blauen
Tiefklaren Himmelsdom!

Vom Berge Vöglein fliegen
Und Wolken ſo geſchwind,
Gedanken überfliegen
Die Vögel und den Wind.

Die Wolken zieh'n hernieder,
Das Vöglein ſenkt ſich gleich,
Gedanken gehn und Lieder
Fort bis in's Himmelreich.

In die Höh'!

(Tafellied.)

Viel Eſſen macht viel breiter
Und hilft zum Himmel nicht,
Es kracht die Himmelsleiter,
Kommt ſo ein ſchwerer Wicht.
Das Trinken iſt geſcheidter,
Das ſchmeckt ſchon nach Idee,
Da braucht man keine Leiter,
Das geht gleich in die Höh'.

Chor.

Da braucht man keine Leiter,
Das geht gleich in die Höh'.

Viel Reden iſt manierlich:
„Wohlauf? — Ein wenig flau. —
Das Wetter iſt ſpazierlich —
Was macht die liebe Frau? —
Ich danke“ — und ſo weiter
Und breiter als ein See —
Das ſingen iſt geſcheidter,
Das geht gleich in die Höh'.

Chor.

Das Singen iſt geſcheidter,
Das geht gleich in die Höh'.

Die Fiſch' und Muſikanten
Die trinken beide friſch,
Die Wein, die andern Waſſer —
Drum hat der dumme Fiſch
Statt Flügel Federwiſche
Und liegt elend im See —
Doch wir ſind keine Fiſche,
Das geht gleich in die Höh'.

Chor.

Doch wir ſind keine Fiſche,
Das geht gleich in die Höh'.

Ja, Trinken friſch und Singen
Das bricht durch alles Weh,
Das ſind zwei gute Schwingen,
Gemeine Welt, ade!

Du Erd' mit deinem Plunder,
Ihr Fiſche ſammt der See,
'S geht alles, alles unter,
Wir aber in die Höh'!

Chor.

'S geht alles, alles unter,
Wir aber in die Höh'!

Frühlingsfahrt.

Es zogen zwei rüſt'ge Geſellen
Zum erſten Mal von Haus,
So jubelnd recht in die hellen
Klingenden, ſingenden Wellen
Des vollen Frühlings hinaus.

Die ſtrebten nach hohen Dingen,
Die wollten, trotz Luſt und Schmerz,
Was Rechts in der Welt vollbringen,
Und wem ſie vorüber gingen
Dem lachten Sinnen und Herz. —

Der Erſte, der fand ein Liebchen,
Die Schwieger kauft' Hof und Haus;
Der wiegte gar bald ein Bübchen,
Und ſah aus heimlichem Stübchen
Behaglich in's Feld hinaus.

Dem Zweiten ſangen und logen
Die tauſend Stimmen im Grund,
Verlockend' Syrenen, und zogen
Ihn in der buhlenden Wogen
Farbig klingenden Schlund.

Und wie er auftaucht' vom Schlunde,
Da war er müde und alt,
Sein Schifflein das lag im Grunde,
So ſtill war's rings in die Runde
Und über die Waſſer weht's kalt.

Es ſingen und klingen die Wellen
Des Frühlings wohl über mir;
Und ſeh' ich ſo kecke Geſellen,
Die Thränen im Auge mir ſchwellen —
Ach Gott, führ' uns liebreich zu Dir!

An eine junge Tänzerin.

Caſtagnetten luſtig ſchwingen
Seh' ich Dich, Du zierlich Kind!
Mit der Locken ſchwarzen Ringen
Spielt der ſommerlaue Wind.
Künſtlich regſt Du ſchöne Glieder,
Glühendwild
Zärtlichmild
Taucheſt in Muſik Du nieder,
Und die Woge hebt Dich wieder.

Warum ſind ſo blaß die Wangen,
Dunkelfeucht der Augen Glanz,
Und ein heimliches Verlangen
Schimmert glühend durch den Tanz?
Schalkhaft lockend ſchauſt Du nieder,
Liebesnacht
Süß erwacht,
Wollüſtig erklingen Lieder —
Schlag nicht ſo die Augen nieder!

Wecke nicht die Zauberlieder
In der dunklen Tiefe Schoos,
Selbſt verzaubert ſinkſt Du nieder,
Und ſie laſſen Dich nicht los.
Tödtlich ſchlingt ſich um die Glieder
Sündlich Glüh'n,
Und verblühn
Müſſen Schönheit, Tanz und Lieder,
Ach, ich kenne Dich nicht wieder!

Die Fröhliche.

Zwiſchen Bergen, liebe Mutter,
Weit den Wald entlang,
Reiten da drei junge Jäger
Auf drei Rößlein blank,
lieb Mutter,
Auf drei Rößlein blank.

Ihr könnt fröhlich ſeyn, lieb' Mutter
Wird es draußen ſtill:
Kommt der Vater heim vom Walde,
Küßt Euch wie er will,
lieb Mutter,
Küßt Euch wie er will.

Und ich werfe mich im Bettchen
Nachts ohn' Unterlaß,
Kehr' mich links und kehr' mich rechts hin,
Nirgends hab' ich was,
lieb' Mutter,
Nirgends hab' ich was.

Bin ich eine Frau erſt einmal,
In der Nacht dann ſtill
Wend' ich mich nach allen Seiten,
Küß', ſo viel ich will,
lieb Mutter,
Küß', ſo viel ich will.

Ständchen.

Schlafe, Liebchen, weil's auf Erden
Nun ſo ſtill und ſeltſam wird!
Oben gehn die goldnen Heerden,
Für uns alle wacht der Hirt.

In der Ferne ziehn Gewitter;
Einſam auf dem Schifflein ſchwank,
Greiff' ich draußen in die Zitter,
Weil mir gar ſo ſchwül und bang.

Schlingend ſich an Bäum' und Zweigen
In Dein ſtilles Kämmerlein,
Wie auf goldnen Leitern, ſteigen
Dieſe Töne aus und ein.

Und ein wunderſchöner Knabe
Schifft hoch über Thal und Kluft,
Rührt mit ſeinem goldnen Stabe
Säuſelnd in der lauen Luft.

Und in wunderbaren Weiſen
Singt er ein uraltes Lied,
Das in linden Zauberkreiſen
Hinter ſeinem Schifflein zieht.

Ach, den ſüßen Klang verführet
Weit der buhleriſche Wind,
Und durch Schloß und Wand ihn ſpüret
Träumend jedes ſchöne Kind.

Morgengruß.

Stand ein Mädchen an dem Fenſter
Da es draußen Morgen war,
Kämmte ſich die langen Haare,
Wuſch ſich ihre Aeuglein klar.

Sangen Vöglein aller Arten,
Sonnenſchein ſpielt vor dem Haus,
Draußen über'm ſchönen Garten
Flogen Wolken weit hinaus.

Und ſie dehnt' ſich in den Morgen
Als ob ſie noch ſchläfrig ſey,
Ach, ſie war ſo voller Sorgen,
Flocht ihr Haar und ſang dabei:

Wie ein Vöglein hell und reine,
Ziehet draußen muntre Lieb',
Lockt hinaus zum Sonnenſcheine,
Ach wer da zu Hauſe blieb'!

Die Stille.

Es weiß und räth es doch Keiner,
Wie mir ſo wohl iſt, ſo wohl!
Ach, wüßt' es nur Einer, nur Einer,
Kein Menſch es ſonſt wiſſen ſoll!

So ſtill iſt's nicht draußen im Schnee,
So ſtumm und verſchwiegen ſind
Die Sterne nicht in der Höhe,
Als meine Gedanken ſind.

Ich wünſcht', es wäre ſchon Morgen,
Da fliegen zwei Lerchen auf,
Die überfliegen einander,
Mein Herze folgt ihrem Lauf.

Ich wünscht', ich wäre ein Vöglein
Und zöge über das Meer,
Wohl über das Meer und weiter,
Bis daß ich im Himmel wär'!

Leid und Luſt.

Euch Wolken beneid' ich
In blauer Luft,
Wie ſchwing't Ihr Euch freudig
Ueber Berg und Kluft!

Mein Liebchen wohl ſeht Ihr
Im Garten gehn,
Am Springbrunnen ſteht ſie
So morgenſchön.

Und wäſcht an der Quelle
Ihr goldenes Haar,
Die Aeugelein helle,
Und blickt ſo klar.

Und Buſen und Wangen
Dürft' Ihr da ſehn. —
Ich brenn' vor Verlangen,
Und muß hier ſtehn!

Euch Wolken bedau'r ich
Bei ſtiller Nacht;
Die Erde bebt ſchaurig,
Der Mond erwacht:

Da führt mich ein Bübchen
Mit Flügelein fein,
Durch's Dunkel zum Liebchen,
Sie läßt mich ein.

Wohl ſchau't Ihr die Sterne
Weit, ohne Zahl,
Doch bleiben ſie ferne
Euch allzumal.

Mir leuchten zwei Sterne
Mit ſüßem Strahl
Die küß' ich ſo gerne
Viel tauſendmal.

Euch grüßt mit Gefunkel
Der Waſſerfall,
Und tief aus dem Dunkel
Die Nachtigall.

Doch ſüßer es grüßet
Als Wellentanz,
Wenn Liebchen hold flüſtert:
„Dein bin ich ganz.“

So ſegelt denn traurig
In öder Pracht!
Euch, Wolken, bedau'r ich
Bei ſüßer Nacht.

Liedchen.

Wie jauchzt meine Seele
Und ſinget in ſich!
Kaum daß ich's verhehle
So glücklich bin ich.

Rings Menſchen ſich drehen
Und ſprechen geſcheut,
Ich kann nichts verſtehen,
So fröhlich zerſtreut. —

Zu eng wird das Zimmer,
Wie glänzet das Feld,
Die Thäler voll Schimmer,
Weit herrlich die Welt!

Gepreßt bricht die Freude
Durch Riegel und Schloß,
Fort über die Haide!
Ach, hätt' ich ein Roß! —

Und frag' ich und ſinn' ich,
Wie ſo mir geſchehn?: —
Mein Liebchen herzinnig,
Das ſoll ich heut ſehn!

Erwartung.

O ſchöne bunte Vögel
Wie ſingt ihr gar ſo hell!
O Wolken, luft'ge Segel,
Wohin ſo ſchnell, ſo ſchnell?

Ihr alle, ach, gemeinſam
Flieg't zu der Liebſten hin,
Sag't Ihr, wie ich hier einſam
Und voller Sorgen bin.

Im Walde ſieh' und laur' ich,
Verhallt iſt jeder Laut,
Die Wipfel nur weh'n ſchaurig,
O komm, Du ſüße Braut!

Schon ſinkt die dunkelfeuchte
Nacht rings auf Wald und Feld,
Des Mondes hohe Leuchte
Tritt in die ſtille Welt.

Wie ſchauert nun im Grunde
Der tiefſten Seele mich!
Wie öde iſt die Runde
Und einſam ohne Dich!

Was rauſcht? — Sie naht von ferne! —
Nun, Wald, rauſch' von den Höh'n,
Nun laß' Mond, Nacht und Sterne
Nur auf und untergehn!

Abſchied und Wiederſehn.

I.

In ſüßen Spielen unter nun gegangen
Sind Liebchens Augen, und ſie athmet linde,
Stilllauſchend ſitz' ich bei dem holden Kinde,
Die Locken ſtreichelnd ihr von Stirn und Wangen.

Ach! Luſt und Mond und Sterne ſind vergangen,
Am Fenſter mahnen ſchon die Morgenwinde:
Daß ich vom Nacken leis die Arme winde,
Die noch im Schlummer lieblich mich umfangen.

O öffne nicht der Augen ſüße Strahle!
Nur Einen Kuß noch — und zum Letztenmale
Geh' ich von Dir durchs ſtille Schloß hernieder.

Streng greift der eiſ'ge Morgen an die Glieder,
Wie iſt die Welt ſo klar und kalt und helle —
Tiefſchauernd tret' ich von der lieben Schwelle.

II.

Ein zart Geheimniß webt in ſtillen Räumen,
Die Erde löſt die diamantnen Schleifen,
Und nach des Himmels ſüßen Strahlen greifen
Die Blumen, die der Mutter Kleid beſäumen.

Da rauſcht's lebendig draußen in den Bäumen,
Aus Oſten langen purpurrothe Streifen,
Hoch Lerchenlieder durch das Zwielicht ſchweifen —
Du hebſt das blüh'nde Köpfchen hold aus Träumen.

Was ſind's für Klänge, die an's Fenſter flogen?
So altbekannt verlocken dieſe Lieder,
Ein Sänger ſteht im ſchwanken Dämmerſchein.

Wach auf! Dein Liebſter iſt fernher gezogen,
Und Frühling iſt's auf Thal und Bergen wieder,
Wach auf, wach auf, nun biſt Du ewig mein!

Das Flügelroß.

Ich hab' nicht viel hienieden,
Ich hab' nicht Geld noch Gut;
Was vielen nicht beſchieden,
Iſt mein: — der friſche Muth.

Was Andre mag ergötzen,
Das kümmert wenig mich,
Sie leben in den Schätzen,
In Freuden lebe ich.

Ich hab' ein Roß mit Flügeln,
Getreu in Luſt und Noth,
Das wiehernd ſpannt die Flügel
Bei jedem Morgenroth.

Mein Liebchen! wie ſo öde
Wird's oft in Stadt und Schloß,
Friſch auf und ſey nicht blöde,
Beſteig' mit mir mein Roß!

Wir ſeegeln durch die Räume,
Ich zeig' Dir Meer und Land,
Wie wunderbare Träume
Tief unten ausgeſpannt.

Hellblinkend zu den Füßen
Unzähl'ger Ströme Lauf —
Es ſteigt ein Frühlingsgrüßen
Verhallend zu uns auf.

Und bunt und immer wilder
In Liebe, Haß und Luſt
Verwirren ſich die Bilder —
Was ſchwindelt Dir die Bruſt?

So fröhlich tief im Herzen,
Zieh' ich all' himmelwärts,
Es kommen ſelbſt die Schmerzen
Melodiſch an das Herz.

Der Sänger zwingt mit Klängen
Was ſtörrig, dumpf und wild,
Es ſpiegelt in Geſängen
Die Welt ſich göttlich mild.

Und unten nun verbrauſet
Des breiten Lebens Strom,
Der Adler einſam hauſet
Im ſtillen Himmelsdom. —

Und ſeh'n wir dann den Abend
Verhallen und verblühn,
Im Meere, kühlelabend,
Die heil'gen Sterne glühn:

So lenken wir hernieder
Zu Waldes grünem Haus,
Und ruh'n vom Schwung der Lieder
Auf blüh'ndem Mooſe aus.

O Sterndurchwebtes Düſtern,
O heimlichſtiller Grund!
O ſüßes Liebesflüſtern
So innig Mund an Mund!

Die Nachtigallen locken,
Mein Liebchen athmet lind,
Mit Schleier zart und Locken
Spielt buhleriſch der Wind.

Und ſchlaf' denn bis zum Morgen
So ſanft gelehnt an mich!
Süß ſind der Liebe Sorgen,
Dein Liebſter wacht für Dich.

Ich halt' die blüh'nden Glieder,
Vor ſüßen Schauern bang,
Ich laß' Dich ja nicht wieder
Mein ganzes Leben lang! —

Aurora will ſich heben,
Du ſchlägſt die Augen auf,
O wonniges Erbeben,
O ſchöner Lebenslauf! —

Warnung.

Wann der kalte Schnee zergangen,
Stehſt Du draußen in der Thür,
Kommt ein Knabe ſchön gegangen,
Stellt ſich freundlich da zu Dir,
Lobet Deine friſchen Wangen,
Dunkle Locken, Augen licht,
Wann der kalte Schnee zergangen
Glaub dem falſchen Herzen nicht!

Wann die lauen Lüfte wehen,
Scheint die Sonne lieblich warm:
Wirſt Du wohl ſpazieren gehen,
Und er führet Dich am Arm,
Thränen Dir im Auge ſtehen,
Denn ſo ſchön klingt, was er ſpricht,
Wann die lauen Winde wehen,
Glaub' dem falſchen Herzen nicht!

Wann die Lerchen wieder ſchwirren,
Trittſt Du draußen vor das Haus,
Doch er mag nicht mit Dir irren,
Zog weit in das Land hinaus;

Die Gedanken ſich verwirren,
Wie Du ſiehſt den Morgen roth, —
Wann die Lerchen wieder ſchwirren,
Armes Kind, ach, wärſt Du todt!

Wehmuth.

Ich kann wohl manchmal ſingen,
Als ob ich fröhlich ſey,
Doch heimlich Thränen dringen,
Da wird das Herz mir frei.

So laſſen Nachtigallen,
Spielt draußen Frühlingsluft,
Der Sehnſucht Lied erſchallen
Aus ihres Käfigts Gruft.

Da lauſchen alle Herzen,
Und alles iſt erfreut,
Doch keiner fühlt die Schmerzen,
Im Lied das tiefe Leid.

Die weinende Braut.

Du warſt ſo herrlich anzuſchauen,
So kühn und wild und doch ſo lieb,
Dir mußt' ich Leib und Seel' vertrauen,
Ich mocht' nichts mehr, das meine blieb!

Da haſt Du, Falſcher, mich verlaſſen
Und Blumen, Luſt und Frühlingsſchein,
Die ganze Welt ſah ich erblaſſen,
Ach Gott, wie bin ich nun allein!

Wohl Jahrlang ſah ich von den Höhen
Und grüßte Dich vieltauſendmal,
Und unten ſah ich Viele gehen,
Doch Du erſchienſt nicht in dem Thal.
Und mancher Lenz mit bunten Scherzen
Kam und verflog im luſt'gen Lauf,
Doch ach! in dem betrognen Herzen
Geht niemals mehr der Frühling auf.

Ein Kränzlein trag' ich nun im Haare,
In reichen Kleidern ſchön geſchmückt,
Führt mich ein andrer zum Altare,
Die Aeltern ſind ſo hoch beglückt.
Und fröhlich kann ich mich wohl zeigen,
Die Sonne hell wie damals ſcheint,
Und vor dem Jauchzen und dem Geigen
Hört Keiner, wie die Braut ſtill weint.

Die Frühlingslieder neu beginnen —
Du kehrſt nach manchem Jahr' zurück,
Und ſtehſt ſtill, Dich zu beſinnen,
Wie auf ein längſtvergangnes Glück.
Doch wüſtverwachſen liegt der Garten,
Das Haus ſteht lange ſtill und leer,
Kein Lieb' will Dein am Fenſter warten,
Und Dich und mich kennt Niemand mehr.

Doch eine Lerche ſiehſt Du ſteigen
Vom Thal zum blauen Himmelspfort,
Ein Bächlein rauſchet da ſo eigen,
Als weinte es in einem fort.
Dort haben ſie mich hingetragen,
Bedeckten mir mit Stein den Mund —
Nun kann ich Dir nicht einmal ſagen,
Wie ich Dich liebt' aus Herzensgrund.

Das zerbrochene Ringlein.

In einem kühlen Grunde
Da geht ein Mühlenrad,
Mein' Liebſte iſt verſchwunden,
Die dort gewohnet hat.

Sie hat mir Treu verſprochen,
Gab mir ein'n Ring dabei,
Sie hat die Treu gebrochen,
Mein Ringlein ſprang entzwei.

Ich möcht' als Spielmann reiſen
Weit in die Welt hinaus,
Und ſingen meine Weiſen,
Und gehn von Haus zu Haus.

Ich möcht' als Reiter fliegen
Wohl in die blut'ge Schlacht,
Um ſtille Feuer liegen
Im Feld bey dunkler Nacht.

Hör' ich das Mühlrad gehen:
Ich weiß nicht, was ich will —
Ich möcht' am liebſten ſterben,
Da wär's auf einmal ſtill!

Bei einer Linde.

Seh' ich Dich wieder, Du geliebter Baum,
In deſſen junge Triebe
Ich einſt in jenes Frühlings ſchönſtem Traum
Den Namen ſchnitt von meiner erſten Liebe?

Wie anders iſt ſeitdem der Aeſte Bug,
Verwachſen und verſchwunden
Im härt'ren Stamm der vielgeliebte Zug,
Wie ihre Liebe und die ſchönen Stunden!

Auch ich ſeitdem wuchs ſtille fort, wie Du,
Und nichts an mir wollt' weilen,
Doch meine Wunde wuchs — und wuchs nicht zu,
Und wird wohl niemals mehr hienieden heilen.

Der Kranke.

Vögelein munter
Singen ſo ſchön,
Laß't mich hinunter
Spazieren gehn!

„Nacht iſt's ja draußen;
S'war nur der Sturm,
Den Du hörſt ſauſen
Droben vom Thurm.“

Liebchen im Garten
Seh' ich dort ſteh'n,
Lang mußt' ſie warten,
O laß't mich gehn!

„Still nur! der blaſſe
Tod iſt's, der ſacht
Dort durch die Gaſſe
Schleicht in der Nacht.“

Wie mir ergraute,
Bleiches Geſicht!
Geb't mir die Laute,
Mir wird ſo licht!

„Was willſt Du ſingen
In tiefſter Noth?
Lenz, Luſt vergingen,
Liebchen iſt todt!“ —

Laß't mich, Geſpenſter!
Lied, riegl' auf die Gruft!
Oeffnet die Fenſter,
Luft, friſche freie Luft!

Abendlandſchaft.

„Ach, daß auch wir ſchliefen!
Die blühenden Tiefen,
Die Ströme, die Auen,
So heimlich aufſchauen,
Als ob ſie all' riefen:
„Dein Liebchen iſt todt!“
Unter Roſen roth,
Ach, daß wir auch ſchliefen!“

„Haſt doch keine Schwingen,
Durch Wolken zu dringen!
Mußt immerfort ſchauen
Die Ströme, die Auen —
Die werden Dir ſingen
Von ihr Tag und Nacht,
Mit Wahnſinnes-Macht
Die Seele umſchlingen.“

So ſingt, wie Syrenen,
Von hellblauen, ſchönen
Vergangenen Zeiten
Der Abend von weiten,
Verſinkt dann in Tönen,
Erſt Buſen dann Mund,
Im blühenden Grund —
O ſchweige, Syrene!

O wecke nicht wieder!
Denn zaub'riſche Lieder
Gebunden hier träumen
Auf Feldern und Bäumen,
Und ziehen mich nieder,
So müde vor Weh,
Zu tiefſtillem See —
O weck nicht die Lieder!

Du kannteſt die Wellen
Des Sees, ſie ſchwellen
In magiſchen Ringen,
Ein wehmüthig Singen,
Tief unter den Quellen,
Im Schlummer dort hält
Verzaubert die Welt.
Wohl kennſt Du die Wellen! —

Kühl wird's auf den Gängen,
Von alten Geſängen
Möcht's Herz mir zerſpringen.
So will ich denn ſingen!
Schmerz fliegt ja auf Klängen
Zu himmliſcher Luft,
Und ſtill wird die Bruſt
Auf kühlgrünen Gängen.

Laß fahren die Träume!
Der Mond ſcheint durch Bäume,
Die Wälder nur rauſchen,
Die Thäler ſtill lauſchen,

Wie einſam die Räume!
Ach, Niemand iſt mein!
Herz, wie ſo allein!
Laß fahren die Träume!

Der Herr wird Dich führen,
Tief kann ich ja ſpüren
Der Sterne ſtill Walten.
Der Erde Geſtalten
Kaum hörbar ſich rühren;
Durch Nacht und durch Graus
Gen Morgen nach Haus —
Ja, Gott wird mich führen.

Angedenken.

Wenn Zwei geſchieden ſind von Herz und Munde,
Da zieh'n Gedanken über Berg' und Schlüfte,
Wie Tauben ſäuſelnd durch die blauen Lüfte,
Und tragen hin und wieder ſüſſe Kunde.

Ich ſchweif' umſonſt, ſo weit der Erde Runde,
Und ſtieg' ich hoch auch über alle Klüfte:
Dein Haus iſt höher noch als dieſe Lüfte,
Da reicht kein Laut hin, noch zurück zum Grunde.

Ja, ſeit Du todt — mit ſeinen blüh'nden Borden
Wich ringsumher das Leben mir zurücke,
Ein weites Meer, wo keine Bahn zu finden.

Doch iſt Dein Bild zum Sterne mir geworden,
Der nach der Heimath weiſt mit ſtillem Blicke,
Daß fromm der Schiffer ſtreite mit den Winden.

Nachhall.

Laß', mein Herz, das bange Trauern
Um vergang'nes Erdenglück,
Ach, von dieſen Felſenmauern
Schweifet nur umſonſt der Blick!

Sind denn alle fortgegangen:
Jugend, Sang und Frühlingsluſt?
Laſſen, ſcheidend, nur Verlangen
Einſam mir in meiner Bruſt?

Vöglein hoch in Lüften reiſen,
Schiffe fahren auf der See,
Ihre Seegel, ihre Weiſen
Mehren nur des Herzens Weh.

Iſt vorbei das bunte Ziehen,
Luſtig über Berg und Kluft,
Wenn die Bilder wechſelnd fliehen,
Waldhorn immer weiter ruft?

Soll die Lieb' auf ſonn'gen Matten
Nicht mehr bau'n ihr prächtig Zelt,
Uebergolden Wald und Schatten,
Und die weite, ſchöne Welt? —

Laß' das Bangen, laß das Trauern,
Helle wieder nur den Blick!
Fern von dieſer Felſen Mauern,
Blüht Dir noch gar manches Glück!

An die Entfernte.

Denk ich, Du Stille, an Dein ruhig Walten,
An jenes letzten Abends rothe Kühle,
Wo ich die theu're Hand noch durfte halten:
Steh' ich oft ſinnend ſtille im Gewühle,
Und, wie den Schweitzer heim'ſche Alphornslieder
Auf fremden Bergen, fern den Freunden allen,
Oft unverhofft befallen,
Kommt tiefe Sehnſucht plötzlich auf mich nieder.

Ich hab' es oft in Deiner Bruſt geleſen:
Nie haſt Du recht mich in mir ſelbſt gefunden,
Fremd blieb, zu keck und treibend Dir mein Weſen,
Und ſo bin ich im Strome Dir verſchwunden.
O nenn' drum nicht die ſchöne Jugendwilde,
Die mit dem Leben und mit ſeinen Schmerzen
Mag unbekümmert ſcherzen,
Weil ſie die Bruſt reich fühlt und ernſt und milde!

Getrennt iſt längſt ſchon unſ'res Lebens Reiſe,
Es trieb mein Herz durch licht' und dunkle Stunden.
Dem feſtern Blick erweitern ſich die Kreiſe,
In Duft iſt jenes erſte Reich verſchwunden —
Doch, wie die Pfade einſam ſich verwildern,
Was ich ſeitdem, von Luſt und Leid bezwungen,
Geliebt, geirrt, geſungen:
Ich knie' vor Dir in all' den tauſend Bildern.

Gedichte.

Zweite Abtheilung.

Glückliche Fahrt.

Wünſche ſich mit Wünſchen ſchlagen,
Und die Gier wird nie geſtillt.
Wer iſt in dem wüſten Jagen
Da der Jäger, wer das Wild?
Seelig, wer es fromm mag wagen,
Durch das Treiben dumpf und wild
In der feſten Bruſt zu tragen
Heiliger Schönheit hohes Bild!

Sieh, da brechen tauſend Quellen
Durch die felſenharte Welt,
Und zum Strome wird ihr Schwellen,
Der melodiſch ſteigt und fällt.
Ringsum ſich die Fernen hellen,
Gottes Hauch die Seegel ſchwellt —
Rettend ſpülen Dich die Wellen
In des Herzens ſtille Welt.

Morgenlied.

Ein Stern still nach dem andern fällt
Tief in des Himmels Kluft,
Schon zucken Strahlen durch die Welt
Ich wittre Morgenluft.

In Qualmen steigt und sinkt das Thal
Verödet noch vom Fest,
Liegt still der weite Freudensaal,
Und todt noch alle Gäst'.

Da hebt die Sonne aus dem Meer
Erathmend ihren Lauf:
Zur Erde geht, was feucht und schwer,
Was klar, zu ihr hinauf.

Hebt grüner Wälder Trieb und Macht
Neurauschend in die Luft,
Zieht hinten Städte, eitel Pracht,
Blau' Berge durch den Duft.

Spannt aus die grünen Teppich weich,
Von Strömen hell durchrankt,
Und schallend glänzt das frische Reich,
So weit das Auge langt.

Der Mensch nun aus der tiefen Welt
Der Träume tritt heraus,
Freut sich, daß alles noch so hält,
Daß noch das Spiel nicht aus.

Und nun geht's an ein Fleißigſeyn!
Umſumſend Berg und Thal,
Agiret luſtig Groß und Klein
Den Plunder allzumal.

Die Sonne ſteiget einſam auf,
Ernſt über Luſt und Weh
Lenkt ſie den ungeſtörten Lauf,
Zu ſtiller Glorie. —

Und wie er dehnt die Flügel aus,
Und wie er auch ſich ſtellt:
Der Menſch kann nimmermehr hinaus
Aus dieſer Narrenwelt.

Im Walde bei L.

O Thäler weit, o Höhen,
O ſchöner grüner Wald,
Du meiner Luſt und Wehen
Andächt'ger Aufenthalt!
Da draußen, ſtets betrogen,
Sauſt die geſchäft'ge Welt,
Schlag' noch einmal die Bogen
Um mich, Du grünes Zelt!

Wenn es beginnt zu tagen,
Die Erde dampft und blinkt,
Die Vögel luſtig ſchlagen,
Daß Dir Dein Herz erklingt:

Da mag vergehn, verwehen
Das trübe Erdenleid,
Da ſollſt Du auferſtehen
In junger Herrlichkeit!

Da ſteht im Wald geſchrieben
Ein ſtilles, ernſtes Wort
Von rechtem Thun und Lieben,
Und was des Menſchen Hort.
Ich habe treu geleſen
Die Worte ſchlicht und wahr,
Und durch mein ganzes Weſen
Ward's unausſprechlich klar.

Bald werd' ich Dich verlaſſen,
Fremd in der Fremde geh'n,
Auf buntbewegten Gaſſen
Des Lebens Schauſpiel ſehn;
Und mitten in dem Leben
Wird Deines Ernſt's Gewalt
Mich Einſamen erheben,
So wird mein Herz nicht alt.

Treue.

Friſch auf, mein Herz! wie heiß auch das Gedränge,
Bewahr' ich doch mir kühl und frei die Bruſt!
Schickt Wald und Flur doch noch die alten Klänge,
Erſchütternd mich mit wunderbarer Luſt.

Und ob die Woge feindlich mit mir ränge:
So frömmer nur ſing' ich aus treuer Bruſt;
Da bleicht das Wetter, Himmelblau ſcheint helle,
Das Meer wird ſtill und zum Delphin die Welle.

„Was wollt' Ihr doch mit Euer'm Lieder-Spaße!
Des Würd'gern beut die große Zeit ſo viel!“
So ſchallt's hoffärtig nun auf jeder Gaſſe,
Und jeder ſteckt ſich dreiſt ſein glänzend Ziel.
Die Lieder, die ich ſtammelnd hören laſſe,
Ew'ger Gefühle ſchwaches Wiederſpiel, —
Sie ſind es wahrlich auch nicht, was ich meine,
Denn ewig unerreichbar iſt das Eine.

Doch lieben oft, der Sehnſucht Gluth zu mildern,
Gefang'ne wohl, das ferne Vaterland
An ihres Kerkers Mauern abzuſchildern.
Ein Himmelsſtrahl fällt ſchweifend auf die Wand,
Da rührt's lebendig ſich in allen Bildern. —
Dem Auge ſcheint's ein lieblich bunter Tand —
Doch wer der lichten Heimath recht zu eigen,
Dem wird der Bilder ernſter Geiſt ſich zeigen.

So wachſe denn und treibe fröhlich Blüthe,
Du kräftig grüner deutſcher Sangesbaum!
Rauſch' nur erfriſchend fort mir in's Gemüthe
Aus Deiner Wipfel klarem Himmelsraum!
Du aber, wunderbare, ew'ge Güte,
Die mir den Himmel wies im ſchönen Traum,
Erhalt' auf Erden rüſtig mir die Seele,
Daß ich, wo's immer ehrlich gilt, nicht fehle!

An meinen Bruder.

Zum Abſchiede im Jahr 1813.

Steig' aufwärts, Morgenſtunde!
Zerreiß' die Nacht, daß ich in meinem Wehe
Den Himmel wiederſehe,
Wo ew'ger Frieden in dem blauen Grunde!
Will Licht die Welt erneuen:
Mag auch der Schmerz in Thränen ſich befreien.

Mein lieber Herzensbruder!
Still war der Morgen — Ein Schiff trug uns beide.
Wie war die Welt voll Freude!
Du faßteſt ritterlich das ſchwanke Ruder,
Uns beide treulich lenkend,
Auf froher Fahrt nur Einen Stern bedenkend.

Mich irrte manches Schöne,
Viel reizte mich und viel mußt' ich vermiſſen.
Von Luſt und Schmerz zerriſſen,
Was ſo mein Herz hinausgeſtrömt in Töne:
Es waren Wiederſpiele
Von Deines Buſens ewigem Gefühle.

Da ward die Welt ſo trübe,
Rings ſtiegen Wetter von der Berge Spitzen,
Der Himmel borſt in Blitzen,
Daß neugeſtärkt ſich Deutſchland d'raus erhübe. —
Nun iſt das Schiff zerſchlagen,
Wie ſoll ich ohne Dich die Fluth ertragen! —

Auf einem Fels geboren,
Vertheilen kühlerrauſchend ſich zwei Quellen,
Die eigne Bahn zu ſchwellen.
Doch wie ſie fern einander auch verloren:
Es treffen ächte Brüder
Im ew'gen Meere doch zuſammen wieder.

So wolle Gott Du flehen,
Daß er mit meinem Blut und Leben ſchalte,
Die Seele nur erhalte,
Auf daß wir freudig einſt uns wiederſehen,
Wenn nimmermehr hienieden:
So dort, wo Heimath, Licht und ew'ger Frieden!

Der Tiroler Nachtwache.

In ſtiller Bucht, bei finſt'rer Nacht,
Schläft tief die Welt im Grunde,
Die Berge rings ſteh'n auf der Wacht,
Der Himmel macht die Runde,
Geht um und um
Ums Land herum,
Mit ſeinen goldnen Schaaren
Die Frommen zu bewahren.

Kommt nur heran mit Eurer Liſt,
Mit Leitern, Strick und Banden!
Der Herr doch noch viel ſtärker iſt,
Macht Euren Witz zu Schanden.

Wie war't Ihr klug! —
Nun ſchwindelt Trug
Hinab vom Felſenrande —
Wie ſeid Ihr dumm! o Schande!

Gleichwie die Stämme in dem Wald,
Woll'n wir zuſammen halten,
Ein' feſte Burg, Trutz der Gewalt,
Verbleiben treu die alten.
Steig', Sonne, ſchön!
Wirf von den Höh'n
Nacht und die mit ihr kamen,
Hinab in Gottes Namen!

Soldatenlied.

Was zieht da für ſchreckliches Sauſen,
Wie Pfeifen durch Sturmes Wehn?
Das wendet das Herz recht vor Grauſen,
Als ſollte die Welt vergehn.

Das Fußvolk kommt da geſchritten,
Die Trommeln wirbeln voran,
Die Fahne in ihrer Mitten
Weht über den grünen Plan,
Sie prangt in ſchneeweißem Kleide
Als wie eine milde Braut,
Die giebt dem hohe Freude,
Wen Gott ihr angetraut.

Sie haben ſie recht umſchloſſen,
Dicht Mann an Mann gerückt,
So ziehen die Kriegsgenoſſen
Streng, ſchweigend und ungeſchmückt,
Wie Gottes dunkeler Wille,
Wie ein Gewitter ſchwer,
Da wird es ringsum ſo ſtille,
Der Tod nur blitzt hin und her.

Wie ſeltſame Klänge ſchwingen
Sich dort von der Waldeshöh'!
Ja, Hörner ſind es, die ſingen
Wie raſend vor Luſt und Weh.

Die jungen Jäger ſich zeigen
Dort drüben im grünen Wald
Bald ſchimmernd zwiſchen den Zweigen,
Bald lauernd im Hinterhalt.
Wohl ſinkt da in ewiges Schweigen
Manch' ſchlanke Rittergeſtalt,
Die anderen über ihn ſteigen,
Hurrah! in dem ſchönen Wald,
„Es funkelt das Blau durch die Bäume —
Ach, Vater, ich komme bald!“

Trompeten nur hör' ich werben
So hell durch die Frühlingsluft,
Zur Hochzeit oder zum Sterben
So übermächtig es ruft.

Das ſind meine lieben Reiter,
Die rufen hinaus zur Schlacht,
Das ſind meine luſtigen Reiter,
Nun, Liebchen, gute Nacht!
Wie wird es da vorne ſo heiter,
Wie ſprühet der Morgenwind,
In den Sieg, in den Tod und weiter,
Bis daß wir im Himmel ſind!

Die ernſthafte Faſtnacht 1814.

Als Wittenberg in der Nacht mit Sturm genommen wurde.

Wohl vor Wittenberg auf den Schanzen
Sind der edlen Werber viel,
Wollen da zur Faſtnacht tanzen
Ein gar ſeltſam Ritterſpiel.

Und die Stadt vom Felſen droben
Spiegelt ſich im Sonnenſchein,
Wie ein Jungfräulein erhoben —
Jeder will ihr Bräut'gam ſein.

Jäger! laßt die Hörner klingen
Durch den Morgen kalt und blank!
Wohl, ſie läßt ſich noch bezwingen,
Hört ſie alten deutſchen Klang.“

Drauf ſie einen Reiter ſchnelle
Senden, der ſo fröhlich ſchaut,
Der bläſt ſeinen Gruß ſo helle,
Wirbt da um die ſtolze Braut.

„Sieh', wir werben lang' verſtohlen
Schon um Dich in Noth und Tod,
Komm! ſonſt wollen wir Dich hohlen,
Wann der Mond ſcheint blutigroth!“

Bleich ſchon fallen Abendlichter —
Und der Reiter bläßt nur zu,
Nacht ſchon webt ſich dicht und dichter —
Doch das Thor bleibt immer zu.

Nun ſo ſpielt denn, Muſikanten,
Blaßt zum Tanz aus friſcher Bruſt!
Herz und Sinne mir entbrannten,
O Du ſchöne, wilde Luſt!

Wer hat je ſo'n Saal geſehen?
Strom und Wälder ſpielen auf,
Sterne auf und nieder gehen,
Stecken hoch die Lampen auf.

Ja der Herr leucht't ſelbſt zum Tanze,
Friſch denn, Kameraden mein!
Funkelnd ſchön im Mondesglanze
Strenges Lieb, mußt unſer ſein! —

Und es kam der Morgen heiter,
Mancher Tänzer lag da tod,
Und Victoria bließ der Reiter
Von dem Wall ins Morgenroth.

Der Liedſprecher *).

Und wo ein tüchtig Leben
Und wo ein Ehrenhaus,
Da geht der Sänger eben
Gern gaſtlich ein und aus.

Der freudige Geſelle
Grüßt Pfaff und Rittersmann
Und friſche Morgenhelle
Weht all' im Liede an.

Und kühn im Roſſesbügel
Der Ritter waldwärts zieht,
Und das Gebet nimmt Flügel
Und überfliegt das Lied.

---

*) Das vorſtehende Lied wurde am 20ſten Juni 1823 während der Tafel, welche des Kronprinzen von Preußen Königl. Hoheit in dem großen Rempter des Marienburger Ritterſchloſſes gab, von einem Freunde des Verfaſſers, in dem Koſtüm der alten Liedſprecher, geſungen.

Denn ob's mit Schwert, mit Liedern
Sich Bahn zum Himmel ſchafft;
S' iſt eine Schaar von Brüdern
Und eine Liebeskraft.

Wo die vereint, da ranken
Sich willig Stein und Erz,
Da pfeilern die Gedanken
Sich freudig himmelwärts.

Die haben dieſe Bogen
Kühn über'n wilden Strom
Empörter Zeit gezogen
Zum wunderbaren Dom.

Die Burgen ſahn wir fallen,
Die Adler zogen aus,
Wehklagend durch die Hallen
Gehn Winde ein und aus.

Doch droben auf der Zinne
Steht noch der Heldengeiſt,
Der — was die Zeit beginne —
Still nach dem Kreuze weiſ't

Es wechſeln viel' Geſchlechter
Und ſinken in die Nacht —
Steh' feſt, Du treuer Wächter,
Und nimm Dein Land in Acht!

Schon hat zum Kreuzeslichte
Dein Volk ſich ernſt gewandt,
Im Sturm der Weltgerichte
Tief ſchauernd Dich erkannt.

Nun hebt ſich wieder fröhlich
Dein Haus im Morgenſchein,
Die Jungfrau minneſeelig
Schaut weit ins Land hinein.

Geſänge hör' ich ſchallen,
Durch's Grün geſchmückte Gäſt'
Wallfahrten nach den Hallen —
Wem gilt das frohe Feſt?

Der Königsſohn, Ihr Preußen,
Weilt auf dem Ritterſchloß,
Das iſt nach Adlers Weiſen,
Daß er der Höh' genoß.

Das iſt des Königs Walten,
Was herrlich, groß und recht,
Im Wechſel zu erhalten
Dem kommenden Geſchlecht.

Er hob die Heldenmale
Zu neuer Herrlichkeit,
Damit das Volk im Thale
Gedenk' der großen Zeit.

Das ewig Alt und Neue,
Das mit den Zeiten ringt,
Das, Fürſt, iſt's, was das treue
Herz Deines Volks durchdringt.

Wo das noch ehrlich waltet,
Da iſt zu Gottes Ruhm
Die Kreuzesfahn' entfaltet,
Und rechtes Ritterthum.

O, reicht dem Liederſprecher,
Bevor er ſcheiden muß,
Den hochgefüllten Becher
Zu ſeinem beſten Gruß!

Doch einzeln nicht verhallen
Darf, was ich jetzt gedacht,
Was Jeder meint, von Allen,
Sey's freudig auch gebracht!

All' ritterliche Geiſter
Umringen feſt den Thron,
Und auf zum höchſten Meiſter
Dringt treuer Liebe Ton:

Dem ritterlichen König
Heil, und dem Königsſohn!

Nachtbilder.

I.

Ich wandre durch die ſtille Nacht,
Da ſchleicht der Mond ſo heimlich ſacht
Oft aus der dunklen Wolkenhülle,
Und hin und her im Thal
Erwacht die Nachtigall,
Dann wieder alles grau und ſtille.

O wunderbarer Nachtgeſang:
Von fern im Land der Ströme Gang,
Leis Schauern in den dunklen Bäumen —
Wirr'ſt die Gedanken mir,
Mein irres Singen hier
Iſt wie ein Rufen nur aus Träumen.

II.

Er reitet Nachts auf einem braunen Roß,
Er reitet vorüber an manchem Schloß:
Schlaf' droben, mein Kind, bis der Tag erſcheint,
Die finſtre Nacht iſt des Menſchen Feind!

Er reitet vorüber an einem Teich,
Da ſtehet ein ſchönes Mädchen bleich
Und ſingt, ihr Hemdlein flattert im Wind,
Vorüber, vorüber, mir graut vor dem Kind!

Er reitet vorüber an einem Fluß,
Da ruft ihm der Waſſermann ſeinen Gruß,
Taucht wieder unter dann mit Geſaus,
Und ſtille wird's über dem kühlen Haus.

Wenn Tag und Nacht in verworrenem Streit,
Schon Hähne krähen in Dörfern weit,
Da ſchauert ſein Roß und wühlet hinab,
Scharret ihm ſchnaubend ſein eigenes Grab.

Das kalte Liebchen.

III.

Er. Laß mich ein, mein ſüßes Schätzchen!
Sie. Finſter iſt mein Kämmerlein.
Er. Ach, ich finde doch mein Plätzchen.
Sie. Und mein Bett iſt eng und klein.

Er. Fern komm' ich vom weichen Pfühle.
Sie. Ach, mein Lager iſt von Stein!
Er. Draußen iſt die Nacht ſo kühle.
Sie. Hier wird's noch viel kühler ſeyn.

Er. Sieh! die Sterne ſchon erblaſſen.
Sie. Schwerer Schlummer fällt mich an. —
Er. Nun, ſo will ich ſchnell Dich faſſen!
Sie. Rühr' mich nicht ſo glühend an.

Er. Fieberſchauer mich durchbeben.
Sie. Wahnſinn bringt der Todten Kuß. —
Er. Weh! es bricht mein junges Leben!
Sie. Mit ins Grab hinunter muß.

Geiſtesgruß.

IV.

Nächtlich dehnen ſich die Stunden,
Unſchuld ſchläft in ſtiller Bucht,
Fern ab iſt die Welt verſchwunden,
Die das Herz in Träumen ſucht.

Und der Geiſt tritt auf die Zinne,
Und noch ſtiller wird's umher,
Schauet mit dem ſtarren Sinne
In das weſenloſe Meer.

Wer ihn ſah bei Wetterblicken
Steh'n in ſeiner Rüſtung blank:
Den mag nimmermehr erquicken
Reichen Lebens friſcher Drang. —

Fröhlich an den öden Mauern
Schweift der Morgenſonne Blick,
Da verſinkt das Bild mit Schauern
Einſam in ſich ſelbſt zurück.

V.

Vergangen iſt der lichte Tag,
Von ferne kommt der Glocken Schlag;
So reif't die Zeit die ganze Nacht,
Nimmt manchen mit, der's nicht gedacht.

Wo iſt nun hin die bunte Luſt,
Des Freundes Troſt und treue Bruſt,
Des Weibes ſüßer Augenſchein?
Will keiner mit mir munter ſeyn?

Da's nun ſo ſtille auf der Welt,
Zieh'n Wolken einſam übers Feld,
Und Feld und Baum beſprechen ſich, —
O Menſchenkind! was ſchauert Dich?

Wie weit die falſche Welt auch ſey,
Bleibt mir doch Einer nur getreu,
Der mit mir weint, der mit mir wacht,
Wenn ich nur recht an Ihn gedacht.

Friſch auf denn, liebe Nachtigall,
Du Waſſerfall mit hellem Schall!
Gott loben wollen wir vereint,
Bis daß der lichte Morgen ſcheint!

Die deutſche Jungfrau.

Es ſtand ein Fräulein auf dem Schloß,
Erſchlagen war im Streit ihr Roß,
Schnob wie ein See die finſtre Nacht,
Wollt' überſchrei'n die wilde Schlacht.

Im Thal die Brüder lagen todt,
Es brannt' die Burg ſo blutigroth,
In Lohen ſtand ſie auf der Wand,
Hielt hoch die Fahne in der Hand.

Da kam ein röm'ſcher Rittersmann,
Der ritt keck an die Burg hinan,
Es blitzt ſein Helm gar mannigfach,
Der ſchöne Ritter alſo ſprach:

„Jungfrau, komm in die Arme mein!
Sollſt Deines Siegers Herrin ſeyn.
Will bau'n Dir einen Pallaſt ſchön,
In prächt'gen Kleidern ſollſt Du gehn.

Es thun Dein' Augen mir Gewalt,
Kann nicht mehr fort aus dieſem Wald,
Aus wilder Flammen Spiell und Graus
Trag' ich mir meine Braut nach Haus!“

Der Ritter ließ ſein weißes Roß,
Stieg durch den Brand hinauf ins Schloß,
Viel' Knecht' ihm waren da zur Hand,
Zu holen das Fräulein von der Wand.

Das Fräulein ließ die Knecht' hinab,
Den Liebſten auch ins heiße Grab,
Sie ſelbſt dann in die Flamme ſprang,
Ueber ihnen die Burg zuſammen ſank.

Auf dem Schwedenberge.

Da heben bunt und bunter
Sich Zelte in die Luft,
Und Fähnlein wehten munter
Herunter von der Kluft.

Und um die leichten Tiſche,
An jenem Bächlein klar,
Saß in der kühlen Friſche
Der luſt'gen Reiter Schaar.

Eilt' durch die rüſtgen Zechen
Die Marketenderinn,
Reicht' flüchtig ihre Becher,
Nimmt flücht'ge Küſſe hin.

Da war ein Toben, Lachen,
Weit in den Wald hinein,
Die Trommel ging, es brachen
Die luſt'gen Pfeifen drein.

Durch die verworr'nen Klänge
Stürmt' fort manch' wilde Bruſt,
Da ſchallten noch Geſänge
Von Freiheit und von Luſt.

Fort iſt das bunte Toben,
Verklungen Sang und Klang,
Und ſtille iſt's hier oben
Viel hundert Jahre lang.

Du Wald, ſo dunkelſchaurig,
Waldhorn, Du Jägerluſt!
Wie luſtig und wie traurig
Rührſt Du mir an die Bruſt!

Die Brautfahrt

Durch des Meeresſchloſſes Hallen
Auf beſpültem Felſenhang,
Weht der Hörner feſtlich Schallen;
Froher Hochzeitgäſte Drang,
Bei der Kerzen Zauberglanze,
Wogt im buntverſchlungnen Tanze.

Aber an des Fenſters Bogen,
Ferne von der lauten Pracht,
Schaut der Bräut'gam in die Wogen
Draußen in der finſtern Nacht,
Und die trunknen Blicke ſchreiten
Furchtlos durch die öden Weiten.

„Lieblich," ſprach der wilde Ritter
Zu der zarten, ſchönen Braut,
„Lieblich girrt die ſanfte Zitter —
Sturm iſt meiner Seele Laut,
Und der Wogen dumpfes Brauſen
Hebt das Herz in kühnem Grauſen.

Ich kann hier nicht müßig lauern,
Treiben auf dem flachen Sand,
Dieſer Kreis von Felſenmauern
Hält mein Leben nicht umſpannt;
Schön're Länder blühen ferne,
Das verkünden mir die Sterne.

Du mußt glauben, Du mußt wagen,
Und, den Argonauten gleich,
Wird die Woge fromm Dich tragen
In das wunderbare Reich;
Muthig ſtreitend mit den Winden,
Muß ich meine Heimath finden!

Siehſt Du, heißer Sehnſucht Flügel,
Weiße Seegel dort geſpannt?
Hörſt Du tief die feuchten Hügel
Schlagen an die Felſenwand?
Das iſt Sang zum Hochzeitsreigen —
Willſt Du mit mir niederſteigen?

Kannſt Du rechte Liebe faſſen,
Nun ſo frage, zaudre nicht!
Schloß und Garten mußt Du laſſen
Und der Aeltern Angeſicht —
Auf der Fluth mit mir alleine,
Da erſt, Liebchen, biſt Du meine!“

Schweigend ſieht ihn an die milde
Braut mit ſchauerlicher Luſt,
Sinkt dem kühnen Ritterbilde
Trunken an die ſtolze Bruſt.
„Dir hab ich mein Loos ergeben
Schalte nun mit meinem Leben.“

Und er trägt die ſüße Beute
Jubelnd aus dem Schloß aufs Schiff,
Drunten harren ſeine Leute,
Stoßen froh vom Felſenriff;
Und die Hörner leis verhallen,
Einſam rings die Wogen ſchallen.

Wie die Sterne matter blinken
In die morgenrothe Fluth,
Sieht ſie fern die Berge ſinken,
Flammend ſteigt die hehre Gluth,
Ueber'm Spiegel trunkner Wellen
Rauſchender die Segel ſchwellen.

Monde ſteigen und ſich neigen,
Lieblich weht ſchon fremde Luft,
Da ſeh'n ſie ein Eiland ſteigen
Feenhaft aus blauem Duft,
Wie ein farb'ger Blumenſtreifen —
Meerwärts fremde Vögel ſchweifen.

Alle faßt ein freud'ges Beben —
Aber dunkler rauſcht das Meer,
Schwarze Wetter ſchwer ſich heben,
Stille wird es ringsumher,
Und nur freudiger und treuer
Steht der Ritter an dem Steuer.

Und nun flattern wilde Blithe,
Sturm raſ't um den Felſenriff,
Und von grimmer Wogen Spitze
Stürzt geborſten ſich das Schiff.
Schwankend auf des Maſtes Splitter,
Schlingt die Braut ſich um den Ritter.

Und die Müde in den Armen,
Springt er abwärts, ſinkt und ringt,
Hält den Leib, den blühendwarmen,
Bis er alle Wogen zwingt,
Und am Blumenſtrand gerettet,
Auf das Gras ſein Liebſtes bettet.

„Wache auf, wach' auf, Du Schöne!
Liebesheimath rings um lacht,
Zaubriſch ringen Duft und Töne,
Wunderbarer Blumen Pracht
Funkelt rings im Morgengolde —
Schau um Dich! wach auf, Du Holde!“

Aber frei von Luſt und Kummer
Ruht die liebliche Geſtalt
Lächelnd noch im längſten Schlummer,
Und das Herz iſt ſtill und kalt,
Still der Himmel, ſtill im Meere,
Schimmernd rings des Thaues Zähre.

Und er ſinkt zu ihr vor Schmerzen,
Einſam in dem fremden Thal,
Thränen aus dem wilden Herzen
Brechen da zum erſtenmal,
Und vor dieſem Todesbilde
Wird die ganze Seele milde.

Von der langen Täuſchung trennt er
Schauernd ſich — der Stolz erweicht,
Andre Heimath nun erkennt er,
Die kein Seegel hier erreicht,
Und an ächten Schmerzen ranken
Himmelwärts ſich die Gedanken.

Schweigend ſcharrt er ein die Stille,
Pflanzt ein Kreuz hoch auf ihr Grab,
Wirft von ſich die ſeidne Hülle,
Leget Schwert und Mantel ab,
Kleidet ſich in rauhe Felle,
Haut in Fels ſich die Kapelle.

Ueber'm Rauſchen dunkler Wogen
In der wilden Einſamkeit,
Hauſend auf dem Felſenbogen,
Ringt er fromm mit ſeinem Leid,
Hat, da manches Jahr entſchwunden,
Heimath, Braut und Ruh' gefunden. —

Viele Schiffe drunten gehen
An dem ſchönen Inſelland,
Sehen hoch das Kreuz noch ſtehen,
Warnend von der Felſenwand;
Und des ſtrengen Büßers Kunde
Gehet fromm von Mund zu Munde.

Der Gefangene.

In goldner Morgenſtunde,
Weil alles freudig ſtand,
Da ritt im heitern Grunde
Ein Ritter über Land.

Rings ſangen auf das Beſte
Die Vöglein mannichfalt,
Es ſchüttelte die Aeſte
Vor Luſt der grüne Wald.

Den Nacken, ſtolz gebogen,
Klopft er dem Röſſelein —
So iſt er hingezogen
Tief in den Wald hinein.

Sein Roß hat er getrieben,
Ihn trieb der friſche Muth:
„Iſt alles fern geblieben,
So iſt mir wohl und gut!“

Mit Freuden mußt' er ſehen
Im Wald' ein' grüne Au,
Wo Brünnlein kühle gehen,
Von Blumen roth und blau.

Vom Roß iſt er geſprungen,
Legt ſich zum kühlen Bach,
Die Wellen lieblich klungen,
Das ganze Herz zog nach.

So grüne war der Raſen,
Es rauſchte Bach und Baum,
Sein Roß thät ſtille graſen
Und alles wie ein Traum.

Die Wolken ſah er gehen,
Die ſchifften immer zu,
Er konnt' nicht widerſtehen, —
Die Augen ſanken ihm zu.

Nun hört' er Stimmen rinnen,
Als wie der Liebſten Gruß,
Er konnt' ſich nicht beſinnen —
Bis ihn erweckt ein Kuß.

Wie prächtig glänzt die Aue!
Wie Gold der Quell nun floß,
Und einer ſüßen Fraue
Lag er im weichen Schooß.

„Herr Ritter! wollt Ihr wohnen
Bei mir im grünen Haus:
Aus allen Blumenkronen
Wind' ich Euch einen Strauß!

Der Wald ringsum wird wachen,
Wie wir beiſammen ſeyn,
Der Kukuk ſchelmiſch lachen,
Und alles fröhlich ſeyn."

Es bog ihr Angeſichte
Auf ihn den ſüßen Leib,
Schaut mit den Augen lichte
Das wunderſchöne Weib.

Sie nahm ſein'n Helm herunter,
Lös' Krauſe ihm und Band,
Spielt' mit den Locken munter,
Küßt ihm den rothen Mund.

Und ſpielt' viel' ſüße Spiele
Wohl in geheimer Luſt,
Es flog ſo kühl und ſchwüle
Ihm um die offne Bruſt.

Um ihn nun thät ſie ſchlagen
Die Arme weich und bloß,
Er konnte nichts mehr ſagen,
Sie ließ ihn nicht mehr los.

Und dieſe Au zur Stunde
Ward ein kryſtallnes Schloß,
Der Bach ein Strom, gewunden
Ringsum, gewaltig floß.

Auf dieſem Strome gingen
Viel' Schiffe wohl vorbei,
Es konnt' ihn keines bringen
Aus böſer Zauberei.

Der verirrte Jäger.

„Ich hab geſeh'n ein Hirſchlein ſchlank
Im Waldesgrunde ſteh'n,
Nun iſt mir draußen weh' und bang,
Muß ewig nach ihm geh'n.

Friſchauf, ihr Waldgeſellen mein!
Ins Horn, ins Horn friſch auf!
Das lockt ſo hell, das lockt ſo fein,
Aurora thut ſich auf!“

Das Hirſchlein führt den Jägersmann
In grüner Waldesnacht,
Thalunter ſchwindelnd und bergan,
Zu niegeſeh'ner Pracht.

„Wie rauſcht ſchon abendlich der Wald,
Die Bruſt mir ſchaurig ſchwellt!
Die Freunde fern, der Wind ſo kalt,
So tief und weit die Welt!“

Es lockt ſo tief, es lockt ſo fein
Durch's dunkelgrüne Haus,
Der Jäger irrt und irrt allein,
Find't nimmermehr heraus. —

Der zauberiſche Spielmann.

Nächtlich in dem ſtillen Grunde,
Wenn das Abendroth verſank,
Um das Waldſchloß in die Runde
Ging ein lieblicher Geſang.

Fremde waren dieſe Weiſen,
Und der Sänger unbekannt,
Aber, wie in Zauberkreiſen,
Hielt er jede Bruſt gebannt.

Hinter blüh'nden Mandelbäumen
Auf dem Schloß das Fräulein lauſcht —
Drunten alle Blumen träumen,
Wollüſtig der Garten rauſcht.

Und die Wellen buhlend klingen,
Ringend in geheimer Luſt
Kommt das wunderbare Singen
An die ſüß verträumte Bruſt.

„Warum weckſt Du das Verlangen,
Das ich kaum zur Ruh gebracht?
Siehſt Du hoch die Lilien prangen?
Böſer Sänger, gute Nacht!

Sieh', die Blumen ſteh'n voll Thränen,
Einſam die Viole wacht,
Als wollt' ſie ſich ſchmachtend dehnen
In die warme Sommernacht.

Wohl von ſüßem rothen Munde
Kommt ſo holden Sanges Macht —
Bleibſt Du ewig dort im Grunde,
Unerkannt in ſtiller Nacht?

Ach, im Wind' verfliegt mein Grüßen!
Einmal, eh' der Tag erwacht,
Möcht' ich Deinen Mund nur küſſen,
Sterbend ſo in ſüßer Nacht!

Nachtigall, verliebte, klage
Nicht ſo ſchmeichelnd durch die Nacht! —
Ach! ich weiß nicht was ich ſage,
Krank bin ich und überwacht.“

Alſo ſprach ſie, und die Lieder
Lockten ſtärker aus dem Thal,
Rings durchs ganze Thal hallt's wieder
Von der Liebe Luſt und Qual.

Und ſie konnt' nicht widerſtehen,
Enge ward ihr das Gemach,
Aus dem Schloſſe mußt' ſie gehen
Dieſem Zauberſtrome nach.

Einſam ſteigt ſie von den Stufen,
Ach! ſo ſchwüle weht der Wind!
Draußen ſüß die Stimmen rufen
Immerfort das ſchöne Kind.

Alle Blumen trunken lauſchen,
Von den Klängen hold durchirrt,
Lieblicher die Brunnen rauſchen,
Und ſie eilet ſüß verwirrt. —

Wohl am Himmel auf und nieder
Trieb der Hirt die goldne Schaar,
Die Verliebte kehrt nicht wieder,
Leer nun Schloß und Garten war.

Und der Sänger ſeit der Stunde
Nicht mehr weiter ſingen will,
Rings im heimlich kühlen Grunde
War's vor Liebe ſeelig ſtill.

Der armen Schönheit Lebenslauf.

Die arme Schönheit irrt auf Erden,
So lieblich Wetter draußen iſt,
Möcht' gern recht viel geſehen werden,
Weil jeder ſie ſo freundlich grüßt.

Und wer die arme Schönheit ſchauet,
Sich wie auf großes Glück beſinnt,
Die Seele fühlt ſich recht erbauet,
Wie wenn der Frühling neu beginnt.

Da ſieht ſie viele ſchöne Knaben,
Die reiten unten durch den Wind,
Möcht' manchen gern im Arme haben,
Hüt' Dich, hüt' Dich, Du armes Kind!

Da zieh'n manch' redliche Geſellen,
Die ſagen: Haſt nicht Geld noch Haus,
Wir fürchten Deine Augen helle,
Wir haben nichts zum Hochzeitsſchmauß.

Von andern thut ſie ſich wegdrehen,
Weil keiner ihr ſo wohl gefällt,
Die müſſen traurig weitergehen,
Und zögen gern an's End' der Welt.

Da ſagt ſie: Was hilft mir mein Sehen,
Ich wünſcht', ich wäre lieber blind,
Da alle furchtſam von mir gehen,
Weil gar ſo ſchön mein' Augen ſind. —

Nun ſitzt ſie hoch auf lichtem Schloſſe,
In ſchöne Kleider putzt ſie ſich,
Die Fenſter glüh'n, ſie winkt vom Schloſſe,
Die Sonne ſinkt, das blendet Dich.

Die Augen, die ſo furchtſam waren,
Die haben jetzt ſo freien Lauf,
Fort iſt das Kränzlein aus den Haaren,
Und hohe Federn ſteh'n darauf.

Das Kränzlein iſt herausgeriſſen,
Ganz ohne Scheu ſie mich anlacht;
Geh' Du vorbei: ſie wird Dich grüßen,
Winkt Dir zu einer ſchönen Nacht. —

Da ſieht ſie die Geſellen wieder,
Die fahren unten auf dem Fluß,
Es ſingen laut die luſt'gen Brüder,
So furchtbar ſchallt des Einen Gruß:

„Was biſt Du für'ne ſchöne Leiche!
So wüſte iſt mir meine Bruſt,
Wie biſt Du nun ſo arm, Du Reiche,
Ich hab' an Dir nicht weiter Luſt!“

Der Wilde hat ihr ſo gefallen,
Laut ſchrie ſie auf bei ſeinem Gruß,
Vom Schloß möcht ſie herunter fallen,
Und unten ruh'n im kühlen Fluß. —

Sie blieb nicht länger mehr da oben,
Weil alles anders worden war,
Vor Schmerz iſt ihr das Herz erhoben,
Da ward's ſo kalt, doch himmliſchklar.

Da legt ſie ab die goldnen Spangen,
Den falſchen Putz und Ziererei,
Aus dem verſtockten Herzen drangen
Die alten Thränen wieder frei.

Kein Stern wollt nicht die Nacht erhellen,
Da mußte die Verliebte geh'n,
Wie rauſcht der Fluß! die Hunde bellen,
Die Fenſter fern erleuchtet ſteh'n.

Nun biſt Du frei von Deinen Sünden,
Die Lieb' zog triumphirend ein,
Du wirſt noch hohe Gnade finden,
Die Seele geht im Hafen ein. —

Der Liebſte war ein Jäger worden,
Der Morgen ſchien ſo roſenroth,
Da blies er luſtig auf dem Horne,
Blies immerfort in ſeiner Noth.

Die Hochzeitsnacht.

Nachts durch die ſtille Runde
Rauſchte des Rheines Lauf,
Ein Schifflein zog im Grunde,
Ein Ritter ſtand darauf.

Die Blicke irre ſchweifen
Von ſeines Schiffes Rand,
Ein blutigrother Streifen
Sich um das Haupt ihm wand.

Der ſprach: „Da oben ſtehet
Ein Schlößlein über'm Rhein,
Die an dem Fenſter ſtehet:
Das iſt die Liebſte mein.

Sie hat mir Treu' verſprochen,
Bis ich gekommen ſey,
Sie hat die Treu gebrochen,
Und alles iſt vorbei."

Viel Hochzeitleute drehen
Sich oben laut und bunt,
Sie bleibet einſam ſtehen,
Und lauſchet in den Grund.

Und wie ſie tanzen munter,
Und Schiff und Schiffer ſchwand,
Stieg ſie vom Schloß herunter,
Bis ſie im Garten ſtand.

Die Spielleut' muſizirten,
Sie ſann gar mancherlei,
Die Töne ſie ſo rührten,
Als müßt' das Herz entzwei.

Da trat ihr Bräut'gam ſüße
Zu ihr aus ſtiller Nacht,
So freundlich er ſie grüßte,
Daß ihr das Herze lacht.

Er ſprach: „Was willſt Du weinen,
Weil alle fröhlich ſei'n?
Die Stern' ſo helle ſcheinen,
So luſtig geht der Rhein.“

Das Kränzlein in den Haaren
Steht Dir ſo wunderfein,
Wir wollen etwas fahren
Hinunter auf dem Rhein.

Zum Kahn folgt' ſie behende,
Setzt ſich ganz vorne hin,
Er ſetzt' ſich an das Ende
Und ließ das Schifflein zieh'n.

Sie ſprach: „Die Töne kommen
Verworren durch den Wind,
Die Fenſter ſind verglommen,
Wir fahren ſo geſchwind.

Was ſind das für ſo lange
Gebürge weit und breit?
Mir wird auf einmal bange
In dieſer Einſamkeit!

Und fremde Leute ſtehen
Auf mancher Felſenwand,
Und ſtehen ſtill und ſehen
So ſchwindlich über'n Rand.“ —

Der Bräut'gam ſchien ſo traurig
Und ſprach kein einzig Wort,
Schaut in die Wellen ſchaurig
Und rudert immerfort.

Sie ſprach: „Schon ſeh' ich Streifen
So roth im Morgen ſteh'n,
Und Stimmen hör' ich ſchweifen,
Vom Ufer Hähne kräh'n.

Du ſiehſt ſo ſtill und wilde,
So bleich wird Dein Geſicht,
Mir graut vor Deinem Bilde —
Du biſt mein Bräut'gam nicht!“ —

Da ſtand er auf — das Sauſen
Hielt an in Fluth und Wald —
Es rührt mit Luſt und Grauſen
Das Herz ihr die Geſtalt.

Und wie mit ſteinern'n Armen
Hob er ſie auf voll Luſt,
Drückt ihren ſchönen, warmen
Leib an die eiſ'ge Bruſt. —

Licht wurden Wald und Höhen,
Der Morgen ſchien blutroth,
Das Schifflein ſah man gehen,
Die ſchöne Braut d'rin todt.

An die Dichter.

Wo treues Wollen, redlich Streben
Und rechten Sinn der Rechte ſpürt,
Das muß die Seele ihm erheben,
Das hat mich jedesmal gerührt.

Das Reich des Glaubens iſt geendet,
Zerſtört die alte Herrlichkeit,
Die Schönheit weinend abgewendet,
So gnadenlos iſt unſre Zeit.

O Einfalt gut in frommen Herzen,
Du züchtig ſchöne Gottesbraut!
Dich ſchlugen ſie mit frechen Scherzen,
Weil Dir vor ihrer Klugheit graut.

Wo find'ſt Du nun ein Haus, vertrieben,
Wo man Dir Deine Wunder läßt,
Das treue Thun, das ſchöne Lieben,
Des Lebens fromm vergnüglich Feſt?

Wo findeſt Du den alten Garten,
Dein Spielzeug, wunderbares Kind,
Der Sterne heil'ge Redensarten,
Das Morgenroth, den friſchen Wind?

Wie hat die Sonne ſchön geſchienen!
Nun iſt ſo alt und ſchwach die Zeit;
Wie ſteh'ſt ſo jung Du unter ihnen,
Wie wird mein Herz mir ſtark und weit!

Der Dichter kann nicht mit verarmen;
Wenn Alles um ihn her zerfällt,
Hebt ihn ein göttliches Erbarmen —
Der Dichter iſt das Herz der Welt.

Den blöden Willen aller Weſen,
Im Irdiſchen des Herren Spur,
Soll er durch Liebeskraft erlöſen,
Der ſchöne Liebling der Natur.

D'rum hat ihm Gott das Wort gegeben,
Das kühn das Dunkelſte benennt,
Den frommen Ernſt im reichen Leben,
Die Freudigkeit, die Keiner kennt.

Da ſoll er ſingen frei auf Erden,
In Luſt und Noth auf Gott vertrau'n,
Daß aller Herzen freier werden,
Erathmend in die Klänge ſchau'n.

Der Ehre ſei er recht zum Horte,
Der Schande leucht' er ins Geſicht!
Viel Wunderkraft iſt in dem Worte,
Das hell aus reinem Herzen bricht.

Vor Eitelkeit ſoll er vor Allen
Streng hüten ſein unſchuld'ges Herz,
Im Falſchen nimmer ſich gefallen,
Um eitel Witz und blanken Scherz.

O laß't unedle Mühe fahren,
O klingelt, gleißt und ſchielet nicht
Mit Licht und Gnad', ſo ihr erfahren,
Zur Sünde macht ihr das Gedicht!

Den lieben Gott laß' in Dir walten,
Aus friſcher Bruſt nur treulich ſing'!
Was wahr in Dir, wird ſich geſtalten,
Das andre iſt erbärmlich Ding. —

Den Morgen ſeh' ich ferne ſcheinen,
Die Ströme zieh'n im grünen Grund,
Mir iſt ſo wohl! — die's ehrlich meinen,
Die grüß' ich All' aus Herzensgrund!

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Berlin, gedruckt bei J. G. F. Knieſtädt.

Der

letzte

Held von Marienburg.

Trauerspiel

von

Joseph Freiherrn v. Eichendorff.

Königsberg, 1830.
Gedruckt in Hartungs Hofbuchdruckerei.

Personen.

Graf Heinrich von Plauen, Komthur, dann Hochmeister des deutschen Ritterordens.
Michael Küchmeister v. Sternberg, Vogt der Neumark, dann Marschall des Ordens.
Hermann Gans, Spittler des Ordens.

Johann Graf v. Sayn,
Rudolph Graf v. Kyburg,
Johann v. Schönfeld,
Georg v. Wirsberg,
Heinrich Schäven,
Ulrich Zenger,
} Komthure des Ordens.

Günther Graf v. Schwarzburg,
Heinrich v. Rode,
Walther v. Merheim,
König,
} Ordens-Ritter.

Jost v. Hohenkirch, Hochmeisters Kompan.

Friedrich v. Kinthenau,
Nikolaus v. Renys,
Hanns v. Polkau, des letztern Bruder,
} Preußische Land-Ritter.

Gertrud, Polkau's Tochter.
Elsbeth, ihre Zofe.
Rominta.
Jolante, ihre Dienerin.
Hanns v. Baysen.
Der Burgemeister von Marienburg
Ein polnischer Herold.
Ein polnischer Hauptmann.

Czerwany,
Langschenkel,
Wuttke,
Kunz,
} Söldner des Ordens.

Dietrich, Wirsberg's Diener.
Burgwart des Nikolaus v. Renys.
Der Burgwart zu Lochstädt.
Ein Diener des Hanns v. Polkau.
Ordensritter, Hauptleute, Soldaten, Reisige, Söldner und
Bauern.

Die Handlung geht in Preußen im funfzehnten Jahrhundert vor.

Erſter Aufzug.

Erſte Scene.

(Feldlager. Nacht. Walther v. Merheim und Ulrich Zenger ruhen, in ihre Mäntel gehüllt, auf dem Boden).

Zenger.

Eine wahre Hexen-Nacht! Die Nebel jagen
Sich über's Feld wie fliegende Geſtalten,
Das Haidekraut mit langen flatternden
Gewändern ſtreifend.

Walther.

War mir's doch,
Wie ich ſo rücklings den Gedanken nachhieng,
Als hiengen Länder über mir und Wälder,
Mit Felſen wundervoll und Schlöſſern drauf,
Daß ich die ferne Heimat meint' zu ſehn
In unſerm lieben Deutſchland, das Gott ſegne. —
Horch — was für Lärm im Lager dort?

Zenger.

Die Wachen
Fern rufen an, das hallt ſo durch die Stille.

Walther (den Zenger in den Mantel hüllend).

Es wird schon kalt. — Da sieh nur, graue Streifen,
Wie Trauerschleier, hängen von den Tannen,
Und manchmal in der Stille fährt der Mond
Ganz blutroth durch die Wolken. — Das bedeutet
Nichts Gut's, da ließ' sich viel darüber sprechen. —
Rück' näher, Zenger — sag', hast nichts gemerkt
An unserm Vogt, dem tapfern Küchenmeister? —

Zenger.

Unruhig scheint er, trüb' und in Gedanken. —

Walther.

Wozu verdoppelt er den Kreis der Wachen
In dieser öden Haide hier? Was schickt
Er Boten dahin, dorthin aus auf Kundschaft? —
Ich will dir's sagen — doch's bleibt unter uns:
Ein Söldner gestern kam von Meister's Fahnen —
Der Polenkönig der sein krummes Schwerdt
Voll Grimm gewetzt an unsers Ordens Schwelle,
Sein Heer thürmt' lang' genug, wie ein Gewitter
Verfinsternd an der Grenze sich, von ferne
Mit Wetterleuchten zuckend, ungewiß,
Wohin der Sturm, der wachsende, es wende. —
Jetzt ist er plötzlich in das Land gebrochen
Mit Schrey'n, Tartaren, Raub und Brand! — Gieb Acht,
Wir hören bald von mörderlichen Schlachten.

Zenger.

Ich glaub's noch nicht. Der Meister Ulrich führt
Was nur das Land vermag an Roß und Leuten,
Die ganze Macht. Der König traut sich nicht.

Walther.

Nicht? — Ganze Macht? — Just, Zenger, just da steckt's! —
Versteht's der Meister — nun Gott schütz' das Heer! —
Verliert er diesmal: sind wir all' verloren! —
Sieh, 's hilft nichts mehr, sie müssen aneinander:
Hier Eilgenburg, da steht der König — gut,
Sieh und hier Löbau, wo der Meißner —

Zenger.

Still!
Da kommt Küchmeister schon so früh dahe.
(Sie stehen auf.)

Küchmeister (auftretend.)

Gelobt sey Christ!

Walther.

In alle Ewigkeit.

Küchmeister.

Nun, kennt' ich Euch doch kaum. — Wie Fledermäuse
Durchschwirren wir die Nebel hier, ich fürcht'
Wir rosten ein, derweil die Andern draußen
Harnisch und Ehre wieder blank sich scheuern.

Zenger.

So oder so! Wir schirmen hier die Neumark.
Mehr, als er soll, kann keiner thun. —

Küchmeister.

Gut, gut —
Geh' nach den Reutern sehn, sie sollen futtern.
(Zenger ab.)

Küchmeister (zu Walther.)

Was ist es an der Zeit?

Walther.

Ich denk' bald Morgen.

Küchmeister.

Ich wollt', das Licht bräch' durch! — Schliefst Du heut' Nacht?

Walther.

Ich revidirt' die Wachen.

Küchmeister.

Welche Stund'?

Walther.

Um Mitternacht.

Küchmeister.

Und sahst Du nichts?

Walther.

Wo?

Küchmeister.

— Auch nichts! —

Walther.

Was ist geschehn?

Küchmeister.

Ein seltsam wunderlich Gesicht! —
Ich konnt' nicht schlafen und, am Zelte sitzend,
Betrachtet' ich der Wolken Flucht, die über
Die Haide, seltsam sich verschlingend, wälzten.
Still war's ringsum — der Lagerfeuer Kranz
Nur flackert' düster aus dem tiefen Nebel
Und hin und wieder hörte man den Ruf
Der Wachen durch die Einsamkeit. — Da war's,

Als flög' ein Blitz mir über beide Augen:
Ich schau' empor — und durch der Wolken Riß,
Die sich, wie vor dem Glanze scheuend theilen,
Strahlt mir, Geblendetem, ein feurig' Schwerdt
Entgegen, schmucklos wie des Meisters Schwerdt,
Den Griff nach mir gewandt — als sollt' ich's fassen. —
Und wie ich so, in Lust und Grauen, noch
Emporstarr', schließt sich das gluthelle Aug'
Des Himmels wieder, und das Bild versinkt
Schnell in der Nacht geheimnißvollen Abgrund. — —
Ich frug die Wachen drauf — doch keiner sah es. —

Walther

(der unterdeß seinen Mantel abgeschüttelt hat, und die Rüstung abtrocknet.)

Hm — Nun, Natur hat auch wohl ihre Träume
Und malt sich solches Nichts in öde Luft. —
Da sich, ganz blind vom Qualm. — Thut's das dem Stahl,
Wie sollt' es nicht der spiegelblanken Seele? —
Und doch — kurios, höchst wunderbar!

Küchmeister.

Was sagst Du?

Walther.

Wahrhaftig, Herr — nun sich, ich glaub' nicht dran,
Doch hört' ich oft erfahrne Männer sagen:
Wer Meister werden soll, der läs' solch' Zeichen
Vorher im Buch der Nacht. — Da kommt Er!

Küchmeister (zusammenfahrend.)

Wer?

Walther.

Heinrich von Rode, mein' ich, ist's, der Bruder,

Den Du gen Tannenberg gesandt auf Kundschaft. —
Schau', wie da hinter'm grauen Flor der Nacht
Im Fluge Roß und Reiter dunkel wachsen!

Heinrich v. Rode stürzt athemlos herein.

Rode.

Entsetzlich, jammervolles Unheil! Alles
Verloren. — Oh! —

Küchmeister.

Der Teufel ist verloren!
Sprich wie ein Mann und sag' Dein Wehgeheul!

Rode.

Bezähme sich, wer das gesehn!

Walther.

Nicht doch!
Sein mit Vernunft vor Deinem Vogt! —

Rode (zu Küchmeister.)

Du weißt,
Ich ritt gen Tannenberg — da lagen heut
Die Städt' und Burgen rings so ernst und still,
Als hienge ein Gewitter in der Luft.
Die Leute giengen stumm an mir vorüber
Und wen ich fragt', der starrt' mich seltsam an
Und murmelt, schnell sich wendend, in den Bart
Von Brand und naher Schlacht — man wüßt' nicht recht —
Das Blatt könnt' leicht sich wenden. —

Walther.

Hei, da hätt' ich
Die Sporen eingedrückt, und blind drauf los!

Küchmeister.

Nur weiter, weiter.

Rode.

Drauf, wie's dunkel wurde,
Erblickt' ich fern des Kriegsgott's Lagerfeuer,
Brennende Dörfer rings am Horizont,
Derweil ich einsam fortzog durch die Wälder.
Da — Roß und Athem hielt ich lauschend an —
Vernahm ich rechts und links, bald fern, bald näher
Verworr'ne Stimmen durch die stille Nacht
Und wunderlichen, fremden Laut, dazwischen
Weit ab in dumpfem schweren Takt den Marsch
Zahlloſen Volks — dann alles wieder still.
Auf einmal scheut mein Pferd — und durch den Waldgrund
Zieht schweigend, wie ein Traum, ein Leichenzug
Mit Kerzen, weit im Tann die weißen Stämme
Beleuchtend, die da wie ein Chor von Geistern
Verwundert in dem Schein der Fackeln standen. —
Ich ruf' die Männer an, da setzen sie
Die Bahre lautlos auf den Grund. — Wen bringt ihr
Zur Ruh da? frag' ich — da tritt einer vor,
Und sagt kein Wort, und schlägt ernst von der Bahre
Das Leichentuch zurück — o Herr des Himmels! —
Das Todesangesicht von Blut entstellt,
Erblick' ich — unsern Meister! —

Küchmeister
(erschüttert sich auf einen Baumsturz setzend.)

Todt — der Meister?! —

Rode (nach einer Pause.)

Hier nun vernahm ich's: wie bei Tannenberg
Laut donnernd unsers heil'gen Ordens Bau
Zusammenstürzt und über seinen Trümmern

Der wackre Meister sank. — Und von dem Todten
Zurück mich wendend, stürzt' ich schauernd fort,
Und hinter mir, mit weitausgreifenden Schritten
Ging das Entsetzen durch's verlorne Land. —

Walter (Küchmeistern am Arm fassend.)

Hör', hör'! — Was sitzt Du so versunken?

Küchmeister.

Ich? —

(zerstreut zu Rode.)

Wo fiel der Meister? — Ist die Schlacht verloren?

Walther.

So eben sagt' er's ja. —

Küchmeister.

Ja so — ganz recht —

(sich plötzlich aufrichtend.)

Nun denn, was stehn wir noch und plaudern! (zu Rode.) Wo
Hat sich der König hingewandt?

Rode.

Es stürzt,
Die Städt' und Schlösser vor sich niederwerfend,
Grad' nach Marienburg der wilde Strom.

Küchmeister.

O Gott, so kommen wir ihm nicht mehr vor! —

(zu Rode)

Du flieg' nach Krone, wie der Pfeil vom Bogen,
Drei Fähnlein lagern dort, führ' sie hieher,
Wir müssen in den Rücken dem Polacken. (Rode ab.)

Walther.

Nun — seltsam doch! Dein Zeichen heut. —

Küchmeiſter.

Ei was!

Der Sturm zerreißt die falſchen Nebelbilder,
Denk' nicht an mich und Dich in ſolcher Noth!
Laß' blaſen durch das Land, wie die Poſaunen
Am jüngſten Tag, denn ins Gericht geht's nun,
Nicht mehr um eitel Ruhm und Gut — da ficht's
So heiter ſich wie an des Himmels Thoren;
So lang' ich athme, geb' ich nichts verloren! (Beide ab.)

Zweite Scene.

(Freier Platz im Walde, im Hintergrunde ein Hügel.)

Rominta.

(In Tracht und Rüſtung eines polniſchen Ritters raſch auftretend und auf ihre Knie ſinkend.)

Dank! dank, Perkunos! Chriſtus! — wer Du ſey'ſt,
Der Du im Feuer mir erſchienen heut,
Furchtbarer Gott der Schlachten, Gott der Rache!
Dank Dir! Zerſchmettert hat Dein Arm die Deutſchen
Und taumelnd küß' ich den befreiten Grund!

Jolante (trauken.)

Wo biſt Du denn? — Rominta! Hör!

Rominta (ſich aufrichtend)

Wer rief mich?

Jolante.

O ſchöne Herrin, wie erſchrecklich blickſt Du
Heut aus der Locken Nacht! — Als Du vorhin
Dem flücht'gen Volk' Dich ſo behende nachſchwangſt:
Es war, als flög' ein buntgefleckter Tiger
Die Haid' entlang. — Da — Dein Viſir iſt blutig. —

Rominta (in Gedanken nach dem Walde ſchauend.)

Hörſt Du, wie luſtig da die Vögel ſingen,
Und in der ſchönen alten Landesſprache
Tief, weit herauf die Wälder wieder grüßen? —

Jolante.

Mir graut öfter, Herrin. Deine wilde Haſt
Hat uns verlockt in dieſe Einſamkeit.
Rings ſchweifen Deutſche noch — die Unſern ſind
Weit hinter uns, und vor uns immer tiefer
Zieht ſich hinab der Wälder Labirinth.

Rominta (wie oben.)

Solch' grauer Tag war's, da die deutſchen Ritter
Zum erſten Mal mit fremder Waffenpracht
Herauf den Waldgrund ſtiegen — da erſchlugen
Sie mir den Vater, und das Schloß verbrannte. —

(Man hört in der Ferne Trompeten.)

Horch! — Das war nicht der Klang von unſern Schaaren' —
Dort iſt ein Hügel, ſteig' hinauf, Jolante,
Und ſpähe, wer im Thale naht. — Was ſiehſt Du?

Jolante (auf dem Hügel)

'S iſt alles ſtill, weit über alle Wälder —
Wie ſcheues Wild nur, wenn die Jagd zu Ende,
Schlüpft noch zerſtreutes Volk von Buſch zu Buſch. —
Rominta! — ach! —

Rominta.

Was iſt's?

Jolante.

Wie'n dunkles Wetter
Zieht's, dichtgeſchloſſen, nun am Saum des Waldes,
Nur manchmal blitzt ein Helm im Frühlicht auf. —

Die deutſchen Ritter ſind's! — Jetzt über'n Wald
Tönt's wunderbar herüber durch die Lüfte,
Sie ſingen freudig: Chriſtus iſt erſtanden!

Rominta.

Wo zieh'n ſie hin?

Jolante.

Hierher, wie's ſcheint. — Ein Ritter
Auf weißem Roß, in güldner Rüſtung funkelnd,
Führt hoch voran die Fahne.

Rominta.

Was für Farben
Erkennſt Du? Sprich!

Jolante.

Blau ſchimmern Büſch' und Decken.

Rominta.

Die Zeichen ſah' ich nicht bei Tannenberg. —
So iſt's der Plauen oder Küchenmeiſter,
Die ſtanden beide auf des Landes Huth
Fern von der Schlacht. — Sieh'ſt Du die Unſern nicht?

Jolante.

Nein, — Auch das Singen tönt ſchon fern und ferner.
Jetzt um die Waldesecke biegt, verhallend,
Die ganze Schaar — nun alles wieder ſtille. —

Rominta.

Komm, ſteig' herab — ſo muß ich raſch zum König!
O dieſer buntgelaunte Slaven-Schwarm!
Derweil die Donner an den Höh'n noch rollen,
Sind ſie wohl über's Schlachtfeld nun gelagert
Und ſchmauſen, zanken da in wüſtem Lärm,

Halleluja und Vivat durcheinander,
Und keiner hört des Kriegsgotts leisen Tritt,
Der heimlich rasselnd durch die Wälder schreitet. —
Komm nur! — Noch steht Marienburg. — Auf den Trüm-
mern
Des letzten aller deutschen Ritterschlösser
Ruf' ich Victoria erst, und werf' mein Schwerdt fort!
(Sie will abgehn.)

Georg v. Wirsberg
(mit gezogenem Schwerdt ihr entgegentretend.)

Da meld' der Hölle den verfluchten Sieg!

Jolante.

Ein Ordensritter! weh! wer hilft der Herrin! (Sie entflieht.)

Rominta (ihr Schwerdt ziehend, zu Wirsberg)

Erst fecht mit mir, dann prahle wenn Du kannst!
(Sie fechten.)

Wirsberg (plötzlich zurücktretend.)

Du bist ein Weib! — Die üppigwallenden Locken
Verdunkeln Stirn und Wangen Dir — wer bist Du?

Rominta.

Rominta bin ich, hoher Fürsten Tochter,
Die dieses Land regiert, eh' Euer Schwerdt
Erklang in unsrer Wälder Einsamkeit.
Wildgrüne Trümmer waren meine Wiege
Hoch überm' Heldengrab, mein Wiegenlied
Des Meeres und der heil'gen Wipfel Rauschen. —
Was stehst Du zaudernd da, Georg v. Wirsberg?
Ich kenn' Dich wohl! Viel' tapfre Seelen sand'st Du
Dem Himmel zu — Du bist der Keckſten einer,
Komm, mich gelüstet recht nach Deinem Herzblut!
(Sie dringt auf ihn ein.)

Wirsberg.

Laß ab', grauvolles Lieb! Dein Aug' verwirrt
Wie Wetterleuchten mir bei dunkler Nacht
Der Seele tiefſten Grund — wie Du auch drän'ſt,
Dich tödt' ich nicht! — die Lebende entführ' ich! —

(Draußen Trompetenklang.)

Rominta.

Das iſt mein luſt'ges Reitervolk von Litthau'n!
Das iſt des weißen Adlers Flügelſchlag,
Der König naht — o freudenreicher Tag!
Laß mich hindurch, Vermeßner, fängſt mich nicht!

(Sie drängt ihn zurück und eilt fort. Wirsberg ſieht ihr ſchweigend nach, während von der andern Seite mehrere Soldaten auftreten.)

Erſter Soldat.

Ich lauf' dorthin!

Zweiter.

Biſt Du geſcheut? dort ſchweifen
Polacken her!

Wirsberg (plötzlich ſich nach ihnen kehrend.)

Sah't Ihr es auch? — als ſtreift's
Im Fliehen rings mit Wunderglanz die Zweige. —

Erſter.

Nein, blutroth ſtreif't's das Gras! —

Wirsberg (ernſter.)

An ſolchen Tagen
Des Grauens, ſagt man, ſteigen von dem Blut
Erſchlagner, Truggeſtalten aus dem Boden,
Den Sinn verwirrend. — Fort aus dieſem Wald!

(zu den Soldaten)

Auf! greift die Flücht'gen! ruf't den andern nach!

Heinrich von Plauen, heißt's, der Vogt von Pommern,
Rückt an zur Hülf — Seht, daß wir zu ihm stoßen!

Zweiter Soldat.

Ja wohl, zerstoßen sind wird heut genug.
Was Hülfe da, wo alles schon verloren!

Wirsberg.

Du lügst, Gesell! Die Ehr' ist unverloren!
Das ist ein blanker Stern, der freud'ger funkelt
Je tiefer rings die Nacht des Unglücks dunkelt,
Laßt uns nur alle Stern' zusammenstellen,
Wir wollen Sternenklar noch die Welt erhellen.

Erster Soldat.

Ihr war't verwegen stets zu jedem Streich,
Je toller in der Welt, je wohler Euch.

Zweiter Soldat.

Wo andre kaum auf ihren Füßen schreiten,
Sieht man Euch schwindelnd über'n Felskamm reiten.

Erster Soldat.

Wer einst alt werden will, schon' seine Jugend!

Wirsberg (sein Schwert ziehend.)

Voraus! bei Gott, sonst prügl' ich Euch zur Tugend!

(Er treibt sie vor sich her. Alle ab.)

(Andere Graf v. Koburg, Hermann Gans, Günther Graf v. Schwarzburg, Johann v. Schönfeld und mehrere andere Ordens-Ritter treten auf.)

Hermann Gans.

Horch't da — es huscht den Wald herab wie Nachtspuck.

Gr. v. Koburg.

Feldflüchtig Landvolk — Sturmgewölk, das wirbelnd
Vellena vor sich hertreibt durch den Wald.
Wo sind wir jetzt?

Schönfeld.

Wo sich die Straßen scheiden,
Nach Deutschland hier, dort nach Marienburg.

Herm. Gans.

Hier stehn wir nun, die einzigen Gebiet'ger,
Die Gott salvirt' aus dieser wilden Schlacht,
Und Würd' und Last des Regiments — merkt's wohl! —
Ruht bis zur neuen Meister-Wahl auf uns. —
So laßt uns denn, bevor wir weiter ziehn,
Nach den Artikeln hier den Plan des Zuges
Berathen, wie sich's ziemt. (Zu den Rittern) Platz da, Ihr
Andern!
Ich bin der Aelt'ste hier — Graf Kyburg, kommt! —
Ich also sprech' zuerst. — Ich meyn': wenn wir
Mehr Leute hätten noch, und wenn —

Schönfeld.

In Summa:
Mir ist's, wie wir hier aus dem Lande wandern,
Als wär's von Letten ganz, und hielt mich fest
Bei jedem Schritt, je mehr ich zuck', je fester,
Als sollt' ich meine blanken Ritterspor'n
Mit sammt den Stiefeln lassen drinn. —

Gr. v. Kyburg.

Das Land? —
Was ich davon vor Nebeln noch gesehen,
Hält mich nicht fester, als sein Sand mein Roß.
Und ist das Schiff zerschlagen, denk' ich, greift
Nach jeder Planke jeder wie er kann,
Da frag't den Sturm dann und die taube Wege,
Wohin es geht!

Herm. Gans.

Gut.

Schönfeld.

Gut? den Teufel auch!

Herm. Gans.

Still, Ordnung! Ordnung! — Nun, Graf Günther, Du!
Es wird um ernst Gehör anjetzt gebethen,
Was stehst Du so in Dich gekehrt zur Seite?

Gr. Schwarzburg.

Was giebt's?

Herm. Gans.

Ey, wir berathen hier, wohin —

Gr. Schwarzburg.

Wohin? — (rasch zu ihnen sich wendend) Seid Ihr — bei Ja
und Nein — bereit
Mit dieser Hand voll Reiter, die uns folgen,
Euch nach Marienburg hineinzuwerfen,
Und mit dem letzten dumpfen Klang der Brücke,
Die, wie der Grabstein, hinter unsern Spor'n
Sich rasselnd schließt, Leib, Gut und alles Trachten
Bis auf die Ehre, fröhlich einzusetzen?
Seid Ihr entschlossen, wenn der rasche Feind
Von Trepp' zu Trepp' die müden Fechter drängt
Bis in des Schlosses tiefsten Kellergrund,
Den einz'gen Pfeiler dort, der alle trägt,
Mit letzter, herrlicher Gewalt zu brechen,
Daß über uns der Bau zusammen donnert
Und Weh und Jubelschrey Ein Grab verschlingt? —
Seid Ihr bereit? — Seid Ihr?

Schönfeld.

Ein herrlich Grab! —

Gr. Kyburg.

Da hätt' die Welt nicht mehr davon, als wir.

Herm. Graf.

Nach den Artikeln sind wir nicht befugt,
Sede vacante Alles auf solch Wagnis —

Gr. Schwarzburg.

Nun denn — so plaudert nicht und zieht nach Deutschland! —
Was mich betrifft, mein Fähnlein brach dahin
Schon auf aus dieser sternenlosen Nacht.

Schönfeld.

Ja Nacht! ich weiß nicht mehr: Wo, wie, weshalb
Und was ich will! —

Gr. Schwarzburg.

Was ich in Deutschland will!
An alle unsre Burgen will ich schlagen,
Daß es durch's ganze Land erschütternd Klang giebt,
Wo Sorge schläft — bei Tänzen, Schmaus, sowen
Rings heitre Schlösser deutsche Berge kränzen,
Will ich Weh schrein und durch die Stille rufen:
Wach't auf! der Christen Bollwerk ist gebrochen,
Von Osten braußt die blinde Flut, wach't auf! —
Und sind die Herzen dort und Schwerdter rostig —
Nun so — es giebt noch Heiden in Algier
Und ehrlichen Rittertod, die Hast zu lösen
Aus solcher Jammer-Zeit. —

Schönfeld

(der herumspähend, nicht in den Wald getreten.)

Was für Spektakel!

Da ſtürzen Kind' und Weiber durch den Wald —
So'n knolliger Bauer lärmt für zehn Soldaten!
Du — ſteh' da! — Sieh, nun hab' ich Dich beim Schopf.
(Er bringt einen Bauer geſchleppt.)
Komm, fürcht' Dich nicht, ich bin Dein gnäd'ger Herr.
Sag' uns, was giebt's? was lauft ihr wie beſeſſen?

Bauer.

Ach Herr, Geſpenſter zieh'n im Wald! —

Gr. Kyburg.

Das Volk
Iſt hier noch ziemlich dumm — denk' ich an Sachſen —

Schönfeld.

Denk' was Du willſt! Laß't ihn. Erzähl' nur weiter.

Bauer.

Mir ſteigt das Haar noch, denk' ich dran zurück. —
Seh't nur, der Pole kam, wir mußten fliehn
Und raſteten die Nacht im dunkeln Walde. —
Da, wie wir lagen ſo, gehn rothe Lichter
Bald da, bald dort, und wunderbare Stimmen,
Dann alles wieder ſtill. — Auf einmal ſtürzen
Zwei Nachbarn her, drauf mehr' und immer mehre,
Wüſt, bleich, verſtört, und ſagen aus: die Herren,
So in der Schlacht bei Tannenberg erſchlagen,
Die ſäßen all' gewappnet wieder auf
Und zögen mit Geſang bei Fackelſchein
Langſam den ſtillen Waldesgrund herauf.

Schönfeld.

Na, ſei kein Narr!

Bauer.

Ich hab' es selbst gesehn.

Es wuchs und wuchs die stille Reiter-Schaar,
Daß sich der Wald drob schüttelte vor Grausen,
Und hoch voran beim Wiederschein der Fackeln
Sankt Georg auf weißem Roß in güldnem Harnisch,
Die Fahne in der Hand. — Wir aber gaben
Uns auf die Flucht, und hörten hinter uns
Der Roße Wiehern noch und den Gesang
Von ferne durch die Morgenluft.

(Ein Ritter tritt auf.)

Gr. Schwarzburg.

Was bringst Du?

Ritter.

Herr! Reiter zahllos zieh'n den Wald herauf!

Gr. Schwarzburg (sterbend.)

Herr Gott! hierher?

Bauer.

Da hab't Ihr's selbst! —

Gr. Schwarzburg (zum Ritter.)

Wer ist's?

Ritter.

Wir wissen's nicht. — Wie Du befohlen, zog
Dein Fähnlein still des Wegs nach Deutschland fort,
Da blitzten plötzlich Reiter uns entgegen.
Die lassen keinen durch — doch was im Walde
Noch irre schweift, ringsher von allen Bergen,
Gleich Bächen stürzt's dem Zuge schwellend nach,
Der wie ein Strom daher rauscht durch den Morgen.
Ein hoher Ritter führet den Zug. Das Volk

Scheut ſich entſetzt vor ihm und alle meynen,
Es ſey der heil'ge Ritter Georg —

Bauer.

Da iſt er! — (es entſteht.)

Graf H. v. Plauen
(mit der Fahne auftretend.)

Zurück da! — (rückwärts in d. Heere rufend) Greift das flüchtige Geſindel,
Das heulend rings das Morgenroth verſtört,
Stoßt nieder, was nicht ſteht! (die Ritter erkennend)
Wie — Ihr ſeid's? hier? —
Nun, Gott willkommen, Brüder mein'! —

Herm. Gans.

Du — Plauen? —

Gr. Kyburg.

Was ſoll der Schwank? warum verrennſt Du uns
Den Weg?

H. v. Plauen.

Ich — Euch? — Der grade Weg geht ja Dorthin.

Schönfeld.

Wohin?

H. v. Plauen.

Nun, wo in aller Welt
Als nach Marienburg?

Herm. Gans.

Du willſt auf's Haupthaus?

H. v. Plauen (im höchſten Erſtaunen.)

Ihr nicht?! —

Gr. Kyburg.

Biſt Du denn toll? Ein Häuflein Greiſe

Wankt auf den Zinnen dort, gleich Wetterhähnen,
Der Winde Spiel.

H. v. Plauen.

So laß' ſie Kugeln gießen!
Dreitauſend friſche Männer bring' ich mit.

Schönfeld.

Jagello dringt zum Haus.

H. v. Plauen.

Nun juſt deswegen!

Herm. Gans.

Der Meiſter todt —

H. v. Plauen.

Der hohe Meiſter ſtirbt nicht!

Ein Hauptmann (auftretend, zu Plauen)

Herr, eil't! von jenen Höh'n dort komm' ich eben;
Am Firmament fern über'm dunklen Kranze
Der Wälder zieht der Pole eine Furth
Von Glut und Rauch — grad' nach Marienburg.

H. v. Plauen.

O Herr! ſo gieb denn Flügel, heut nur Flügel! —
Eil' ſchnell hinunter, es ſoll niemand ruh'n!
Geh, treibe, bitte, ſchelte, fort nur, fort!
Ich folge gleich — Hör' noch. (leiſe) Ein Fähnlein ſende
Hierher, ſie ſollen dieſen Platz umzingeln
Und keinen lebend laſſen aus dem Kreis. (Hauptmann ab.)
(Zu den Gebietigern.)
Nun rund heraus, Ihr Herr'n: wer nicht mit uns,
Iſt gegen uns — und ſo verhafte ich
Euch hier in unſers heil'gen Ordens Namen. —

Gr. Schwarzburg (sein Schwert ziehend)

Komm' her', weß' Herz nach Stahl verlangt! — Wer gab
So ungemeßnes Recht Dir, Uebermüth'gem?

H. v. Planen.

Frag' mich nicht drum — ich weiß es nicht, doch, so mir
Gott helfen mag, ich kann nicht anders! — Eins
Muß Seel' und Leib hier sein, und wo ein Glied
Abtrünnig, faul — haut's ab, bevor sein Gift
Das frische Blut verstört, denn nicht mehr Zeit
Ist's zu Erbarmen hier und Wortgeklingel!
Geb't ihr das Haupthaus auf: Ihr findet nimmer
Ein Haus auf Erden wieder!

Gr. Kyburg.

Nun, so fange
Dir Knechte ein, nicht deutschen Reiches Grafen!

Herm. Gans.

Um Gotteswillen, still! ich bitt' Euch, Friede!

Schönfeld.

Was Friede da, hat gleich der Planen Recht! —
Oho, Ihr Gräflein, ho! Ihr lag't in Windeln
Als nackte Heiden noch, da rauft' ich hier
Als Ritter schon der Königin der Ehren!

Gr. Schwarzburg (rasch vortretend.)

Nun gut, ich will ja Frieden. Hab's bedacht —
Ein schöner Strauß, Marienburg zu retten,
Kühn, glänzend — ob es glückt, ob nicht: wer's wagt,
Deß' Name hebt mit feur'gem Arm der Ruhm
Hoch über den gemeinen Strom der Zeiten. —

(Den Planen scharf in's Auge fassend.)

Tritt mir die Macht des Feldherrn ab — so sey's! —

Gieb mir den Zügel dieſer muth'gen Seelen,
Und nach Marienburg lenk' ich Roß und Mann!
Was ſinnſt du nach? —

H. v. Plauen.

Du biſt mir unbekannt —
In fremde Hand ſo Großes — Alles legen. —

Gr. Schwartzburg.

Des Höh'ren Hand iſt über Dir und mir —
Willſt Du? willſt Du? —

H. v. Plauen (nach einer Pauſe.)

So nimm das Regiment! —
(er reicht ihm die Fahne.)
Nur fort jetzt, fort! Mit Gott ein Herz, ein Schwerdt!

Gr. Schwarzburg
(zurücktretend, indem er ſein Schwerdt in die Scheide wirft.)

Nun, ſo ſey Gott geprieſen! — Meyn'ſt Du's ſo,
So kann's gelingen und mit Freuden beug' ich
Mich vor dem beſſern Mann. — Da nimm, und führ'
uns! —

Herm. Gans.

Iſt's gleich die Regel nicht —

Gr. Kyburg.

Man ſoll nicht ſagen,
Daß je ein Kyburg fehlt, wo's adlich gilt!

Schönfeld.

Ich zerr' ſchon lang hier, wie ein Ochs am Stricke —
O, geht es da hinaus — und ſtünd's noch dicker,
Die Hörner eingeſetzt und friſch drauf los!

Gr. Schwarzburg (zu Plauen.)

Was ſtehſt Du zaudernd noch? —

H. v. Plauen.

Mir iſt's ſo hell
Wie'n klarer Sonntagsmorgen in der Seele.
Seh't, wie's im Thal da blitzt, die Banner wehn,
Die Lerche ſchwingt ſich auf und aus der Ferne
Die Morgenglocken durch die ſtille Luft —
O großer Gott, wie biſt Du gnadenreich!

(Er kniet auf die Knie. Alle andern Ritter knien gleichfalls zu ſtillem Gebeth nieder. Währenddeß hört man)

Geſang draußen:

Ecy gegrüßt, Du Königin
Himmels und der Erden;
Hilf uns, laß' die Deinen heut
Nicht zu Schanden werden!

H. v. Plauen (aufſtehend)

Sie rufen ſchon — auf, nach Marienburg!

(Während ſie alle erheben, und, Plauen folgend, abgehn)

Geſang wie oben:

Ecy gegrüßt, du Morgenſtern
In dem Graun der Schlachten,
Führ' uns heim in's Morgenroth,
Will uns Tod umnachten!

Zweiter Aufzug.

Erste Scene.

(Schloßhof in Marienburg, links eine Mauer, über die man in's Land hinausſehen kann, im Hintergrunde bunthewegte Geſchäftigkeit von Rittern und Soldaten. Hanns v. Baysen, eine Büchſe in der Hand, und ein Soldat kommen.)

Soldat.

Nun Gott's Wunder! laßt Euch noch einmal betrachten — wahrhaftig der Herr Junker Hanns von Baysen mit Haut und Haar! wie kamt Ihr her?

Baysen.

Hab' lange genug gehockt zu Haus. Als heut der Plauen die Schaar vorüber führte — ich ſtand grade auf der Zinne und hört's von ferne trampeln und raßeln durch die Nacht — und als die Sonne aufgieng und die Helme blitzten und die Reiter ſangen, da gieng ich leiſ' die Wendeltrepp' hinab, über den ſtillen Hof weg, mein Rößlein ſachte, ſachte aus dem Stall — und friſch dem Zuge nach! — Aber wahrhaftig, ich hätte Dich auch bald nicht wiedererkannt, Du haſt Dich ſehr verändert.

Soldat.

Ja, ſo ein Kriegsjahr koſtet ein gut Stück Speck. Sonſt, wenn ich mich Abends unter der großen Linde vor Eurem Schloße auf die Bank niederſetzte, da zitterte mir der ganze Leib vor Zufriedenheit wie Sülze.

Bayſen.

Du biſt noch immer der alte luſtige Geſell. — Da ſieh einmal! ein ſchmuck Gewehr, ſo blank; es ſpiegelt ſich der Himmel drinn wie lauter helles Glück. (Er legt über die Mauer an, läßt aber ſchnell die Arme wieder ſinken.) Herr Gott, was giebt's da unten! Als hätt' es Lumpen geſchneit: der ganze Platz voll Kaſten, Kleider und Gerümpel, und Männer, Kinder und Weiber zwiſchendurch, das ſchlingt und ſchiebt ſich durcheinander, alles drängt hier nach dem Schloßthor. Was bedeutet das?

Soldat.

Gewitter — es fliegt der Sturm voraus und wirbelt den Staub auf. Die Marienburger ſind es, die vor dem Hagelwetter, das von Stuhm aufſteigt, aus der Stadt zum Schloſſe flüchten.

Bayſen.

Wahrhaftig, wie zerriſſenes Gewölk vor dem Sturm daher! — Ein jeder trägt ſein Liebſtes — da ſieh das Weib, wie ein Apfelbaum, aus jeder Falte ihres Mantels guckt ein Kinderköpfchen, und dort der flinke Burſch ſein Mädchen hoch im Arm — ſchau nur, ſie ſieht uns hier und blickt ſchnell weg, als hätte die Morgenſonne ſie geblendet; ich wette, ſie blinzelt doch wieder herauf. — Aber was ſoll uns das alles hier?

Soldat.

Der Plauen hat ihnen die Keller aufgethan, da ſollen die Ratten hauſen, bis wir die heidniſchen Tygerkatzen draußen wieder verjagt haben.

Bayſen.

Wie bei der Sündfluth in der Arche Noah's.

Soldat.

Die Arche wird etwas tief gehn von dem Ballaſt.

Bayſen.

Laß es gut ſeyn, der Plauen iſt der rechte Schiffer, der ſteuert uns alle heraus durch Sturm und Fluth! — (nach dem Hintergrunde gewendet) Was giebt's denn da für Lärm?

(Ein Haufen Söldner, Ezervann und Langſchenkel an der Spitze, verfolgen den Johann v. Schönfeld.)

Schönfeld.

Seid Ihr toll! Was hab't Ihr Euch grade auf mich verſeſſen? He? bin ich denn der Bettelvogt? — So brüllt doch nicht, zum Teufel, und ſagt wie vernünftige Beſtien, was Ihr wollt!

Mehrere Söldner.

Sold!

Schönfeld.

Gold?

Söldner.

Ihr ſollt!

Schönfeld (auffahrend.)

Bah! (indem er ſein Schwerdt zieht) Ich hoff' ich bin hier noch der Gröbſte unter Euch!

H. v. Plauen (auftretend.)

Still! —

(Der Haufe theilt ſich ſchweigend und bildet einen Halbkreis.)

Nun was giebt's? Laßt ſehn: wer ſpricht zuerſt? —

Czervany (leiſe zu Langſchenkel.)

Jetzt reiß' Dein Maul auf.

Langſchenkel (eben ſo.)

Ruhig! ich zerdrück' Dich,
Wie'n Pfeiffenſtiel ſonſt zwiſchen meinen Fingern!

Czervany (vortretend.)

Herr — Ihr erlaubt — der arme blinde Troß —
Ich kenn' das Volk, glaub't einem grauen Krieger —
So lumpig 's iſt, ſo furchtbar wenn ſie hungern. —
Ich kann 's nicht bill'gen — doch die Armuth drückt —
Sie bitten, daß Ihr ihren Sold erhöht. —

H. v. Plauen (lachend.)

Nun, dacht' ich Wunder doch! — (zu den Söldnern gewendet)
Seid Ihr Soldaten,
So holt's Euch ſelbſt! — Bald ſtrotzen rings die Felder
Von poln'ſchen Zelten, reichgewirkten Tepp'chen
Mit goldnen Franzen dran und Reiherbüſchen.
Jagjel's Schabracke, ja ein Zipfel dran
Gilt mehr, als meine ganze Rüſtung. — Holt's Euch,
Ihr habt den erſten Griff.

Czervany.

Wie — gnäd'ger Herr,
Ihr meynet, daß die Beute — Gott geſegn' es! —
Nicht, wie es ſonſt Gebrauch, getheilt ſoll werden?

Langſchenkel.

Daß wir bei Plünd'rung, nächt'gen Ueberfällen
So — Vorhand haben dürfen?

H. v.

H. v. Plauen.

Ja, ſo meyn' ich's.

Nun — geht Ihr's ein? — (zu den Söldnern.)

Die Söldner.

Heil, Plauen, Heil! — Huſſah! (ſie zerſtreuen ſich.

H. v. Plauen (auf Czervany deutend.)

Den greift und werft ihn in den Thurm. —

Czervany.

Wie — mich

Unſchuld'gen Mann? — (indem er abgeführt wird.)

Das will ich Dir gedenken! —

Langſchenkel (für ſich.)

Oho, nur zu! Dem thut Ihr nichts, das iſt
Ein alter Wallnußbaum, je mehr man ihn
Mit Knütteln ſchmeißt, je üppiger gedeiht er! (ab.)

H. v. Plauen (zu Schönfeld.)

Nun haſt Du Dich erholt? — Sieh, wie das wimmelt.
Mir iſt, als wär' ich heimgekehrt von Ferne
Auf meiner Väter Schloß und ſchmückt' mir's aus
Zu einem großen Feſt. —

(Graf Günther v. Schwarzburg tritt auf.)

Was bringſt Du uns?

Gr. Schwarzburg.

Schloß Stuhm, das letzte Bollwerk, iſt gebrochen
Und unaufhaltſam rauſcht die Fluth heran.

H. v. Plauen

(Schwarzburg raſch bei Seite ziehend, heimlich.)

Iſt alles fertig, wie ich Dir befohlen?

Schwarzburg (eben ſo.)

Ein Wink, und Stadt Marienburg ſteht in Flammen.

H. v. Plauen

(Sich an den Rittern wendend.)

Nun friſch zum Tanze! Stimmt die Inſtrumente,
Wir wollen ihnen weite Sprünge lehren! —
Geb't Acht, wer ſeine Note fehlt, den lachen
Die Frauen aus; manch' Locken-Köpfchen duckt
Wie Ringelblumen aus dem Erdgeſchoß. —
Schaff't ihnen Speis und Trank hinab, das Volk
Soll ſchmauſen an der Herren Ehren-Tag!

Schönfeld.

Nun, wenn's nur ſchmeckt — nichts, als gekochtes Korn.

H. v. Plauen.

Das macht die Zähne blank, wir können's brauchen,
Uns durchzubeißen hier.

Der Burgemeiſter von Marienburg

(verſtört und eilig eintretend.)

Wo iſt der Feldherr?

H. v. Plauen.

Was willſt Du, Burgemeiſter? Schauſt ſo trüb. —

Burgemeiſter.

O Herr! — Auf Dein Geboth verließ das Volk
Die Stadt — ich ſchied zuletzt, und hinter mir
War's da ſo leer und ſtill auf allen Gaſſen,
Daß man den Brunnen rauſchen hört' vom Markt —
Doch durch die Einſamkeit, bald da, bald dort
Sah ich geſchäftig fremde Männer ſchreiten —
Ein ſchreckliches Gerücht geht um — o ſprich,
Geſtrenger Herr, was ſoll das? —

H. v. Plauen.

Was es ſoll? —
Was macht ihr da! — dorthin bringt das Geſchütz!
(er geht, anordnend, in den Hintergrund.)

Bayſen (an der Mauer.)

Da — da, ſeht hin! Dort dunkelt's ſchon herauf!
Wie Schwalben vor'm Gewitter, kreutzen pfeilſchnell
Tartaren einzeln über's ſtille Feld —
Hei, wie die nun aus Wald und Hecken brechen,
Hoch über'm Kopf die blanken Lanzen ſchwingend! —
Wie bunte Pfeile über'n grünen Plan
Schwirrt's her und hin, daß mir die Augen flimmern —
Ein Herold fliegt vorauf —

H. v. Plauen (plötzlich vortretend.)

Jetzt zünd't die Stadt an!

Burgemeiſter (ſich vor ihm auf die Knie werfend.)

O meine Ahnung! — Hab' Erbarmen, Herr!
Zertrümmre nicht im raſchen Augenblick,
Was viel' Jahrhundert' liebend aufgerichtet!

Plauen (ihn ſchnell aufhebend.)

Knie Du vor Gott, damit er euch erleuchte!
Woll't ihr, daß ich dem polniſchen Adler draußen
Ein Neſt bereite vor dem eignen Thor? —

Ein Ritter (eintretend.)

Ein Herold von Jagello harrt am Thor.

H. v. Plauen.

Verbrenn't die Stadt! (mehrere Soldaten ab.) Du führ' den
Herold her.
(Herm. Gans und Er. Kyburg drängen ſich vor.)

Herrmann Bank.

Bedenke, Plau'n! bedenke wohl in diesem
Hochwicht'gen Fall —

Gr. Koburg.

Die überspannte Sehne
Verletzt den Schützen —

H. v. Plauen.

Ruhig. — Was ich soll,
Das les' ich in der leisen Schrift erblaßter
Gesichter rings in dieser stillen Runde. —

Herold (tritt auf.)

Wer ist der Erste unter Euch hier?

H. v. Plauen.

Ich.

Herold.

Jagello, Polens König spricht also
Durch meinen Mund zu Dir: Der Sturm, den rasend
Der Uebermuth des Ordens hat beflügelt,
Vermessend sich, die Throne umzustürzen,
Er hat das hehre Meer der Majestät
Empöret, das, aus seinem Bett aufbäumend,
Das Land verschlingt und euch, und eure Burgen,
Und fliehender Völker Schrey verkündet wachsend
Dem bangen Rund der nah'nden Wogen Donner. —
So kommt der König — um auf dieser Burg,
Den letzten Trümmern eures trotz'gen Hochmuth's,
Gericht zu halten über alle Frevel. —
Du aber sollst das Thor dem Herren öffnen!

H. v. Plauen.

Wortkühner Herold — iſt das alles?

Herold.

Alles. —

H. v. Plauen.

So reit' zurück und drück' die Sporen ein,
Denn eh' Du noch des Königs Zelt erreicht,
Hab' ich mit Flammen auf das Firmament
Die Antwort ihm geſchrieben! Und befragt er
Dich um die Deutung noch, ſo ſag' ihm das:
Wie Fluth und Feuer will' ich mit ihm ringen,
Und keinen Richter kennt' ich über mir,
Als den allmächt'gen Gott, der hier entſcheide,
Denn lebend laß ich nimmer dieſe Burg! —
Nun eil', eh' über Dir die Wolke bricht!

(Der Herold ab. Im Hintergrunde ſieht man die Flamme der brennenden Stadt aufſteigen. Allgemeines Stillſchweigen.)

H. v. Plauen

(ins Feuer ſchauend, zu Graf Schwarzburg.)

Das iſt ein ſchönes, kühnes Element,
Was ſchwer, vernichtet es und greift zum Himmel. —

(Zu den Umſtehenden)

Nun denn mit Gott ein jeder an ſein Werk! (Alle ab.)

Zweite Scene.

(Nacht. Freier Platz vor Rominta's Zelt. Zur Seite Bäume. Wirsberg, in einen polniſchen Mantel gehüllt, tritt auf.)

Wirsberg.

Das ſind die Bäume — Rominta's Zelt!
Es wittert mich keiner hier — durch die Runde

Der Wachen ſtrich ich leiſe übers Feld. —
Horch — aus den Dörfern bellen die Hunde,
Die Wolken fliegen am Himmel geſchwind,
Die Fähnlein an den Zelten dreht der Wind,
Und rings ſchaut die dunkele Nacht herauf,
Als ſchlüge Rominta ihr Auge auf. —
Rauſcht nicht das Zelt da? — ſie tritt hervor —

(er ſtellt ſich hinter einen Baum.)

(Rominta und Jolante kommen aus dem Zelt.)

Rominta.

Da blitzt's von fern — es kühlt ſich nur die Nacht,
Die Welt ruht aus, derweil der Himmel wacht.

Jolante.

Im Mondſchein glänzen rings die Zelte hier,
Da ruht manch Ritter jetzt und träumt von Dir.

Rominta.

Horch — über's Lager rauſcht verworrnen Schalles
Der Abend halb im Schlaf — das iſt ſo ſchön
Und ſtille hier, als wär' der Krieg und alles
Vorbei, und ich ſtünd' in der Heimat wieder. —
Komm, ſetz' Dich zu mir auf den Raſen nieder,
Wir wollen plaudern in der Einſamkeit.
Flecht' mir die Zöpfe und erzähl' ein Mährlein,
Wie ſonſt zu Hauſe in der ſchönen Zeit.

(Sie ſetzt ſich vor das Zelt.)

Jolante.

Ein Mährlein? — Willſt Du das vom Waſſermann?
Es war — wüßt' ich's nur gleich — wie fängt's doch an? —

(hinter Rominta kniend, während ſie mit ihren Locken beſchäftigt iſt)

Es war einmal ein Fräulein ſchön und jung,
Dem war kein Mann zum Freier gut genung.

Und als die Störche zogen über's Haus,
Schaut' nach dem Bräut'gam sie vom Berg hinaus,
Und als der Frühling wieder kam,
Ihr Ringlein sie vom Finger nahm:
„Sie alle gefallen mir nimmermehr,
Der Schönste bring's als Bräut'gam wieder her!"
Sie warf das Ringlein in den Morgen hinaus,
Das blitzte weit und gieng im Strom zu Grund.

Rominta (von ihr sich wendend.)

Du hättest Dich so lange nicht bedacht.

Jolante.

Ach, Herrin! wie der Mondschein blaß Dich macht!
Die losen Locken um die Wangen her —
Recht wie das Zauberfräulein in der Mähr!

Rominta.

Ja wenn ich zaubern könnt'! — Nun weiter nur.

Jolante.

Als nun die Nacht bedeckte Wald und Flur,
Das Fräulein einsam in dem Garten stund,
Im dunkeln Gange spielt der Mondenschein,
Einsiedlers Glöcklein nur vom Waldesgrund
Noch hört' man dort, und fern des Wildes Schreyn. —
Und als der lichte Tag nun war entflohn —
Da — und das Käutzlein lacht —

Rominta.

Du schläfst wohl schon?

Jolante (sich ermunternd.)

Das Käutzlein lacht — Da rauscht' der Fluß herauf.
Als tauchten plötzlich Roß und Reiter auf.

Dann wieder alles still — dem Fräulein graut,
Sie beugt sich vor und scharf in's Dunkel schaut:
„Was steht für'n Stein dort in den Fluß hinein? —"
Der Mond brach durch's Gewölk, sie sagt: „Kein Stein!
Da steht ein Ritter an der Felsenwand,
Mein Ringlein funkelt hell von seiner Hand —"

Rominta (sie jach aufspringend.)

Was rührt sich dort? —

Jolante.

Ein Ritter —

Rominta (nach einer kurzen Pause.)

Geh' hinein,
Es wird ein Bote aus dem Lager seyn.

(Jolante geht zögernd in das Zelt, während Wirsberg hervortritt.)

Rominta (zu Wirsberg.)

Was bringst Du mir in dieser stillen Stund'?

Wirsberg.

Vom Lager komm' ich, mach' die nächt'ge Rund'.

Rominta.

Ein polnischer Ritter bist Du nicht —
Warum verbirgst Du Dein Gesicht?

Wirsberg.

Nicht Augen, nur die Arme still
Braucht wer im Finstern schaffen will. —

Rominta.

Was drängst Du Dich so wild heran?

Wirsberg.

Damit ich Dich besser fassen kann!

(Er umfängt sie rasch, und schwingt sie auf seinen Arm.)

Der Mond geht unter, es ſchnaubt das Roß,
Fort, Lieb', durch's Dunkel auf mein Schloß!

Rominta

(entwindet ſich ihm plötzlich, einen Dolch ziehend, und bleibt erſtaunt vor ihm ſtehen.)

Du biſt's — dem ich begegnet nach der Schlacht. —

Wirsberg (ſie betrachtend.)

Seltſam! ſo träumt' mir's ſtets — tief in der Nacht
Umflattert von der Locken dunklen Pracht,
Den Dolch ſo funkelnd über mir gezückt —
Und in dem Grauen athmet' ich beglückt.

Rominta.

Du wagſt Dich hoch — hörſt Du der Wachen Ruf?
Ein Wink, und Dich zermalmt der Roße Huf!

Wirsberg.

Die fürcht' ich nicht. — Die Stimme, Dein' Geſtalt,
Die Augen zauberhaft thun mir Gewalt.
Komm! — Fern die Nachtigall aus Träumen ſchallt,
Im Mondlicht rauſcht der alte Zauberwald!

Rominta.

Du redeſt irr' — hüth' Dich, es hat die Nacht
Ein leis Gehör, und ſchlauer Argwohn wacht. —
Entflieh' von hier, ſonſt faßt der Kriegsgott Dich!

Wirsberg.

O ſüßer Klang der Furcht — Du fürchtſt für mich!

Rominta (ſtolz.)

Ich? — Kehr' zurück in Deine ſtille Klauſe! —
Ihr habt ja einen Meiſter auf dem Hauſe.

Den hochgewalt'gen Plan'n — er ſperrt Dich ein,
Kommſt Du ſo ſpät. — Möcht' nicht Geſelle ſeyn!

Wirsberg.

Komthur bin ich, kann ſelber Meiſter werden!

Rominta.

Es giebt für Einen ſtets nur Raum auf Erden. —

Wirsberg.

Wie meynſt Du das?

Rominta.

(nachdem ſie ein Weilchen in Gedanken daſtanden, plötzlich gegen Wirsberg gewandt.)

Wohlan! — Liebſt Du mich recht?

Wirsberg.

O frag' nicht noch! —

Rominta.

Nur einen fürcht' ich, haß' ich —
Man ſagt, Du ſeiſt beherzt, ſtolz —

Wirsberg.

Was verlangſt Du? —

Rominta (ſeine Hand faſſend.)

Sieh wenn — Du heimlich — mit Gewalt — ich wüßt'
Ein Plätzchen wohl, mich traulich zu beſuchen
Wenn Mondenlicht die ſtillen Hügel küßt.
Die Stern' nur flimmern dort durch dunkle Buchen,
Der Springbrunn rauſcht, die Wipfel flüſtern ſachte,
Glühwürmchen ſchweifen in den ſtillen Gängen —
Die Lerche nur weiß drum, die früherwachte,
Verträumt in morgenrothen Lüften hängend —

Wirsberg (ſie umſchlingend)

So komm — leis, ſchnell durch's Dunkel, ſchönes Weib!

Rominta.

Fort! — Nicht berühren ſollſt Du meinen Leib,
Nicht aus dem Panzer löſ' ich dieſe Glieder,
So lang' Er athmet, uns zu Schmach und Noth! —
Nicht eher, Wirsberg, ſehen wir uns wieder,
Bis Du mir Kunde bringſt — daß Plauen todt. —

Wirsberg.

Was ſagſt Du, Schreckliche! —

Rominta.

Nun reit' zurück!
Ich hör' Geräuſch — hier tödtet jeder Blick.
(Sie geht ins Zelt.)

Wirsberg.

Wie'n Wandrer, der ein grauenhaft Geſicht
Erblickte in des Blitzes rothem Licht,
Erſchrocken in die Nacht zurück ſich wendet,
So ſteh' ich von der Hölle hier geblendet. —
Horch — Tritte rauſchen auf den thau'gen Matten! —
Sie nahen ſchon — ſo berget mich, ihr Schatten.
(Er reitet zwischen die Bäume.)

(Langſchenkel und Czervany treten von verſchiednen Seiten vorſichtig auf.)

Czervany.

Pſt — ſachte — Pſt!

Langſchenkel.

Biſt Du's, Czervany? Du ziſchſt ja wie eine Fledermaus durch die Nachtluft. Wie biſt Du denn ſchon jetzt aus dem Verließ entkommen?

Czervany.

Verſtand — der Wutike — gute Freunde. — Hör' Langſchenkel — wir ſind doch unter uns? — Dreihundert — nein, wollt' ſagen: Zweihundert Roſenobel —

Langſchenkel.

Zehen wir haben?

Czervany.

Ja, Einhundert Roſenobel wenn der Anſchlag gelingt! Hab' alles abgemacht mit den Polacken.

Langſchenkel.

Was! läßt Du herunter, wie ein Jude? Du ſagteſt ja erſt dreihundert.

Czervany.

Ich? dreihundert? — nein, guter Langſchenkel, ſagt' ich ſo? —

Langſchenkel.

Hör', guter Czervany, Du willſt uns da wieder betrügen — iſt's nicht ſo?

Czervany.

Sey doch nur vernünftig! von wem kriegen wir das Geld?

Langſchenkel.

Nun, vom König Jagiel.

Czervany.

Siehſt Du den Dummkopf, und will da judiziren! — Der König giebt's dem Kronſchatzmeiſter, der Kronſchatzmeiſter dem Oberzahlmeiſter, der dem Unterzahlmeiſter, der dem Schreiber, der dem Kaſtelan, der dem Hauptmann, der mir, ſind ſieben Perſonen, jede Perſon hat zwei Hände, jede Hand

fünf Finger, an jedem Finger bleiben zwei Rosenobel hängen, ich frage: wie viel bleibt da? —

Langschenkel (ihn beim Kragen fassend.)

Rechen's einmal aus, Czervany, aber rasch, sonst erwürg' ich Dich hier in der Stille — ich frage wieviel bleibt? —

Czervany.

Siebenzig Finger, doppelt genommen und von dreihundert subtrahirt — zum Teufel! Du schnürst ja, daß mir keine Ziffer aus der Kehle kann — bleiben hundertsechzig — bleiben —

Langschenkel.

Möchtest Du nicht die Güte haben und noch ein Dutzend von den verfluchten Fingern auf mein Wamms abrechnen, das mir zu kurz ist, und noch ein Dutzend auf das Loch im Aermel, das mir zu lang wird?

Czervany.

Warum bist Du so ein langer Kerl, man muß sich einschränken, wenn man's nicht dazu hat — und so ein kolerischer, spitziger Kerl, der überall mit dem Ellbogen durchfährt! — laß los! — dreihundert — laß los, sag ich — vierhundert Rosenobel — aber nun auch keinen Schilling mehr!

Langschenkel (ihn loslassend.)

So, nun will ich auch durch die noch übrigen Finger sehn. — Siehst Du guter Czervany, es kommt nur drauf an, daß man's am rechten Fleck anfaßt.

Czervany.

Du bist doch immer der alte Spaßvogel! immer Witz und kitzliche Einfälle bei der Hand. — Aber jetzt thu' mir

den Gefallen, mach' keine Händel weiter, und ſag mir aufrichtig, wie's im Felde ſteht, ſind die Polacken bereit?

Langſchenkel.

Sie ziehen ſo eben zwiſchen dem Gebüſch und den Gräben heimlich nach der Marienburg; die auserleſenſten Kerls ſtreichen dann einzeln leiſe, dicht an der Schloßmauer durchs Dunkel hin bis zu dem Pförtchen an der Nogat. Der Wuttke hat die Wache dort, Schlag Mitternacht dreht er die Thür ſachte in den Angeln und läßt ſie ein.

Czervany.

Und ihn — ihn? —

Langſchenkel.

Den Planen? — Auf die Schloßzinne pflegt er jede Nacht hinauszutreten, wie der Burggeiſt, und ſpricht einſam im Winde mit ſich ſelbſt; ſie ſagen, er läſ' in den Sternen und im Zug der Wolken —

Czervany.

Gut, laß' ihn leſen! — Wenn der Janhagel drin iſt, gehſt Du mit dem einen Haufen grade auf's Hochſchloß los, ich führe unterdeß die Andern durch den ſtillen Gang, wo die Unſern ſtehen, auf die Zinne —

Langſchenkel.

Iſt der Planen todt, ſo iſt das Haus unſer.

Czervany.

Horch — was war das?

Langſchenkel.

Eine Wetterfahne ſchreit, da hängt ſich einer, ſagt man. — Du fröſtelſt ja! —

Czervany.

Der Tod läuft über mein Grab. Komm' nur, ſolche Nacht iſt mir juſt die liebſte, wenn die Wolken ſo übereinanderſtürzen und die Dachluppen klappen und die Hunde heulen in den Dörfern.

Langſchenkel.

Geh voraus, Du trittſt ſo leiſe über den Raſen, wie ein Wolf der von der Kette losgekommen, die Augen funkeln Dir ordentlich roth im Kopfe. (Beide ab.)

Wirsberg

(aus ſeinem Hinterhalt raſch hervor tretend.)

Mein Roß! — Feld, Bäume drehn ſich wie im Wahnſinn,
Ich taumle faſt — o hölliſcher Verrath!
Und faßt' ich ſie, ein Schrei hier in der Nacht
Verdürbe mich und alles wär' verloren. —
Fort nach Marienburg, dem Mord voraus!

(Er ſtürzt fort.)

Dritte Scene.

(Nacht. Auf der Zinne von Marienburg. Kunz und Wuttke.)

Wuttke.

Siehſt Du noch immer nichts von den Polacken, Kunz?

Kunz.

Bin ich denn eine Katze, daß ich in der Nacht ſehen ſoll?

Wuttke.

Nun, auf's Mauſen verſtehſt Du Dich doch. — Pfuy über dieſe podoliſche Langſamkeit! Ich wette, die ganze Ar-

mee iſt wieder in Thran getreten, und kann die Stiefeln nicht herauskriegen. Aber gieb Acht, Kunz, geht das ſchief heut Nacht, ſo erlebſt du ein exemplariſches Unglück an mir! Iſt das ein Leben hier zwiſchen den Mauern, wie ein verroſteter Ladſtock im Laufe des Krieg's!

Kunz.

Ich bitt' Dich, Wuttke, Deine Zunge wird Dir noch den Hals koſten.

Wuttke.

Koſten? — Da iſt nicht viel zu koſten, nichts als Flechſen!

Kunz.

Das unmenſchliche Sauſen! Du biſt ſchon wieder übergeſchnapſt. Stehſt da wie ein zerzauſter Weidenbuſch im Sturme.

Wuttke.

O Du langer ſchlanker, blaſſer Jüngling! recht wie ein Talglicht! Wenn Dich der Krieg abgebrannt hat, wird Dich noch eine ſchmierige Ehefrau als Profitchen aufſtecken. — Sauſen! — was verſtehſt Du davon! — Mir fängt eben erſt an martialiſch zu werden, es kniſtert mir ſchon in den Haaren, ich fühl's ordentlich, wie mir der Feuermann ſachte durch's Sparrwerk zu Dache ſteigt. — Aber hör', Kunz — ich glaube, der Wirsberg iſt auch noch nicht wieder zurück? den hat auch der Teufel grade heut auf Patrouille geritten! Geh hinunter an's Pförtchen, und laß ihn hurtig ein ſowald er kommt, daß er draußen nicht Lunten riecht.

Kunz.

Wenn ich nur dem Schönfeld nicht in die Hände laufe, er hat heut das Kommando auf dieſem Flügel, da komm

komm ich nicht ſobald wieder los. Dem haſt Du gut eingeſchenkt! Er rumort und lärmt und kommandirt Treppauf, Treppab durchs ganze Haus, wie ein betrunkenes Geſpenſt. — Horch — bei Gott, da kommt er eben wieder daher geſchimpft! (eilt durch die entgegengeſetzte Thüre ab.

Wuttke.

Er ſey mir willkommen.

Johann v. Schönfeld

(das Folgende zum Theil, ehe er noch eintritt.)

Des Teufels Söldner ſeid Ihr! Was! iſt das Dreßur? iſt das Subordination? Gar keine Ordination, gar keine Tonſur habt Ihr! Hundezucht! und wären die Kerls wenigſtens fetter, ſo wären's wahre Hund'sfötter!

Wuttke.

Im Namen der Gottſeeligkeit, hebe dich von mir, Du nachtſchwärmender Geiſt, begieb Dich zur Ruh, ſonſt kräh' ich Dich an, wie ein Hahn!

Schönfeld.

Der abergläubiſche Menſch hält mich für ein Geſpenſt. — (gravitätiſch auf ihn zugehend.) Abera, Kadabera! — aber Ihr irrdiſches Hornvieh verſteht kein Latein. — Unglückſeeliger Wuttke! ich komme Dir den Kopf zu waſchen von dem Schimmel Deiner Sünden, ich komme —

Wuttke.

Ja, aber ſacht nur! ſacht! Du ſtolperſt, ſeeliger Geiſt — wirfſt einen recht dicken hoffärtigen Schatten im Mondſchein hinter Dir.

Schönfeld (sich erschrocken umsehend.)

Schatten? hinter mir? was? dummes Zeug! — Du
bist so ein verwitterter, langer schlottricher Kerl, Wuttke —
soll ich mich fürchten vor Dir? Glaubst Du, daß ich Dich
wirklich für einen verstorb'nen Geist halte? — Dummes Zeug!
so ein langer, rindslederner Kerl, so'n —

Wuttke.

He! he!

Schönfeld.

Hör' Wuttke — meiner Treu, das giebt eine schöne
Resonanz hier von der Zinne.

Wuttke.

Kommt, kommt nun zu Bett, gestrenger Herr, die
Nachtluft greift Euch an,

Schönfeld.

Dummes Zeug! — Schrei' noch einmal mit mir zu-
gleich.

Beide.

Oho! Hihaho! (gehn schreiend ab.)

(Georg v. Wirsberg tritt nach einer kurzen Pause durch die entgegen-
gesetzte Thüre rasch ein, zurücksehend.)

Wirsberg.

Da — in dem stillen Gange schlüpft's — jetzt dort —
Als wär' ich zwiefach hier — nur wüster, bleicher,
Verstörter dort — verfluchter Doppelgänger!
Wo ich mich umseh', kauert er im Winkel,
Die Wendeltrepp' hinan schlich's leise, leise
Dicht hinter mir, und schwäng' ich vor Entsetzen
Mich über die Zinne hier, er stürzt' mir nach! —
Nicht doch — still, still — wer Arges sinnt, der sieht

Den Schattenriß der eigenen Gedanken
Verlockend über Feld und Wände ſchweifen. —
O welchen Sturm verwegener Gelüſte
Regſt Du geſchäftig in der Bruſt mir, Teufel!
Mord, Lüge, Wahnſinn brütet dieſe Nacht
Und wird mit ihrem Hauch der künft'gen Tage
Unſchuld'ges Morgenroth verlöſchen! — Draußen,
Als ich allein zurückritt aus dem Lager,
Im Feld, im Wald, durch die Nachteinſamkeit
Flüſtert's mir leiſe zu, daß mir die Haare
Vor Graun ſich ſträubten: Heut noch wird ſie Dein! —
Noch weiß hier keiner von dem Plan — nur ſchweigen
Dürft' ich — im erſten Schreck, in der Verwirrung
Des Ueberfalls — es träf' ſich leicht — der Plauen
Iſt keck und ſtürzt ſich blind hinein — ich ſelbſt,
Ich könnt' ihn ungeſehn — Wie! ſprach da wer? —
Wenn ich im innern Hof die Unſern ſtellte —
Der Plauen todt — wir werfen in die Nacht
Die Polen raſch zurück — ich rett' das Haus
Und mein — mein: Luſt dann, ew'ger Ruhm —

(plötzlich laut aufſchreiend)

Wer iſt da? —

Plauen (tritt auf.)

Du hier? — Was fährſt Du ſo erſchrocken auf? —
Du ſiehſt ganz bleich im Wiederſchein der Blitze.

Wirsberg (verwirrt.)

Die Fahrt — die wilde Nacht —

Plauen.

Die Nacht iſt ſchön.
Sieh, in Gewittern geht der Herr vorüber

Mit allen Schrecken ſeiner Majeſtät,
Als wär' da nichts Gemeines mehr auf Erden
Und nur das Große könnt' der Menſch bedenken. —

Wirsberg.

O Herr! —

Plauen.

Was iſt's? — Du biſt ſeit kurzer Friſt
Verwandelt, Wirsberg, blickſt ſo ſcheu und traurig. —
Sonſt, wenn wir um die Lagerfeuer ruhten
Bei Nacht im ſtillen Felde, und die alten
Geſchichten da von Noth und Luſt und Kampf
Der Ordenshelden in die Runde giengen:
Da funkelt' es ſo hell aus Deinen Augen,
Ich ſah Dich Stunden lang, fern von dem Lärm
Der andern, ſinnend in die Nacht hinausſchaun,
Und bei dem Widerſchein der Flamme flog
Ein muth'ges Zürnen über Stirn und Wangen:
Daß Du in jenen Zeiten nicht gelebt. —
Nun, Georg — die alte Zeit iſt wiederkommen
Und fragt nach ihren Helden — wieder Stamm
Und Kron' zugleich gilt's jetzt! — Was willſt Du noch?

Wirsberg.

Mein Plauen — nein! das waren andre Zeiten,
Als die hier freudlos zwiſchen dumpfen Mauern!
Da lag im Morgenglanz das heil'ge Land,
Gebirge wunderbar und Waſſerfälle
Und Palmen träumend über Zaubergärten,
Wie man's bei Nacht in Wolken glaubt zu ſchauen.
Und aus dem Glanze blitzten von den Auen
In fremder Pracht ſeltſame Kriegsgeſtalten,

Auf ſchlanken Roſſen ſchön geſchmückte Frauen,
Die plaudernd vor den bunten Zelten halten,
Geſang dazwiſchen durch den Abend her
Von Chriſtenſchiffen über's blaue Meer. —
Da war's 'ne Luſt, die Sporen einzudrücken,
Als funkelt' rings die Welt von Edelſteinen!
Da mocht' dem Kühnen noch das Höchſte glücken
Und jeder konnte aus den Zauberhainen
Sich ſelbſt zum Kranz den friſchen Lorbeer pflücken! —

Plauen.

Du dauerſt mich mit Deinem irren Sehnen. —
Was Lorbeer, Glanz! — Schwazſt Du vom heil'gen Land,
So denk' des Meiſters auch, der dort gewandelt!
Ihm lohnt' die Welt mit einer Dornenkrone. —

Wirsberg.

Du biſt ſo herb und ſtreng in dieſen Tagen —
Verſtör' mich nicht — um Gott! nur heut — nur jezt nicht!

Plauen.

Warum ſollt' ich den Jägersmann nicht wecken,
Der träumeriſch am Abgrund eingeſchlummert? —
O glaub' mir, Georg, in ſolcher wilden Zeit,
In Kriegsgefahren wie in großer Freude,
Steigt aus ſich ſelbſt der Menſch und zeigt ſich offen.
Ich hab's mit Schmerz geſehn: Kühn, tapfer ſeid ihr,
Doch jeder will's auf ſeine Weiſe ſeyn
Und keiner ſelbſt ſich opfern dem Geſetz.
Viel' Helden gab's zur Heiden-Zeit ſchon — wollt' ihr
Zu ihrem Banner Euch von Chriſtus wenden? —
Chriſtlich Panier, geiſtlichen Sinn verlangt
Der Augenblick, doch euer Sinn iſt weltlich

Und liebt noch andre Dinge, als die Pflicht:
Beſitz, des Namens Glanz, Gold, Frauenlieb. —
Der Frauen höchſte haſt Du Dir erkoren,
Die, unſre Fahne in der reinen Hand,
Hoch vor uns herzieht auf der Morgenröthe,
In ſtillen Nächten über'n Sternen-Grund,
Mit Himmelsglanz die arme Erde ſtreifend.

Wirsberg.

O Plauen — könnteſt Du in's Herz mir ſeh'n! —
Die Nacht ſchilt auf mich her mit allen Wipfeln,
All' Sterne funkeln zornig auf mich nieder —
Ich bin ſo ganz, ganz ein verlorner Mann! —

(er ſtürzt ſich auf die Brüſtung der Zinne, das Geſicht mit beiden Händen bedeckend)

Plauen.

(ihn betrachtend, nach einer Pauſe.)

Geh' ſchlafen — Du biſt überwacht — und ſtachle
Dich nicht mit Fechterworten, die das Ohr
Der ernſten Nacht verſtör'n — nicht höher acht' ich's,
Als Sternenſchnuppen an dem Firmament,
Das löſcht der Sturm hier oben aus. —

(er will gehn, ſich zurückwendend)

Noch ein's!
Wir ſind allein — ich wollt' Dir's lange ſagen:
Verworrenes Gerücht von Dir, wie Nachtluft
Durch Unkraut, ziſchelt heimlich hier durch's Haus.
Man ſagt, Du ſuchſt das Labyrinth der Nacht
Und wirfſt die friſche Jugend weg an Weiber. —
Wirsberg! — Zwei Herr'n dient keiner unverſehrt.

Wirsberg (geſpannt aufhorchend.)

Zwei Herr'n? — Wie meinſt Du das?

Plauen.

Hör', Georg — hier iſt's
So ſtill — wer weiß, wie's morgen um uns ſteht. —
Sitz' noch — ich will Dir eine Mähr' erzählen,
Die merke wohl. —

(er ſetzt ſich an Virkbergs auf die Zinne)

Es lag die Welt in Argen.
Ein Jüngling, drob erzürnt, floh in den Wald
Und ſann, ſie einzurichten. Da erſchien
Der Herr ihm in der Einſamkeit und winkte
Zu folgen ihm. — Und über ſtill Gebirge
Von Fels zu Felſen ſtieg der wilde Pfad,
Er ſah die Länder durch den Riß der Wolken,
Die Heimath unten und des Vaters Schloß,
Und tiefe Wehmuth wollt' ihn ganz bezwingen.
Und da ſie oben ſtanden, ſprach der Herr:
„Nun blick' noch einmal in die blüh'nde Tiefe —
Willſt Du der Erde dienen oder mir?"
Ey Dir! rief der, und wandte ſich geblendet
Vom Feuerglanz; der Meiſter aber ſprach:
„So werfe fort Dein irrd'ſches Kleid von Hochmuth,
Weltluſt und eitlem Ruhm — es hat die Erde
Noch andre Götter neben mir, Du ſelbſt
Sie niederwerfen nun, denn mich erbarmt's
Der Reinen. —" „Herr, entgegnet da der Knabe,
Wie doch vollbrächt' ich das, ſo arm, verlaſſen
Hier in der Oede! —" Der Allmächt'ge aber
Blickt' leuchtend in ſein Herz und ſprach: „Da nimm
Mein Schwerdt — ich will Dich ganz in Feuer kleiden. —"
Der Jüngling, tief erſchauernd, drauf: „Hie bin ich! —"

Da faßte den Verzückten Gottes Hand,
Und wo er auftrat, ſchlugen Zornesflammen
Vom Boden auf und hinter ſich vernahm er
Den Schrei der Welt, in Lohen niederdonnernd.
Ihm ſelber aber war das Haar ergraut
Und öfter ſtand er ſtill und ſchüttelt ſchaudernd
Das Blut ſich von den Locken. — Und als nun
Geſühnt der Frevel: hatt' das Himmelsfeuer
Auch ihn verzehrt — und als die Donner dann
Fernab vergrollten und die neue Zeit
Verweint emporſtieg unterm Friedensbogen:
Da wußten die unſchuldigen Geſchlechter
Nichts von dem Streiter mehr, und keiner kannte
Den Platz noch, wo er ſank — ein Häuflein Aſche
Vom Wind zerſtiebt. —

Wirsberg (aufſtehend.)

Laſſ' los mich — Du biſt ſchrecklich!

Plauen.

Ich nicht. — Fürcht' Gott und laſſ' bei Gotteswerk
Fortan all' andre Furcht und andres Hoffen!
Und wenn dereinſt — Horch da, was rührt ſich? —

Wirsberg (erſchrocken.)

Wo?

Plauen.

Dort an dem Wall, beim hellen Schein des Blitzes,
War's doch, als ob dort fremde Männer ſtünden. —

Wirsberg.

Hörſt Du nicht Waffen raſſeln durch die Nacht?

Plauen.

Da — immer mehr und mehr — jetzt hier — dort wieder —

Wirsberg (ſtürzt vor Plauen zu Boden.)

O Gott! Hülf', Plau'n, die Hölle thut ſich auf!

Plauen (ſich hoch aufrichtend.)

Was giebt's? —

Wirsberg.

Sieh mich nicht ſo entſetzlich an!

Plauen.

Was giebt's? — hier über dieſer Zinne Rand,
Wo Schwindel, Sturmgleich, jedes Haar emporſträubt,
Treib' ich hinab Dich in den nächt'gen Abgrund,
Sag' ſchnell, was weißt Du? ſprich! —

Wirsberg.

Verrath! — Die Söldner —
Am Nogatthor — ſie nah'n ſchon — rette Dich!

Plauen

(ihn ergreifend und nach der Thüre ſchleudernd.)

Voraus, armſeel'ger Wicht!

(er zieht ſein Schwerdt, fortſtürzend)

He Ratten! Ratten!

Vierte Scene.

(Nacht. Freier Platz, im Hintergrunde das Schloß Marienburg, zum Theil von Flammen beleuchtet. Kriegslärm in der Ferne. Friedrich von Kinthenau und Hanns von Polkau treten von verſchiedenen Seiten auf.)

Kinthenau.

Wer kommt da?

Polkau.

Hanns von Polkau.

Kinthenau.

Hat Dich auch

Der kecke Ueberfall herausgelockt
Aus Deinem ſtillen Bau, alter Fuchs? —
Ich denk', heut Nacht wird dieſer Pfaffen-Ritter
Hochfahr'nder Sinn gebrochen, und ein ſimpler
Landritter auch einmal im Preiſe ſteigen. —

Polkau.

Steck' nur Dein Denken wieder in die Taſche.
So eben kam mein Diener von dem Kampf:
Sie hatten Witt'rung drinn, noch eh' die Polen
Recht wußten, wo hinein. Der Plauen merkt's.

Kinthenau.

Nun dieſer Plau'n iſt recht des Teufels Spürhund!

Polkau.

Horch, immer lauter wächſt das Kriegsgetümmel
Und hieher wendet ſich der wilde Klang.

Kinthenau.

So komm! — Am ſchlimmſten zwiſchen zwei Partheien
So mitten ſtehen in der falſchen Stille. —
Man darf uns hier nicht ſchleichen ſehn. Ich ſammle
Die Meinen ſchnell, und jag' den mit, der flieht.

Polkau.

Das, Kinthenau, das iſt es juſt — die Schmach,
Wie feiler Hunde Schwarm, ſo an die Ferſen
Gekoppelt dieſer übermüth'gen Ritter!

Kinthenau.

Laß' nur! Gewaltig kreiſt die wilde Nacht,
Wer ſagt voraus da, wie das enden mag!

(Beide ab.)

(Czervany und Langschenkel kommen eilig von der entgegengesetzten Seite.)

Czervany.

Der Tausend! ich bin da herausgeflogen. ich weiß selbst nicht wie!

Langschenkel.

Der Plauen hat uns wie Bomben herausgeschossen — nun können wir hier draußen vor Aerger zerplatzen.

Czervany.

O Glück! Glück! was soll aus klugen Köpfen werden, wenn Du nicht gleichen Schritt hältst mit dem Verstande!

Langschenkel.

Du schritt'st jetzt ein wenig zu lang aus, es kann Dich nicht einholen.

Czervany.

Hör' nur — das würgt und kollert in der dicken Nacht wie verbissene Hunde und Katzen durcheinander — aber es schadet nichts, ich mach' mich doch bezahlt! das polnische Lager steht jetzt leer, da giebt's noch Rosenobles genug — ich geh' hin, und mache mich bezahlt!

Langschenkel.

Wahrhaftig, alter Schariwari, wenn dir Fortuna in's Gesicht schlägt, giebt's artige Funken! — Geschwind fort in's Lager, eh' die andern nachstürzen! Ein rechter Soldat ist überall der Erste! —

(Sie wollen abgehn.)

Wuttke

(mit erzogenem Schwerdt ihnen entgegen.)

He Hollaho! Mord! Pest! Brand!

Czervany.

Biſt Du toll? wir ſind ja von uns!

Wuttke.

Das iſt mir alles gleich! Ihr juſt hab't mich in das Pech gebracht, daß ich Stiefel und Reputation drinn ſtecken laſſen muß — die ganze Welt iſt ein feuerſpeiender Berg, der uns ausſpeit! — Oh! —

Langſchenkel.

Beiß' Dich in die Naſe, Wuttke, beiß' Dir ein Ohr ab, das iſt gut für jähe Wuth.

Czervany.

Nimm doch nur Vernunft an, ehrlicher Wuttke!

Wuttke.

Wer kann mich dazu zwingen? das will ich doch ſehn!

(er fährt ſie an.)

Langſchenkel.

Friſch Czervany! den Kerl muß man in ſein eignes Beſtes hineinprügeln. (Sie treiben den Wuttke hinaus.)

(Ein polniſcher Hauptmann und Soldaten ſtürmend.)

Hauptmann.

Horcht — wie die Windsbraut, ſtürzt's ſich in die Nacht
Hoch über uns hinweg.

Erſter Soldat.

Auf unſichtbaren
Luftroſſen reiten ſchreckliche Geſtalten.

Zweiter.

Wie gräßlich leuchtet dieſer Brand hinaus
Weit in das Feld und über's leere Lager,
Verwirrend Angſt und Flucht!

Erſter.

Fort! dort hinaus! —

Rominta

(ganz gewaffnet, ihnen entgegenſtürzend.)

Zurück da, hünd'ſche Knechte ihr des Glücks!
Wollt ihr, daß eure ſchandbefleckte Namen
Kindskinder von Geſchlecht einſt zu Geſchlecht
Mit Stachelreden peitſchen? — Steht! wie hoch
Denn ſchlag't ihr euer lump'ges Leben an,
Wenn ihr's nicht ſetzen mög't an ſolche Stunde!

Zweiter Soldat.

Mach' Platz da, grauenhafte Kriegshexe! (ſie eilen ab.)

Rominta.

Wär' ich ein Mann! —

Hauptmann (ihre Hand ergreifend.)

Ich kenn' Dich — komm! Noch ließ
Der Tod hier eine ſtille Gaſſe offen,
Ich führ' in's Feld Dich durch die Flammen. — Fort!
Der Planen bricht ſogleich dort aus dem Thor.

Rominta.

Dort, ſagſt Du, aus dem Flammenthore kommt er? —
Sag' ſchnell, woran erkenn' ich ihn? —

Hauptmann.

Was ſinnſt Du?

Rominta.

Nein, geh' du nur. —

(Sie ſtellt ſich an der äußerſten Seite der Bühne hinter einen Stein und legt ihre Armbruſt auf das Thor an.)

Hauptmann.

Ich kann Dich hier nicht laſſen.
Was zielſt Du in die öde Nacht? —

Rominta.

Wer ist
Der furchtbarschöne in den Feuerwogen?
Die Fahne hält er hoch empor, wie'n Cherub
Mit goldnen Flügeln in den Flammen schlagend —
Entsetzt weicht alles, ihm gehorcht die Schlacht —
Jetzt wendet er sich —

(Plauen mit Schwerdt und Fahne erscheint im Getümmel auf der Mauer.)

Hauptmann.

Weh! der Plauen!

Rominta

(läßt plötzlich ihre Armbrust sinken.)

Der? —

Hauptmann.

Um Gotteswillen, fort! wir sind allein schon —
Eil', eh' der Sturmeswirbel Dich erfaßt!

Rominta.

(die fortwährend nach der Mauer hingestarrt, plötzlich auffahrend.)

Ja fort! Führ' mich hinweg, weit — weit von hier!

(Beide ab.)

(Polen, im Kampf mit Ordens-Soldaten fliehen über die Bühne. Im Hintergrunde sieht man Plauen, Graf Günther von Schwartzburg und mehrere Ordensritter.)

Plauen.

Seht ihnen nach! — Wer sah den Wirsberg heut?

Schwartzburg.

Ich, Herr. Das Haar gesträubt, bleich, zähneknirschend,
Wie'n grauenhaft Gespenst, theilt' er die Flammen
Und stürzt', uns allen vor, sich auf den Feind.

Plauen.

Eil', faß' ihn mitten aus dem Mordgetümmel.
Und lad' zum Morgenroth ihn vor Gericht!

Schwarzburg.

Gericht? — den Wirtsberg? —

Plauen (in die Ferne schauend.)

Dort hinaus die Reiter!
Sie stehn noch einmal — laſſt sie nicht verschnaufen!
Mehr Fußvolk noch zum Wald! — das stockt und ringt!
(Draußen Glockengeläut und Jubelruf.)
Jetzt wenden sie sich — unabsehbar wälzt
Im Wiederschein der Flammen sich die Flucht,
Sturmglocken hör' ich gehn von Dorf zu Dorf,
Das Land ist frei! —
(Er fällt auf die Knie.)
Du hast's gethan! halt' fest mich
In diesem Sturm der Freude, starker Gott!

Dritter Aufzug.

Erste Scene.

(Konventś-Zimmer im Schloße zu Marienburg. Hermann Gans und Jost v. Hohenkirch spielen Schach. König sieht dem Spiele zu. Ulrich Zenger, Heinrich Schäven und mehrere Ordensritter theils sitzend, theils mit einander umherwandelnd. Hans v. Baysen sitzt in einer Fensternische und ist beschäftigt, eine Zitter in Stand zu setzen.

Schäven.

Du, Zenger, kommst vom Haus zu Brandenburg?

Zenger.

Ja, zum Kapitel bin ich mit berufen.
Wir haben lang' uns nicht gesehen, Schäven,
Was hat seitdem sich alles umgewandelt!
Mit Polen Friede, hier ein neuer Meister —

Schäven.

Ja, mit der Wahl gieng's rasch, wie mit dem Krieg.
Küchmeister lag in Polen, wund, gefangen,
Hier gieng die See vom Kriegessturm noch hohl
Und warf das lecke Schiff, da blickten alle

Nur

Nur nach dem Steuermann, und Plauen ward
Einmüthiglich zum Meiſter ausgerufen.

Zenger.

Nun, und was meint man hier zum neuen Herrn? —

Schäven.

Hm — Zenger, 's iſt nicht gut, von allem reden.

Zenger.

Als ich hereinritt hier, hört' ich Chor ſingen,
Es war nicht eure Zeit — das iſt was Neues.

Schäven.

Der Meiſter hat zwölf Mönche hergerufen,
Die heben an zu pſaltern, wenn wir ruh'n,
Daß Tag und Nacht kein Schweigen iſt im Chore —
Dir, Zenger, darf ich's ſchon vertrau'n — er will's
Erzwingen mit der alten Regel, Beten,
Kaſteyn und Füße waſchen ſchmutz'gen Kranken —
Iſt das ein Leben, wie es Rittern ziemt,
Die, gleich den Fürſten, Land und Leut' regieren? —
Dabei das Schantzen, Bau'n und Truppen muſtern,
Als wär's im Feld noch zwiſchen Sarazenen,
Und keiner wird des lieben Friedens froh.

Zenger.

Da lob' ich mir mein abgelegnes Schloß
Weit von Marienburg, da bin ich Herr
Und mach's komode mir. — Sieh da, der Schönfeld!

Schönfeld (eintretend.)

Salus, Ihr Herren!

Zenger.

Gratias.

Schönfeld.

Ich meint' ſchon,

Ich käm' zu ſpät.

Schäven.

Um Zehn erſt iſt Kapitel.

Schönfeld.

So beſſer. — Brr, ein rauhes Wetter heut!

(er legt den Mantel ab.)

Schäven.

Da klirrt was drinn.

Schönfeld.

Merkſt Du's? — Ich bin kein Narr,

Mich ſo der Luft zu exponiren — da —

(er holt Flaſche und Becher aus dem Mantel.)

Recht ungriſches Gewächs! — Du biſt ja auch
Ein Kenner, Zenger. Sieh doch, wie's ihm gleich
Die Naſe röthlich überläuft! — Kommt, ſetzt Euch.
Soll's munden mir, ſo muß ich diskuriren.

(Sie ſetzen ſich um einen Tiſch.)

Schönfeld (einſchenkend.)

Auf langen Frieden!

Zenger (anſtoßend.)

Draußen und im Haus!

Schönfeld.

Die chriſtliche Geſundheit (trinkt) Doch nun ſag't,
Wozu hat uns der Meiſter herbeſchieden?

Schäven.

Wozu? — Hm — davon wäre viel zu ſprechen. —

Schönfeld.

Sieh's von Dir, Freund, sieh's von Dir, 's bläſt Dich auf.

Schäven

(geheimnißvoll, sich nach allen Seiten umsehend.)

Im Friedens-Instrumente, zwischen uns
Und Polen, heißt's: der Schatz soll hunderttausend
Schock Groschen zahlen an die Krone Polen —

Schönfeld.

Nun, dacht' ich Wunder doch! — das wissen wir alle.

Schäven.

So? — Nun, wirst Du die Groschen zahlen?

Schönfeld.

Ich? —

Schäven.

Ich dachte — denn der Ordens-Schatz hat nichts —

Zenger.

Der Ordens-Schatz? —

Schäven.

Hat nichts. — Nun frag' ich, Schönfeld,
Wo kam es hin?

Schönfeld.

Na, was weiß ich! Bibamus! (trinkt.)

Hohenkirch (am Spiele.)

Schach! — Ihr bedenkt zu viel. Da — unterdessen
Rückt frisch mein Springer auf.

Gans.

Gemach nur, Jost!
Man wird jetzt ganz verwirrt mit Eurem Spiele,
Ihr jungen Ritter steckt voll neuer Finten.

König

(der bisher hinter seinem Stuhle gestanden, eine Figur ergreifend.)

Den Thurm dorthin!

Gans (heftig zu König.)

Seht doch den Superklug!
Dumm Zeug! das mach' ich ſelbſt, brauch' Deinen Witz nicht!
Verſtanden?

König

(ſich ſtolz von den Spielenden wegbegebend.)

Wohl, ſo macht's auch ohne Witz!

Schönfeld.

Da kommt der vierte heilige Dreikönig!

Schäven.

Nein, laß' den nur, das iſt ein offner Kopf.

Schönfeld.

Drum läuft ihm auch die Weisheit allzeit über.

König (zu ihnen tretend.)

Hab't ihr von Wirsberg nichts gehört?

Zenger.

Man ſagt,
Er treib' im Land' ſich um.

Schönfeld.

Schad' um den Jungen!
Ein wackrer Burſch.

König.

Im Marſtall und beim Jagen.

Schäven.

Was es nur giebt mit ihm? der Plauen fodert'
Ihn vor Gericht — er aber trotzt und kommt nicht.

König.

Es ſollt' mich wundern, wenn es anders gienge.
Roß' tummeln, Hunde zieh'n und Falken werfen!

Woher ſoll da die reife Einſicht kommen?
Die Friedenszeit braucht andre würd'ge Männer,
Die ſich in Wiſſenſchaften umgeſehn —
Nimmt man den Helm ab, gilt der Kopf allein.

Schönfeld.

Wär' ich wie Du, ich richtet' hier ein Heer
Latein'ſcher Reiter auf mit Doctor-Hüten.

König.

Lohnt nicht — 's giebt manchen Graukopf, dem der Hut
Nicht paſſen möchte auf die langen Ohren. —
(Er geht weiter.)

Zenger.

Da haſt eins weg.

Schönfeld (dem König nachſehend.)
Seht doch! der Klapperſtorch!
Stolzirt, als wär' er aus dem ält'ſten Haus!
Ja, alt genug iſt's, ein durchlauchtig Dach,
Da guckt die Sonn' hinein, die Ratt' heraus,
Das Wappen ein Koßäth' in grünem Felde. —

Bayſen (der unterdeß hinzugetreten.)
Was habt Ihr hier? Giebt's Händel? Laß't doch hören!

Schönfeld.

Biſt Du auch wieder da, mein Reiter-Bürſchchen!
Wo haſt Du denn die Laute aufgeſtöbert?

Bayſen.

Fand's droben ganz verſtaubt — nun klingt's ſchon wieder.
(Er thut einige Griffe.)

Schönfeld.

Kurioſer Klang — als gieng' die Frühlingsſonne
Hell über Haus und Hof, da fallen einem
Die alten Zeiten wieder ein. — Laß' ſeh'n,
Ich wußt' ein Lied ſonſt — lernt's in Welſchland noch —

(er nimmt die Laute und ſingt, ſich beſinnend, bald für ſich.)

Ich gieng bei Nacht einſt über Land —
Wie heißt's doch weiter? — von dem Jäger-Bürſchchen —

(ſingt.)

Ich — gieng auf meiner Naſen —

Bayſen (nimmt ihm die Laute.)

Gebt! Ihr verderb't das Lied. So geht die Weiſe:

(ſpielt und ſingt.)

Ich gieng bei Nacht einſt über Land,
Ein Burſchlein traf ich draußen,
Das hatt' 'nen Stutzen in der Hand
Und zielt' auf mich voll Grauſen.
Ich rennte, da ich mich erboß',
Auf ihn in vollem Naſen,
Da drückt das kecke Bürſchlein los
Und ich ſtürzt' auf die Naſen.
Er aber lacht mir in's Geſicht,
Daß er mich angeſchoſſen,
Cupido war der kleine Wicht —
Das hat mich ſehr verdroſſen.

(Alle lachen.)

Gans.

Hohe! hohe! iſt das ein geiſtlich Haus!
Du, alter Schönfeld, auch, Du biſt der Schlimmſte!

Schönfeld.

Sieh' Du zum Schach und frag' nicht nach Cupido,
Sonst geht Dein Spiel schief.

Hohenkirch.

Matt! —

Schönfeld.

Sieh'st Du, ich sagt's ja!

Bayfen.

Es ist langweilig hier bei euch im Frieden,
Ihr selbst kommt mir jezt anders vor als damals
Im Feld zu Roß, mit hohen Federbüschen —

Schäven.

Sei Du nicht naseweis.

Schönfeld.

Nein, er hat Recht,
So'n Friede ist wie abgestandnes Bier,
Wirst keinen nieder, aber schmeckt langweilig,
Die Zeit wird sauer, wenn sie lange steht.

(Johann Graf v. Sayn und Rudolf Graf v. Kyburg treten ein.)

Schäven (zu Schönfeld.)

Da rauscht des römischen Reiches Adel her! —
Sie werfen stolz die Handschuh auf den Tisch —
Sie grüßen nicht —

Schönfeld.

So brauchst Du nicht zu danken.

Gr. Kyburg (auf König deutend zu Sayn.)

Sieh doch, da ist der Bauersohn, der König,
Wie'n Hahn mit seinen Ritterspor'n, der sich
Verlaufen von des Vaters Mist.

Gr. Sayn.

Gieb Acht,
Er ſtreckt ſich vornehm ſchon, er wird gleich krähen.

Gr. Kyburg (zu den Andern.)

Willkommen hier bei uns!

Zenger.

Ihr ſelbſt willkommen!
Wir ſind hier, mein' ich, alleſammt zu Hauſe. —

Gr. Kyburg.

In alten Häuſern niſtet vielerley.

König.

Ja, Raubgeflügel hoch vor allen andern,
Das auf den armen Landmann niederſtößt.

Gr. Kyburg.

Wenn er ſich duckt, geht's über ihn hinweg.

Gr. Sayn.

Gieb Dich nicht ab mit ihm. – Es flügeln Adler
Zaunkön'ge wohl mit ſich empor, die dann
Verwundert ſchwirr'n, daß ſie ſo hoch geſtiegen. —

König (beſtig.)

Wie meint Ihr das?

Gr. Sayn (eben ſo.)

Wie Ihr es deuten wollt.

Gr. Kyburg.

Et, laſſ' ihn ſchwirren doch!

Gr. Sayn.

Ich nicht! Er ſoll
Nicht Hohes meſſen mit gemeinem Spaten!

König.

Ich meſſe Dich wie mich nach dem Geſetz!

Gr. Sayn.

Hüt' Dich! wer mit dem Schwerdt in's Buch der Welt
Geſetze ſchreibt, der frägt nicht, ob ein Blatt
Ihm an der Degenſpitze hängen bleibt.
Du ſelber zeigſt, wie's hohe Zeit, den Trotzmuth
Des Bauers, der gern Herr ſeyn will, zu brechen!

König (an ſein Schwerdt greifend.)

Trotz gegen Trotz! laſſ' ſehn, wer eher bricht!
Ich trag' ein Kreutz —

Gr. Sayn.

Das thut der Eſel auch!

(Man hört Glockengeläut.)

Schönfeld (dazwiſchentretend.)

Nun, Schwerenoth! wird's ruhig bald? wen's juckt,
Der krahe draußen ſich!

Gans.

Gott ſchütz'! nun wird
Der Schönfeld auch noch toll! — Hört Ihr denn nicht!
Sie läuten zum Kapitel ſchon.

Gr. Sayn.

Was lärmt Ihr?
Mein't ihr, ich würd' ihn hier im Remter prügeln? —

(geht mit Kyburg ab.)

Schönfeld (zu Zenger.)

Wenn man ſich ſo auf nüchternen Magen ärgert,
Muß man dazuthun —

(er trinkt.)

Zenger.

Komm', die andern gehn ſchon.

(Alle ab, bis auf Ebenkirch und Bapſen.)

Bayſen.

Hier ſcheint der Krieg noch ſachte fortzuplänkeln.

Hohenkirch.

Nach Ungewittern ſieht man's lang' noch blitzen.

Bayſen.

Küchmeiſtern ſah ich nicht, wo bleibt der heut?

Hohenkirch.

Er lag ſo lang' in Polen. Wir erwarten
Ihn täglich hier aus ſeiner Haft.

Bayſen.

Ich meine,
Der Meiſter ſandte Dich, ihn auszulöſen.
Sprachſt Du ihn dort?

Hohenkirch.

Ja — ich erſchrak vor ihm,
Bleich, düſter ſieht er aus, das Haar ergraut —
So härmt er ſich, daß ihn die Polen ſiegen
Inmitten ſeines feur'gen Siegerlaufs.

Bayſen.

Ja, 's bl ein ſteifer Mann.

Hohenkirch.

Er wußt's noch nicht,
Daß Planen Meiſter ward.

Bayſen.

Wie nahm er's auf?

Hohenkirch.

Erſt ſchwieg er lang', doch ſeine Stirne zuckte,
Dann murmelt' er halb laut: Ei freilich, Kön'ge
Verjagen und Marienburg befrein —

So was macht waidlich Lärm, giebt schöne Ecke's
In ferner Nachwelt. —

Baysen.

Sagtest Du ihm nicht,
Daß sie zum Ordens-Marschall ihn erwählt?

Hohenkirch.

Ja wohl — da lacht' er plötzlich auf und sprach:
So'n Marschall Halt! — soll ich die Federbüsche
Auflesen, die der Plau'n verstreut im Felde?

Baysen.

Geh', Du verdirbst mir ganz das Heldenbild. —
Laß' uns zum Hochschloß sehn, die Herren sind
Beisammen nun, ich denk', da giebt's was Neues.

(Beide ab.)

Zweite Scene.

(Kapitel-Saal zu Marienburg. Hermann Gans, die Grafen v. Ky burg und Sayn, Schönfeld, Zenger und Schäven um eine Tafel sitzend, an deren oberen Ende Heinrich v. Plauen.)

Plauen.

Seitdem die Waffen ruhn, seh' ich hier finst're
Gewalten gehn durch's Haus, verhüllt und scheu nach,
Doch heimlich zornentbrannte Blicke wechselnd;
Argwohn verdreht der Dinge klaren Sinn,
Und aus dem Mißverständniß wächst die Zwietracht. —
So darf es nimmer bleiben, liebe Brüder,
Sag's jeder frei heraus doch was er sinnt!
Wie helle Blitze die Gewitterschwüle,
Bricht ehrlich Wort und rechte Gegenrede

Verhaltnen Groll. — Darum berief ich Euch,
Und ſag' zuerſt Euch meines Herzens Meinung:
Ihr ſchloß't mit Polen wider meinen Willen
Den Frieden ab, und unerhörte Zahlung
Habt Ihr dem Kön'ge zugeſagt. — Was hilft's uns? —
Nicht eitel Gold, der Stahl, das Eiſen gilt
Auf ſolchem Markt! Mit unſrer Armuth hier
Wächſt dort die Gier nur und der Uebermuth,
Und mit dem eignen Marke füttern wir
Den Krieg auf, den wir abzuwenden meynen. —
So laſtet ſchwer der Friede auf uns allen
Und wie ein Friedhof iſt das ganze Land.
Die Ungewißheit iſt's, die Furcht, die Sorge,
Die wie ein grauer Regenhimmel tief
Mit trägem Flug die müden Seelen ſtreift,
Das unerträglich Hoffnungsloſe iſt's,
So Roß und Schwerdt allmählig zu verpfänden,
Um von dem praleriſchen Feind die Schmach
Solch' zweifelhaften Daſeins zu erkaufen. —

Gans.

Bevor wir weiter gehn in der Verhandlung,
Muß ich, der Ordnung wegen, repliziren,
Daß in Paragrapho vier oder fünf
Des Friedensbriefs die Zahlung ſtipulirt iſt
Als Löſegeld für die gefangnen Brüder. —
Gott ſchütz', daß wir die Unſern nun verließen! —

Plauen.

Du meinſt es immer ehrlich, alter Freund.
Drum nenn's, wie's recht Dir dünkt. — Ich nenn's Trib

Gr. Kyburg.

Eh's dahin käm', eh' fell! —

Plauen (rasch und streng.)

Wie willst Du's wenden?

Gr. Sayn.

In Deutschland ist noch Geld. Eure Hoheit hat
Die Brüder dort zu reicher Spend' entboten.

Plauen.

Die Boten sind zurück — mit leeren Händen.
In Franken, heißt's, war Hagel, Mäusefraß,
In Koblenz ist der Wein just nicht gerathen,
Und ekler Mißwachs überall im Orden. —
Ein Thor, der, wo es gilt, auf Viele baut!
Wir steh'n für Alle auf der Vorhut hier
Der Christenheit, von uns verlangt sie Hülfe! —
Täusch't Euch nicht länger — Polen und der Orden,
Wie Löw' und Tieger liegen lechzend wir
Einander gegenüber, jeder scharf
Des andern Blick bewachend — wer zuerst
Sich wieder aufrafft, der zerreißt den andern! —

Gr. Sayn.

Was meint Euer Hoheit? —

Zenger.

Kaum zu deuten wag' ich's —

Schäven.

Du steh'st verwirrt uns Alle, bleich, voll Staunen —

Plauen.

Was starrt Ihr mich so an? — Es ist die Zeit nicht,
Mit eitler Red' sich selber zu belügen.

Ich ſag's Euch frei heraus: die Stille hält nicht!
Die Friedensmatten zu vernichten ſinnt
Der König Jagiel, und wir ſind verloren,
Bricht er in's Land! Da giebt's nur einen Rath:
In raſchem Ueberfall des Ordens Banner
Zu pflanzen mitten in des Feindes Reich
Und ſo die Wetter, die ſie heimlich thürmen,
Zurückzuwerfen auf ihr eignes Haupt!

Gans.

Bedenk' die hochbeſchworenen Artikel —

Schäven.

Wie? iſt das eine geiſtliche Verſammlung? —
Den heil'gen Friedens-Tempel, den der Herr
Mit ſeinen Engelſchaaren aufgerichtet
Ob dieſem Land, daß es ihn dankbar preiſe —

Plauen.

Hüll' Dich nicht in den Pfaffenmantel, Schäven!
Sprich ohne Falſch, als ſtündeſt Du vor Gott,
Der Rechenſchaft wird fordern von der Stunde!

Gr. Sayn.

Und ſtänd' ich hier vor Gott, ich ſpräch' nicht anders!
Noch raucht der Krieg ringsum von allen Burgen,
Das Volk erathmet' kaum — nie ſpannt es willig
Zu neuem Kampf das letzte Roß vom Pfluge.

Plauen.

Da's draußen galt, wer frug da nach dem Plunder?
Gieb ihnen einen einzigen Gedanken,
Und jeder ſetzt das Seine freudig dran!

Schöven.

Um Gott! wir haben kaum das Leben noch,
Zumal wir auf den armen Komthureien,
Und insbesondre ich! — wo nähm' ich's her?

Plauen.

Ich wende an Euch Alle mich noch einmal —
Ich bitte, ich beschwör' Euch, denke keiner
Jetzt an sich selbst in der gemeinen Noth!
Müd' sind wir alle — doch die dort vom Schreck,
Vom Siege wir im Ehrenschmuck der Wunden. —
Noch einmal gieng des Ordens strenger Geist
Geharnischt durch die Flammen dieses Hauses
Und aus den Kriegeswolken über uns,
Die kaum fernab am Horizont vergrollen,
Langt Gottes Hand — laß't sie uns rasch erfassen,
Eh' sich der Himmel schließt zum letztenmal!

Gr. Sayn.

Ein Wunder müßt' geschehn, wenn wir's vollbrächten!

Plauen.

Das größte Wunder ist der starke Glaube,
Der Roß und Reiter schlägt aus dürrem Sand.

Gr. Sayn.

Es soll der Mensch den Himmel nicht versuchen —
Und, was die Andern auch beschließen mögen,
Ich stimme nimmer drein, tollkühn das Ganze
An einen ungewissen Wurf zu setzen.
Ein halb Jahrhundert blut'gen Kriegsruhms hab' ich
Zu wagen, und will meines Stammes nicht
Der Erste sein, der Ehre schmachvoll endigt.

Plauen.

Nun was für Ehr' wär' das, die von Fortuna,
Der Mehe, noch des Ritterſchlags bedürfte! —
Halt' höher Dich, wenn Du hier mit willſt ſtimmen,
Denn nicht von Deinem Ruhm wird jetzt gehandelt.

Schäven.

Nein — doch von unſer aller Hab' und Gut.

Plauen.

So werft den Ballaſt fort, wenn er Euch hindert!

Zenger.

Wozu dann Krieg? —

Schäven.

Was blieb' dann noch zu ſchützen?

Plauen.

Spottwenig — ja, Du haſt erſchrecklich Recht. —
(Zu den andern gewendet.)
Zur Sache denn: wollt Krieg Ihr oder nicht?

Zenger.

Wenn erſt die Häuſer wieder hergeſtellt —

Gans.

Ich rath' zu kluger Unterhandlung erſt —

Schönfeld.

Ja nennt, anſtatt Hans Schönfeld, mich Hans-Wurſt,
Wenn ich hier weiß, wer Recht hat' in dem Handel.

Plauen.

Ich frag': wollt Ihr den Krieg? —

Gr. Sayn.

Und ich ſag' nochmal

Für Alle: Nein!

Plauen

Planen.

Nun denn — so helf' mir Gott!

(Er steht rasch auf und tritt in den Vordergrund, die Andern erheben sich gleichfalls. Allgemeine Stille. Währenddeß hört man draußen Trompetenklang.)

Planen (freudig auffahrend.)

O frischer Klang! — Wer naht?

Gr. Kyburg (am Fenster.)

Küchmeister ist's,
Der neue Marschall. Viele bunte Banner,
Die er dem Feind bei Tuchel abgerungen,
Umflattern ihn, und wie ein Frühlingssturm
Stürzt Jubel nach und zahllos Volk, das er
Auf dunklem Roße mächtig überragt.

Gr. Sayn.

Seht doch, grad' hinter ihm hat ein Gewitter
Zornfinster sich gelagert über'm Land. —
Jetzt bricht er durch den Haufen und sprengt donnernd
Voraus in heller Rüstung auf der Brücke,
Wie Wetterleuchten auf dem dunklen Grund.

Planen.

(Der unterdeß an's Fenster getreten.)

Flieg' zu, Du feur'ger Blitz!

Gr. Kyburg.

Jetzt schwingt er sich
Vom Roß und eilt hierher.

Planen.

Laßt uns allein. (Alle ab.)

(Küchmeiſter in voller Rüſtung tritt herein.)

Plauen.

(Der ihm entgegengegangen, ihn freudig bei der Hand faſſend.)

Willkommen, wackerer Genoß! Nun ich
Dich wiederſeh', iſt's mir, als ſchaut' ich weit
In's Morgenroth und alles ſtünde freudig.

Küchmeiſter.

Heinrich — Euer' Hoheit — wie es ſich gebührt,
Nenn' ich zu grüßen —

Plauen.

Gut, doch laß' die Flauſen,
Wir ſind allein.

Küchmeiſter.

Der Bruder mit dem Meiſter. —

Plauen.

Du bringſt mich nicht zum lachen — meine Seele
Iſt tief betrübt.

Küchmeiſter.

So werden wir auf neue
Zerſtreuung ſinnen müſſen hier.

Plauen.

(ihn ſcharf anſehend nach einer Pauſe.)

Küchmeiſter! —
Es wär' entſetzlich, wenn auch Du —

Küchmeiſter.

Wenn ich? —
Nun was denn? Was wär' denn entſetzlich?

Plauen.

Laß' das! —
Von andern nicht'gern Dingen laß' uns reden. —

Den Günther ſandt' ich zu Dir, meine Meinung
Sollt' er eröffnen Dir.

Küchmeiſter.

Unglaubliches
Hört' ich von neuer Rüſtung, Friedensbruch,
Und eilte, gegen dieſen neuen Krieg
Hier feierlich mein Wort, ſo weit's noch gilt
Im Orden, zu erheben.

Plauen.

Du? — Warum?

Küchmeiſter.

Frag' das zertrümmerte Marienburg,
Das blut'ge Volk frag', das zertretne Land!

Plauen.

Das war ſonſt Deine Art nicht, viel zu fragen.
Du weißt's ſo gut wie ich, es fällt das Heil
Vom Himmel nicht, es will erobert ſeyn,
Und wer da nach dem Höchſten zielt, darf nimmer
Gemeine Uebel ſcheu'n.

Küchmeiſter.

O wackrer Schütz,
Der jedesmal das Schwarze trifft und immer
Von neuem wieder höher zielt!

Plauen.

Was meinſt Du?

Küchmeiſter.

Daß es ein ſtolz und königlich Gelüſten,
Die Welt mit Unerhörtem zu erſchüttern
Und wie ein Sturm, der kein Geſetz erkennt,

Als seinen eig'nen unermeß'nen Trieb,
Den Wald zu packen und das Meer zu peitschen. —
Doch Felsen giebt's im Meer, die Fluth zu brechen,
Und Stämm' im Walde noch, die sich nicht beugen.

Planen.

Nun — das vergeb' Dir Gott! — den dunklen Abgrund
In deiner Seele aber hab' ich nun erkannt
Und sag' Dir's unverholen was Dich treibt
Zu solchem frechen Wort: der Fürstenmantel
Auf meiner Schulter ist's, der Dich verstört,
Der Neid, der hünd'sche ist's, der die Gestirne
Anbellt, weil er sie nicht erreichen kann!
Schäm' Dich, schäm' Dich — Dich schlug ich höher an!

Küchmeister.

Sprich Du mit Knaben so! — Nicht Du, die Welt
Wägt den, der Burgen bricht und Schlachten lenkt
Und Siegreich heimkehrt, schuld'gen Dank zu fordern.

Planen.

Du thatst's um Dich, Du mordetest für Dich —
Nichts thast Du, Wilder, und nichts kannst Du thun
Mit dem gemeinen Sinn!

Küchmeister.

Dräng' mich nicht mehr!
Bei Gott — es könnt' sich Gräßliches begeben! —

Planen.

Es hat sich schon begeben! was noch kommt
Verlach ich nur. — Auf Tod und Leben ring' ich
Den heut mit Dir, wie mit 'nem gift'gen Wurm,

Eh' Du die Drachenzähne ausgesät
In diesen schlamm'gen, giftgeschwoll'nen Boden:
Wie der Geringste bist Du mir fortan,
Nur grimmiger — Geh', ich verachte Dich!

Küchmeister.

Heinrich — ist das Dein letztes Wort?

Planen.

Das letzte.

Küchmeister.

(fast rasch an sein Schwerdt, stößt es aber nach einer kurzen Pause wieder in die Scheide.)

Still, stille, wildes Herz — und wenn du börstest,
Ich zwing' dich doch! — Eur' Hoheit lebe wohl. (ab)

Planen.

(der ihm schweigend nachgesehen, nach der andern Thüre rufend.)

He Günther! Günther!

(Graf Günther von Schwarzburg tritt ein.)

Schwarzburg.

Was verlangt Eur' Hoheit?

Planen.

Du bist ein ernster Mann, rasch, wachsam, klug —
Geh' zum Archiv, dort findest Du ein Buch,
Worin all' Gold und Silber und Kleinodien
Verzeichnet, die des Ordens Schlösser schmücken.
Wähl' einen treuen Ritter aus, der 's ehrlich
Noch mit uns allen meint, dem gieb das Buch.
Von Burg zu Burg dann eil' er, mit dem Haupthaus
Die Rund' beginnend, und was er da trifft
Des Mammons, soll er fassen auf mein Wort
Und sicher gen Marienburg senden!

Schwarzburg (erſtaunt.)

Herr! —

Plauen.

Du ſelbſt mußt gleich nach Böhmen fort und Deutſchland,
Die Briefe liegen drinn für Dich bereit,
Dort ſollſt Du Söldner werben mir, ſo viel'
In Haſt Du greifen kannſt von dem Geſindel,
Das rings der Sturm der Zeit zerſtiebt. Raſch, heimlich
Bei Nacht, durch Wälder, daß der Pole drüben
Den leiſen Tritt nicht hört, führ' ſie in's Land
In kleinen Haufen, bis die Bäche alle
Hier plötzlich als ein Strom zuſammenſtürzen.

Schwarzburg.

O freud'ge Kunde! ſo hat das Kapitel
Den Krieg beſchloſſen?

Plauen (kurz.)

Frag' nicht!

Schwarzburg.

Wie? Das Recht
Der Herr'n, zu ſtimmen in ſo wicht'gem Werk? —

Plauen.

Frag' nicht. Mein Recht iſt höher hier als ihres
Und überwältigt kleiner Formen Maaß,
Wo Noth hereinbricht über alle Maaßen!

Schwarzburg (nach einer Pauſe.)

Du biſt des Ordens Meiſter — ich gehorche. (Er will gehn.)

Plauen

(in tiefer Bewegung ſeine Hand faſſend.)

O Günther! wär' die Seel' von irrd'ſchen Stoffen,

Wie Felſen oder grimmer Löwen Leib,
Sie bräch' beim Anblick dieſer Jammerwelt!

Schwarzburg.

Mein hoher Herr! —

Plauen.

Laß' nur — Eil' nun, die Zeit
Geht ohne Raſt, und wirft den Säum'gen nieder.
(ab.)

Schwarzburg.

Ich ſtehe wie bei Nacht in fremder Gegend,
Wo ferne Blitze kaum den Richtweg deuten. — (Er folgt Plauen.)

Dritte Scene.

(Wald bei Volkan's Schloß. Gertrud und Elsbeth.)

Gertrud.

(ſingt und einen Kranz von Feldroſen bindend, ſingt.)

Mein Schatz hat mich betrogen,
Hat ſich von mir gewandt,
Iſt fort von hier gezogen,
Fort in ein fremdes Land.

Elsbeth, nun bin ich fertig mit dem Kranze!
(ſetzt ſich ihn auf)

Elsbeth.

Ihr ſchau't ſo fröhlich wie'ne Braut beim Tanze,
Die Roſen ſtehn Euch ſchön zum dunklen Haar.
Nun, nun, wer weiß, was heute über's Jahr —

Gertrud (den Kranz im Haar befeſtigend, ſingt.)

Herr Ritter, laß't mich gehen
Auf dieſen Felſen groß,

Ich will noch einmal ſehen
Nach meines Liebſten Schloß.

(aufſtehend.)

Was haſt Du denn dort unten in dem Grunde?

Elsbeth.

Nun iſt die Bauernhochzeit auch verſchwunden,
Die bunten Bänder in der grünen Schluft,
Die Braut auf ihrem ſchöngeputzten Roße —
Die Geigen nur noch klingen durch die Luft. —
Kommt, Fräulein Gertrud, auch nun heim zum Schloße!
So graulich ſieht der Wald am Abend aus,
Die Käfer ſchwirren und die Wölfe gehn,
Das mag ich gern vom Söller droben ſehn —
Herr Ritter Polkau iſt wohl längſt zu Haus.

Gertrud.

Der Vater ſagt, da kommt er nicht ſo bald.
Laß' uns ein wenig noch im Grün ſpatzieren,
Das Abendroth ſpielt noch ſo ſchön im Wald
Und alle Vögel luſtig muſiziren;
Horch, bis in's fernſte Thal blüht das und ſingt,
Weil heut der Storch den Frühling wiederbringt.

Elsbeth.

Da — auch der Kukkuk iſt ſchon wieder hier.

Gertrud.

Laß' hören. — (nach dem Walde gewandt.) Lieber Kukkuck, ſage mir:
Wenn ich acheurath' hab' den Liebſten mein,
Wie lang' wohl werden wir beiſammen ſeyn?

Elsbeth.

Horch — alles ſtill — Ach Gott erbarm' ſich Dein!

Gertrud.

Du biſt zwei Jahre älter faſt als als ich,
Elsbeth, und immer noch ſo dümmerlich.
Wir leben alle fort, ſo lang' wir müſſen,
Was ſoll doch ſo ein Vogel davon wiſſen!

Elsbeth.

Ja, und dann, Euer Liebſter auch — das lohnt!
Ihr wiſſ't nicht mal, wer's iſt und wo er wohnt.

Gertrud.

Ein Jäger iſt's, ſein Haus der grüne Wald,
Was thut's, daß er ſich noch nicht nennen will?
Iſt er doch ſchön und adlich von Geſtalt.

Elsbeth.

Was wirbt er nicht beim Vater? Heimlichſtill
Kommt er und geht, weiß niemand wo er blieb,
Recht wie ein Dieb bei Nacht.

Gertrud.

Ja wohl ein Dieb! —
(plötzlich in die Ferne blickend.)
Ach Elsbeth! ſieh doch nur — was war das?

Elsbeth.

Wo?

Gertrud (ängſtlich.)

Nein, nein — das Abendroth nur blitzte ſo. —
(für ſich.)
Er iſt's, er iſt's! ich kannte gleich ihn wieder.
(laut.)
Ja — haſt doch Recht — die Sonn' iſt lange nieder,
Der Vater könnte früher wieder kommen,
Ich habe alle Schlüſſel mitgenommen,
Da, — geh' voraus, ich komm' gleich hinterdrein.

Elsbeth.

Nein, jetzt im Wald laſſ' ich Euch nicht allein.

Gertrud (für ſich.)

Es iſt noch Jemand bei ihm — wer mag's ſeyn?

(laut.)

Ich bitt' Dich, liebſte Elsbeth, geh hinein,
Geh, nur geſchwind! ich will Dir's auch vergelten.

Elsbeth.

Ja — doch Herr Polkau wird darum mich ſchelten.

(ab.)

Gertrud.

Sie kommen grade nach dem Waldplatz hier,
Er war ſchon lange, lange nicht bei mir! —
Was nur der dumme Fremde bei ihm will!
Er geht wohl fort — ich halt' indeß mich ſtill.

(Sie geht tiefer in den Wald.)

(Wirsberg und Dietrich, ſein Diener, kommen.)

Dietrich.

Wüßt' ich nur, was uns in den Bergen umtreibt,
Als ſchritten wilde Geiſter hinter uns!
Es ſteigt die Nacht herauf ſchon, und wir finden
Nicht mehr zurück.

Wirsberg.

Zurück? — Ich will zurück nicht! —
Hier wird mir wohl erſt in der Einſamkeit,
Hier kann nicht Furcht noch Hoffnung uns erreichen. —
Gleichviel, wohin wir wenden uns, aus Oede
In Oed' — dem Vogelfreien auf den Bergen
Steht offen ja die ganze weite Welt.

Dietrich.

Wär' ich ein freier Rittersmann wie Ihr,
Ich gieng zum Meister nach Marienburg
Und sprächʼ: Hie bin ich, Herr, was wollt Ihr ver mir? —
Was drängt Ihr mich? Wußt' ich um den Verrath:
Was kümmert's Euch denn jetzt, woher ich's wußte?
S' war Euer Glück doch, denn ich warnte Euch,
Und ohne mich war't Ihr und Haus verloren.

Wirsberg.

Es steht der Meister hoch an Gottes Statt,
Die Meynung richtend, wie die That auch falle. —
Viel' Dinge, Dietrich, giebt's, so heimlich wie
Die Nacht, die man verstört wenn man sie nennt,
So schwarze Dinge, die so tiefer dunkeln,
Je mehr man wäscht daran, Blick Hand und Quelle
Verfinsternd. — Nimmer will ich draußen stehn
Als ein entlaubter Baum zum Hohn der Winde,
Zu reich noch bin ich und verwöhnt von Ehre,
Um sie jetzt Haus zu Haus mir zu erbetteln.
An jenem Tage, da wir Kön'ge jagten
Und da der Herrgott selbst saß zu Gericht,
Da hab' ich's ausgefochten und durchstrichen
Mit rothem Heidenblut die ganze Rechnung;
Ich stell' mich nicht noch einmal vor Gericht!

Dietrich.

Doch Herr, der Meister will's — man sagt —

Wirsberg.

Was sagt man? —

Dietrich.

Vergeb't — daß Ihr noch mehrer'n Frauen dient,

... [illegible] — und das —

Wirsberg.

Nun, nun!

Dietrich.

Und daß der Meister, so Ihr Euch nicht reinigt,
Beschlossen, aus dem Orden Euch zu stoßen.

Wirsberg.

Oho! bläst's dort her? — Nun — so sind wir quitt! —

Dietrich.

Wie meyn't Ihr das? — Ich bitt', kommt aus dem Wald nur,
Wir werden sicher toll noch in den Bergen.
Kein Haus, kein Fußsteig — und Gott weiß, es ist
Geheuer nicht in dieser wilden Haide.
Als ich vorhin Euch aufsucht', hört' ich tief
Im Thal den Tritt von vielem Fußvolk stampfen —

Wirsberg (rasch.)

Wo? wo?

Dietrich.

O Herr, was blickt Ihr heut so wild! —
Nun — ich hielt lauschend an, da kam ein Troß
Ganz nah vorbei —

Wirsberg.

Wer war's? was sagten sie?

Dietrich.

Fremd' Volk! — Glaub't mir, da geht was vor. Ich hörte
Nur einzle Worte hier und da: sie sprachen
Vom Kinthenau — dem ziehn sie heimlich zu.

Wirsberg

(der in Gedanken gestanden, nach einer Pause.)

So? — Dietrich, auf! steig' auf den Hügel dort,

Schau' um Dich, wo wir ſind, und ſieh'ſt Du Fremde
Fern zwiſchen Bäumen, gieb mir ſchnell ein Zeichen.
Fort, fort!

Dietrich.

Nun Gott beſchütz' uns dieſe Nacht! (ab.)

Wirsberg (allein.)

Horch — wie die Waldgewäſſer durch die Stille
Da zornig nach dem dunklen Abgrund gehn
Und rings die Wälder rauſchen in die Runde —
Was iſt denn das! — wo bin ich? — Polkau's Schloß!
Im Abendgold die Thürme über'm Walde. —
Mein Gott! Hier war's — hier kam ich von den Bergen
Jagdmüd' — hier ſah ich ſie zum erſtenmal.
Wie fern liegt nun die ſchöne, ſtille Zeit! —
So war auch in ſolchen linden Frühlingstagen —
Dort rauſcht, wie damals, noch die Mühle weit,
Die Rehe graſen wieder tief im Grunde —
Es iſt mir alles, alles wie ein Traum.

Gertrud.

(kommt hinter ihm aus dem Walde und hält ihm mit den Händen die Augen zu.)

Wen ſiehſt Du nun im Traum? —

Wirsberg.

Mein liebes Kind!

Gertrud (an ſeinem Halſe.)

Das war der alte, ſchöne Klang! das hört' ich
Viel' Monath' nicht — wo bliebſt Du denn ſo lange?
Komm, ſetz' Dich zu mir her. Oft glaubt' ich ſchon,
Du hätt'ſt vergeſſen mich, dann lacht ich wieder,
Ich wußt' es wohl: es konnt' nicht ſeyn! — Heut Nacht

Noch träumte mir von Dir, mir war's wie ſonſt,
Tief in dem Garten ſchlug die Nachtigall
Und alle Stern' am Himmel flammten, zitternd
Vor Luſt, durch's dunkle Laub in's offne Fenſter.
Da war's, als ſchlummerteſt Du neben mir,
Ich aber lauſchte über Dich geneigt,
Daß meine Locken fallend Dich umgaben,
Wie eine Trauerbirke über'm Quell. —
Doch warum biſt Du denn ſo ſtille heut?

Wirsberg.

Ich? — Sieh, ich kann mich nur nicht wiederfinden,
Wie einer der von weiten Reiſen kommt —
So alles anders hier, die Bäume höher —
Du ſelber, Trudchen — kommſt mir kleiner vor,
Iſt's doch, als ſchwöll' Dein Haar nicht mehr wie ſonſt
So voll um Hals und Schultern — Auch die Augen —
Ach, Kind, Kind! was weiß ich! —

Gertrud.

Sieh wie Du falſch biſt! —
Wie oft mußt' ich vor Dir die dunklen Locken
Mir ſchütteln in's Geſicht, daß nur die Augen
Noch funkelnd blitzten durch den ſchwarzen Vorhang,
Da ſagteſt Du, es ſei'n zwei Stern' in Nacht! —

Wirsberg.

Schon Sterne? — Ja bei Gott, ſchon wieder Nacht! —

Gertrud.

Geh, Du biſt ſo zerſtreut heut! — Sag' mir lieber
Recht ehrlich einmal, wer Du eigentlich biſt? —
Wenn ich in's Land dann einſam ſchau' vom Söller:

Ich riefe in Gedanken Dich ſo gern,
Und habe keinen Klang für meine Liebe!

Wirsberg.

Nachtwandler bin ich, Liebchen, ſchreite ſchwindelnd
Hoch über'n Schlaf hinweg zu Deiner Kammer —
Rief'ſt Du beim Namen mich, ich ſtürzt' und riß' Dich
Mit mir hinab in die phantaſt'ſche Nacht.

Gertrud.

O, Gott behüt'!

Wirsberg.

Horch! waren das nicht Tritte? —

Gertrud (ihn feſthaltend.)

Nicht doch! — Was blickſt Du ſo verworren um Dich? —
Nur noch ein Weilchen, ſchöner, lieber Mann! —
(zögernd.)
Ich hab's ſo lang ſchon auf dem Herzen —

Wirsberg.

Nun? —

Gertrud.

Nein, ſo nicht — ſieh' hinweg! —
(ſie verbirgt ihr Geſicht an ſeiner Bruſt)
Die Sommernächte
Sie ſind ſo kurz — und meine Lieb' zu Dir
So lang, ſo lang, ſo ohne alles Ende! —
Sieh, alles iſt ſchon fertig, Brautkleid, Betten —
Ich nähte heimlich dran manch' langen Tag
Und dacht' dabei an Dich. — Wann führſt Du heim mich? —

Wirsberg.

O tön' noch, Glöckchen! —

Gertrud.

Wie? —

Wirsberg.

Du plauderſt ſo ſüß
Wie eine Nachtigall in Frühlingsnächten.

Gertrud.

Ja manche Nacht wohl, wenn ſie draußen ſangen,
Verwacht' ich ſtill, da fiel mir's oft auf's Herz:
Wenn Du ſo wäreſt wie Herr Georg von Wirsberg! —

Wirsberg.

Was! wie der Wirsberg?

Gertrud.

Nein, ſei drum nicht böſe!
Ich glaub's ja nicht — Du trägſt ja auch kein Kreuz.
Das iſt ein falſcher Mann! — Ich ſah ihn nie,
Denn wenn er hier vorüberritt, trieb mich
Der Vater in das Haus. — Ein Ordensherr,
Ein hoher, ſchöner Ritter, wie ſie ſagen,
Der mit der Stimme Klang und Zauberblicken
Viel Jungfrau'n ſchon des Landes hat verlockt. —

Wirsberg.

Wie kommſt Du heut darauf?

Gertrud.

Ach, ich weiß ſelbſt nicht,
Das kommt und geht ſo in der Einſamkeit. —
Auch giebt's jetzt manches hier, das mich wohl ängſtigt,
Unheimlich wird's bei uns. Wenn ich des Nachts
am Fenſter Deiner harrte und die Wolken
Wild flogen über's Haus, da ſchlichen Männer
Verhüllt und heimlich durch den ſtillen Garten.

Ich konnt' nicht alles hören, doch sie sprachen
Vom Wirsberg oft, vom Orden und vom Meister,
Bald leis, bald zornig laut, dazwischen wieder
Auf einmal alles stille, daß mich schauert'. —

Wirsberg (gespannt.)

Wer sind die Männer?

Gertrud.

Meinen Vater kannt' ich,
Den Otto Konjad auch, und Kinthenau —
Ach wärst Du mein nur jetzt, so ganz erst mein!
Du sprächst mit ihnen, warntest, lenktest sie.
Glaub' mir, sie halten furchtbar'n Rath. Den Meister,
Sie wollen ihn verderben. — Doch was ist Dir? —

Wirsberg.

Mehr! mehr! — Es steigt die Nacht schon auf, sprich weiter!

Gertrud (aufspringend.)

Nein, jetzt nicht! Deine Augen blitzen wild,
Ich fürchte mich vor Dir!

Wirsberg.

Nun denn, Waldvöglein,
So führ' ich durch die Luft Dich mit mir fort,
Bis Du Dein Liedlein ganz mir hast gesungen!

(Er will sie forttragen.)

Gertrud.

Weh, faß' mich nicht so an! — O Gott, mein Vater!

(Sie reißt sich von ihm los und bleibt, wie vernichtet vor Schreck, regungslos stehen. Hanns von Polkau, in der linken ein Windlicht, in der Rechten ein bloßes Schwerdt, tritt auf.)

Polkau.

Hier regt' es sich. — (Wirsberg erblickend) Verfluchter Jungfernräuber!
Stell' Dich, wer Du auch sei'st!

Gertrud

(ihm rasch in den Arm fallend.)

Barmherzigkeit!

Er ist mein Bräutigam — Ihr mordet mich!

Polkau.

Was wär' zu morden noch an Dir, Verlorne!

Zurück! (Er schleudert sie von sich, dann, den Wirsberg beleuchtend und die Fackel ihnen wegwerfend)

— Du bist es, Wirsberg! —

Gertrud.

Heil'ger Gott!

(sie stürzt ohnmächtig nieder.)

Wirsberg.

Hilf' Deiner Tochter, alter Mann — mich graut,
Dich zu ermorden. —

Polkau.

Abgerissen, Wüster,
Hast Du die süße Blüthe meines Lebens,
Nun mag der Schmuckberaubte Stamm verdorren,
Der keine Lust mehr kennt und keine Hoffnung,
Als Dich im Fallen zu zerschmettern! — Wehr' Dich
Du schlanker Tiger, der mein Kind erwürgt!

(er greift ihn an.)

Wirsberg

(indem er zieht, aber nur stets und abwehrend ficht.)

Hüt' Dich, Du bist zu alt für solches Wild!
Ich will Dein Blut nicht.

Polkau.

Aber ich will Dein's!
Stoß' zu! denn wenn Du fehlst, bist Du verloren!

(In der Ferne Geräusch und Fackelschein.)

Wirsberg.

Verworr'ne Stimmen — horch — und rother Schein
Von Fackeln fern die ſtille Nacht entlang —
Da — immer näher. — Aberwitz'ger Thor!
Denkſt Tiger Du, gleich Füchſen, einzufangen?
Mach' Platz da, morſcher Greis, der friſchen Jugend!

(er erblickt ihn.)

Volkan

(im Linken Wirsberg's Mantel faſſend.)

Jauchz' nicht! Ich pack', ich halt' Dich. — O — es weichen
Die wandelbaren Ufer rings der Welt —
Hörſt Du mich noch? — Hör': ich verfluch' Dich! — Hör'
Ich ruf' Dich nach — ich zieh' Dich mit hinunter —

(Er ſtirbt.)

Wirsberg

(ſich dem Todten entwindend.)

Starr' mich nicht ſo entſetzlich an, laß' los!

(Er entflieht.)

Vierter Aufzug.

Erſte Scene.

(Gemach in der Burg des Nikolaus v. Renys. Später Abend. Der Burgwart mit Licht, und hinter ihm Renys, treten ein.)

Renys (ein Fenſter öffnend.)

Es iſt ſo ſchwül hier. — (herausblickend.) Eine wilde Nacht!

Burgwart.

Seid Ihr doch wieder da, nun laßt es toben!
Es ſchäumt und zittert Euer Roß, als hätt's
Unheimliches geſehen in der Nacht. —
Seht, wie's da über'm Walde blitzt!

Renys.

Ich fürchte
Das kommt herauf. — Wie ſteht's? das Geld, das neulich
Der Orden ausgeſchrieben, iſt's bezahlt?

Burgwart.

Ich ſagt's Euch ja — unmöglich ſchaffen wir's.

Renys.

So ſchlage meine Falken los — ich hab'
Nicht Luſt mehr an der Jagd.

Burgwart.

Ach gnäd'ger Herr,
Wo reicht' das! —

Renys (heftig.)

So verkauf' die Roß' dazu!
Dem Landesherren muß ſein Recht geſchehn! —
Und nun geh' ſchlafen, geh', laß' mich allein!

(Burgwart ab)

(Schwerdt und Jagdgeräth ablegend.)

Elend', gebrechlich Ding, der Leib! wie'n Gaul
Bricht er zuſammen unter'm Sporn der Seele,
Der kühnen Reiterin, die überwach
Nichts weiß von Nacht und Schlaf. —

(Er tritt an das Fenſter.)

Das war ein Blitzen!
Sieh doch — und aus dem weiten, finſtern Grund
Blickt die Marienburg in rothem Feuer
Vom Walde auf — nun alles wieder finſter. —
Du zorn'ges, kühnes Element, kannſt du
Gedanken leſen? — Wie ein wilder Mahner
Ruft dieſe Nacht mit feur'gen Zungen: Schlaf't nicht! —

(er wirft das Fenſter zu)

Still, ſtill! — Durch ſolcher Nächte Einſamkeit
Geht der Verſucher —

(es wird gepocht an der Thür, Renys fährt zuſammen)

Horch, wer naht da draußen? —

Friedrich v. Kinthenan

(vorſichtig eintretend und ſich nach allen Seiten umſehend.)

Biſt Du allein?

Renys.

Du Kinthenau — ſo ſpät!

Kinthenau.

Ja — faſt zu ſpät, wenn Ritter ſich die Zeit
Der Diebe ſtehlen müſſen zum Geſpräch.

Renys.

Warum? auf offnem Markt ſteh' ich Dir Rede.

Kinthenau.

Nun, jagteſt eben doch wie toll im Walde,
Was fieng'ſt Du draußen in der Nacht, als Grillen? —
Nein, gieb nur zu, Du ſelber warſt das Wild
Und hinter Dir 'ne Meute von Gedanken,
Wie aufgeſcheuchter Eulen Schwarm, die gern
In ſolche Nacht mit leiſem Flug ſich ſtürzen. —

Renys.

Was ich gedacht, iſt mein, ſo lang' ich ſchweige. —
Doch weiß ich wohl, worauf du künſtlich zielſt,
Und läugn' es nimmermehr — ſo mich wie Dich
Verdrießt des Plauen ungemeßnes Fordern.
Zum Himmel ſchreit die Noth und mich erbarmt's
Des armen Volk's.

Kinthenau.

Zwei Schilling von der Mark,
Und eine Mark von jeder Hube — Herren,
Knecht', Bauern, Mägde, niemand ausgenommen,
Sind hart. — Doch komm, laß' uns ein wenig ſetzen,

Mir geht wohl andres noch im Kopf herum. —

(ſie ſetzen ſich)

Du weißt, es gab einſt ſchwere Zeiten hier,
Doch gnäd'ge Meiſter auch. — In ſolcher Zeit
Empfieng mein Ahn ein Darlehn von dem Orden —
Ich mein', der Deine auch? —

Renys.

Nun ja — was ſoll's?

Kinthenau.

Der Plauen fordert's jetzt zurück mit Zinſen. —

Renys (nach einer kurzen Pauſe, ſtutzet.)

Die Forderung iſt klar, gerecht — wenn auch
Die Zeit nicht eben ſchicklich jetzt. —

Kinthenau.

Drum kam ich,
Hier zu berathen mich, wie wir's erſchwingen? —

Renys.

Wir? — Mich hat keiner noch gemahnt.

Kinthenau.

Noch nicht? —
Thut nichts — ſo kommt er morgen, übermorgen. —
Traun, räthlich ſcheint's, die Schuld, die wuchernd wächſt
Von Jahr zu Jahr, auf einmal abzutragen,
Bevor ſie uns erdrückt. —

Renys.

Wie meinſt Du das?

Kinthenau.

Gleichviel! — Ich ſehe, das Geſpräch erhizt Dich,
So laß uns denn von andern Dingen reden. —

Ich denk', es war vergangne Nacht, da träumt' mir
Gar wunderliches Ding, das mußt Du hören:
Es war, als ſey'n wir beide tief im Wald
Auf einer Jagd mit vielen Ordensrittern,
Und ruhten einſam aus in einem Thal.
Derweil war's Nacht geworden, und das Rauſchen
Des Wald's, das Rufen und der Roße Schnauben
Verwirrt' ſich rings, in immer enger'n Kreiſen
Geht's um uns her — erſt laut, dann heimlich flüſternd
Bald da, bald dort — bis wir mit Graun gewahrten,
Daß ſelber wir das Wild, das alle meinten. —
Und als wir flieh'n nun wollten durch die Nacht,
Die über uns in rothen Blitzen ſpielte,
Da war von Felſen rings das Thal umgeben,
Seltſam' Geſichte ſchauten von den Wänden
Und immer näher rückt' die Traumes-Jagd.
Am Ausgang aber aus den Felſenzacken
Saß da ein rieſ'ger Wächter, wie von Stein,
Das Haupt auf's Schwerdt geſtützt, als ob er ſchliefe. —
„Treff ich ſein Haupt, ſo bricht der ganze Zauber"
Sprachſt Du da leiſ' und hob'ſt die Hand gen Himmel
Mit ausgereckten Fingern wie zum Schwur. —
Da zuckten Blitze fünffach, und in Flammen
Stand plötzlich Deine Hand — ſo drangſt Du gräßlich
Im Zorne vor, und wie Du nach dem Schwerdt
Drauf faßteſt, mit der feuerſprüh'nden Hand
Den Rieſen, der ſich aufgericht', beleuchtend —
Da war's der Plauen!

Renys (aufſpringend.)

Entſetzlicher, was willſt Du? —

Kinthenau (ſich gleichfalls erhebend.)

Ich? — Nun Du weißt, ich halte viel auf Träume,
Ich wollt nur hören, wie Du dieſen deuteſt? —

Renys (nach einer Pauſe.)

Du gehſt nicht frei und redlich mit mir um —
Was hab't Ihr vor? —

Kinthenau.

Nun wahrlich, was ſollt's geben? —
Ich und Dein Bruder Polkau, weißt Du wohl,
Wir reden manchmal von des Landes Noth. —
(lauernd)
Du kennſt den Polkau ja, toll wie er iſt,
Der pflegt' geſprächsweis manchmal denn zu ſagen:
Das Land ſei längſt bekehrt, das Volk ſei wehrhaft,
Was braucht's der Meiſter noch? — Das iſt — ſo ſagt
Der Polkau nehmlich auch — das iſt der Gang,
Der unabänderliche, der Natur,
Daß junger Wald gradaus zum Himmel wächſt
Und aus den Wurzeln hebt die morſchen Stämme,
Die ihm die freie Lebensluft verdüſtern. —

Renys.

Geſchwätz! unnütz Geſchwätz!

Kinthenau.

Das meint' ich auch,
Und ſtellt ihm vor: der alte Wald ſei noch
Nicht morſch genug, der junge noch zu grün. —
Da ſei ein übermächt'ger Stamm im Wege —
Ja, wenn wir einen andern Meiſter hätten —

Renys.

Wüßt' ich doch keinen beſſern jetzt.

Kinthenau.

Kennſt Du

Den Wirsberg wohl? —

Renys.

Den buntgelaunten Fant?

Kinthenau.

Juſt deshalb, Freund! — Er liebt die Jagd, die Weiber,
Und ſchlägt Orden, Volk und Regiment
Nicht höher an, als wie ein fürſtlich Spiel. —
Solch' einen Meiſter braucht das müde Land.
Wir wüchſen ſo im Stillen fort — erwehrten
Des Ordens wohl ſo wie der Polen uns,
Des einen durch den andern, und behielten
Die Arme frei. —

Renys.

In welches Labyrinth
Gefährlicher Gedanken führſt Du mich?

Kinthenau (raſch.)

Ich führ' Dich auch hinaus, ſo Du vertrau'ſt! —
Was heißt die Vorſicht noch! — Vernimm denn, Renys:
Derweil Ihr Wehe rieft in zorn'ger Ohnmacht,
Lag' ich mit leiſem Tritt den Leu umgarnt. —
Meinſt Du, der Pole ſchlafe, weil er ruht? —
Mit poln'ſchem Gelde warb ich heimlich Söldner,
Viertauſend lauern, meinem Wink bereit —
Es murrt das Volk, an ihren Ketten rütteln
Die Ordensritter die der Plau'n gekoppelt.
Und wunderbar fügt' ſich's — den Wirsberg treibt
Der Plauen ſelbſt uns in die offnen Arme!

Du weißt der Meiſter drängt ihn hart um Argwohn,
Und den Landflücht'gen traf ich heut im Wald
Wüſt und verſtört — inmitten unſrer Söldner.
Da half kein Läugnen, er durchſchaute alles,
Ich ſagt' ihm unſern Plan — und er ſchlug ein,
Und auf ſein einſam Schloß zu Rheden will er
Die Söldner heimlich führen durch den Wald
Und Roß und Mann dort bergen, bis es Zeit. —

Renys.

Um Gott! was thatſt Du? — er verräth uns!

Kinthenau.

Thor!
Auch nicht ein Häärchen an ihm, das nicht unſer! —
Das Söldner-Heer, das er zu führen meint,
Soll ihn uns hüten auf dem eignen Schloß. —
So laß' es branden nur! den Leichtſten hebt
Die Woge über alle hoch, der ſpiele
Den Meiſter dann der Fluth, die mit ihm ſpielt.

Renys.

O Unglücks-Nacht — hätt' ich das nie gehört!
Mein ganzes Leben gäb' ich um die Unſchuld
Der vor'gen Stunde hin! — Wie Du's auch ſtelliſt,
Verwegner, 's iſt doch Hochverrath! — Wer kommt da!

Ein Diener.

(in der Thür den ihn aufhaltenden Burgwart zurückdrängend.)
Fort, Alter! laß' mich los! Und ſchliefe er
Den Todesſchlaf, ich muß — ich rüttl' ihn auf!
(Renys erblickend.)
O gnäd'ger Herr! —

Renys.

Macht Dich die Nacht auch raſend?!

Diener.

O hätt' ich das im Wahnſinn nur geſehen! —

Renys.

Du zitterſt ja —

Kinthenau.

Zum Teufel! ſprich, was bringſt Du?

Diener (zu Renys.)

Herr — Euer Bruder, Hanns von Polkau —

Renys.

Nun? —

Diener.

Er ward erſchlagen heut!

Renys (in einen Stuhl ſinkend.)

Barmherziger Gott!

Kinthenau.

Unmöglich! Unlängſt ließ ich ihn im Walde —
Sprich! wie begab ſich die grauvolle That?

Diener.

Er kehrt' vom Jagen heim — es war ſchon dunkel —
Und gleich am Thor frug er nach Fräulein Gertrud.
Darauf, in ſeiner heft'gen Art, entriß er
Dem Burgwart ſchnell das Windlicht, und zum Walde
Sah'n wir ihn zornig ſchreiten. — Wir nun auch
Raſch von den Roßen und mit Schwerdt und Fackeln
Dem Herren nach bis zu dem Thal am Waldbach —
O, daß ich das erlebt! — Erſtochen lag er
Im Graſe dort, das Fräulein neben ihm.

Kinthenau.

Sie auch? —

Diener.

Todt? — Nein.

Kinthenau.

Sie lebt? was ſagt ſie aus?

Diener.

Ohnmächtig fand man ſie, und, wie aus Träumen,
Als wir umher ſo ſtanden, hob ſie langſam
Empor ſich, nach dem todten Vater ſtarrend,
Gleich wie ein Marmorbild im Kreis der Fackeln;
Drauf ſchaut' ſie rings umher und ſchauert' heimlich. —
Jetzt aber in der Halle, wo der Herr
Auf ſchwarzem Bett ruht beim Geſang der Prieſter,
Sitzt ſie und weinet ſtill, und will nicht ſprechen!

Kinthenau.

Und ließ der Mörder keine Spur zurück?

Diener.

Ein Ordensknecht —

Renys

(der bisher in ſich verſunken dageſeſſen, aufhorchend.)

Vom Orden, ſagteſt Du?

Diener.

Nicht weit vom Platze wo der Mord geſchehn,
Sah'n kurz vorher wir einen ihrer Leute
Gebückt und heimlich durch die Büſche ſchleichen.
Was barg er ſich? was hatt' er da zu lauern? —
Vergebens dann durchforſchten wir den Wald,
Es hatt' die falſche Nacht ihn längſt verſchlungen.

Kinthenau.

So haben ſie ſchon Witterung — und Polkan'n hat
Des Ordens unſichtbarer Arm getroffen! —

Renys (ſich plötzlich aufrichtend)

Nun rede keiner mehr von Vorſicht, Aufſchub!
Unvorgeſehen bricht das Schrecken ein,
Ich zagt', da ſie den Bruder mir erſchlugen! —
Du ſtehſt und ſinnſt auf Blut — ſo rüttl' den Schlaf auf!
Schrei': Mord! und laß' des Aufruhrs Hunde los!

Kinthenau.

Haſt Recht — kein Augenblick iſt zu verlieren! —
Es jagt der Plauen heut im Wald bei Schaken
Und will zur Nacht heim nach dem Haupthaus.
So muß es heut geſchehn — er zieht allein,
Wir lagern uns im Wald — dort muß er fallen! —
Dann mit den Söldnerſchaaren, die bei Rheden
Der Wirsberg ſammelt, auf Marienburg!

Renys.

Mein Kopf iſt wüſt, ich tauge nicht zum Rath —
Drum ſchwatze nicht, und führ' mich raſch zur That!

(Beide ab.)

Zweite Scene.

(Garten bei Nowinta's Schloß. Nowinta ruht auf einer Raſenbank, Jolante ſitzt zu ihren Füßen im Graſe. Draußen zweiſtimmiger Wechſelgeſang.)

Erſte Stimme.

Von allen Bergen nieder
So fröhlich Grüßen ſchallt.

Zweite Stimme.

Das iſt der Frühling wieder,
Der zieht zum grünen Wald!

Erſte Stimme.

Ein Liedchen iſt erklungen
Herauf zum ſtillen Schloß.

Zweite Stimme.

Dein Liebſter hat's geſungen —
Der hebt Dich auf ſein Roß!

Roſmunda (winkend.)

Schweigt, ſchweigt! ich will das Lied nicht weiter hören! —
Falſch iſt Muſik, verträumte Fernen lügt ſie,
Wo ſilbern Ströme gehn von blauen Bergen —
Und wenn wir folgen, bricht der Zaubergrund
Und mit den Klängen zieht uns die Syrene
Hinab ins bodenloſe Meer von Wehmuth. —

Jolante.

Was nur erſinnen wir, Dich herzuſtellen?

Roſmunda.

Herſtellen mich? — Warum? bin ich denn krank?

Jolante.

Was wär' es ſonſt? — Tanz, heitrer Gäſte Schwarm,
Die Jagd, der Gärte Pracht — nichts freut Dich mehr.
Die Rehe graſen um das ſtille Schloß,
Das in dem See ſich melankoliſch ſpiegelt,
Und durch die weite Einſamkeit hier hört man
Nur fern die Bäche gehn und dumpfen Schall
Der Aexte tief vom Waldesgrund herauf. —

Roſmunda.

Horch — wie die Wipfel da herüberrauſchen!
Das hört' ich lange nicht. — Reich' mir die Armbrust!

Jolante (aufspringend.)

Das ist ein Wort! — ja, und dann frisch zu Pferde! —
Dort hängt die Armbrust ganz verstaubt am Baum.

(Sie reicht Rominta die Armbrust.)

Rominta.

Die? — Nein, nur diese nicht! (Sie wirft sie fort.)

Jolante.

Sie war doch sonst
Die liebste Dir — Du hattest sie zuletzt
Noch bei Marienburg.

Rominta.

— Sahst Du ihn damals? —

Jolante.

Wen, schöne Herrin?

Rominta.

Das war eine Nacht! —

Jolante.

Mich schauert noch, wenn ich dran denk' — wie unten
Das Lager brannte und die Glocken stürmten —
Die wilde Flucht verworren durch den Wald,
Das Schrei'n, der Klang der Schilde und fernher
Die Flammen zwischendurch —

Rominta.

Und, wie der Kriegsgott,
Der Planen mitten in der furchtbar'n Runde
Der rothen Gluten, wunderbar beleuchtet —

Jolante

(die unterdeß in die Ferne gesehen.)

Gott steh uns bei!

Rominta.

Rominta.

Was iſt's?

Jolante.

Da kommt er!

Rominta (raſch aufſtehend.)

Wer? —

Jolante.

Der fürchterliche Ordensritter — ſiehſt Du —
Wie Sturm vom Wald' her wirbelt er den Staub auf —

Rominta.

Das iſt ſein Helmbuſch! das ſind ſeine Waffen! —
Wie kannſt Du ſo gelaſſen ſtehn, Jolante?
Geh', hol' die Sänger wieder, ruf' die Jäger,
Mit Hörnerklang von allen Bergen ſollen
Sie grüßen ihn, daß Hall und Wiederhall
Melodiſch ſich verwirrt — ich bin ſo fröhlich,
Wer weiß, wo das noch alles enden mag! —
Jetzt lenkt er her — o eile doch nur, eile!

Jolante.

Was will er hier? — ich fürcht' mich vor dem Gaſt. (ab.)

Rominta (noch hinausſehend.)

Nun ſchwingt er ſich vom Roß — wie iſt mir denn? —
Das iſt ſein Gang nicht! — Schlanker auch, viel höher
Erſchien er mir. — Man ſagt, die Mittagsſtille
Brüt' wunderbaren Spuk — ſo grauenvoll
Verwandelt er ſich, wie er naht — was blickt er
So ſcheu? — o Gott! das iſt der Plauen nicht!

Wirsberg (eintretend.)

Rominta! hohe, wilde, ſchöne Frau!

Rominta (zusammenfahrend.)

Du bist's! —

Wirsberg.

Ein lechzend Wild, und hinter mir
Die Zeit auf feuersprüh'ndem Roße jagend. —
Bis hierher reicht sie nicht, hier laßt mich ruh'n!

(Er kniet vor Rominta nieder.)

Rominta (nach einer kurzen Pause.)

Dich wollt' ich wiedersehen, wenn's vorüber —
Die Lippe bebt zu fragen — ist er todt? —

Wirsberg.

Was zitterst Du?

Rominta.

Um Gotteswillen, rede!

Wirsberg.

Noch lebt er — funkle nicht so mit den Augen!
Noch heut' ja wird's vollbracht. —

Rominta.

Noch heute? —

Wirsberg (aufstehend.)

Laß das
Sind wir so heimlich doch beisammen hier —

(Er geht wieder zu ihr auf die Rasenbank nieder.)

Rominta.

Den Plauen merket Ihr? — giebt's keinen Rückweg?
Besinn' Dich wohl! —

Wirsberg.

Zu spät. —

Rominta.

O Deine Blicke,
Verwildert ganz! — So sag' denn, wo geschieht es?

Wirsberg.

Im Wald bei Schaken. —

(noch einige Augenblicke umherblickend.)

Horch, kein Vogel singt
Hier in der blüh'nden Wildniß. — Seltsam doch!
Wie sehnt' ich mich hierher aus tiefster Seele!
Und nun erschreckt mich diese Einsamkeit:
Das Spiel der Blätter und der Brunnen Rauschen,
Die steinern Bilder in der schwülen Stille. —
Was kümmert's uns! — Laß' Deine Locken flattern
Um mich und Dich! — Die Zeit geht rasch — ein Thor,
Der noch auf Morgen hofft in solchen Zeiten!
Heut ist mein Reich und heut will ich noch herrschen!
Voraus den Sieger-Preiß mir holen will ich
Und, eh' der Boden bricht, mit einem Zug
Den Tummelplatz des ganzen Lebens leeren! —
O, so sei fröhlich doch, Rominta, fröhlich!

Rominta

(die unterdeß nachsinnend dagesessen, sich rasch erhebend.)

Zurück! — Wenn es vollbracht ist — ja, dann ruhst Du,
Will's Gott, wohl eine lange, lange Nacht. —

(Gesang von fern, nach der vorigen Melodie.)

Erste Stimme.

Wir reiten so geschwinde,
Von allen Menschen weit. —

Wirsberg (aufspringend.)

Was ist das? — Winktest Du nicht heimlich jetzt?

Zweite Stimme.

Da rauscht die Luft so linde
Im Waldeseinsamkeit.

Wirsberg (schon um sich blickend.)

Ich hör' Geräusch vom Schlosse her — dort regt sich's —
Hier soll mich keiner sehn! — Sieh, und dort unten
Da sprengen Reiter blitzend über's Feld!

Rominta.

Die Jäger sind's, die heim vom Walde kehren.

Wirsberg.

Jetzt wieder — dort noch einer — Nein, der Planen
Schickt sie nach mir — Sie sollen mich nicht fangen!
(Er zieht sein Schwert und stürzt fort.)

Rominta.

Jolante, he, Jolante!

Jolante (auftretend.)

Was geschah Dir?

Rominta.

Wo wendet' er sich hin?

Jolante.

Wer?

Rominta.

O, wir hätten
Ihn so nicht lassen sollen! — Rasch mein Pferd!

Jolante.

Jetzt noch? — Schon neigt die Sonne sich in's Land. —

Rominta.

Sie geht auf ewig unter und wird scheidend
In Blut die Höhen rings und Wälder tauchen!

Gesang draußen.

Wohin? — im Mondenschein
Da bleicht der Wald schon fahl.

Mominta.

O dieſe Töne in der tiefſten Angſt! —
Schaff't mir mein Roß! mein Ritterwamms! Fort, fort!

(Beide ab.)

Geſang (wie oben.)

Leiſ rauſcht die Nacht — frag' nimmer,
Wo Lieb' zu Ende geht! —

Dritte Scene.

(Gemach auf Küchmeiſters Burg. Küchmeiſter, Graf Sayn, Schöven und Johann v. Schönfeld ſitzen um einen Tiſch mit Weinkrügen und Bechern.)

Schöven.

Ich mal' nicht trüber, als es draußen ſteht,
Frag', Marſchall, wen Du willſt —

Küchmeiſter.

Nennt mich nicht ſo. —

Schönfeld.

So, oder ſo — doch er hat Recht: der Plauen
Weiß es herauszuſchrecken —

Küchmeiſter.

Schrecken? — wen? —

Gr. Sayn.

Vertraute Ritter, Schreibervolk und Knechte
Schickt' er auf unſre Häuſer aus, die ſtoßen
Wie Raben dreiſt auf alles, was drinn glänzt.
Den alten Aeming, deſſen graues Haupt
Mehr Wunden zählt, als dieſer Plauen Jahre,
Er hatt' zehn Mark erſpart, um auszuzahlen

Die letzten Tage von ruhmvollen Thaten;
Der Planen drück's ihm ab. — Was scheut' er Menschen?
Streckt er nach Gottes Gut doch frech die Hand
Und bricht den heil'gen Schmuck von den Altären,
Um ens Monstranzen Sündengeld zu münzen!
Zu beständ'gen Treue hält ihm die Zeit,
Er tritt ihr ungeduldig auf die Ferſen.

Küchmeiſter.

Sie ſchlägt ſie hinten aus. —

Schaven.

Und trifft uns alle!

Küchmeiſter.

Bin ich der Meiſter denn? — Was kümmert's mich!

Br. Savn.

Küchmeiſter, wir hatten eines andern uns
Zu Dir verſehn. — Ich ſprech' hier nicht für mich,
Im Namen ſämmtlicher Gebiet'ger red' ich.
Noch heut als wären alle wir verſammelt
Und ſprachen viel —

Küchmeiſter.

Ich weiß — und trank't nicht wenig.

Br. Savn.

Da fiel der eine auf das, auf jenes jener —

Küchmeiſter.

Der auf die Bank, der andre unter'n Tiſch —
Nicht wahr? — und ich ſoll einmal auf die Beine
Nun wieder dem gemeinen Beſten helfen?

Schaven.

Ja, unſer Michel Küchenmeiſter! Held! —
Ich ſage es nicht allein, ſie alle ſprachen:

„Da iſt der Marſchall noch — daß Gott ihn ſeegne! —
Das iſt ein Mann! Wo ſolche Tugend noch — "

Schönfeld.

Bah, Larifari!

Schäven.

Was! ſagſt Du das mir?

Schönfeld.

Ich ſage: Larifari!

Gr. Sayn (zu Küchmeiſter)

Nun zur Sache!
Rath' uns, was iſt zu thun nun? —

Küchmeiſter.

Auszuſchlafen. —

Gr. Sayn.

Vermeng' hier nicht die Sprecher mit der Sache! —
Was mich betrifft, ich trank nur grad' ſo viel,
Um ſchärfer in der Dinge Lauf zu ſchauen,
Und ſage Dir: wahr' Deine ſilbernen Becher,
Den Schwerdt-Griff da —

Küchmeiſter (ernſt.)

Wer wagt's, darnach zu faſſen? —

Gr. Sayn.

Der alles wagt!

Küchmeiſter.

S' iſt gegen die Statuten!

Gr. Sayn.

So ſchreibt er neue auf mit ſeinem Schwerdt! —
Gar ſeltſam doch — ich nennte jeden Lügner,
Der mir's erzählt', daß Du wie'n kranker Löwe
Hier über Deines Kriegsruhm's Trümmern liegſt

Und ſchütten in dem Sturme, der Dich zauſt,
Nichts thuſt, als Deine graue Mähne ſchütteln.

Küchmeiſter.

Sprich ſo nicht noch einmal! —

Gr. Sayn.

Nicht ſo? — Noch mehr!
Dich überwältigt dieſes Planens Glück,
Und Dein Geſtirn, das vormals hat geleuchtet
Hell in des Unglücks Nacht, es ſinkt verbleichend
Zurück in die gemeine Dämmerung,
Je höher dieſe junge Sonne ſteigt,
Die alle Stern' auslöſcht am Firmament
Und das unſel'ge Land verſenkt in Feuer! —

Schönfeld (im Aeuſſer.)

Bei Gott! des Meiſters Kompan kommt! —

Schäven.

Hierher? —

(Alle, auſſer Küchmeiſter, fahren erſchrocken auf.)

Küchmeiſter.

Nun glaub' ich's ſelbſt! Das muß ein Sturm ſeyn, der
Bis von Marienburg ſo den Staub aufwirbelt! —

Joſt v. Hohenkirch (eintretend.)

Gegrüßt Ihr Herren! zur gelegnen Stunde
Find' ich Euch hier verſammelt all'. —

Küchmeiſter.

Was bringſt Du?

Hohenkirch.

An dieſes Land's Gebiet'ger insgemein
Ergeht des hohen Meiſters Gruß und Meldung,

Daß in dem Haupthaus auf St. Burkhardstag
Ein allgemein Kapitel angesagt,
Wo seine Hoheit in hochwicht'gen Dingen
Des treuen Raths der Brüder sich versieht.
Und in dem Namen des hochwürd'gen Meisters
Entbiet' ich alle, die hier gegenwärtig,
Auf selb'gen Festtag gen Marienburg.

Küchmeister.

Was soll es da? Ich hab' dort nichts zu schaffen.
Der in den Sturm gesteuert ohne mich,
Lenk' auch hinaus! —

Ein Diener
(schnell eintretend, zu Küchmeister)

O Herr! ein Wort —

Küchmeister.

Was ist's? (sie reden während des Folgenden lebhaft und heimlich miteinander.)

Schönfeld (zu Hohenkirch.)

Hast wacker zugehalten. Komm! (ihm zutrinkend) Dem Orden!

Hohenkirch (einen Becher fassend.)

Auf Eintracht drinn und frische Händel draußen!

Küchmeister (zu dem Diener.)

Vom Plauen, sagst Du, sind sie abgesendet?

Diener.

Ja Herr, ein Ritter, Knechte und ein Schreiber.

Küchmeister.

Unmöglich! Nanntest du nicht meinen Namen?

Diener.

Ich that es.

Küchmeiſter.

Und die Narren bleiben doch? —

Diener.

In Meiſter's Namen fordern ſie die Schlüſſel
Zu Kellern und Gemach; was dort an Schätzen,
Auf ihre Saumroß' denken ſie's zu laden.

Küchmeiſter.

Gut, gut! Der Schatz, der Land und Orden groß macht,
Er iſt in dieſer Bruſt. — Wohlan! ſie ſollen
Ihn haben nun! — Doch ſeh't euch vor — er brennt! —
Nun eil', ruf' mein Geſinde, faß' die Schergen!
Werf't ſie zum Schloß hinaus und ſchließt das Thor!

Diener.

Doch — Herr —

Küchmeiſter.

Kein Wort! — Gehorch', bei Deinem Leben!

(Diener ab.)

Küchmeiſter

(ſich plötzlich vom Lauſchenden zu Hohenkirch.)

Jetzt reit' zurück zum Plan'n, ſag' ihm: — ich komme!

(er geht ab.)

Gr. Sayn.

Was hat er vor? —

Schäven.

Laß't uns ihm eilig folgen!

(Alle ab.)

Vierte Scene.

(Wald. Man hört in der Ferne Hörnerklang, der nach und nach verhallt. Plauen und Graf v. Schwarzburg treten auf.)

Plauen (in die Scene hinausſprechend.)

Laß't nur die Roß' verſchnaufen noch, wir kommen
Vor Nacht doch immer nach Marienburg.
(zu Schwarzburg.)
Wo ſind wir hier?

Schwarzburg.

Das iſt der Wald von Schaken.
Dorthin liegt Rehden, hier geht's nach dem Haupthaus.

Plauen.

Da klingt die Jagd recht fröhlich noch herüber. —

Schwarzburg.

Und alle Vögel ſingen zum Valet.

Plauen.

Laß' uns ein wenig raſten hier im Grünen.
(Sie lagern ſich auf den Rasen.)
Sieh, wie die Sonne herrlich untergeht
Und Feld und Strom und Wald in Feuer löſ't,
Als wollt' ſie all' mit ſich hinübernehmen. —
Ein königlich Geſtirn! — Ich wollt', ich hätte
Mein Haus beſtellt, wie ſie, und ſchiede ſo. —

Schwarzburg.

Sprich nicht vom Scheiden, Herr, ſchau' nun einmal
Auch hinter Dich und freu' des reichen Blicks Dich
Auf das, was Du vollbracht.

Plauen.

Täuſch' Dich nicht, Günther!
Ich glaubt' es auch, es wäre was, den Orden
Herauszuſchlagen aus der höchſten Noth. —
Was nützt's dem Greis, ihn aus der Haft zu löſen?
Er taumelt in der ungewohnten Luft.
Das Unglück fand ſie zag', das Glück hoffärtig —
So rennt die Zeit uns um, die Gott gegeben
In unſre Hand, ſie zu ihm aufzurichten.

Schwartzburg.

Wie — und Du wendeſt Dich, und giebſt uns auf?

Plauen.

So gebe Gott mich auf, wenn ich das thue!
Nein, an den friſchen Morgen glaub' ich feſt,
So lang' die Sonn' noch einzle Höh'n vergoldet
Und Einer noch das Rechte will, wie Du. —
Dich, Schwartzburg, traf ich überall, wo's galt,
Und komm' ich nicht lebendig aus dem Handel:
Ich wüßte keinen ſonſt — Dich ſezt' ich gern
Zum Erben ein der freudigen Gedanken.

Schwartzburg.

Mein Herzblut, Herr, für Dich! — doch einſam nicht,
An Deiner Seite denk' ich einſt zu fechten.

Plauen.

Gleichviel, wenn es nur ausgefochten wird. —
Sieh, Günther, junge Ritter nah'n aus Deutſchland,
Die jetzt, zur Zeit der Noth, in kühner Luſt
Der erſten morgenfriſchen Jugendliebe

Das Kreuz genommen um des Kreuzes willen. —
Sie will ich ſtellen über alle andre,
Wie Sterne über der verworr'nen Nacht.
Mit neuer ſtrenger Satzung, wie's mir leuchtend
Bei Tag und Nacht die Seele füllt, will ich
Den Orden rüſten und ein ſtark Geſchlecht
Von Brüdern auferziehn, an die kein Herr
Der Erde fürder mehr Gewalt ſoll haben,
Weil ſie dem höchſten Herren wahrhaft dienen. —
Doch dazu brauch' ich Krieg, daß er die Seelen
Aufrüttle aus dem Schlaf und erſt den Grund
Uns feſtſtampft zu dem Bau. —

Schwartzburg.

Doch das Kapitel
Beſchloß den Frieden jüngſt — und nimmer fügen
Sie ſolcher neuen Ordnung ſich.

Plauen.

Sie müſſen! —
Du ſelbſt warbſt mir das Söldnerheer und führteſt
Sie in das Land —

Schwartzburg.

Herr — ich verſteh' Dich nicht. —

Plauen.

Meinſt Du, ich dürfte hier noch andre fragen,
Als Gott und mich? — Gab mir der Herr das Schwerdt,
So muß ich's brauchen nun! — Da kommt ein Fremder. —

(Nominta in Ritterkleidung tritt auf)

Nominta.

Wer ruht ſo ſorglos dort im Dämmerſchein,

Durch den die Mörder ſchleichen? —

(ſie erkennt Plauen und wirft ſich zu ſeinen Füßen.)

Hoher Herr! —

Plauen.

Was bringſt Du, wunderlicher Bote, mir?

Rominta.

O Herr, brich eilig auf von hier! Trau' nicht
Der falſchen Stille! Sommerfäden ſpinnen
Im Zwielicht draußen Netze über'm Plan,
Die Wipfel flüſtern heimlich zu einander
Und auf den Zehen, wie wir ſprechen hier,
Naht leis der Mord! —

Schwarzburg (aufſpringend.)

Was faſelſt Du von Mord?

Plauen (zu Rominta.)

Dein Auge ſcheint verſtört und ſieht Geſpenſter
In ſtiller Luft.

Rominta.

O glaub't mir doch nur! glaub' mir!
Ermorden wollen ſie Dich hier im Wald. —
Der Wirsberg ſann es aus und harr't auf Rehden,
Dort ſammeln ſich die Mörder nach der That.

Schwarzburg.

Verworrne Mähr'! — Und doch — der ſchwanke Wirsberg —

Plauen.

Wer biſt Du ſelbſt? ich ſah Dich nie vorher.

Rominta.

O hätt' auch ich Dich nimmermehr geſehn!

Planen.

Und ſuchſt und warn'ſt mich doch? —

Rominta.

O fraq' mich nicht!
Ich lieb' den Stern, kann er auch mein nicht werden,
Ich lieb' den Blitz in Nacht, wenn er auch tödtet,
So unermeßlich groß iſt ja die Liebe! —
(Sie verbirgt ihr Geſicht an ſeinen Knien.)

Planen (aufſtehend)

Was iſt Dir denn? Du zitterſt ja — Du weinſt —

Rominta.

O fraq't nicht weiter, unbarmherz'ge Männer! —
Schwing't auf die Roß' Euch! draußen, wenn die Nacht
Mich dicht verhüllt, will ich Dir alles ſagen.
Mit meiner Bruſt will ich Dein Herz beſchirmen,
Und — bin ich todt, gedenkſt Du meiner doch! —

Planen
(der ſie aufmerkſam betrachtet hat.)

Seltſamer Knab'. — So junges Herz vergiftet
Mit Falſchheit nicht der Augen reinen Quell. —
So ſage denn: iſt Rehden ſchon bemannt?

Rominta.

Seitwärts vom Schloſſe lagern fremde Schaaren,
Geheimnißvoll in Schluchten rings zerſtreut,
Doch auf der Burg, als ich vorüber ritt,
War's leer und ſtill vom Grund noch bis zur Zinne.

Planen.

Wohlan! ſo will ich hin! Zeig' uns den Weg!
Dein Leben haftet mir für Deine Zunge.

Schwartzburg.

Bedenke! ſo allein — in Wald und Nacht —

Plauen.

Ich kenn' die Schlüfte dort, rechts an den Wällen
Gelangen ungeſehen wir an's Thor.

Schwartzburg.

Und wenn der Knabe wirklich wahr geſprochen? —

Plauen.

So faß' ich die Verräther, eh' ſie's denken,
Und lehr' den Wirsberg, ehrlich ſeyn
Mit ſeinem treuen Herr'n! — Friſch auf nach Rehden!

(Alle ab.)

(Nikolaus v. Renys und Friedrich v. Kinthenau treten auf.)

Kinthenau.

Er weilt im Walde noch — das iſt der Kreutzweg,
Hier muß er durch. Der Pfad iſt ſchmal, ſie pflegen
Zu Fuße hier den kurtzen Weg zu gehn,
Derweil die Knecht' am Saum des Waldes reiten.
Drei wackre Burſchen lauern dort am Buſch,
Sie ſollen uns des Plauen Jagdtroß greifen.

Renys.

Der Mond iſt ſchon herauf. — Wo bleibt der Wirsberg?

Kinthenau.

Laß' ihn! ſo ſchwerer wiegt am Zahlungstage
Des Dankes Schuld, wenn wir's allein vollbringen.

Renys.

Ich wollt', es wär' vorüber. Dieſes Rauſchen
Der Wälder durch die weite Einſamkeit,
Es macht mich noch verrückt. —

Kinthenau.

Kinthenau.

Horch, Pferde-Tritt!

Stimme (draußen.)

Führ't dort die Roß' herum und wartet drunten.

Renys.

Ein Ordensmantel schimmert bleich —

Kinthenau.

Er iſt's!

Küchmeiſter (auftretend.)

Eine ſchöne, klare Nacht —

Renys

(mit gezogenem Schwerdt auf ihn eindringend.)

Mach' Platz da, Dränger!

Kinthenau (ihm in den Arm fallend.)

Zurück! Küchmeiſter iſt's! — Verfluchtes Blendwerk!

Küchmeiſter (ſie verwundert anſehend.)

Was ſoll's, ihr Herr'n? — im Harniſch hier? —

Kinthenau.

Verzeih't —

Wo zieht Ihr hin ſo ſpät noch?

Küchmeiſter.

Zum Kapitel

Nach der Marienburg. — Ich aber meyne,

Ihr hieltet hier für einen Hoher'n mich. —

Kinthenau (nach einer Pauſe.)

Und wär's nun ſo — den Ihr im Sinne führ't,

Ihr ſeid ſein Feind und habt deß' guten Grund,

Er kränkt' Euch hart. —

Küchmeister.

Das that er, und ich will's
Ausfechten mit ihm — doch was kümmert's Euch?

Kinthenau.

Es könnte leicht die Nacht verhalt'nem Groll
Das Schwerdt zur Rache reichen. —

(Man hört Lärm und Waffengeklirr.)

Küchmeister.

Horch, da zuckt
Das Schwerdt schon! — Merkt' ich's doch: Dem Meister gilt's!
Denk't, Buben ihr, daß ich im Finstern morde?
Den Plau'n regierte Gottes Hand, gen Rehden
Sah ich ihn Sturmschnell eben ziehn. —

Kinthenau.

Gen Rehden?
So ist verloren alles! —

Küchmeister.

Und kein Haar
Krümm't ihr dem Plau'n! nur über meine Leiche
Erreichst Du ihn, Rebell! Zieh', grauer Sünder!

(er zieht.)

Renys

(der immer mürrisch schweigend dagestanden, plötzlich mit bloßem Schwerdt vortretend.)

Nun denn! hervor! ich haß' Dich, Henkershelfer,
Gleichwie den Plau'n, und Eure ganze Horde!

(Sie fechten.)

Kinthenau (zurücktretend.)

Da drängt Küchmeisters Schaar heran mit Fackeln,
Wie Furien rings aus allen Hecken wachsend!

Wir ſind verrathen! — Fort! ich flieh' nach Polen!
Mach' Platz dem Wahnſinn, wem ſein Hirn noch feſthält!

(ab.)

(Küchmeiſters Diener mit Fackeln treten auf.)

Erſter Diener.

Wer eilte dort hinunter? Setz't ihm nach!

Zweiter.

Laß't, laß't! dort iſt der Bluthund!

Dritter.

Helft dem Herrn!

(Sie miſchen ſich in den Kampf. Renys wird verwundet.)

Renys.

Verflucht der falſche Boden, der das Blut
Der eignen Kinder trinkt! Molch, Schierling ſchieße
Aus jedem Tropfen und verpeſt' die Luft! —
Verflucht der Orden! — und in Fluch verkehre
Berauſchend ſich ſein Glück, Macht, Gold — daß trunken
Dereinſt von wilder Gier, wie Hunde — einer
Den andern würgt — bis alles öde — wüſt. —

(er ſtirbt)

Küchmeiſter.

Der Wüthende iſt ſtill auf ewig. — Trag't ihn
Hinunter auf ein Saumroß — und dann fort
Aus dieſem Wald, wo Mord die Nacht befleckt. —
Weh' Plauen Dir, der ſolchen Sturm geweckt!

(Renys wird fortgetragen. Alle ab.)

Fünfte Scene.

(Nacht. Auf der Burg-Zinne von Rehden. Wein-Krug und Becher ſtehn auf der Mauer. Georg v. Wirsberg geht unruhig auf und nieder.)

Wirsberg (über die Mauer blickend.)

Vom Tage blieb ein blut'ger Streif in Weſten,
Der nicht verlöſchen will. — Horch da! war das
Ein Ruf nicht fern im Walde? — Nein, die Nacht nur
Giebt ſchläfrig Antwort mit verworrnem Rauſchen. —
Jetzt ſteigt der Mond verzaubernd durch die Wipfel —
Es raſcheln Tritte heimlich in dem Laub,
Raſch blitzt der Dolch, ein Schrei — und alles ſtill,
Und niemand nannt' dabei den Namen Wirsberg —
Wer rief mich da?! (lachend) Narr! Narr, dem vor dem Schatten
Der eigenen Gedanken ſich das Haar ſträubt!

(er ergreift heftig einen Becher und trinkt.)

Horch — ſchlägt da nicht die Thurmuhr fern? — Wie hell
Das herklingt durch die ſtille Luft. — Neun — Zehn —

(tief aufathmend.)

So iſt's vorüber ſchon! — Das war die Stunde,
Wo ſie auf Rehden ſich verſammeln wollten.

(er trinkt wieder.)

Es trieft die Stirn vom Schweiß — was friert mich denn? —
Ich lache Dein, Du lächerliches Grauen,
Das vor dem Hahnenruf in Nichts zerrinnt!
Ringſt mich nicht nieder in der Einſamkeit. —

(den Becher ergreifend.)

Laß' ſehn! Ich trink' Dir zu, wer Du auch biſt!
Stern ja auf Stern in unermeſſ'ner Pracht
Blitzt auf mich nieder und entgürtet iſt

Die Zauberſchönheit der phantaſt'ſchen Nacht!
Da unten tief, wie in prophet'ſchen Träumen,
Rauſch' zu, geheimnißvoll mit allen Bäumen!
Ich komm'! — Des zagen Nippens iſt genug!
(den Becher über die Zinne ſchleudernd.)
Gieb einen vollen, friſchen tiefen Zug!
(Sturmgeläute.)
Was iſt das! — Läuten ſie dem Todten ſchon? —

Dietrich (hereinſtürzend.)
Um Gotteswillen, Herr!

Wirsberg.
Was krächz'ſt Du, Rabe?

Dietrich.
O eil't! Der Unſern einer, der am Walle
Die Wache hatt', ſprengt' athemlos herein
Und hinter ihm vom Wald' her fremde Reiter.
Wie er im Fliehn zurück ſich wandt', erkannt' er
Entſetzt zwei Ritter aus Marienburg. —

Wirsberg.
Das lügt der Hund! das lügſt Du!

Dietrich.
Horch't, da raſſelt's
Im Burghof ſchon.

Wirsberg.
Nun ſo verſchling' die Hölle
Hof, Burg, und mich und alles was drinn athmet!
(Er eilt, ſein Schwerdt ziehend, mit Dietrich fort.)
(Draußen Waffenlärm, während kommen zwei Reiſige von der andern Seite.)

Erſter.

Dorthin! Ich ſag's Dir, 's iſt der Meiſter ſelbſt!
Ich kenne ſeine Stimme durch's Viſir.

Zweiter.

Da — wie das Schrein und Läuten ineinander
Durch alle Gänge zieht. —

Erſter.

Fort, fort! ſonſt wirbelt
Der Sturm uns mit hinab hier in den Abgrund!

(beide ab.)

Wirsberg

(bleich, fliehend, mit bloßem Schwerdt zurückkommend.)

Wer iſt der Schreckliche, der hinter mir
Entſetzlich dort von Hall' zu Halle dringt?
Zeig' Dein Geſicht und funkle nicht ſo gräßlich
Aus Deinen dunklen Eiſenſtäben her!
Ich will Dein Antlitz ſeh'n und wenn mich's tödtet!

(er ſtürzt ſich zurück nach der Pforte.)

Rominta

(in ihrer Ritterkleidung mit niedergelaſſ'nem Viſir ihm entgegen tretend.)

Zurück da, Wahnſinn! ſollſt ihn nicht verſehren!

Wirsberg.

Dich meint' ich nicht! Laß mich! es iſt gefährlich,
Mir heut' zu nah'n!

Rominta.

So helf' mir Gott!

(Sie fechten.)

Wirsberg.

Platz da! (er erſticht ſie.)

Rominta (im Sinken den Helm verlierend.)

Wo biſt Du — Heinrich? — Weh — wie einſam da! —
Die Erde ſinkt — und ſinkt — nun bin ich Dein! —
(ſie ſtirbt.)

Wirsberg (ſie erſtaunt anſehend.)

Wie iſt mir denn? — Da ringelt ſich die Nacht
Der Locken wieder — wildes Traumgeſicht! —
O wer mir ſagt', das ſey ein Traum, meine Seele
Gäb' ich ihm drum! — Fort! Schlangen ſind Dein Haar
Und jede hat ein Stück von mir vergiftet:
Treu, Ehr' — den Reſt werf ich Dir nach, mich graut
Vor mir und Dir. — Laß' los! da naht er wieder! —
(Nach der Pforte gewendet.)
Es iſt nicht wahr! — Das lügenhafte Zwielicht
Verwirrt nur Sinn und Auge mir und ſpiegelt
Verfluchte Doppelgänger in die Nacht —
Wer biſt Du? ſprich! —

Planen
(tritt ein und ſchlägt ſein Kreuz auf.)

Wirsberg
(plötzlich ſein Schwerdt fallen laſſend.)
Furchtbarer Gott im Himmel! —
(er ſtürzt ſich über die Zinne in den Abgrund.)

Günther v. Schwarzburg (auftretend.)

Herr! das Gerücht, daß Du im Schloß erſchienen,
Geht wie ein Sturmwind durch den Wald, und Hauptlos

Zerſtreu'n ſich die erſchrocknen Meuter-Schaaren. —
Doch, wo iſt Wirsberg? — Was geſchah? —

Plauen.

Er hat
Sich ſelbſt gerichtet, und mein Rächeramt
Leg' ich in höh're Hand. — Gott ſei ihm gnädig!

Fünfter Aufzug.

Erſte Scene.

(Vor Tagesanbruch. Freies Feld, im Hintergrunde ſieht man verlöſchende Lager-Feuer. Graf Günther von Schwarzburg führt raſch den Jost von Hohenkirch an der Hand herbei.)

Schwarzburg.

Dort lagert rings das neue Söldnerheer —
Sie ſchlafen alle noch, komm, komm, — tritt ſachte
Mit Deiner Botſchaft auf, daß Du den Tag
Nicht weckſt, der leiſe auf den Höhen ſchlummert. —
Ich weiß — hier ſollt' ich von dem Meiſter hören. —
Warum von Rehden ſandt' er mich hierher?
Woher die Eil', das Söldner-Heer zu ordnen?
Zerſtört iſt ja der Anſchlag der Rebellen. —

Hohenkirch.

Ihr laß't mich nicht zu Worte kommen, Herr —

Schwarzburg.

Ich habe Furcht vor Dir und Deinem Worte
Und möchte gern die Angſt mir noch verſchwatzen. —
Nun denn — in Gottes Namen — rede nur!

Hohenkirch.

Der Meiſter läßt Euch ſeinen Gruß entbieten:
Verſammelt ſei'n die Herr'n nun zum Kapitel —
Ihr wüßtet ſchon — das ſei die rechte Zeit. —
Drum ſoll't Ihr raſch nun gen Marienburg
Die Söldner führen, und das Thor beſetzen,
Und Keinem ein und auszugehn verſtatten,
Bis er es ſelbſt Euch heißt. —

Schwarzburg.

O meine Ahnung! —

Hohenkirch.

Was ſinn't Ihr ſo? —

Schwarzburg.

Nun, das iſt eine Botſchaft! —
Ich bitt' Dich, Joſt, geh', ruh' Dir an den Zelten,
Nur einen Augenblick laß' mich allein!

(Hohenkirch ab.)

Schwarzburg (allein.)

Herr Gott, Herr Gott! das alſo, Plauen, war
Das ferne Wetterleuchten Deiner Seele,
Das oft in ſtillen Stunden mich erſchreckt! —
Und nun das Wetter unverſeh'ns hereinbricht,
Steh' ich allein hier auf des Landes Hut
Und ſchaudere die Sturmglock' anzuziehn! —
Fort! nach Marienburg reit' ich allein,
Sein Knie umklamm're ich und fleh' und weich' nicht,
Er darf, er ſoll nicht weiter gehn! — Was hülf' es? —
Unbeugſam iſt ſein Sinn, und ſolchem Willen

Dient die geſchäft'ge Welt, die er verſchüchtert. —
Heraus ſtellt er ſich einſam vor die Welt,
Wie'n ſchlechtes Bild ſie anders umzuzeichnen.
Wer darf je ſagen von ſich ſelbſt, er habe
Recht gegen ſeine Zeit? Was iſt die Meinung
Des Einzelnen im Sturm der Weltgeſchichte,
Die über uns ein höh'rer Meiſter dichtet,
Uns unverſtändlich und nach andern Regeln. —
Nicht rühren ſoll er mit der Menſchenhand
An dieſem Ritterbund, den Gott gefügt,
Dem ich verſchworen mich mit tauſend Eiden! —
O Heinrich! Heinrich, Herzensbruder! wärſt Du
Im dickſten Schlachtgewühl, ich hieb' Dich 'raus! —
Nun, lieber Meiſter, kann ich's nicht — Leb' wohl! —
Thu' Du, was Du für recht erkannt — ich auch!
Wir ſind doch eines Fels verſchiedne Quellen,
Ein Meer ja iſt es, das wir redlich ſuchen —
Gott richte da, wer von uns beiden irrte!

(In die Scene rufend)

He, Hohenkirch!

Hohenkirch (auftretend.)

Ich harre Eurer Antwort.

Schwarzburg.

Weißt Du des Meiſters Plan und rechte Abſicht? —

Hohenkirch.

Nicht mehr, als ich Euch eben ſagte, Herr.

Schwarzburg.

Nun denn, wenn Du ihn liebſt, ſo flieg' zurück

Jetzt nach Marienburg und ſag' dem Meiſter:
Ich wüßt' im ganzen Land hier keinen Feind,
Der ſtünd' in Polen vor der Thür. Dorthin
Führt' ich das Söldner-Heer und woll' es legen
Auf Straßburg, Soldau, Ortelsburg, wo ich
Des Ordens weiteren Befehl erwarte. —
Nun reite ſchnell — und Gott beſchütz' den Meiſter! —

(Hohenkirch geht ab.)

Will denn das Morgenroth heut nicht herauf?

(In den Hintergrund rufend)

Auf! rührt die Trommeln, laßt zum Aufbruch blaſen!

(ab.)

Zweite Scene.

(Meiſters Gemach in Marienburg. Plauen ſitzt in Gedanken verſunken.)

Hanns v. Bayſen (draußen.)

Laßt mich hindurch! ich muß zu ihm!

Plauen (aufſpringend.)

Kommt Er? —

(Bayſen tritt ein.)

Du biſt es, wackrer Burſch — was bringſt Du mir?

Bayſen.

O Herr! verſammelt längſt iſt das Kapitel —

Plauen.

Ich weiß.

Bayſen.

Der finſtre Küchenmeiſter grollt,
Mit kühnem Wort den ſchwanken Rath regierend.
Man ſagt, einſtimmig hätten ſie verworfen
Den Krieg mit Polen. — O, ich bitt' Dich, Herr,
Gieb' ihnen heut nur nach! Sie ſinnen Böſes.

Plauen.

Nun juſt deshalb. — (durch das Fenſter ſehend.) Noch immer
nichts zu ſehen! —

Bayſen.

Glaub' mir, es iſt was vor — und gegen Dich!
Ich weiß nicht was ſie ſinnen, doch zu dreien
Und mehr beiſammen ſtehn ſie in den Winkeln
Und flüſtern leis, und ſchweigen wenn ich nahe. —
Ein heimlich Weſen, unſichtbar, wie Zugwind
Streicht durch das Schloß, und alles iſt verfinſtert,
Als gieng' ein dunkles Wetter über's Haus.

Plauen.

Haſt recht, es wird bald wetterleuchten. — Komm',
Hilf unterdeß mir meine Rüſtung anthun.

Bayſen.

Jetzt, Herr — wozu denn?

Plauen.

Dort die helle reich' mir,
Die trug ich einſt an meinem Ehrentag,
Als wir Marienburg vom Feind befreiten. —
(Die Rüſtung anlegend, wobei ihm Bayſen behülflich iſt.)
'S war auch im Herbſte. — Sieh, wie damals glüht
Das farb'ge Land, die Wandervögel ziehen,
Und alles mahnt mich an die ſchöne Zeit,

Wo wir zu Luſt und Noth im Felde lagen,
Ich noch ein Bruder unter treuen Brüdern.
Die heitre Nacht erſcholl von frommen Liedern,
Im ſtillen Thale riefen fern die Wachen,
Derweil die Sterne ihre Runde machten,
Die Zukunft lag noch wunderbar verborgen,
Da wittern ſchnaubend ſchon die Roß' den Morgen,
Es ſchauert das Heer und die Trompeten werben —
Da iſt's 'ne Luſt, zu leben und zu ſterben!

Bayſen.

Wär' ich der Meiſter nur, ich ſäß' heut' auf,
Und ließ ſie ruhig rathen! —

Plauen.

Sieh doch — wirbelt
Nicht Staub dort in der Ferne auf? — Nein — nichts. —
Du biſt ein braver Junge — werde nicht
Auch wie die Andern einſt, glaub's ihnen nicht,
Die niemals jung geweſen, 's iſt nicht wahr,
Daß rechte Jugend alt wird mit den Jahren.
Und wenn ſie's alle meinten — nun ich ſetze
Zum letztenmale meinen friſchen Glauben
Heut an des letzten Bruders kühnes Herz! —
Was iſt das? — Dort — mein Kompan kommt zurück,
Allein! — Siehſt Du nicht Waffen fernher blitzen? —
Gott, Gott! es iſt die höchſte Noth — wo weilt er?
Schwarzburg, ich rufe Dich im Namen Gottes
Und aller künftigen Geſchlechter! — Schwarzburg! —

(Von v. Hohenkirch tritt ein.)

Plauen.

Was bringſt Du, Unglückſeel'ger? —

Hohenkirch.

Hoher Herr —

Plauen.

Der Schwartzburg, ſprich! wo iſt der Graf v. Schwartzburg?

Hohenkirch.

Herr, er entbiethet Dir nur wen'ge Worte:
Nicht hier daheim, an Jagjel's Königshofe
Steh' lauernd Dein und unſer Aller Todfeind,
Und darum führt' er ungeſäumt gen Polen
Dein Söldner-Heer. —

Plauen (in den Seſſel ſinkend.)

Verloren iſt der Orden! —

Hohenkirch (zu Bayſen.)

Was iſt dem Herrn? —

Bayſen.

Wie wenn ein Wetterſtral
Die Eiche traf. — Horch, draußen naht es raſſelnd,
Laß't niemand jetzt herein!

Hohenkirch.

Seht — die Gebiet'ger! —

(Küchmeiſter, Herrmann Gans, Graf Sayn, und mehrere Ordensritter treten ein.)

Küchmeiſter.

Wo iſt der Plau'n?

Bayſen.

Der Meiſter wollt Ihr ſagen

Küchmeiſter.

Heinrich von Plau'n — in der Gebiet'ger Namen
Steh' ich vor Dir, vernimm des Ordens Schluß:
Erwägend Deines Regiments Gewalt,

Die alle Satzung schrankenlos durchbrochen,
Der Ritter Jammer und des Land's Empörung,
Hat das Kapitel, seiner Pflicht gedenk
Und auf das Flehen aller Ordensbrüder,
Entsetzt Dich Deines Amt's als hoher Meister.

Bayſen.

Wer wagt das! —

Herrmann Gans.

Und den Aelt'ſten uns befohlen,
Der Zeichen Deiner Macht Dich zu entkleiden.

Gr. Sayn.

Reich' uns den Mantel, Siegel und das Schwerdt.

Bayſen (zu Plauen.)

Erhebe Dich! O brich Dein furchtbar Schweigen!
Noch denken viele hier, wie ich, und ſetzen
Ihr Leben an Dein Recht!

Küchmeiſter.

Greif't den Wahnſinnigen!

Plauen (ſich aufrichtend.)

Zurück! Noch bin ich hier der Meiſter. — (zu Bayſen) Ruhig!
Meint Ihr, ich that das alles für mein Recht? —
(ſein Schwerdt an Küchmeiſter reichend.)
Da — nimm — wofür ſollt' ich's fortan noch ziehn! —
(indem er den Mantel dem Herrmann Gans überreicht.)
Dies Dir. — Und reichte er von einem Ende
Der Welt zum andern, er verhüllte nimmer
Die Schande — ſeit auch Günther mich verließ! —
O, das iſt eine Welt! —

Küchmeiſter.

Was wünſch'ſt Du noch?

Plauen.

Plauen.

Nichts mehr. —

(im Kreiſe umherblickend, nach einer kurzen Pauſe.)

Frohlocket nicht ihr armen Brüder,
Wenn lang entwöhnte Thränen übermächtig
Vielleicht aus dieſen müden Augen brechen.
Glaub't nimmermehr, daß es der Hoheit gilt,
Von der ich ſcheide nun. — Daß es nicht lohnt
Zu leben mehr, das iſt's, was mir das Herz bricht! —
Noch einmal that es einen langen Blitz
In wüſter Nacht weit über dieſe Zinnen
Und ſchauernd in dem wunderbaren Licht
Erkannte ich des Ordens Heldengeiſt
Und reicht' die Hand ihm — da verſchlang auf einmal
Das Dunkel wieder Schloß und Land. — Es war
Ein ſchöner kurzer Traum. — Der Alte aber,
Nun merk' ich's wohl, meint's gut mit mir, er läßt
Die Hand nicht los — und zieht mich mit hinab. —

(Er geht ab, die Andern weichen ihm ſcheu und ehrerbietig aus. Allgemeines Stillſchweigen.)

Gr. Sayn (zu Küchmeiſter.)

Heil, Dir, Hochmeiſter nun! —

Küchmeiſter

(Der in tiefen Gedanken geſtanden, finſter.)

Schweig! — Eil's ihm nach,
Geb't fürſtliches Geleit ihm! Fort da, ſag' ich!

(Er bedeckt ſein Geſicht mit beiden Händen und geht ſchnell ab. Die Uebrigen folgen ſchweigend.)

Dritte Scene.

(Berg und Wald. Gertrud und Elsbeth treten auf.)

Elsbeth.

Tretet nur hierher auf das weiche Moos,
Wir können nicht mehr weit zum Kloster haben.

Gertrud.

Sind wir so nahe schon? —

Elsbeth.

Was zittert Ihr?

Gertrud.

Ich? — nein — Ich kenne ja die Priorin.
Wir ritten einst an einem Sommerabend
Noch mit dem Vater dort vorbei und hielten
Am Pförtchen plaudernd unter hohen Linden. —
Das ist schon lange her — der Abend glänzte
So seltsam in den Hof, und vor den Fenstern
Bewegten rauschend sich die alten Bäume. —
Da ritt der Wirsberg fern am Saum des Waldes,
Vom Jagdgeschmeide blitzend, uns vorüber
Und winkt mir zu. — Der Vater sah ihn nicht,
Ich aber blickte weg und wurde roth. —
Wenn er so einmal wiederkäme. —

Elsbeth.

Wer? —

Gertrud.

Ich Elsbeth sieh', mein Kopf ist mir jetzt so schwach —
Komm, laß uns gehn. (Sie steigen den Berg hinan.)

Elsbeth.

Wenn Du im Kloſter biſt,
Will ich durch's Land mit Grüßen hin und hergehen
Zu allen Freunden und geliebten Plätzen,
Wo wir ſonſt froh geweſen, und erzähle
Dir von der Welt dann, wenn es ringsum ſtille,
Und wir beim Abendſchein im Kloſtergarten —

Gertrud.

Was weinſt Du denn? — (Von der Höhe herabblickend.) Ach! —

Elsbeth.

Schaut, da liegt das Kloſter
Im tiefen kühlen Grund, von Fichtenwäldern
umgeben rings und ſtillen Höh'n — die Glocken
Erklingen aus der Einſamkeit herauf.

Gertrud

(Ihr um den Hals fallend und in heftiges Weinen ausbrechend.)

Ach Elſ', das iſt ja wie ein Grab — ich kann,
Ich kann nicht Nonne werden! —

Elsbeth.

Wein't nur nicht
So ſchmerzlich! — Seh't, ich will ja mit Euch gehen
An's End' der Welt! —

Gertrud (lebhaft.)

Wir wollen Männerkleider
Im Dorf uns kaufen, und dann fort, weit, weit,
Wohin Du willſt — nur dort hinunter nicht!
Wir ſuchen ihn in Weilern, Städten, Schlöſſern,
Als Zitherbuben vor den Fenſtern ſingend.
Er kennt mich gleich an meiner Stimme wieder,

Und unter tausenden blick ich ihn 'raus!
Kennt' nur, er kann mich nicht verlassen haben,
Er war mir ja so herzlich gut! —

Elsbeth.

Besinnt Euch! —
Ihr seid erhitzt vom weiten Wandern — setzt Euch. —

Gertrud (nach einer kurzen Pause.)

Ach Gott, ich bin so müde. — (Sie setzt sich.) Ruh'n wir aus. —
Was würd' die Priorin auch dazu sagen,
Wenn sie mich so verweint jetzt wiedersäh'. —
Wie da die Vöglein singen durch den Wald!
Sing' noch einmal das traurige Lied — Du kennst's ja —
Nur noch ein einz'gemal! —

Elsbeth.

Denkt nicht daran! —

Gertrud (steht vor sich hinsinnend.)

Mein Schatz hat mich betrogen,
Hat sich von mir gewandt,
Ist fort von hier gezogen,
Fort in ein fremdes Land.

O Ritter, laß't mich gehen
Auf diesen Felsen groß,
Ich will noch einmal sehen
Nach meines Liebsten Schloß.

Ich will noch einmal sehen —
(Man hört in der Ferne Trompetenklang.)

Gertrud (aufspringend.)

Dort — sieh! — es blitzen Reiter durch das Grün,
Die Rosse schnauben und die Helme funkeln —

Belogen hab't ihr mich, er ist nicht todt! —
Sieh wie sein Helmbusch hoch im Winde flattert,
Sie lenken hier herauf — was hältst Du mich? —
Es ruft und jauchzt den grünen Wald hinunter,
Der auf dem dunkeln Roße dort ist mein!
Mein Herz wird mir so munter,
Der muß mein Liebster seyn! —

(Sie reißt sich von Elsbeth los, und stürzt in den Abgrund.)

Elsbeth.

O Gott! Hilft niemand mir in diesem Jammer?

(Sie eilt hinab.)

Graf v. Kyburg, Hermann Gans, Johann v. Schönfeld, König und Zenger treten auf.)

Gr. Kyburg.

Verdammtes Bauervolk, das sich wie Unkraut
Um Sporn und Bein schlingt und am Mantel zerrt,
Man kann nicht schreiten ohn' es zu zertreten!

Schönfeld.

Ey, Ey. —

Herrm. Gans.

Hier haben wir dem flücht'gen Landvolk
Den Vorsprung abgewonnen — nun berichte
Umständlich, Zenger, wie's im Lande steht.

Zenger.

Es steht fast gar nichts mehr, mein alter Herr.
Denn kaum erscholl nach Polen hin die Kunde,
Daß Plan'n das Schwerdt gelegt aus seiner Hand,
So brach der König Jagiel, wie ein Tiger,
Aus seinem Hinterhalt, wo's keiner dachte,
Und würgt durch's Land hin bis gen Marienwerder.

Vor mir, so weit das Auge reicht, bedeckte
Verworrne Flucht das Feld, und hinter mir
Sah ich vom Wald' Rauchsäulen zahllos steigen.

Herrm. Gans.

Die ganze alte Konfusion schon wieder!
Was nun, ihr Brüder? Sprecht, was nun? —

Schönfeld.

Ei, Ei. —

König.

Ich eil' nach Hause, für den schlimmsten Fall
Zu retten dort, was noch zu retten ist.

Gr. Kyburg.

Was wär' denn hier zu retten, auser'm Haupthaus!

König.

Leicht vernehm thun! — was hast Du zu verlieren?

Gr. Kyburg.

Was Du vielleicht nicht hast: Die Ritter-Ehre,
Die auf der Spitze ruht von diesem Schwerdt!
Schon einmal blitzt' es die Pelaken nieder,
Und fegt sie wohl auch diesmal wieder heim!

Schönfeld.

Ei, ei! —

Gr. Kyburg.

Was hast Du heut mit Deinem Ei und Ei? —
Ich schlag's entzwei, laß seh'n, was da herauskriecht!

Schönfeld.

Zerschlagen? He? — S' kriecht mehr aus diesem Ei,
Als schlüg' ich Dir den blonden Dotter da

Von Kopf entzwei!

(er zieht.)

Komm her! Hab' Lust dazu! —
Den großen Meister umhaun, und zehntausend
Kleinmeisterlein gleich schießen aus der Wurzel —
Und Krieg und Pestilenz! — Ei, seht mir doch!

(Er geht mit Graf Kuburg lachend ab.)

He, Friede, Ruh! — Da kommen die Bauern schon wieder!
Das schnappt und kreischt und stößt nach uns wie Krähen —
Was! sind wir Eulen denn? Seid doch gescheut!

(Alle ab.)

(Mehrere Bauern kommen von der andern Seite.)

Erster Bauer.

Da seht — der Polack hat uns all' beim Schopf,
Und die indeß da raufen ein's das andre!

Zweiter.

Das lauft und stürzt! — 'Ne rechte Herren-Kunst,
Wenn man vier Beine unterm Leibe hat!
Nach! Reiß't herab sie!

Erster.

Still! dort kommt der neue
Hochmeister. — Halt' ihn an, der muß uns helfen!

(Küchmeister mit mehreren Rittern tritt auf.)

Küchmeister.

Es schlagen immer neue Flammen auf
Aus allen Wäldern rings, und donnernd bricht
Der morsche Boden hinter uns zusammen!

Mehrere Bauern.

Herr! rette, hilf uns!

Küchmeister (zu einem von den Bauern.)

Dort am Fuß des Hügels
Versammle, was im Walde flüchtig irrt,
Ich selbst reit' mit dem Banner vor. — (zu den Bauern.)
Zurück da!

Erster Bauer.

Du sollst nicht fort!

Mehrere.

Du bist der Meister, schütz' uns!

Erster.

Die Dörfer brennen und das Feld ist leer,
Das Leben gilt's nun, seht Euch vor! der Hunger
Packt selbst den Wolf an und zerreißt ihn rasend!

Küchmeister.

Es geht die Noth wild über alle weg
Und wirft den Knecht so wie den Herren nieder.
Wie soll ich helfen da! — daß Volk und Orden
Zu Einem Mann sich eisern fügt, das hilft!
(zu den Bauern)
Treib't die Unsinn'gen zu den Fahnen fort!
Sie sollen fechten, wenn sie leben wollen!
(Die Bauern werden fortgetrieben. Währenddeß tritt Matthes v. Merheim auf.)

Merheim.

Herr, unheilvolle grauenhafte Botschaft!

Küchmeister.

Noch mehr? — Was ist's?

Merheim.

Marienwerder brennt
Und aus den Lohen ſchwang der weiße Adler
Sich gen Marienburg auf

Küchmeiſter.

Sie mögen's doch? —

Merheim.

Schwarzburg mit ſeinen zweifelhaften Scharen,
Den ſie umgangen an des Landes Mark —
Er bleibt noch immer aus und keiner weiß,
Wohin er ſich gewandt und was er ſinne. —

Küchmeiſter.

Eilt auf! reit' Tag und Nacht bis Du ihn triffſt!
Ich, jetzt ſein Herr und Meiſter, ließ' ihm ſagen:
Es gilt' Marienburg! Was er auch ſinne,
Er ſoll den Todfeind raſch im Nacken faſſen,
Ich dräng' vom Hauptſtaat auf den König los!

(Merheim ab.)

(Küchmeiſter zu den Rittern)

Herr, fort in's Thal nun — laſſt die Banner wehen!

(Die Ritter von verſchiedenen Seiten ab.)

Küchmeiſter.

Brichſt du ſchon jetzt herein, furchtbar Gerichte,
Im finſtern Wetterzug die Welt verdunkelnd? —
O ſtänd' ich ohne Schuld in dieſem Sturm! — (ab.)

Vierte Scene.

(Das Innere des Burghofes zu Hochstädt. Rechts eine Linde mit einer Rasenbank, auf welcher Plauen schlummernd ruht. Von der andern Seite treten Graf Günther von Schwarzburg und der Schloßwart auf, ohne Plauen zu bemerken. In der Ferne hört man Trompeten.)

Schwarzburg.

Das ist recht still und einsam hier. Der Herbstwind
Rauscht durch die alten Wipfel schon und streut
Die bunten Blätter auf den öden Hof.

Schloßwart.

Horch't — ist's mir doch, als gienge Kriegsmusik
In weiter Ferne durch die stillen Lüfte. —

Schwarzburg.

Mein Fähnlein ist's, das gen Marienburg zieht. —
Da draußen, Alter, hält der Todt jetzt Heerschau,
Die Besten sucht' er längst sich aus, und alt
Geworden ist die Welt, seit Du hier einsam
Das stille Schloß gehütet. Mich verlangt
Auch recht nach ehrlichem Soldatentodt! —
Doch gieng' ich ungern in den letzten Kampf,
Bevor der alte Meister nicht noch einmal
Die Hand mir herzlich hat gereicht zum Abschied. —
Krank, sagst Du, ist der Held?

Schloßwart.

Still und todtmüde —
Der Undank brach das Herz ihm. — Seh't! — da ruht Er. —

Schwarzburg

(nachdem er ihn lange schweigend betrachtet.)

Du wunder Leu! — Verlassen von der Welt,

Die Du ſo lang' bewacht in Nacht und Schrecken! —
Ich drückt' den Pfeil ab, doch ſo meint' ich's nicht! —
(Man hört draußen kriegeriſche Muſik.)
Horch da! — ſie mahnen ſchon, die Stunde drängt! —

Schloßwart.

Der alte Klang hat ihn erweckt, er rührt ſich —

Planen.

(ſich halb erhebend und die Beiden anſtaunend, nach einer Pauſe.)
Mir träumte, es ſei tiefer, tiefer Abend —
Die Gipfel nur noch ragten aus dem Grau,
Und in der Abendgluth, wie über Trümmern,
Stand wunderbar der Engel mit dem Schwerdt,
Zu richten die vergangenen Geſchlechter. —
Und als, die weite Einſamkeit entlang,
Sein Schwerdt ertönte, an das Schild geſchlagen:
Da — Günther — faßt' ich raſch Dich bei der Hand,
Es war, als hätt' ich Gräßliches zu ſagen —
Und da ich mit Dir vor dem Engel ſtand,
Senkt' ich mein Haupt — und konnt' Dich nicht verklagen. —

Schwarzburg.

O hoher Herr — wie Schwerdter kreutzweis drückſt Du
Mir Deine Worte ſchneidend in die Bruſt! —

Planen.

Denn wie der Engel ernſt das Auge wandte,
Traf ſolche Hoheit mich und ſolche Milde,
Daß ich erſchrocken in die Kniee ſank:
Ach gegen Dich, wie iſt mein Herz ſo wilde! —
Vermeſſen richtet' ich mich auf ob Allen
Und in die Wolken griff ich über mir,

Des Herren Blitze wollt' ich strafend schwingen
Ich — Staub vom Staub' — im Zorn die Welt bezwingen. —

Schwarzburg (seine Hand fassend.)

O laß mich weinen auf die theure Hand. —
Nicht Du — der starke Gott hat Dich gehoben,
Ein feur'ges Zeichen, über diese Zeit,
Daß alle Herzen sich zum Himmel wenden! —
Nun sucht der Blick verwirrt die Tiefe wieder,
Graun kommt und Sturm wühlt, Haß, Grimm, wildes Trachten,
Und Sternlos geht der heil'ge Orden unter. —

Plauen.

Ein Tropfen kaum, war's in dem großen Strome —
Gelobt sei Gott! des Herren Wege gehn
Hoch über die Gedanken weg der Menschen. —
So laß den Orden nur zusammenstürzen:
Das Kreutz bleibt stehn, das er gepflanzt im Norden,
Und über's Graun geht frommer Helden Kunde
Erschütternd fort durch künftige Geschlechter! —
Sieh, Schwarzburg — hinter der tiefen langen Nacht,
Wo alle Sterne ausgelöscht am Himmel,
Die trostlos aus dem Schutt der Zeiten stiert
Und uns nicht kennt mehr, die da unten ruh'n —
Seh' ich den Himmel, wie von Schmerz zerrissen,
Und bei der Blitze Schein, dem ungewissen,
Die Helden all' aus ihren Gräbern geh'n;
Die richten schweigend auf den stillen Höh'n
Ein wunderbares Kreutz empor von Eisen
In der gewitterschwarzen Einsamkeit. —
Da geht ein Schauer durch das Volk der Preußen
Und noch einmal gedenkt's der großen Zeit. —

Schwarzburg.

Dein Auge leuchtet seltsam — Herr — wie ist Dir?

Plauen

(ſich nach und nach hoch aufrichtend.)

Hoch über'm Walde, der ſich rauſchend neigt,
Wie unermeßlich da Aurora ſteigt!
Die Waffen blitzen, muthig ſchallen Lieder —
Reich' mir den Helm, geb't mir das Banner wieder!
Das flatternde Panier hoch in der Hand,
Zieh' ich der Schaar voran durch's deutſche Land,
Am Rheine pflanzen wir's zu Gottes Ruhm —
Was zagt Ihr? — Ewig iſt des Ritterthum! —

(Er ſinkt todt nieder.)

Schwarzburg.

O ſcheide nicht — was ſoll ich ohne Dir
In dieſer öden Welt! — Gleichwie ein Cherub
Schwang er ſich auf, es iſt als hört' ich leiſe
Den Flügelſchlag noch in den ſtillen Lüften,
Und mahnend lockt mich's nach. —

Hans v. Bayſen

(mit einer Fahne hereinſtürzend.)

Hoch! Freud'ge Bothſchaft!
Das bring' ich Dir! Marienburg iſt frei! —
Was iſt das? —

Schwarzburg.

Still — der müde Held ruht aus.

Bayſen.

Todt? — (die Fahne wegſchleudernd.) Nun ſo fechte wer da will!
das lohnte
Für ſo'ne lump'ge Welt noch! — O mein Meiſter!

(Er wirft ſich vor Plauen nieder.)

Schwarzburg.

Steh' auf! — Und liebtest Du ihn recht, so wende
Des Schmerzes Schneide auf des Feindes Haupt!
Noth drängt und Großes giebt's zu thun. — Was sprachst Du
Da von Marienburg?

Bayſen (ſich aufrichtend.)

Höchſt wunderbar —
Bis an das Thor ſchon mit entbund'nen Wogen
Stürzt' das Verderben — da auf einmal lautlos
Stutzt Jagiel's Heer, die Roße ſteigen ſchnaubend,
Und Flüſtern murmelt durch die bleiche Schaar:
Des todtgeglaubten Plauen's Schreckensbild
Erblicken ſie gewappnet auf der Zinne. —
Da faßt Entſetzen Herrn und Knecht', und mitten
Im Jubel wandte ſchauernd ſich der König. —

Schwarzburg.

So ſchreckt im Sterben noch des Löwen Blick
Die dumpfe Welt. — Den wunderbaren Sieger,
Wenn Alle ſein vergeſſen, laß' uns ehren
Wie's Kriegern ziemt — dann fort in's Kampfgewühl!

(Plauen mit der Fahne bedeckend, während draußen die Kriegsmuſik wieder ertönt.)

Solch' Held regiert Jahrhunderte lang die Geiſter,
Und lebend oder todt, Er bleibt der Meiſter!

Der

Graf Lucanor.

Der Graf Lucanor und Patronius.

Der

Graf Lucanor

des

Don Juan Manuel.

Nach dem Alt-Spaniſchen

von

Joſeph Freiherrn von Eichendorff.

Neue Ausgabe, mit Zeichnungen

von

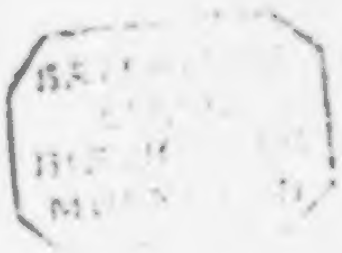
Th. Hoſemann.

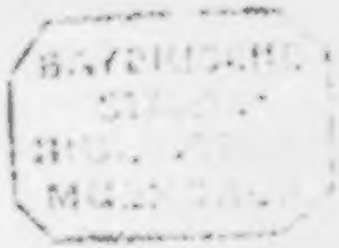
Verlag

von

M. Simion in Berlin.

1843.





Vorwort des Ueberſetzers.

Das nachſtehende Büchlein (El Conde Lucanor) iſt eines der älteſten Denkmale der caſtilianiſchen Sprache. Um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, wo es entſtanden, hatten die Ritterromane, deren Reigen der berühmte Amadis von Gallien eröffnet, eben erſt ihre Runde durch Europa begonnen, und in derſelben Zeit fingen die Spanier auch an, ihre unſterblichen Romanzen, die bis dahin im Volke verklungen, ſchriftlich aufzubewahren. Aber weder dieſe Romanzen noch jene Romane ſind, bis auf wenige Ausnahmen, in ſo urſprünglicher Geſtalt auf uns gekommen, als dies nach allen ſprachlichen Merkmalen bei dem Grafen Lucanor angenommen werden kann.

Der Autor deſſelben hinterließ außerdem noch eilf andere Werke*), die er dem von ihm geſtifteten und zu ſeiner Begräbnißſtätte auserſehenen Dominikaner-Kloſter zu Pennafiel vermachte. Aus der darunter befindlichen Liederſammlung ſcheinen einige ſeiner Gedichte ſpäterhin in das allgemeine Liederbuch (Cancionero general) übergegangen zu ſein. Von allen übrigen Werken aber, die noch im ſechszehnten Jahrhundert in Handſchriften vorhanden waren, hat nur der Graf Lucanor ſich erhalten, welcher zum erſtenmale in Sevilla 1575 von dem Geſchichtsſchreiber Gonzalo de Argote y Molina herausgegeben und zu Madrid 1642 in 4° wieder abgedruckt wurde, ſeitdem aber ſelbſt in Spanien eine bibliographiſche Seltenheit geworden iſt. Um ſo verdienſtlicher daher iſt eine neue von A. Keller beſorgte Ausgabe, die

---

*) La Crónica de Espanna. El libro de los Sábios. El del Caballero. El del Escudero. El del Infante. El de Caballeros. El de la Caza. El de los Engannos. El de los Cantares. El de los Egemplos. El de los Consejos.

den erſten Band der 1839 in Stuttgart erſchienenen Bibliotheca castellana füllt.

Der Verfaſſer des Lucanor, Prinz Juan Manuel, gehörte in jedem Betracht zu den ausgezeichnetſten Männern ſeiner Zeit. Ein Enkel Ferdinands des Heiligen, hatte er mitten in den innern Unruhen ſeines Vaterlandes durch ſeine hervorragende Perſönlichkeit die Achtung aller Partheien zu erringen und die natürliche Eiferſucht ſeines Königs Alfons XI. zu überwinden gewußt, welcher ihn in Folge mancher ritterlichen That, zum Statthalter der an das mauriſche Königreich Granada gränzenden Provinzen Caſtiliens auf die damalige Vorhut der Chriſtenheit berief. Hier eröffnete er ſogleich durch einen Einfall und glänzenden Sieg in Granada einen ununterbrochenen zwanzigjährigen Kampf mit den mauriſchen Königen und blieb der Schrecken dieſer Erbfeinde Caſtiliens bis zu ſeinem im Jahre 1362 erfolgten Tode.

Der Reichthum eines ſo großartigen Lebens ſpiegelt ſich denn auch überall in den nachfolgenden Geſchichten, die uns überdies unmittelbarer als viele Hiſtorienbücher in die innerſte Sinnesweiſe jener wunderbaren Zeit einführen. Manches darin mag uns noch unbehollen, Vieles aus der großen Ferne der Zeiten fremd und wunderlich erſcheinen; aber ein tüchtiger Verſtand, Ehre, ächte Ritterlichkeit und Andacht gehen wie ein erfriſchender Waldhauch durch das ganze Buch.

Für diejenigen, welche das Original zur Hand haben, bemerke ich nur noch, daß ich das letzte Kapitel deſſelben als zwölftes in den Text eingefügt, das zwölfte des Originals dagegen zum Schluß des Buches geſetzt habe, wo es ſeinem Inhalte nach offenbar hingehört und urſprünglich wohl auch geſtanden haben mag.

Joſ. Freiherr von Eichendorff.

Vorrede.

Unter den vielen Seltſamkeiten, die unſer Herr geſchaffen, iſt eine beſonders wunderbar, daß nämlich von allen Menſchen in der Welt nicht ein Einziger dem Andern im Geſichte vollkommen gleicht, denn obſchon Alle dieſelben Dinge im Antlitz haben, ſo ſehen doch dieſe Dinge für ſich, nicht eins dem andern ähnlich. Und da ſchon in ſo Geringfügigem, wie die Geſichter, ein ſolcher Unterſchied ſtattfindet, ſo iſt's kein Wunder, wenn die Menſchen in ihren Neigungen und Geſinnungen verſchieden ſind, und alſo werdet ihr finden, daß auch hierin kein Menſch dem andern vollkommen gleicht. Doch ich will zu beſſerem Verſtändniß einige Beiſpiele anführen: Diejenigen, welche Gott zu dienen ſtreben, wollen Alle ein und daſſelbe; aber ſie dienen ihm ein Jeder auf ſeine Weiſe. Ferner diejenigen, ſo im Herrendienſt ſtehen, warten Alle ihren Herren auf, aber Jeder thut es anders. Und die, welche den Acker bauen, arbeiten, jagen, Viehzucht und andere Dinge treiben, verrichten zwar Alle daſſelbe, aber ſie verſtehen und verrichten es keineswegs Alle auf gleiche Weiſe. Aus dieſen und andern Beiſpielen, deren Erzählung zu weitläufig wäre, kannt Ihr abnehmen, wie zwar die Menſchen alle Menſchen ſind und Willen und Verſtand beſitzen, aber einander eben ſo wenig in Geſinnung und Neigung, als von Angeſicht gleichen; nur darin ſind ſie Alle gleich, daß ſie das, woran ſie Gefallen finden, beſſer erlernen und ausüben, als andre Dinge, weshalb denn auch derjenige, der etwas lehren will, es auf eine Weiſe lehren muß, die es dem Lernenden angenehm macht. Denn da das Scharfſinnige gewiſſer Bücher Vielen nicht recht zu Kopfe will, weil ſie es nicht gehörig verſtehen, ſo macht es ihnen kein Vergnügen, ſie zu leſen, und

weil ſie keine Luſt daran haben, vermögen ſie auch wieder nicht, ernſtlich daraus aufzunehmen, was ihnen Noth thut.

Daher habe ich, Don Juan, Sohn des Infanten Don Manuel, Statthalter der Marken und des Königreichs Murcia, dieſes Buch in den ſchönen Ausdrücken, die ich nur vermochte, verfaßt, und in den Text einige Beiſpiele geſetzt, die ſich die Leſer zu Nutze machen können. Und dieß that ich nach dem Gebrauche der Aerzte: denn wenn dieſe eine Leberkrankheit heilen wollen, ſo miſchen ſie, weil die Leber ihrer Natur nach das Süße liebt, Zucker, Honig oder irgend eine andere Süßigkeit in die Arznei, und ermuntert durch das Behagen am Süßen, erträgt die Leber willig die ihr dienliche Arznei, und auf dieſelbe Art giebt man einem Gliede, das der Heilung bedarf, das Heilmittel mit einem Beſatz, welcher der Natur dieſes Gliedes zuſagt. Auf ähnliche Weiſe nun hoff ich mit Gottes Hülfe dieſes Buch verfaßt und auch den Nutzen dem, wenn die, ſo es leſen, aus eigner Neigung zu den nutzloſen Dingen, die ſie darin antreffen, Gefallen finden, und ſelbſt diejenigen Leſer, die ſolches Gute nicht zu würdigen wiſſen, werden doch nicht umhin können, mit den einnehmenden Redensarten, die es enthält, auch die damit vermiſchten nutzlichen, zu leſen und wider ihren Willen davon Vortheil zu ziehen, gleichwie die Leber und die andern genannten Gliedmaßen von den mit Süßigkeiten verſetzten Heilmitteln. Und ſo wolle denn Gott, der vollkommen iſt, und jedes gut gemeinte Unternehmen durch ſeine Gnade und Barmherzigkeit ergänzet, es alſo fügen, daß Alle, die dieſes Buch leſen, davon zu ſeinem Dienſt, ſo wie zum Heil ihrer Seele und ihrem leiblichen Frommen, Gebrauch machen, da Er wohl weiß, daß ich, Don Juan, es in dieſer Abſicht geſchrieben. Was ſie darin Mangelhaftes finden, mögen ſie nicht meinem Vorſatz, ſondern meiner mangelnden Einſicht zuſchreiben. Wo ſie aber etwas Rechtes gut geſagt finden, da ſollen ſie es Gott verdanken, denn Er iſt es, von dem alle Weisheit kommt.

Und hier beginnt der Inhalt eines Buchs in der Weiſe eines Geſpräches zwiſchen einem großen Herrn und ſeinem Rath, und der Herr iſt Graf Lucanor, und der Rath Patronius geheißen.

Erstes Kapitel.

Was einem Mohrenkönige von Cordova begegnete.

Eines Tages sprach der Graf Lucanor zu seinem Rathe folgendermaßen: „es ist Euch bekannt, Patronius, daß ich ein eifriger Waidmann bin und, wie Keiner vor mir, viele neue Jagden aufgebracht, auch an den Hauben und Fußschellen der Falken einige nützliche Erfindungen gemacht habe, die man sonst nicht kannte. Und nun sprechen diejenigen, die mir Übles nachreden wollen, gewissermaßen spöttisch von mir: wenn sie den Cid Ruy Diaz oder den Grafen Ferdinand Gonzalez um ihrer vielen Kämpfe, oder den frommen und glückseligen König Don Fernando wegen seiner Eroberungen preisen, loben sie auch mich, wie ich so große Thaten vollbracht, und dieß und jenes den besagten Hauben und Fußschellen hinzugefügt. Da ich aber wohl einsehe, daß ein solches Rühmen mir mehr zum Hohn als zum Lohn gereicht, so bitte ich Euch, mir zu rathen, wie ich es anfangen soll, um wegen des Guten, das ich that, nicht verspottet zu werden. Herr Graf erwiederte Patronius, damit Ihr sehet, wie Ihr Euch dabei zu benehmen habet, will ich Euch erzählen, was einem Mohren, der König in Cordova war, begegnet ist.

Und auf die Frage des Grafen, was das sei, fuhr Patronius also fort:

In Cordova war ein Mohrenkönig, Namens Alaquime, welcher zwar gut genug regierte, sich aber nicht die Mühe gab, sonst ehrenhafte und ruhmvolle Dinge zu vollbringen, wie es Königen geziemt. Denn es ist nicht genug, daß diese ihr Reich bewahren: wer ein guter König sein will, soll auch seine Macht rechtmäßig

vergrößern und so handeln, daß er im Leben von den Völkern gepriesen wird, und nach dem Tode ein gutes Angedenken seiner Thaten hinterläßt. Doch jener König kümmerte sich nicht darum, sondern dachte nur an Schmaus und Ergötzlichkeiten und mäßige Ruhe im Hause. So geschah es, daß eines Tages in seiner Gegenwart ein Instrument gespielt wurde, das bei den Mauren sehr beliebt, und Dudelsack genannt ist. Der König horchte auf und bemerkte, daß es nicht den gehörigen guten Klang gab. Er nahm daher den Dudelsack und fügte demselben an der untern Seite, rechts von den andern Oeffnungen, ein neues Luftloch hinzu, und von jetzt an klang er besser, als er jemals geklungen. Das war nun ganz gut für den Dudelsack, aber nicht groß genug für einen König, und so fingen denn die Leute an, diese That spottweise zu preisen, und sagten, wenn sie Jemanden foppen wollten, auf Arabisch: Bahadeint Alaquime, was soviel heißt als: das ist die Zuthat des Königs Alaquime! Diese Stichelrede war so allgemein im Lande, daß sie bis zu den Ohren des Königs kam, welcher wissen wollte, warum die Leute so sprächen, und obgleich man es ihm erst auszureden und zu verbergen suchte, so setzte er ihnen doch so lange zu, bis sie es ihm sagen mußten. Nachdem er es vernommen, betrübte er sich sehr, da er aber ein guter König war, so mochte er es denjenigen, die solche Reden führten, nicht entgelten lassen, sondern nahm sich im Herzen vor, eine andre Zuthat zu machen, welche die Leute nothgedrungen preisen mußten. Damals war die Moschee zu Cordova noch nicht vollendet, er that daher die daran noch fehlende Arbeit hinzu und beendigte den Bau, und dies war die beste, vollkommenste und herrlichste Moschee, die die Mauren in Spanien hatten. Gottlob, jetzt ist es eine Kirche, zur heiligen Maria von Cordova genannt, denn der heilige König Don Fernando weihte sie der heiligen Jungfrau, als er Cordova den Mauren entriß. Und nachdem jener König die Moschee vollendet und eine so gute Zuthat gemacht hatte, sagte er: wenn man ihn bisher spottweise gelobt hätte, zur Verhöhnung der Zuthat zum Dudelsack, so würde man es nunmehr aufrichtig thun; und seitdem wurde er hoch gepriesen und der Spott verwandelte sich in wahrhaftes Lob, und noch heut

zu Tage ſagen die Mauren, wenn ſie irgend ein gutes Werk rühmen wollen: das iſt die Zuthat des Königs Alcanime.

Eben ſo müßt auch Ihr, Senner, wenn Euch das höhniſche Lob Eurer Zugabe zu den Falken-Hauben und Feſſeln und anderem Jagdzeug verdrießt, darauf bedacht ſein, einige hohe und ausgezeichnete Thaten zu verrichten, wie es großen Männern gebührt, ſo zwingt Ihr die Welt, Eure Werke zu loben, gleichwie ſie jetzt zum Spott Eures Jagdſtückchen lebt. Der Graf fand den Rath gut, handelte darnach und befand ſich ſehr wohl dabei.

Und da Don Juan befand, daß dieß ein gutes Beiſpiel ſei, ließ er es in dieſes Buch eintragen, und fügte folgende Verſe hinzu:

Thut'ſt Du im Kleinen etwas Gut's, ſo ſäum' nicht drum,
Thu' es im Großen auch, was gut, kommt nimmer um.

Zweites Kapitel.

Von Don Lorenzo Gallinato, Don Garcirerez von Vargas und noch einem andern Ritter.

Als einmal der Graf Lucanor in einer geheimen Unterredung mit seinem Rath Patronius begriffen war, sagte er zu ihm: Ich hatte einst einen sehr mächtigen König zum Feinde, nach langem Zwiste aber verabredeten wir beide, unseres eigenen Vortheils willen, uns zu vergleichen; doch, ob wir auch jetzt ausgesöhnt und in Frieden sind, so hütet doch noch immer einer den andern voll Mißtrauen. Ueberdieß haben mehrere seiner Ritter und selbst Einige von meiner eigenen Schaar deshalb Feindschaft gegen mich gefaßt, hetzen uns gegen einander auf und sagen, wie man nur einen Vorwand suche, um sich gegen mich zu wenden. Und obgleich ich selber schon über die Sache nachgedacht habe, so bitte ich Euch doch im Vertrauen auf Eure gute Einsicht, daß Ihr mir rathet, was ich in dieser Angelegenheit thun soll.

Herr Graf Lucanor, entgegnete Patronius, da ist aus vielen Gründen schwer zu rathen. Vor Allem bedarf ein Jeder, der Euch gern in Zwist verwickeln möchte, sicherlich großer Ueberredungskünste dazu; denn wer da erklärt, daß er Euch dienen, Euch aus einem Irrthum reißen und warnen wolle, weil ihm Euer Schaden nahe gehe, der wird Euch immer erst Argwohn einzuflößen suchen, der Argwohn aber wird Euch zu Aeußerungen veranlassen, die wiederum der Anlaß zum Zwiste sind. Und doch wird kein Mensch in der Welt irgend etwas dagegen sagen können. Denn wollte Euch einer rathen, Eure Person nicht zu hüten, so würde er dadurch bekennen, daß er Euer Leben nicht liebt, sagt er, Ihr sollet Eure Schlösser nicht in Stand setzen und

befeſtigen, ſo giebt er kund, daß er Euer Erbe nicht zu bewahren trachte; meint er endlich, Ihr möchtet nicht ſo viele Freunde und Vaſallen werben, und nicht ſo Großes an ſie wenden, um ſie Euch zu erhalten, ſo verräth er, daß er Eure Ehre und Sicherheit geringachtet, denn die Unterlaſſung alles deſſen könnte Euch in der That großer Gefahr ausſetzen und leicht der Anfang gewiſſen Untergangs ſein. Da Ihr nun aber einmal meinen Rath in der Sache verlangt, ſo wünſche ich, daß Ihr erfahret, was einmal einem ſehr tapfern Ritter begegnet iſt.

Als nämlich der heilige und glückliche König Don Fernando Sevilla belagerte, befanden ſich unter den vielen Tapfern, die dort mit ihm waren, drei Ritter, welche man für die beſten Krieger hielt, die es damals in der Welt gäbe, und war der eine von ihnen Don Lorenzo Suarez Gallinato, und der andere Don Garciperez von Vargas genannt, auf den Namen des dritten aber kann ich mich nicht beſinnen. Dieſe drei Ritter ſtritten eines Tages unter einander, welcher von ihnen der beſte Kriegsmann ſei, und da ſie ſich auf andere Weiſe nicht einigen konnten, beſchloſſen alle drei ſich gut zu bewaffnen und dem Thore von Sevilla ſich ſoweit zu nähern, daß ſie es mit ihren Lanzen erreichen konnten. Am folgenden Morgen nun waffneten ſich alle drei und machten ſich auf den Weg nach der Stadt. Die Mohren, welche auf den Mauern und Thürmen ſtanden, da ſie nicht mehr als drei Ritter gewahrten, meinten, ſie kämen als Abgeſandte, es ſtieg daher keiner von ihnen herab, und die drei Ritter überſchritten Graben und Bruſtwehr, kamen bis ans Thor und pochten mit dem Schaft ihrer Lanzen daran, darauf aber wandten ſie die Zügel und ritten wieder nach ihrem Kriegsheere zu. Sobald nun die Mohren ſahen, daß Jene kein Wort zu ihnen ſprachen, hielten ſie es für Hohn und fingen an, ſie zu verfolgen; ehe ſie aber das Thor geöffnet hatten, waren die drei Ritter, obgleich ſie langſam zurückkehrten, ſchon etwas entfernt, und es ſtürzten an funfzehnhundert Reiter und mehr als zwanzigtauſend zu Fuß ihnen nach. Da die drei Ritter nun wohl merkten, daß ſie ſie einholen würden, wandten ſie die Roſſe gegen ſie, um ſie zu erwarten, und als die Mohren ſchon nahe waren, griff jener

Ritter, deſſen Namen ich vergeſſen, ſie an, Den Lorenzo Suarez und Garciperez aber verbielten ſich ruhig. Doch als die Mohren noch näher kamen, ſchlug auch Den Garciperez von Vargas los, und nur Den Lorenzo Suarez blieb ſtill, bis die Mohren ihn anariffen, dann warf er ſich auf ſie und begann wunderwürdige Waffenthaten zu verüben. Die im Lager aber, da ſie ihre Ritter mitten unter den Mohren ſahen, eilten ihnen zu Hülfe, und obgleich Jene in großer Bedrängniß und verwundet waren, ſo fügte es Gott doch ſo gnädig, daß keiner von ihnen fiel: der Kampf wurde jedoch ſo groß, daß König Don Fernando ſelbſt ſich hineinmiſchen mußte, und es wurde ein glücklicher Tag für die Chriſten. Sobald indeß der König in ſein Zelt zurückgekehrt war, ließ er die drei Ritter verhaften und ſagte, ſie hätten den Tod verdient, weil ſie ſo verwegen gewagt, das Heer ohne ſeinen Befehl in ſolchen Aufruhr zu bringen und das Leben ſo vieler wackerer Ritter auf's Spiel zu ſetzen. Da aber die Großen im Heer für dieſelben um Gnade baten, ließ er ſie wieder frei, und als er erfahren, welcher Streit ſie zu der That veranlaßt habe, berief er alle Tapfern ſeines Gefolges, um zu entſcheiden, welcher von den drei Rittern jene That am beſten vollbracht. Da entſtand großer Streit unter den Verſammelten, die einen erklärten den Ritter, der zuerſt die Mohren angegriffen, für den Tapferſten, andere den zweiten, und wieder andere den dritten. Jeder führte gute Gründe für ſeine Meinung an, zuletzt aber vereinigten ſich Alle zu ſolchem Ausſpruch: Wäre die Schaar der nachfolgenden Mohren von der Art geweſen, daß ſie durch den Muth jener drei Ritter überwältigt werden konnte, ſo würde auch der, der ſie zuerſt angriff, für den Besten zu achten ſein, weil er einen Handel angefangen, der ſich ausfechten ließ. Da aber der Mohren ſo viele waren, daß ſie dieſelben auf keine Weiſe zu überwinden vermochten, ſo ſchlug er nicht los um zu ſiegen, ſondern die Scham hielt ihn von der Flucht ab, und ſo in ſeiner Herzensnoth, weil er weder fliehen, noch die Furcht ertragen konnte, ſtürzte er ſich auf die Feinde. Den zweiten, welcher ſpäter als der erſte anfing, hielten ſie für tapferer, weil er der Furcht beſſer widerſtanden. Den Don Lorenzo Suarez Gallinato aber, der alle

Frucht erlang und ausharrte, bis die Mohren ihn anfielen, erklärten ſie für den beſten Ritter.

Eben ſolche Bewandtniß aber, Herr Graf Lucanor, hat es mit den Beſorgniſſen und Drohungen, von denen ihr ſprecht, denn ſehet Ihr, daß Ihr den Kampf, wenn Ihr ihn auch anfinget, nicht zu Ende führen könntet, ſo erſcheint Ihr nur um ſo muthvoller und verſtändiger, je beharrlicher Ihr jene Sorgen und Aengſte ertragt. Habt Ihr daher das Eurige wohl beſtellt, ſo daß man Euch nicht unverſehens etwas Bedeutendes anhaben kann, ſo rathe ich Euch, Euer Herz zu bezwingen und, da Ihr doch keinen harten Schlag erleiden könnt, abzuwarten, bis man Euch angreift. Vielleicht findet ſich's dann, daß alle jene Sorgen und Drohungen, womit ſie Euch jetzt beunruhigen, lügenhaft und von ganz anderer Art waren, als ſie vorgeben, und daß Jene bloß um ihres eigenen Vortheils willen ſo handelten, weil ihr Glück nur im Unheil blüht. Denn glaubt nur, dergleichen Volk von Eurer, wie von der andern Partei, will weder rechten Krieg, noch rechten Frieden. Sie wollen nichts als Verwirrung, damit ſie rauben und dem Lande Uebles zufügen können, ſie wollen Euch und Euren Gegenpart nur im Schach halten, um beiden das eigne oder fremde Gut abzudringen, ohne eine Züchtigung befürchten zu dürfen. Wenn ſie daher auch etwas gegen Euch unternehmen, es kann Euch nicht viel Abbruch thun, vielmehr, weil die Schuld bei den Gegnern, nur zu Eurem Beſten ausſchlagen, da Gottes Beiſtand, der ſolche Dinge ſchlichtet, mit Euch iſt, und das Volk für Recht erkennen wird, was Ihr thut. Und vielleicht, daß ſich auch Euer Feind nicht rührt, wenn ſie Euch zu keiner Ungebühr beſchwatzen können und Ihr in Frieden bleibt zu Gottes Preis und zum Heile aller Gutgeſinnten. —

Don Juan, der dieſes Beiſpiel für gut hielt, machte folgende Verſe dazu:

Nie treib' ein Unbill Dich, blind drein zu ſchlagen,
Denn Sieger bleibt, wer männlich weiß zu tragen.

Drittes Kapitel.

Handelt von dem, was Don Rodrigo, dem Fran-ken, und ſeinen Rittern begegnet iſt.

Ein andermal ſprach der Graf Lucanor zu Patronius: ich war in große Kämpfe verwickelt, die den Meinen den Untergang drohten, und als die Noth am größten, fielen mehrere, die ich aufgezogen und mit Wohlthaten überhäuft hatte, von mir ab, unterwieſen einander, mir Schaden zuzufügen, und verübten ſolche Dinge gegen mich, daß ſie mir wahrlich mein früheres Vertrauen auf die Menſchen faſt verleidet haben. Ich bitte Euch daher, rathet mir, wie ich mich in ſolchen Fällen benehmen ſoll. Herr Graf, verſetzte Patronius, wären diejenigen, welche ſich gegen Euch vergangen, Männer geweſen, wie Don Pero Nunnez de Fuente Almejir und Don Ruy Gonzalez de Zavalles und Don Gutierre Rodriguez de Lanzuenella, oder hätten ſie gewußt, was dieſen widerfahren: ſie hätten nicht gethan, was ſie thaten.

Der Graf fragte, was das geweſen ſei. Herr Graf,' ſagte Patronius, das trug ſich alſo zu:

Der Graf Don Rodrigo aus Franken war mit der Tochter des Don Garcia von Aragon vermählt, dieſe war eine ſehr tugendhafte Frau, aber ihr Gemahl, der Graf, brachte falſch Zeugniß gegen ſie vor, und indem er ſeine Klage erhob, bat er Gott, er möge ihre Schuld durch ein Wunder an ihr bewähren, oder an ihm, wenn er ſie mit Unrecht beſchuldige. Kaum aber hatte er ſeinen Vortrag beendet, ſo wurde er durch ein Wunder Gottes vom Ausſatz befallen, die Gräfin ſchied ſich von ihm, und als ſie geſchieden war, ſandte der König von Navarra Botſchafter an dieſelbe, und vermählte ſich mit ihr, und ſie wurde Königin von

Navarra. Der Graf aber, da er sah, daß er von seinem Siechthum nicht genesen konnte, wanderte als Pilger in's heilige Land, um dort zu sterben, und obgleich er großes Ansehen und viele gute Vasallen besaß, so folgte ihm doch Niemand dahin, außer den vorgedachten drei Rittern. Dort blieben sie lange Zeit, und geriethen, nachdem sie alles verzehrt, was sie aus der Heimath mitgebracht hatten, endlich in solche Armuth, daß sie nicht wußten, wovon sie den Grafen ernähren sollten. In dieser großen Noth verdungen sich täglich zwei von ihnen auf dem Marktplatz und der dritte blieb bei dem Grafen, und mit dem, was sie erwarben, unterhielten sie ihren Herrn, auch badeten sie ihn jede Nacht, und reinigten ihm die Wunden des Aussatzes. Da geschah es, daß sie einmal, während sie ihm Arm und Beine wuschen, ausfuhren mußten. Als der Graf das sah, dachte er, es geschähe aus Ekel vor ihm, und fing an zu weinen und zu jammern über das große Elend, das er ihnen verursachte. Damit der Graf nun sähe, daß ihnen vor seiner Krankheit nicht ekelte, schöpften sie mit der Hand von dem Wasser, das voll Eiter und Schorf aus seinen Wunden war, und tranken eine große Menge davon. Ein solches Leben führten sie mit dem Grafen und blieben bei ihm, bis er starb.

Sie hielten es nun für schimpflich, ihren Herrn todt oder lebend nicht wieder nach Castilien zurückzubringen, und mochten daher nicht ohne ihn zurückkehren. Man rieth ihnen, den Leichnam zu verbrennen und die Knochen mitzunehmen, aber sie wollten es nicht und erklärten, daß ihren Herrn eben so wenig nach seinem Tode als im Leben irgend Jemand außer ihnen berühren solle. So begruben sie ihn und warteten ab, bis alles Fleisch zerstört war, dann legten sie die Gebeine in ein Kästchen und trugen, sich ihr täglich Brod erbettelnd, ihren Herrn auf den Rücken fort und verbreiteten die Kunde von dem, was ihm begegnet. Und also arm erreichten sie glücklich das Gebiet von Toulouse, als sie dort aber in eine Stadt eintraten, stießen sie auf eine Menge Volks, das eine vornehme Dame zum Scheiterhaufen begleitete, indem ein Bruder ihres Gemahls sie angeklagt und erklärt hatte, daß sie den Feuertod erleiden müsse, wenn sich nicht irgend ein Ritter

ihrer annähme, aber es fand sich kein Ritter zu ihrem Beistand. Da der brave Don Pero Nunnez sah, daß die Dame um des fehlenden Vertheidigers willen sterben solle, sagte er zu ihren Verwandten: wenn er wüßte, daß die Dame schuldlos sei, so wollte er sie retten, und begab sich sogleich zu der Dame mit der Bitte, ihm das Wahre in der Sache zu eröffnen. Sie entgegnete, daß man sie allerdings angeklagt, daß sie aber das angeschuldigte Vergehen nimmer begangen, jedoch die Neigung gehabt habe, es zu begehen. Als Don Pero Nunnez vernahm, daß ihr Herz nach dem Unerlaubten verlangt, sah er wohl ein, daß dem, der sie vertheidigen wolle, unvermeidlich ein Unglück begegnen müsse; da er sich aber bereits in die Sache eingelassen hatte, und wußte, daß das Vergehen, dessen man sie bezüchtigte, nicht vollbracht war, so erklärte er dennoch, sie retten zu wollen. Die Ankläger wollten ihn, unter dem Vorgeben, daß er kein Ritter sei, zurückweisen, mußten aber davon wieder abstehen, nachdem er den gehörigen Nachweis geführt, und die Verwandten der Dame versahen ihn nun mit Roß und Waffen. Doch bevor er den Kampfplatz betrat, sagte er zu ihnen, daß er unter Gottes Beistand zwar mit Ehren bestehen und die Dame retten, aber auch irgend einer Fährlichkeit nicht entgehen würde, um deß willen, was die Dame im Sinne zu thun gehabt. Als sie dann auf den Kampfplatz kamen, stand Gott dem Don Pero Nunnez bei, er siegte in dem Streit, und befreite die Dame, büßte aber dabei ein Auge ein, und also war alles eingetroffen, was er vorhergesagt, die Dame und ihre Verwandte aber beschenkten ihn so reichlich, daß die drei Ritter nun die Gebeine des Grafen, ihres Herrn, weiter fortbringen konnten, und zwar von jetzt an ohne alle Noth, denn der König von Castilien, da er die Kunde vernahm, wie die Ritter mit den Gebeinen ihres Herrn glücklich angelangt, freute sich sehr, daß Männer aus seinem Königreich so große Dinge vollbracht. Er ließ ihnen daher sagen, sie möchten nur, zu Fuß und schlecht gekleidet wie sie wären, zu ihm kommen, und an dem Tage, wo sie sein Land betreten sollten, ging er ihnen zu Fuß wohl an fünf Meilen über die Grenze seines Reiches entgegen, sie zu empfangen, und erwies ihnen so viel Gutes,

daß ihre Nachkommen noch heut zu Tage sich seiner Freigebigkeit erfreuen, und um den Grafen und die Ritter recht zu ehren, begleiteten der König und alle, die mit ihm waren, die Gebeine des Grafen bis nach Lerma, wo sie zur Erde bestattet wurden.

Nach dem Begräbniß aber zogen die Ritter nach ihrer Heimath, und als Don Ruy Gonzalez zu Hause angekommen war, und am ersten Tage mit seiner Gemahlin zu Tische saß, hob die tugendhafte Frau, da sie das Fleisch vor sich sah, ihre Hände zu Gott auf und sagte: Gebenedeyet seist Du, Herr, daß Du mich diesen Tag erleben liessest, denn Du weißt, daß ich das erste Fleisch, das ich genieße, und den ersten Wein, den ich trinke, seit Ruy Gonzalez aus diesem Lande geschickten. Den Ruy Gonzalez that es leid um sie, und er fragte, warum sie das gethan? Sie erwiederte: er gedenk wohl noch, wie er bei der Abfahrt zu ihr gesagt: daß er nimmer ehne den Grafen zurückkehren würde, sie möge derweil leben wie eine gute Hausfrau, denn es werde ihr in seinem Hause nie an Brot und Wasser fehlen, und da er so gesagt, so wäre es unrecht von ihr gewesen, wenn sie sein Gebot übertreten und Anderes genossen hätte, als Brot und Wasser.

Als ferner Don Pero Nunnez, zu Hause angelangt, mit seinen Verwandten und seiner Frau allein war, fingen diese vor großer Freude zu lachen an. Don Pero Nunnez aber glaubte, sie verspotteten ihn, weil er das eine Auge verloren, er zog daher den Mantel über den Kopf und warf sich sehr betrübt auf's Bett. Da die fromme Frau ihn so traurig sah, kümmerte sie sich sehr darüber und bat ihn so lange, bis er ihr den Grund seiner Betrübniß entdeckte. Als die gute Frau das hörte, nahm sie eine Nadel und stach sich heimlich ein Auge aus, indem sie zu Don Pero Nunnez sagte: das thue sie, damit er, wenn sie wieder einmal lachten, nicht ferner glauben möchte, sie lachten höhnisch über ihn. Und also that der Herr Gatte an den wackern Rittern, um des Guten willen, das sie gethan.

Nun meine ich, daß diejenigen, welche Euch doch auch einst gut gedient, nicht gefehlt haben würden, wie sie gefehlt, wenn sie gewesen wären wie jene Ritter, oder gewußt hätten, was für Glück diesen um ihres Verhaltens willen zu Theil geworden.

Ihr aber, Herr Graf Lucanor, wenn auch einige ihre Pflicht gegen Euch vergessen, unterlasset darum nicht, denen Gutes zu erweisen, die sich eher gegen sich selbst, als gegen Euch vergehen möchten: bedenket vielmehr, daß, wenn Einige treulos, viele Andere wieder um deste treuer sind, deren Dienste Euch mehr nützen, als Jene schaden können. Erwartet zwar nicht von Allen, denen Ihr Wohlthaten erzeuget, Gegendienste zu empfangen: aber es könnte sich fügen, daß ein Einziger von ihnen Euch einen Dienst leistete, der alles Gute aufwiegt, das Ihr den Andern gethan. Der Graf erkannte diesen Rath für gut und wahrhaft, und da Den Juan das Beispiel sehr treffend fand, so ließ er es in dieses Buch eintragen und dichtete folgende Verse:

Laß nie von Billigkeit und Recht,
Vergälte Dir's auch Mancher schlecht.

Viertes Kapitel.

Von dem Rath, den Paterinus dem Grafen Lucanor ertheilte, als dieser erforschen wollte, wie er zugleich seine Seele retten, und Ehre und Land bewahren könne, wobei das Beispiel von dem Strauße hergenommen wurde, den König Richard von England gethan.

Eines Tages nahm Graf Lucanor seinen Rath Paterinus bei Seite und sprach zu ihm: Paterinus, ich setze ein großes Vertrauen auf Eure Einsicht, und bin überzeugt, daß, wo Ihr nicht Rath schaffen kann, es nimmermehr ein Anderer vermag: deshalb bitte ich Euch, mir in der Sache, von der ich jetzt reden will, nach Eurem besten Wissen zu rathen.

Es ist Euch bekannt, daß ich nicht mehr jung und seit meiner frühesten Kindheit in schweren Kriegen aufgewachsen bin, bald mit Christen, bald mit Mohren, auch wohl mit den Königen, meinen Gebietern, oder mit meinen Nachbarn: und obgleich ich, so oft ich es mit Christen zu thun hatte, mich stets bestrebte, durch meine Schuld niemals einen Krieg anzufachen, so ließ es sich doch nicht immer vermeiden, daß nicht Viele, sowohl hierdurch, als durch meine anderen Sünden unvertilgbarerweise in großes Unglück kamen. Kein Mensch auf Erden ist auch nur einen Tag vor dem Tode sicher, nur wie bald kommt nicht die Zeit, da ich selbst vor den göttlichen Richter treten muß, vor dem mich keine Werke nicht von meiner Schuld befreien können; sondern, wenn ich gefehlt, und der gerechte Gott wider mich ist, verfalle ich den Strafen der Hölle, wo ich ohne Ende verharren muß und nichts

in der Welt mir helfen kann. Dagegen weiß ich auch, daß keine That der Welt der Seligkeit verglichen werden kann, wenn Gott mich würdig befände, aus seiner Knechte Zahl mich zu seinem Begleiter im Paradiese aufzunehmen. Weil da nun jenes Uebel und diese Seligkeit so groß und die letztere nur durch Thaten zu erwerben ist, so bitte ich Euch, erwäget und sagt mir, welchen Weg Ihr in meinen Verhältnissen für den besten haltet, um vor Gott meine Sünden wieder gut zu machen und seine Gnade zu erlangen.

Herr Graf Lucanor, erwiederte Patronius, Eure Worte erfreuen mich sehr, besonders aber, daß Ihr verlangt, ich solle meinen Rath nach Euren Verhältnissen abmessen; denn hättet Ihr dabei Euren Stand nicht erwähnt, so würde ich glauben, Ihr redetet blos so, um mich auf die Probe zu stellen, wie jener König seinen Günstling, von dem ich Euch ein andermal erzählte. Um so mehr also freut es mich nun, daß Ihr zwar Gott wegen Eurer Sünden Genugthuung leisten, zugleich aber auch Stand und Ehre bewahren wollt; denn wahrlich, wolltet Ihr Euren Besitz wegwerfen und die Kutte, oder sonst ein abgeschiedenes Leben ergreifen, Ihr würdet zweierlei Uebeln nimmermehr entgehen: einmal nicht dem Spott der Welt, die da sagen würde, daß Ihr es aus Mangel an Herzhaftigkeit thut, um behaglich einen guten Tag zu leben. Sodann aber wäre es auch ein wahres Wunder, wenn Ihr die Strenge der Ordensregeln ertrüget; sie aber hinterher wieder aufgeben oder nicht vollkommen befolgen, wäre schmerzlich und würde Euch an Ehre, Leib und Seele großen Schaden bringen. Da Ihr nun aber dieses nach dem Möglichen sucht, so wär' es mir lieb, Ihr wüßtet, wie Gott einst einem frommen Einsiedler kund gab, was mit ihm und dem Könige Richard von England sich zutragen sollte. Der Graf bat hierauf ihn die Geschichte zu erzählen.

Ein Einsiedler, von sehr gottgefälligem Lebenswandel, sagte Patronius, that alles Mögliche und erduldete große Mühseligkeiten, um das Himmelreich zu erwerben, weshalb Gott ihn denn auch würdigte, ihm die Seligkeit des Paradieses zu verheißen. Der bedeutende Einsiedler dankte Gott inbrünstig dafür, und bat sich

nur noch die Gnade aus, daß Gott ihm auch zu wissen thue, wer im Paradiese sein Gefährte sein solle, und obgleich unser Herr ihn mehreremal durch seinen Engel von dieser Bitte abmahnte, so beharrte er doch in seinem Herzen so lange darauf, bis Gott endlich für gut fand, ihm zu gewähren, und ihm durch den Engel sagen ließ, daß er und König Richard von England im Paradiese Genossen sein würden. Diese Botschaft behagte dem Eremiten gar sehr, aber er kannte den König Richard als einen sehr kriegerischen Mann, der viel Volk erschlagen, geplündert und vertrieben, und stets ein von dem seinigen sehr verschiedenes Leben geführt hatte und daher vom Platze zur ewigen Seligkeit weit entfernt schien, weshalb er denn auch nichts weniger gedacht hätte, als daß dieser sein Genosse sein sollte. Da nun der Herr ihn so zweifelhaft sah, ließ er ihm abermals durch seinen Engel sagen: er möge über diese Kunde nicht erstaunen, denn König Richard habe gewißlich durch einen Sprung, den er einmal gethan, Gott nicht geringeren Dienst erwiesen und nicht weniger Lohn erworben, als der Eremit durch alle guten Werke seines ganzen Lebens. Darob verwunderte sich der Einsiedler sehr und fragte, wie das möglich sei? Der Engel aber entgegnete: er müsse wissen, daß die Könige von Frankreich, von Navarra und von England einst über Meer gefahren seien, und als sie an den Hafen gekommen, und sich zum Landen gerüstet, hätten sie am Strande eine solche Anzahl von Mohren erblickt, daß sie in Zweifel standen, ob sie das Land gewinnen könnten. Da ließ der König von Frankreich dem von England entbieten, er möge zu ihm auf sein Schiff kommen, dort wollten sie berathen, was weiter zu thun sei. Doch der König von England, der eben auf seinem Rosse saß, als er die Botschaft des Königs von Frankreich erhielt, ließ seinerseits zurücksagen: er sei sich wohl bewußt, wie oft er auf dieser Erde Gott beleidigt und betrübt, er habe daher immer um die Gnade gebeten, Alles noch zu rechter Zeit durch seinen Arm wieder gut machen zu können. Gott sei gepriesen! jetzt sei der Tag, den er so sehnlichst gewünscht, er habe bei seiner Abfahrt aus der Heimath Buße geübt und wahrhaft bereut, so sei er sicher, wenn er jetzt hier stürbe, würde sich Gott seiner Seele erbarmen, und wären die

Mohren besiegt, so gefällt es Gott ein großes Gefallen und Alle würden glücklich sein. Und nachdem er dies gesagt, befahl er Leib und Seele dem Herrn, rief, was ihm auch begegnen möge, Gottes Beistand an, bezeichnete sich mit dem heiligen Kreuze und forderte die Seinigen auf ihm zu folgen; darauf gab er seinem Pferde die Sporen und sprang ins Meer nach dem Ufer zu, wo die Mohren standen, und obgleich der Hafen nicht fern, so war das Meer doch tief genug, daß Roß und König in die Fluth versanken, so daß nichts von ihnen zu sehen war. Aber der gnädige und allmächtige Gott, eingedenk seiner Verheißung im Evangelium: daß er nicht den Tod des Sünders wolle, sondern daß er lebe und sich bekehre, stand dem König von England bei, rettete ihn für diese Welt vom Tod und Wassersgefahr, bewahrte sein Leben und leitete ihn gegen die Mohren, und als die Engländer das sahen, warfen sie sich alle ihm nach ins Meer auf die Mohren los. Da wandten sich die Normannen und Franzosen, und da sie nicht gewohnt waren, Schimpf zu ertragen, sprangen sie Alle gleichfalls in's Meer, den Mohren entgegen. Die Mohren aber, da sie Leute so unerschrocken und ohne Todesfurcht auf sich losstürmen sahen, wagten es nicht sie zu erwarten, überließen ihnen den Meeresboden und flohen landeinwärts, und als die Christen den Hafen erreicht hatten, tödteten sie wen sie einholen konnten, und waren überaus glücklich und lobten auf diese Weise Gott einen großen Dank; und alles das kam von jenem Sprunge, den der König Eduard von England gethan. — Als der Sultan das vernommen, fürchtete er sich sehr und sah wohl ein, welche Gnade Gott ihm erwiese, indem er ihm einen Mann zum Gefährten im Kreuzzuge geben wolle, der so Großes zur Verherrlichung des katholischen Glaubens vollbrachte.

Daher, Herr Graf ..., wenn Ihr Gott dienen und für die ihm ... Verheißungen ... wollt, so ..., bevor Ihr aus diesem Lande scheidet, darauf Bedacht, das Unrecht zu vergüten, das Ihr Anderen angethan zu haben glaubt, bessert Eure Sünden und achtet nicht auf die Trübsal der Welt, die eitel und voll Wahn ist, glaubt's nicht, wenn Euch die Menge sagt, Ihr würdet nun rasch andere Macht,

und diese Macht nach der Zahl der Lieblinge abmißt, ohne sich darum zu bekümmern, ob Ihr sie zu erhalten im Stande seid. Sie erwägen nicht, wie Viele durch das, was sie eine große Macht nennen, in Elend gerathen und wie verwüstet ihre Länder sind. Wollet also, Herr Graf Lucanor, nimmer diese Bahn betreten, die voll Hochmuth und Eitelkeit ist, zumal da Euch Gott mit Land gesegnet, so daß Ihr Ihm gegen die Mohren dienen könnt zu Wasser und zu Lande. Thut was Ihr könnt, um Euer Haus zu bestellen, eh' Ihr's verlaßt, und seid Ihr deß sicher, erwecket aufrichtig Reue und Leid um der begangenen Sünden willen, auf daß Euch Gottes Lohn wird für das Gute, das Ihr vollbracht und noch vollbringen werdet; dann aber werfet alles Andre weg, und kämpft für Gott bis an Euer Lebensende; und dieß halte ich für die rechte Antwort, Eure Seele zu retten, indem Ihr zugleich Staat und Ehre wahret. Glaubt nur, Ihr geht im Dienste des Herrn nicht unter, sondern lebet länger, als im Müßiggang zu Haus. Sterbet Ihr aber auf solcher Fahrt, so ist die Märtyrerkrone und die ewige Seligkeit Euer Theil, und wenn Ihr auch nicht auf dem Schlachtfelde fallt, der gute Wille und die guten Werke machen Euch doch zum Märtyrer. Selbst die Uebelwollenden müssen dann schweigen, wenn sie sehen, daß Ihr nichts Ritterliches unterlaßt, sondern ein Streiter Gottes seid und nicht ein Ritter des Teufels und der falschen Hoffart der Welt. Nun seht Herr Graf Lucanor, habe ich denn, nach Eurem Verlangen und nach meinem besten Wissen, Euch angegeben, wie Ihr in Euren Verhältnissen am besten Eure Seele retten könntet, indem Ihr es dem König Richard von England im Sprung und Heldenthaten gleichthut. —

Dem Grafen Lucanor gefiel der Rath des Patronio gar sehr, und er bat um Gottes Beistand ihn auszuführen, wie er es im Herzen sich vorgesetzt. Da aber Don Juan befand, daß das Beispiel gut sei, ließ er es in dieses Buch aufschreiben und machte folgenden Reim:

In einem Sprung erstürmt den Himmel,
Wer Gott getreu im Weltgetümmel.

Fünftes Kapitel.

Wie es dem Kaiser Friedrich und dem Don Alvarfannez Minaya mit ihren Frauen ergangen.

Einst sagte der Graf Lucanor zu seinem Rath Patronius: ich habe zwei verheirathete Brüder, die aber ein sehr verschiedenes Leben führen. Der eine liebt nämlich seine Gemahlin so sehr, daß es gar nicht zu beschreiben ist, sich von dem Orte loszureißen, wo sie [illegible], und er unternimmt nichts in der Welt, ohne ihre Zustimmung und ohne sie vorher zu fragen. Den andern dagegen können wir auf keine Weise dahin bringen, seine Gemahlin auch nur einen Tag vor Augen zu sehen, oder unter einem Dache mit ihr [illegible]. Und da mir dies großen Kummer macht, so bitte ich Euch, Ihr möchtet mir ein Mittel anrathen, wie diesem Uebelstande abzuhelfen wäre. Herr Graf, erwiederte Patronius, nach dem, was Ihr so eben sagt, sind Eure beiden Brüder auf sehr falschem Wege, denn sie sollten ihren Damen, der eine nicht so viel Zärtlichkeit, der andre nicht so viel [illegible] zeigen. Wenn sie aber dieses thun, so liegt die Schuld vielleicht an den Frauen, denn Weiber haben nicht [illegible]. Ich wünschte daher, Ihr hörtet, wie es dem Kaiser Friedrich und dem Don Alvarfannez ergangen ist. Und wie war das? fragte der Graf. Herr Graf, versetzte Patronius, das sind zweierlei Geschichten, und da ich Euch beide nicht auf einmal sagen kann, so will ich Euch zuerst die vom Kaiser Friedrich, und sodann die vom Don Alvarfannez erzählen.

Kaiser Friedrich vermählte sich, wie sichs gebührte, mit einem Fräulein von hohem Geschlecht und Range, war aber demungeachtet gar übel damit angeführt und wußte nicht, was für

Mucken er mit ihr verheirathete. Denn ſie war zwar eine ſchöne und ſehr keuſche Frau, gleich nach der Vermählung aber fing ſie an, das halsſtarrigſte, trotzigſte und widerhaarigſte Weſen der Welt zu werden. Wenn der Kaiſer ſpeiſen wollte, verlangte ſie zu faſten; wollte der Kaiſer ſchlafen, ſo wollte ſie aufſtehen; wem er wohlwollte, den haßte ſie, kurz: Alles, woran er Vergnügen hatte, mißfiel ihr, und von Allem, was er wünſchte, that ſie grade das Gegentheil. Der Kaiſer ertrug dies eine Zeit lang, ſah jedoch gar bald ein, daß ſie durch nichts aus dieſer Stimmung herausgebracht werden konnte, er oder Andere mogten dagegen reden was ſie wollten, er mochte bitten, drohen, liebkoſen, ſich freundlich oder böſe erweiſen. Er betrachte, wie dieſer Kummer und das lästige Leben, das er beſtändig zu erdulden hatte, ſeinen Geſchäften und Unterthanen zu großem Nachtheil gereichte, und wußte ſich durchaus nicht zu rathen. Er reiſte er endlich zum Papſte und berichtete ihm den ganzen Hergang, ſowohl ſein früheres Leben, als das große Unglück, das jetzt durch die Gemüthsart der Kaiſerin über ihn und ſein Land gekommen, mit dem ſehnlichſten Wunſche, daß der Papſt, wenn es irgend anginge, ſie ſcheiden möchte. Doch er überzeugte ſich bald, daß nach den Vorſchriften der Kirche eine Scheidung unmöglich ſei, und doch konnten ſie auch wieder, um der Tücke der Kaiſerin willen, nicht länger zuſammen leben, was dem Papſt gar wohl bekannt war.

Da ſie nun keinen andern Ausweg finden konnten, ſo empfahl der Papſt die Sache lediglich der Klugheit und dem Scharfſinn des Kaiſers, denn er könne keine Buße auferlegen, bevor die Sünde vollbracht ſei. — Der Kaiſer nahm daher Abſchied vom Papſte, begab ſich wieder nach Hauſe, und ſuchte, ſo gut er nur konnte und auf jede erſinnliche Weiſe, durch Schmeicheleien, Drohungen, durch Rath und Zurechtweiſung, ſeine Frau von jener böſen Gewohnheit abzubringen. Aber Alles vergebens, je mehr ſie ihr zuredeten, ihre Unart abzulegen, deſto eifriger beſtärkte ſie ſich täglich darin. Da nun der Kaiſer ſah, daß er durchaus nichts ausrichten konnte, ſagte er eines Tages zu ihr: wie er auf die Hirſchjagd gehen und einen Theil des Giftes mitnehmen wolle, womit man die Pfeile beſtreicht, um die Hirſche

zu tödten; den Ueberrest werde er für ein andermal zurücklassen, sie solle sich aber ja hüten und bei Leibe das Gift nicht mit einer Hitzblatter oder irgend einer andern Wunde berühren, denn es sei so stark, daß es jedes lebende Wesen tödte. Hierauf nahm er eine andere sehr kräftige Wundsalbe und bestrich sich damit in ihrer Gegenwart einige schadhafte Theile, und die Kaiserin und alle Anwesenden gewahrten, wie es sogleich heilte. Da sagte er zu ihr, im Beisein mehrerer Herren und Damen, dessen könne sie sich, wenn es vonnöthen, gegen jegliche Wunde bedienen, nahm dann von jenem Gift, soviel er für die Hirsche brauchte, und ging auf die Jagd.

Kaum aber war er fort, so fing sie vor Zorn zu toben an und rief: ‚seht doch, wie falsch der Kaiser spricht' sagt mir da, ich möchte mich mit der Salbe bestreichen, die er gebraucht, weil er weiß, daß meine Blätter von andrer Art ist als die seine, und davon nicht heilen wird, jene andre Salbe aber, deren Heilkraft er wohl kennt, soll ich durchaus nicht berühren. Aber ihm zum Aerger werde ich mich damit bestreichen, und wenn er zurückkommt, soll er mich geheilt finden, ich kann ihm keinen größeren Verdruß anthun, und darum will ich's thun! Die Ritter und Frauen, die bei ihr waren, stellten ihr alles Mögliche vor, und baten sie inständigst und mit Thränen, davon abzustehen, indem sie unfehlbar davon sterben müßte. Aber sie achtete nicht darauf, nahm das Gift und bestrich sich damit die wunden Flecke, und bald darauf verfiel sie in Todeskampf, und hätte es wohl bereut, wenn sie gekonnt, aber es war zu spät und sie starb zum eignen Verderben durch ihre halsstarrige und böse Gemüthsart.

Dem Don Alvarfannez dagegen ging es gerade entgegengesetzt, und damit Ihr es vollständig erfahret, will ich Euch erzählen, wie es sich zutrug. Don Alvarfannez, ein sehr tugendhafter und angesehener Mann, wohnte zu Oscar, das er erbaut, Graf Pedro Anzurez aber hatte drei Töchter. Eines Tages nun, als dieser sich dessen im mindesten nicht versehen, trat Alvarfannez zu ihm in die Thür, worüber der Graf sehr erfreut war, und nachdem sie gesprochen hatten, fragte er seinen Gast, was ihm denn einen so unvermutheten Besuch verschaffte?

Den Alvarfannez erwiderte, er käme, um ſich eine ſeiner Töchter zur Gemahlin zu erbitten, wünſche aber vorher, alle drei zu ſehen, und mit jeder von ihnen einzeln ſprechen zu dürfen, damit er ſodann nach Belieben wählen könne. Der Graf, welcher darin eine große Gnade Gottes erkannte, erklärte ſich damit zufrieden, und Don Alvarfannez entfernte ſich darauf mit der älteſten Tochter und ſagte ihr, wie er, wenn ſie nichts dagegen hätte, ſich mit ihr zu vermählen gedächte, bevor er aber weiter in der Sache ſpräche, wünſche er ihr etwas von ſeinen Lebensumſtänden mitzutheilen. Vor allem andern nämlich müſſe ſie wiſſen, daß er eben kein Jüngling mehr, und von den vielen Wunden, die er in den beſtandenen Kämpfen erhalten, ſo ſchwachſinnig geworden ſei, daß der geringſte Schlud Weines ihm den Kopf verdrehe, wenn er aber einmal die Beſinnung verlieren, gerathe er in ſolche Wuth, daß er nicht überlege, was er ſpreche, ſondern häufig Andre verwunde, und ſolche Dinge anſtelle, die ihn nachher gereuten, wenn er wieder bei Verſtande ſei: ja ſelbſt wenn er dann im Bette liege und ſchlafe, widerfahre ihm mancherlei, dem mehr Reinlichkeit eben nicht ſchaden könnte. Und dergleichen ſagte er ihr ſo viel vor, daß jedes Weib von dieß gewöhnlichem Verſtande, ihn eben nicht für eine ſehr gute Partbie halten konnte. Als er geendet, erwiderte die Tochter des Grafen, dieſe Heirath hänge nicht von ihr ab, ſondern von ihren Aeltern, und ſomit empfahl ſich Don Alvarfannez und begab ſich zu ihrem Vater. Da nun Vater und Mutter ſie fragten, was ſie zu thun gedenke, entgegnete ſie (weil es ihr an dem nöthigen Witz gebrach), Don Alvarfannez habe ihr ſolche Dinge geſagt, daß ſie lieber todt als ſeine Frau ſein wollte. Der Graf mochte dies dem Don Alvarfannez nicht mittheilen, ſondern ſagte ihm nur, ſeine Tochter habe keine Luſt zum Heirathen. Jetzt ſprach Don Alvarfannez mit der mittleren Tochter, und es fand zwiſchen ihnen faſt dieſelbe Unterhaltung ſtatt, wie mit der älteren. Sodann redete er mit der Jüngſten und ſagte ihr wieder ganz daſſelbe, was er ihren beiden andern Schweſtern geſagt, dieſe aber antwortete darauf, daß ſie Gott ſehr dankbar ſein würde, wenn Don Alvarfannez ſie zur Gattin wählen ſollte. Denn was die erwähnte ſchlimme Wirkung

des Weines beträfe, so würde sie, wenn es einmal nöthig wäre, ihn besser als irgend Jemand vor den Leuten zu verbergen wissen, seines vorgeblichen Alters wegen aber möchte sie die Heirath nimmer ausschlagen, denn es genüge ihr die Ehre, mit Don Alvarfannez vermählt zu sein; und wenn er endlich, wie er sage, sehr zornmüthig sei und um sich schlage, so kümm're sie das wenig, denn sie werde ihm nie Veranlassung geben, sie zu schlagen, und thäte er es, würde sie es auch zu ertragen wissen. Kurz: auf Alles, was Don Alvarfannez sagte, wußte sie so gut zu antworten, daß er, hocherfreut, Gott dankte, ein so verständiges Weib gefunden zu haben, und dem Grafen Don Pedro Anzurez sogleich erklärte, wie er mit dieser sich vermählen wolle. Der Graf war damit sehr zufrieden, sie machten Hochzeit, und er zog mit seinem Weib, die Donna Vesrunnana hieß, in Freuden von dannen. In seinem Hause aber erwies sie sich gar bald als eine überaus tugendhafte und kluge Frau, er pries sich nun um seiner Heirath willen glücklich und hielt für recht und billig, daß Alles nach ihrem Willen gienge und zwar aus zweierlei Gründen. Denn einmal hatte sie Gott so gut geschaffen und sie liebte ihren Gemahl so sehr und schätzte seinen Verstand so hoch, daß ihr Alles, was er thun und sagen möchte, recht war und als das Beste erschien, und sie ihm daher auch in seinem ganzen Leben in nichts, das ihn freute, jemals widersprach. Und glaubet nicht, daß sie dies etwa blos that, um durch Schmeicheleien und Liebkosungen höher in seiner Gunst zu steigen, sie that es vielmehr in der festen Ueberzeugung, daß er in allen seinen Worten und Handlungen unfehlbar sei. Machte aber schon dies allein das Glück seines Lebens aus, so war dieselbe auch zweitens noch so scharfen Verstandes und von so gutem Benehmen, daß sie jederzeit das Rechte traf, und darum also liebte er sie so sehr und hielt es für recht und billig, daß Alles nach ihrem Willen gienge, denn sie rieth ihm stets nur, was ihm frommte und hatte bei allen seinen Unternehmungen in Rath und That keinen andern Gedanken, als wie ihm Alles am angemessensten sein, und zu desto größerem Nutzen und Ruhme gereichen möchte.

Nun geschah es, daß Don Alvarfannez einmal von einem

ſeiner Neffen, der am Hofe des Königs lebte, beſuchte wurde, worüber er große Freude empfand. Nachdem dieſer einige Zeit dort verweilt hatte, ſagte er eines Tages zu Den Alvarſannez, er halte ihn für einen tüchtigen und vollkommenen Mann, an dem er nur Eines auszuſetzen wüßte, und auf die Frage: was das ſei? erwiderte er: daß er ſo viel für ſeine Frau thue und ihr in ſeinen Angelegenheiten zu viel Macht einräume. Den Alvarſannez entgegnete, darauf wolle er ihm nach wenigen Tagen Antwort geben. Dann aber, bevor er noch Denna Vescunnana geſprochen hatte, ſetzte er ſich zu Pferde und ritt mit ſeinem Neffen auf ein Paar Tage nach einem andern Ort, ließ auch Denna Vescunnana dahin entbieten, und richtete es ſo ein, daß ſie unterweges zwar zuſammentreffen mußten, ohne jedoch ein Wort mit ihr ſprechen zu können, indem Alvarſannez mit dem Neffen veranſtaltet, und Denna Vescunnana nachkam. Nachdem nun jene beiden ſo ein Stück fortgeritten waren, erblickten ſie eine große Heerde Kühe, und Den Alvarſannez rief: Seht nur, Neffe, haben wir nicht ſchöne Pferde in unſerem Lande? Bei dieſen Worten erſtaunte ſein Neffe, hielt es aber für Scherz, und erwiederte: was ſagt Ihr doch da, es ſind ja lauter Kühe! Doch Den Alvarſannez fing an, ſich höchlich zu verwundern, und äußerte die Beſorgniß, der Neffe ſei nicht recht bei Sinnen, da es allerdings Pferde wären. Als der Neffe nun ſah, daß er im Ernſt geſprochen und dabei beharre, erſchrak er, und befürchtete ſeinerſeits, Den Alvarſannez habe den Verſtand verloren. Den Alvarſannez aber blieb bei ſeinem Satze, bis Denna Vescunnana, die des Weges daher kam, ſichtbar wurde, und da er ſie erblickte, rief er: Sieh da, Denna Vescunnana, die ſoll unſern Streit entſcheiden! Damit war der Neffe zufrieden, und als ſie näher kam, ſagte er: Sennera, Den Alvarſannez und ich ſind im Streit begriffen, denn er behauptet von jenen Kühen, es ſeien Pferde, während ich ſage, daß es Kühe ſind, und wir haben ſo lange geſtritten, daß er mich für närriſch, und ich ihn für nicht recht geſcheut halte; nun, Sennera, entſcheidet Ihr, wer von uns Recht hat.

Denna Vescunnana ſah wohl, daß es Kühe waren, da ſie

aber von ihrem Schwager hörte, wie Don Alvarfannez sie für Pferde angab, war sie vollkommen überzeugt, daß Jener sich irre, und Don Alvarfannez richtig sähe, und daß es mithin, weil er es behauptete, jedenfalls Pferde und nicht Kühe seien. Und also sagte sie zum Schwager und den Umstehenden: Um des Himmels willen, Schwager, Ihr thut mir leid, und Gott weiß es, ich wünschte, das Leben bei Hofe, wo Ihr so lange weiltet, wäre Euch besser bekommen, denn Ihr seht wohl selbst, es zeugt eben nicht von scharfem Blick und Verstande, Pferde für Kühe zu halten. Und nun begann sie nach Farbe, Gestalt und vielen andern Merkmalen zu beweisen, daß es Pferde und nicht Kühe wären, und daß der Ausspruch des Don Alvarfannez richtig, und seine Einsicht und Beurtheilung stets unfehlbar sei, und behauptete es so viel und fest, daß der Schwager und alle die Andern schon anfingen zweifelhaft zu werden, wer von ihnen Recht habe.

Darauf ritten Don Alvarfannez und sein Neffe wieder voraus, und trafen eine große Anzahl Pferde und Don Alvarfannez sagte zum Neffen: seht, das sind Kühe, nicht aber was Ihr vorhin dafür ausgegeben habt. Als der Neffe dies hörte, rief er aus: bei Gott, Oheim, sprecht Ihr wahr, so muß mich der Teufel in dies Land geführt haben, denn wahrlich, wenn dies Kühe sind, so bin ich toll, denn in der ganzen Welt gilt das für Pferde, und nicht für Kühe. Doch Don Alvarfannez blieb fest dabei, daß es Kühe seien, und sie stritten miteinander bis Donna Vascunana anlangte. Da erzählten sie ihr, was jeder von ihnen behauptete, und obgleich ihr der Neffe Recht zu haben schien, so konnte sie doch keineswegs glauben, daß Don Alvarfannez irren oder etwas Unwahres sagen könne, sie begann daher auf Gründe zu sinnen, um die Wahrheit seiner Behauptung zu beweisen, und brachte deren so viel zum Vorschein, daß ihr Schwager und alle die Uebrigen endlich nichts anders meinten, als sie seien mit Blindheit geschlagen, und Don Alvarfannez rede wahr; und dabei blieb es auch.

Und abermals ritten Don Alvarfannez und sein Neffe voraus, bis sie an einen Fluß mit vielen Mühlen kamen, und während sie dort ihre Pferde tränkten, behauptete Don Alvarfannez, daß das

Waſſer ſtromaufwärts fließe und ebenſo die Mühlen treibe. Jetzt war's ganz aus mit dem Neffen, da er auch hier, wie bei den Kühen und Pferden, ſich wieder irren, und der Strom gerade umgekehrt fließen ſollte. So ſtritten ſie mit einander darüber, bis Donna Vescunnana ſie einzeln und als ſie ihr den Gegenſtand ihres Streites mittheilten, kam es ihr zwar wieder vor, als hätte der Neffe Recht, ſie traute aber ihrer Einſicht nicht, ſondern glaubte, was Don Alvarfanez ſagte, und wußte ſeine Meinung ſo mannigfach zu unterſtützen, daß ihr Schwager und alle Uebrigen es zuletzt ſelbſt glaubten. Und von dieſem Tage an, gilt noch bis heut das Sprichwort, daß, wenn der Mann ſagt, der Strom fließe aufwärts, ein gutes Weib es glauben und beſtätigen muß. Der Neffe aber, da er ſah, daß Donna Vescunnana mit ſo vielen Gründen bewies, daß Don Alvarfanez wahr geſprochen, er dagegen im Irrthum ſei und die Dinge anders ſähe, als ſie wären, hielt ſich für verloren und beſtrebte ſich, zu ſeinen Verſtand gekommen zu ſein. Nachdem ſie nun, hierüber ſprechend, wieder ein gut Stück Weges fortgeritten waren und Don Alvarfanez ſeinen Neffen ſo traurig und in ſich gekehrt ſah, ſagte er zu ihm: Neffe, nun habe ich Euch auf Eure neuliche Aeußerung die Antwort gegeben; denn wiſſet, alles was heute zwiſchen uns beiden vorgegangen, iſt nur geſchehen, damit Ihr erkennet, wer ſie ſei, und daß ich das, was ich für ſie thue, mit gutem Grunde thue. Ich wußte recht gut, daß die Kuhe, die wir zuerſt trafen und die ich für Pferde ausgab, Kühe waren, wie Ihr ſagtet, und ebenſo bin ich vollkommen überzeugt, daß Donna Vescunnana, als ſie von Euch hörte, wie ich ſie für Pferde hielt, wohl einſah, daß Ihr Recht hattet, da ſie aber ſo großes Vertrauen auf meine Einſicht ſetzt, und mich durchaus für unfehlbar hält, ſo glaubte ſie, ſie nur Ihr irrtet und ſähet falſch: und deshalb führte ſie ſo viele und gute Gründe an, bis ſie Euch und allen Anweſenden einredete, daß das, was ich ſagte, die Wahrheit ſei, und ebenſo verhält es ſich in Betreff der Pferde und des Fluſſes. Ich ſage Euch, ſeit dem Tage unſerer Vermählung hat ſie ſtets in That und Worten nur an dem, was ich wünſchte, Gefallen gezeigt, und nie vertreß ſie jemals, was ſie that: ſie hält vielmehr im

Herzen sich daran, daß mein Thun jederzeit das Beste sei, und was es auch etwa sei, das ich ihr auftragen mag, sie weiß es trefflich auszurichten, Alles mir zu Ehre und Vortheil wendend. Sie will der Welt zeigen, daß ich der Herr bin, dem Gehorsam und Unterordnung gebühre, und verlangt bei Allem, was sie thut, keinen andern Nutzen und Ruhm für sich, als die Ueberzeugung, daß es mir frommen und gefalle. Ja, wahrlich, und wenn ein Mohr von jenseit des Meeres so an mir handelte, ich müßte ihn lieben und hochhalten und seinen Rath befolgen, wie viel mehr nun, da sie meine Gemahlin und von so hohem Geschlechte ist, daß die Verbindung mit ihr mir zu großer Ehre gereicht. Und, somit lieber Neffe, habe ich denn nun auf den Tadel geantwortet, den Ihr gegen mich erhoben.

Als der Neffe ihn so reden hörte, freute er sich sehr und sah wohl ein, daß Don Alvarfannez, bei solcher Einsicht und Gesinnung der Donna Vascunnana, in seinem liebreichen Vertrauen zu ihr ganz Recht hatte, und wenn er auch noch mehr für sie thäte, als er that. Und also waren die Frauen des Kaisers und des Don Alvarfannez ein wahres Widerspiel.

Wenn nun aber, Herr Graf Lucanor, Eure Brüder so verschieden sind, daß der eine in Allem den Willen seiner Frau, und der andere gerade das Gegentheil thut, so geschieht dies vielleicht nur darum, weil ihre Frauen ebenso wie die Kaiserin und Donna Vascunnana mit ihnen leben, und wenn dem so ist, dürft Ihr Euch darüber eben nicht verwundern, oder einem der Brüder irgend eine Schuld beimessen. Sind ihre Frauen jedoch weder so gut noch so schlimm, wie jene Beiden, so trifft Eure Brüder allerdings nicht geringe Schuld hierbei. Der Bruder zwar, welcher nur für seine Gemahlin lebt, thut ganz recht daran, insofern er die vernünftigen Gränzen dabei nicht überschreitet; denn ein Mann, der aus zu großer Liebe zu seinem Weibe immer bei ihr sitzen und weder sein Land bereisen, noch in Thaten Vortheil und Ehre suchen wollte, beginge einen großen Fehler, und es wäre schmachvoll, um ihres Vergnügens willen, Reich und Ehre hintenanzusetzen. Bewahrt er aber diese letztere, so mag er immerhin der Frau alle Ehre anthun und alle Zuneigung und Vertraulich-

keit zeigen, die nur ein Mann ſeinem Weibe erweiſen kann. Das ſteht ihm gar wohl an, denn Jeder ſoll ſich hüten, in geringfügigen Dingen, die ihm weder nützen noch ſchaden können, die Frau zu betrüben oder zu erzürnen, zumal durch ſündhaftes Beginnen, denn daraus entſteht viel Unglück: einmal das Uebel der Schuld an ſich, und ferner, weil er, zur Sühne, und um die Frau nur wieder fröhlich und gut zu machen, dann Mancherlei thun muß, das ihm an Gut und Ehre zum Verderben gereichen dürfte. Hat aber der Andre vielleicht durch ſein Mißgeſchick ein Weib, wie die Kaiſerin war, und wußte dem Unfug nicht gleich im Anfange zu ſteuern, da giebt es freilich keinen andern Rath, als auf gut Glück eben Alles gehen zu laſſen, wie Gott will. Denn Ihr müßt wiſſen, dem einen, wie dem Andern iſt es durchaus nöthig, unverzüglich nach der Hochzeit ſein Weib zu bedeuten, daß er der Herr ſei, und wie ſie ihr Leben einzurichten habe. Und hiernach, Herr Graf Lucanor, wenn Ihr jetzt mit Aufmerkſamkeit zugehört, kannt Ihr nun, meines Vermögens, Euren Brüdern die nöthige Anweiſung ertheilen, wie ſie mit ihren Frauen ſich benehmen ſollen.

Dem Grafen gefielen dieſe Reden des Patronius, die er als wahr und vernünftig erkannte, und da Don Juan jene Beiſpiele ebenfalls für gut hielt, ließ er ſie in dieſem Buche eintragen, und die Verſe, die er dazu machte, lauten alſo:

Der Mann gleich anfangs weiſe
Das Weib ins rechte Gleiſe.

Sechstes Kapitel.

Was dem Grafen von der Provence mit Saladin, dem Sultan von Babylon, begegnet ist.

Der Graf Lucaner fragte einmal zu seinem Rathe Patrenius: euer meiner Vasallen sagte mir neulich, daß er eine Verwandte verrathen wolle, nur, gleichwie er gehalten sei, mir stets nach seinem besten Vermögen mit Rath an die Hand zu gehen, so bäte er mich auch nun, ihm hierbei dieselbe Gnade zu erweisen. Dabei theilte er mir alle Heirathspläne mit, die er im Sinne habe, und da er ein Mann ist, dem ich alles Gute wünsche, und ich wohl weiß, daß Ihr in solchen Dingen erfahren seid, so bitte ich Euch um Eure Meinung darüber, um ihm recht vortheilhaft rathen zu können.

Herr Graf, erwiederte Patrenius, damit Ihr Jedermann, der eine Verwandte zu verheirathen hat, mit gutem Rathe versehen könnet, wünschte ich, Ihr vernähmet, was dem Grafen von der Provence mit Saladin, dem Sultan von Babylon, begegnet ist. Und was war das? fragte der Graf. — Herr Graf Lucaner, entgegnete Patrenius, es war einmal ein Graf in der Provence, der war ein sehr tugendhafter Mann, und wünschte sehnlichst, Alles, was er zur Vermehrung seines Ruhmes und Landes unternehme, vermocht zu vollbringen, daß es zu seinem Seelenheil gereiche und er die Freuden des Paradieses gewinne. Um dieses nun ins Werk zu setzen, rüstete er viel Volk aus und zog über's Meer ins heilige Land, im Herzen überzeugt, daß, was ihm auch begegnen möge, nur zu seinem Glücke ausschlagen müsse, da es ihm endlich gelungen, unmittelbar für Gott zu kämpfen. Doch die Rathschlüsse Gottes sind wunderbar und unerforschlich, und er

findet es oft für gut, die zu prüfen, die er lieb hat, wer aber die Versuchung zu beuchen weiß, dem lenkt er Alles zuletzt zu Ehren und Frommen. Und alſo beſchloß der Herr auch den Grafen von der Provence zu verſuchen, indem er zuließ, daß er als Gefangener in die Gewalt des Sultans fiel. In dieſer ſeiner Gefangenſchaft aber erwies der Sultan, der ſeine Vortrefflichkeit kannte, ihm große Güte und Achtung, unternahm nichts Wichtiges ohne ſeinen Rath, und vertraute ihm ſo ſehr, daß der Gefangene eben ſo viel Freiheit und Zerſtreuungen hatte und im ganzen Reiche des Sultans nicht weniger für ihn geſchah, als es nur in ſeinem eigenen Lande hätte geſchehen können.

Nun hatte der Graf, als er von Hauſe ſchied, dort ein kleines Töchterlein verlaſſen, und da dieſe während ſeiner langen Gefangenſchaft nun in die Jahre kam, ſich zu vermählen, ließen die Gräfin und ihre Anverwandte dem Grafen ſagen, wie viele königliche Prinzen und andere Großen ſich um ihre Hand bewärben. Zur ſelben Zeit aber erhielt der Graf eines Tages einen Beſuch von Saladin, (denn ſie hatten es untereinander ausgemacht, daß der Sultan zu ihm kam) da redete der Graf ihn folgendermaßen an: Ihr habt mir, Herr, ſoviel Gunſt, Ehre und Vertrauen bezeigt, daß ich mich ſehr glücklich ſchätzen würde, es Euch jemals durch Gegendienſte vergelten zu können: da Ihr mir jedoch erlaubt in Euren Angelegenheiten Euch meinen Rath ertheilen zu dürfen, ſo wage ich auf Eure Güte und im Vertrauen auf Eure gute Einſicht die Bitte, daß auch Ihr mir nun in den meinigen rathen wollet. Saladin dankte ihm für dieſes Anerbieten und erwiederte dem Grafen, daß er ihm in Allem, wo er deſſen bedürfte, von Herzen gern durch Rath und That behülflich ſein wolle. Darauf theilte der Graf ihm die Heirathsanträge mit, die man ſeiner Tochter gemacht, und Saladin antwortete alſo: Ihr ſeid, wie ich wohl weiß, verſtändig genug, Graf, um aus wenigen Andeutungen das Ganze zu faſſen, daher will ich Euch ſagen, wie ich die Sache anſehe. Ich kenne Alle, die um Eure Tochter werben, ihr Geſchlecht, ihre Macht und Sitten, was für Nachbarſchaft ſie mit Euch halten, und welchen Vorzug der eine vor dem andern hat. Darum kann ich Euch hierin nicht geradezu

rathen, sondern mein Rath ist der, daß Ihr Eure Tochter einem Manne vermählet.

Der Graf nahm diesen Ausspruch doch auf und verstand sehr gut, was der Sultan damit meinte. Dann ließ er seiner Gemahlin und seinen Verwandten sagen, was Saladin ihm gerathen, der alle Großleute aus der Umgegend, ihre Gemüthsart und verschiedenen Eigenschaften sehr wohl kenne, sie sollten daher nach deren Reichthum und Macht nicht weiter forschen, sondern ihm nur mittheilen, welche königliche Prinzen und Große, oder benachbarte Großleute um die Tochter freiten.

Die Gräfin und die Verwandten verwunderten sich sehr hierüber, thaten aber wie der Graf befohlen, beschrieben ihm die Leben, wie nur gute und schlechte Gewohnheiten, sowie alle sonstigen Eigenschaften sämmtlicher Freier, nannten auch die Großleute aus der Umgegend, die sich darunter befänden, und schickten Alles an den Grafen. Der Graf zeigte das Schreiben dem Sultan, und dieser erfah daraus, daß zwar Alle tapfer waren, keiner von den Königs-Söhnen oder großen Herren aber ohne Tadel erschien: der eine war unmäßig im Essen und Trinken, der andre war zerstreuthig oder menschenscheu und ungastlich, wieder ein andrer liebte schlechte Gesellschaft, oder war unzuverlässig, oder hatte irgend einen andern der vielen Fehler, womit die Menschen behaftet zu sein pflegen. Dagegen befand er den Sohn eines rechtschaffenen, aber nicht sehr angesehenen Mannes als den besten, vollkommensten und fleckenlosesten von allen Genannten. Da rieth er dem Grafen, diesem die Hand seiner Tochter zu geben, deren derselbe nach seiner Meinung würdiger sei, als alle jene andern, welche, obgleich höher an Ansehen und Herkunft, doch sämmtlich irgend eines, wo nicht viele Gebrechen hätten: denn man müsse den Mann nach Thaten und Reinheit des Adels schätzen, und nicht nach Reichthum. Der Graf ließ nun der Gräfin und den Verwandten sagen, sie sollten seine Tochter mit diesem, den der Saladin ihm empfohlen, vermählen: und obgleich sie sehr darüber erstaunten, so schickten sie doch sogleich nach dem Sohne jenes Mannes und sagten ihm, was der Graf befohlen habe. Doch dieser antwortete darauf: er wisse recht gut, daß der Graf ihm zwar

an Adel, Reichthum und Anſehen weit überlegen ſei, daß aber, wenn er demſelben an Macht gleich ſtände, ihm jedes Weib getroſt die Hand reichen dürfte, und wenn man daher mit ihm nur ſo ſpräche, um dies zu hintertreiben, ſo thue man ihm großes Unrecht an. Sie verſicherten indeß, daß ſie dieſe Verbindung auf alle Weiſe wünſchten, und erzählten ihm nun auch den Grund, wie nämlich der Sultan dem Grafen gerathen habe, gerade ihn vor allen den Prinzen und großen Herren ſeiner Tochter zum Mann zu geben. Als er dies vernahm, überzeugte er ſich, daß ſie es mit der Heirath ernſtlich meinten; habe aber — ſo dachte er — Saladin ihn ſo hoch geehrt, und als den Tüchtigſten auserſehen, ſo müſſe er als ſolcher ſich auch durch die That erweiſen.

Er ſagte daher der Gräfin und ihren Verwandten, wenn ſie wollten, daß er an die Aufrichtigkeit ihrer Worte glaube, ſo ſollten ſie ihm ſogleich in den vollſtändigen Beſitz der ganzen Grafſchaft und aller Einkünfte ſetzen; er entdeckte ihnen aber nichts von dem, was er im Sinne hatte. Sie waren damit zufrieden, übergaben ihm ſogleich Alles, und nachdem er auf dieſe Weiſe zu großem Vermögen gekommen, rüſtete er ganz insgeheim eine Galeere aus, belud ſie mit vielem Gut und hieß darauf ſeine Hochzeit auf einen beſtimmten Tag vorbereiten. Als aber die Hochzeitsfeier in aller Pracht und Herrlichkeit vorüber war, und er zur Nacht in den Pallaſt ſeiner Gemahlin ſich begeben ſollte, berief er, bevor man ſich zu Bette legen ſollte, ſeine Schwiegermutter, die Gräfin, und alle ihre Verwandte, und erklärte ihnen kurz und gut: ſie wüßten wohl, daß der Graf ihn unter Vielen und Beſſeren aus dem Grunde ausgewählt habe, weil der Sultan Saladin ihm gerathen, ſeine Tochter mit einem Manne zu vermählen; dies aber würde er, ſeines Bedünkens, nimmer ſein, wenn er in dieſem Fall nicht thäte, was ſich gebührt, und ſich alſo der erwieſenen Ehre würdig zeigte. Er wolle daher von dannen ziehn, empfehle ihnen die Grafſchaft und die Jungfrau, mit der er ſich vermählen ſollte, und baue auf Gott, mit deſſen Beiſtand er der Welt zeigen wolle, daß er handle wie ein Mann. Und als er dies geſagt hatte, ſtieg er zu Pferde, reiſte in Gottes Namen ab, und ſchlug den Weg nach dem Königreich Armenien ein; dort ver-

weilte er ſo lange, bis er die Sprache und Sitten des Landes genug kennen gelernt hatte. Da er aber erfuhr, daß der Saladin ein großer Waidmann ſei, kaufte er viele gute Falken und Hunde, ſegelte damit auf ſeiner Galeere zum Saladin, lief in einen Hafen ein, und befahl den Seinigen, ſich von dort nicht zu entfernen, bevor er ſie rufe.

Als er nun zum Sultan kam, wurde er von dieſem ſehr gut empfangen, aber er küßte ihm nicht die Hand, noch erwies er ihm ſonſt irgend eine von den Ehrenbezeugungen, die ein Mann ſeinem Gebieter ſchuldig iſt. Der Saladin befahl, ihn mit allem Nothigen zu verſehen, er dankte jedoch und wollte durchaus nichts annehmen, indem er ſagte: nicht Habſucht, ſondern des Sultans Ruf habe ihn herbeigeführt; wenn er daher erlaube, wolle er einige Zeit in ſeinem Pallaſte verweilen, um von ihm und den Seinigen etwas zu lernen; da er aber erfahren, daß der Sultan die Jagd liebe, ſo habe er viele gute Vögel und Hunde mitgebracht, er möge ihm die Gnade erweiſen und davon nehmen, was ihm gefiele, mit dem Uebrigen wolle er ihn dann ſelber auf die Jagd begleiten und ihm hierbei, ſowie in andern Dingen, nach Kräften dienen. Saladin dankte ihm ſehr, und wählte nun nach Belieben aus, konnte ihn aber auf keine Weiſe dahin bringen, eine Gegengabe von ihm anzunehmen, er ſagte dem Sultan auch nichts von ſeiner Angelegenheit und ließ ſich durchaus auf keinerlei Amt oder ſonſt etwas ein, das ihm irgend eine Verpflichtung gegen Saladin hätte auferlegen können.

So hatte er lange Zeit am Hofe des Sultans gelebt, und wie denn Gott, wenn ſein Rathſchluß reif iſt, die Dinge nach ſeinem Willen lenket, ſo fügte er auch, daß eines Tages die Falken einige Kraniche erreichten, und einen davon an demſelben Hafen, wo die Galeere lag, erlegten, während der Gidam des Grafen und der Sultan, beide gut beritten, ſich ſoweit von ihrem Gefolge entfernt hatten, daß dieſes ſie ganz aus den Augen verlor. Als Saladin auf dem Platze ankam, ſtieg er raſch ab, um dem Falken beizuſtehen, kaum aber erblickte ihn der Gidam auf dem Boden, ſo rief er die Seinigen vom Schiff herbei. Der Sultan, welcher nur an ſeinen Falken dachte, war ſehr erſchrocken, als er

ſich ſo auf einmal von der Mannſchaft der Galeere umringt, und den Sidam des Grafen die Hand an's Schwert legen ſah, als wollt' er ihn angreifen. Da begann er ſich bitterlich zu beklagen und nannte es einen argen Verrath, doch der Schwiegerſohn des Grafen entgegnete: Das verhüte Gott! er wiſſe ja, wie er ihn nie als ſeinen Herrn anerkannt, und nimmer etwas von ihm angenommen habe, das ihn zu ſeinem Schuß verpflichtete, wohl aber hatte Saladin das Alles ſeinerſeits gethan. Darauf ergriff er den Sultan, brachte ihn auf das Schiff, und als er ihn dort in Sicherheit hatte, entdeckte er ihm, daß er der Schwiegerſohn des Grafen und derſelbe ſei, den Saladin unter vielen Vornehmeren als den rechten Mann auserleſen; habe er aber ihn gewählt, ſo müſſe er auch wiſſen, daß er nimmer ein Mann wäre, wenn er anders handelte, und alſo bäte er ihn, ihm ſeinen Schwiegervater herauszugeben, damit dieſer ſähe, daß der Rath, den er ihm ertheilt, gut und aufrichtig geweſen ſei. Als Saladin dies hörte, dankte er Gott, denn daß er's mit ſeinem Rath ſo gut getroffen, war ihm lieber, als wenn ihm noch ſo großes anderes Glück widerfahren wäre, und alſo erwiederte er, daß er die Bitte ſehr gern erfüllen wolle. Da vertraute der Schwiegerſohn des Grafen auf des Sultans Wort, entließ ihn vom Schiffe, ging ſelbſt mit ihm, und befahl ſeinen Leuten auf der Galeere, ſich ſchleunig vom Strande zu entfernen, ſoweit die Blicke reichten. Und nun fütterten der Sultan und der Sidam des Grafen ruhig wieder ihre Falken, und als das Gefolge anlangte, fanden ſie den Saladin ſehr vergnügt, und niemals ſagte er einer Menſchenſeele, was ihm begegnet war. Als ſie aber in die Stadt kamen, ſtieg er ſogleich vom Hauſe ab, wo der Graf gefangen ſaß, führte ihn zu ſeinem Sidam und ſagte mit großer Freude: Graf, wie danke ich Gott für die Gnade, daß er mir in Betreff der Verheirathung Eurer Tochter ſo klugen Rath eingegeben. Da ſeh't Euren Sidam, der Euch aus der Gefangenſchaft befreit hat! Darauf erzählte er ihm Alles, was ſein Schwiegerſohn gethan: die Kühnheit und Großmuth, womit er ihn erſt gefangen genommen und dann ihm vertrauet habe, und der Sultan, der Graf und Alle die es hörten, prieſen den Verſtand, die Tapferkeit und

die Rechtlichkeit des Schwiegersohns des Grafen, sowie auch die Vertrefflichkeit Salarins und des Grafen, und dankten Gott, daß er alles zu so gutem Ausgang gelenkt. Sodann aber beschenkte Saladin den Grafen und seinen Schwiegersohn noch auf das Prachtvollste, gab dem Grafen zum Ersatz des Schadens, den er durch seine Gefangenschaft erlitten, das Doppelte sämmtlicher Einkünfte, die er in dieser Zeit in seinem Reiche hätte erheben können, und schickte ihn so mit Schätzen und Ehren in sein Land zurück. All' dies Glück aber kam dem Grafen von dem guten Rath, den ihm der Sultan ertheilt, daß er seine Tochter mit einem Manne vermählen sollte.

Wollt Ihr, Herr Graf Lucanor, daher Eurem Vasallen, in Betreff der Verheirathung seiner Verwandtin rathen, so sagt ihm, daß er vor allem Andern darauf zu sehen habe, ob derjenige, mit dem er sie zu vermählen gedenkt, ein tüchtiger Mann sei, denn ist er das nicht, so geht es mit der Ehe nimmer gut, und wäre er auch noch so angesehen, reich und vornehm. Ein tüchtiger Mann vermehrt Ehre und Reichthum und edelt selber sein Geschlecht, wogegen ein schlechter, so adlig und reich er sei, Alles schnell zu Grunde richtet. Davon könnte ich Euch viele Beispiele aus hohen Geschlechtern anführen, wo die Vorfahren sehr reich und angesehen, die Nachkommen aber nicht so wohl gerathen waren, als sie sollten, und mit denen dann Stamm und Reichthum unterging: und wieder Andere, hohen und niedern Ranges, die durch innere Tüchtigkeit groß wurden an Ehre und Gut, so daß sie bei weitem höher und berühmter waren durch das was sie gethan und errungen, als durch all' ihren Adel: und so entspringt eines Jeden Heil und Verderben aus seiner Gemüthsart, welchen Standes er auch sein mag. Darum also ist es bei Heirathen jederzeit die Hauptsache, die Sitten, Angewohnheiten, Geist und Thaten des Mannes oder Weibes zu erforschen, die sich vermählen wollen: steht aber dies erst fest, dann mag immerhin die Heirath in dem Maaße höher sein, als die Abkunft edler, der Reichthum größer, die Schönheit vollkommner, und der Wohnort näher und günstiger gelegen ist.

Dieſe Worte des Patrons hatten des Grafen Beifall, der alles wahr befand, und da das angeführte Beiſpiel dem Don Juan ſehr gefiel, ſo ließ er es in dieſes Buch eintragen und machte folgende Verſe:

Ein rechter Mann erobert ſich ſein Glück,
Und der's nicht iſt, bleibt thatenlos zurück.

Siebentes Kapitel.

Was einem Könige mit drei Schälken begegnet.

Ein andermal sprach der Graf Lucanor zu seinem Rathe: es kam neulich Jemand zu mir, der sagte mir von einem großen Kunststück, und gab zu verstehen, daß daraus von vielem Nutzen für mich sein würde. Er verlangt aber und schärft mir dringend dabei ein, daß ich ihm unbedingt vertrauen, die Sache geheim halten und keinem Menschen in der Welt davon etwas sagen soll; bis er es selbst für gut findet, denn wenn ich's irgend Jemand entdeckte, stünde ich in großer Gefahr, Gut und Leben zu verlieren. Da ich nun weiß, daß Euch Niemand etwas sagen kann, ohne daß Ihr wüßtet, ob er es aufrichtig oder betrüglich meint, so bitte ich Euch, mir Eure Meinung in der Sache mitzutheilen. Herr Graf, erwiederte Patronius, damit Ihr sehr, wie Ihr, meines Bedünkens, Euch hierbei zu benehmen habt, sollt Ihr erfahren, was einmal einem König mit drei Betrügern widerfahren ist.

Und was war das? fragte der Graf. Herr Graf, sagte Patronius, zu einem Könige kamen einmal drei Schelme, die gaben sich für große Meister im Leben aus, insbesondere aber versicherten sie einen Kunststück zu wissen, der jedem sichtbar wäre, der wirklich der Sohn seines vermeintlichen Vaters sei, wogegen den keiner sehen könnte, der nicht der Sohn dessen sei, den er und die Leute für seinen Vater hielten. Das gefiel dem König sehr, denn durch diesen Kunststück gedachte er, in seinem Reiche die wahrhafte Abkunft eines Jeden zu erkennen, und auf diese Weise seine Finanzen wieder in Ordnung zu bringen, da bei den Mauren nur die wirklichen Söhne den Vater beerben. Er räumte ihnen daher einen Pallast zu ihrer Arbeit ein, sie aber baten, er

möge ſie in den Pallaſt einſchließen laſſen, bis der Teppich fertig wäre, damit er ſich überzeuge, daß ſie ihn nicht hintergehen wollten, womit der König auch ſehr wohl zufrieden war. Nachdem ſie nun eine Menge Geld, Silber, Seide und andere Habſeligkeiten empfangen hatten, um daraus den Teppich zu verfertigen, begaben ſie ſich in den Pallaſt, man ſchloß ſie dort ein, und ſie ſtellten ſogleich ihre Webſtühle auf und thaten, als webten ſie den ganzen Tag. Nach Verlauf einiger Tage aber kam einer von ihnen mit der Anzeige zum König, daß der Teppich bereits angefangen ſei, und man in der Welt nichts Schöneres ſehen könne. Dabei beſchrieb er ihm, was für Figuren und Schnörkel ſie darauf entworfen hätten, und wenn es ihm beliebte, möge er ihn in Augenſchein nehmen, aber ja Niemand ſonſt mitbringen. Der König, voller Eifer das Ding zu verſuchen, ſchickte einen ſeiner Kämmerlinge hin, ohne ihm jedoch den eigentlichen Zuſammenhang zu entdecken. Da nun der Kämmerling die Meiſter ſah, und hörte, was ſie ſprachen, wagte er es nicht einzugeſtehen, daß er nichts ſähe, ſondern ſagte bei der Rückkehr dem König, daß er den Teppich geſehen. Darauf ſchickte der König einen andern, und dieſer that desgleichen, und da Alle, die er ſchickte, daſſelbe berichteten, ging endlich der König ſelber hin. Als er in den Pallaſt kam, fand er die Meiſter in voller Arbeit; ſeht da dieſe Zierrathen, rief der Eine, und: das ſtellt dies und jenes vor, ſagte der Andre, und da die Figur und hier das Kolorit, — und Alle blieben bei einem Strich, und hatten doch keiner einen Strich geweben! Und da nun der König ſah, wie ſie arbeiteten und Alles erklärten, und er doch Nichts vom Teppich erblickte, während die Andern ihn geſehen, wollte er in die Erde ſinken, denn er glaubte, er ſähe ihn blos darum nicht, weil er nicht der Sohn des Königs wäre, den er für ſeinen Vater gehalten. Er befürchtete aber, ſein Reich zu verlieren, wenn er etwas davon ſagte und ſo begann er, den Teppich außerordentlich zu loben, merkte ſich aber genau wie die Meiſter ihn beſchrieben hatten, und als er nach Hauſe zu dem Hofgeſinde kam, fing er Wunderdinge zu erzählen an, wie ſchön und prächtig der Teppich ſei, im Herzen aber war er voller Beſorgniß.

Zwei oder drei Tage darauf befahl er seinem Gerichtsvogte, auch den Teppich zu betrachten. Dieser ging hin, da weben die Meister wieder und sprachen wieder von den Figuren und Zierrathen, und da doch der König den Teppich gesehen, er aber nichts sehen konnte, glaubte er ebenfalls, daß er nicht der Sohn seines angeblichen Vaters, und es mithin um seine Ehre geschehen sei, wenn es die Leute erführen; und hatte daher der König den Teppich gerühmt, so rühmte er ihn nun noch tausendmal mehr. Als er aber zum Könige zurückkam und sagte, daß er das Gewebe gesehen und daß es das herrlichste und zierlichste Stück von der Welt sei, wurde der König immer tiefsinniger, denn wenn der Pfaff, dachte er, alles gesehen, ich aber nicht, so ist kein Zweifel mehr, daß ich nicht der Sohn des Königs bin, wie ich geglaubt: und so nimmte er denn von neuem in das Lob von der Vortrefflichkeit des Teppichs und der Meister ein, die solche Arbeit vollbracht. Am folgenden Tage schickte er noch einen andern hohen Staatsbeamten in den Pallaß, dem ging es aber wie es dem König und den Andern ergangen, und also wurden durch jene Verschwörung König und Unterthanen betrogen, denn Niemand traute sich zu sagen, daß er den Teppich nicht sähe.

So ging die Geschichte fort, bis ein großes Fest eintrat, da sagten alle zum König: er möchte sich zu dem Feste mit jenem Gewebe schmücken: die Meister brachten es, in feine Leinwand eingeschlagen, sogleich herbei, thaten, als wickelten sie's auseinander, und fragten, was sie daraus schneiden sollten? Der König benimmte die Gewänder, die er haben wollte, sie aber stellten sich, als ob sie die Kleider zuschnitten, und als der Tag des Festes kam, brachten sie ihren Teppich geschnitten und genäht, und paßten ihm die Gewänder so lange an, bis der König, der sich nicht erkühnte zu sagen, daß er nichts sähe, vollkommen bekleidet zu sein vermeinte. Nachdem er aber nun so vortrefflich, wie Ihr Euch wohl denken könnt, gekleidet war, stieg er zu Pferde, um durch die Stadt zu reiten, und es war sein Glück, daß es eben Sommer war. Da nun das Volk ihn so daher kommen sah, und wußte, daß wer jenes Gewebe nicht sähe, ein Bastard sei, so glaubte ein Jeder, die Andern sähen es, und

hielt ſich ſelber, da er nichts ſah, für verloren und beſchimpft, wenn er's eingeſtünde. So wurde alſo das Geheimniß bewahrt, bis endlich ein Neger, der des Königs Stallknecht war und nichts zu verlieren hatte, zum König trat und ſagte: Herr, mir verſchlägt es wenig, ob Ihr mich für den Sohn meines Vaters haltet oder nicht, und darum ſage ich Euch grade heraus und weiß es ſicherlich, daß Ihr faſernackt einherziehet. Doch der König ſchlug ihn und ſagte, er ſähe ſeine Gewänder blos deshalb nicht, weil er der Sohn eines Andern ſei als den er für ſeinen Vater hielte. Nachdem aber der Neger einmal damit herausgeplatzt, ſagte ein Anderer, der es mit angehört, daſſelbe, und ſo immer mehrere, bis der König und alle Andere, ihre Furcht, die Wahrheit zu bekennen, fahren ließen und den Betrug erkannten, den ihnen die Schelme geſpielt hatten. Als man aber dieſe aufſuchte, waren ſie nirgends zu finden, denn ſie hatten ſich mit dem, was ſie durch ihre Liſt vom König erbeutet, ſchon davon gemacht.

Und wenn nun, Herr Graf Lucanor, jener Mann verlangt, daß keiner Eurer Vertrauten von ſeinem Geheimniß irgend etwas erfahren ſoll, ſo kennt Ihr ſicherlich glauben, daß er Euch nur betrügen will. Denn wahrlich, was hätte er, der Euch keinen Dank ſchuldig iſt, für Grund, eifriger Euer Beſtes zu ſuchen, als alle diejenigen, die mit Euch leben und durch Wohlthaten verpflichtet ſind, auf Euren Vortheil und Dienſt Bedacht zu nehmen.

Der Graf, der den Rath weiſe fand, handelte darnach und befand ſich wohl dabei. Don Juan aber hielt das Beiſpiel für treffend und ließ es denn daher in dieſes Buch ſchreiben, indem er folgenden Reim dazu machte:

Wer Heimlichkeit vor Freunden Dir will rathen,
Der ſcheut nur Zeugen ſeiner Schelmen-Thaten.

Achtes Kapitel.

Wie es einem König mit einem Manne ergangen, der sich für einen Geldmacher ausgegeben.

Patrenius, sagte eines Tages der Graf Lucanor zu seinem Rathe, es war Jemand bei mir, der will mir viel Gut und Ehre verschaffen, ich soll dafür nur irgend etwas von dem Meinigen auswählen, woran er sein Probestück machen könnte, und wenn es fertig, wäre ich für jeden Pfennig, zehne haben. Da Euch nun Gott so viel Verstand verliehen, so bitte ich Euch, rathet mir, was hierbei zu thun sei. Herr Graf, erwiderte Patrenius, um am vortheilhaftesten aus der Sache zu kommen, sollet Ihr vernehmen, was einmal einem König mit einem angeblichen Geldmacher begegnet ist. Was ist das? fragte der Graf, und Patrenius erzählte:

Es war einmal ein sehr schwatzhafter Mann, der hatte ein großes Verlangen reich zu werden und aus der Noth zu kommen, in der er lebte. Dieser wußte, daß ein König von schlechten Vermögensumständen sich mit dem Geldmachen abgab. Der Schwätzer nahm daher hundert Dublonen, stellte sie ab, und verfertigte aus den Goldmünzen, mit Hülfe anderer Dinge, die er hinzufügte, hundert Klümpchen, von denen jedes das Gewicht einer Dublone hatte, dann aber steckte er noch die Ueberbleibsel der Zuthaten zu sich und ging damit in die Stadt, wo der König wohnte. Dort kleidete er sich ganz einfach, und bot jene Klümpchen einem Krämer zum Kauf an. Der Krämer fragte, wozu das nütze sei? Zu gar vielen Dingen, besonders aber zum Geldmachen, sagte der Schwätzer, und so verkaufte er ihm alle hundert Stück für die Summe von zwei oder drei Dublonen: auf

die Frage des Krämers aber, wie dieſe Stücke genannt würden, erwiederte er: Tabardit. Darauf verhielt er ſich in der Stadt eine Zeit lang ganz ſtill, nur daß er einem und dem andern unter dem Siegel der Verſchwiegenheit vertraute, wie er ſich auf das Geldmachen verſtehe. So kam dieſe Neuigkeit endlich auch zu den Ohren des Königs, dieſer ließ ihn zu ſich rufen, und fragte ihn: ob dem alſo ſei? Der Schwätzer that erſt, als ob er's verheimlichen wollte und nichts davon wüßte, zuletzt aber geſtand er ein, daß er in der Kunſt erfahren ſei, rieth jedoch dem König, in ſolchen Dingen keinem Menſchen in der Welt zu trauen und das Seinige nicht aufs Spiel zu ſetzen; wenn er jedoch befehle, wolle er in ſeiner Gegenwart einen kleinen Verſuch machen, und ihn gern lehren, was er davon verſtünde. Das gefiel dem König ſehr, denn er glaubte hiernach, dabei nichts verlieren zu können. Nun ließ der Schwätzer alles Nöthige bringen, lauter gewöhnliche Dinge, und unter andern auch ein Stück Tabardit, alles zuſammen koſtete kaum zwei oder drei Heller, nachdem es aber herbeigeſchafft und vor dem Könige ausgebreitet war, kam ein Stück feinen Goldes, von dem Gewicht einer Dublone, daraus zum Vorſchein. Da nun der König ſah, daß aus ſo wohlfeilen Dingen eine Dublone entſtanden, war er ſehr vergnügt, hielt ſich für den glücklichſten Menſchen von der Welt, und ſagte zu dem Zauberer, er halte ihn für einen ehrlichen, ganz vortrefflichen Mann, er ſolle nur weiter fortfahren. Doch der Herrenmeiſter erwiederte, (als ob ſeine Kunſt nun zu Ende wäre) Herr, ich habe Euch bereits alles gezeigt, was ich davon verſtehe, jetzt könnt Ihr's ſelber machen ſo gut wie ich, nur eines muß ich Euch vorherſagen: fehlt auch nur das Geringſte von den dazu gehörigen Sachen, ſo gelingt es nicht. Und nachdem er dies geſagt, nahm er Abſchied vom König, und begab ſich wieder in ſeine Wohnung zurück. Jetzt verſuchte der König das Goldmachen ohne den Meiſter, er verdoppelte das Recept, und ſiehe: es erſchien Gold von zwei Dublonen Gewicht, er verdoppelte es abermals, und erhielt Gold für vier Dublonen und ſo immer mehr, je ſtärker das Recept. Da er nun ſah, daß er Gold machen konnte, ſoviel er wollte, befahl er von jenen Dingen eine hinreichende

Menge herbeizuſchaffen, um tauſend Dublonen daraus machen zu können, und man brachte auch alles zuſammen, nur der Tabarkit war nirgends aufzutreiben. Als der König den Tabarkit vermißte, und alſo nun auch kein Gold zu Stande bringen konnte, ſchickte er nach ſeinem Lehrmeiſter und klagte ihm, daß es mit dem Goldmachen nicht wie ſonſt mehr gehen wollte. Jener fragte, ob auch Alles da wäre, was er vorgeſchrieben habe. Ja, ſagte der König, nur der Tabarkit fehlt. Und wenn auch nur das Geringſte fehle, erwiederte der Herenmeiſter, ſo könne es nicht gelingen, wie er ihm ja gleich den erſten Tag vorausgeſagt hätte. Darauf fragte ihn der König, ob er denn wiſſe, wo Tabarkit zu haben ſei, und da der Zauberer es bejahete, befahl er ihm darnach zu gehen und ſoviel davon zu bringen, daß er nach Belieben Gold machen könne. Der Herenmeiſter entgegnete zwar, das könne jeder andre eben ſo gut und beſſer verrichten als er, wenn aber der König ſich durchaus ſeiner dazu bedienen wollte, ſo würde er welchen holen, denn es ſei deſſen genug in ſeinem Lande. Nun überſchlug der König mit ihm die Koſten des Einkaufs und der Reiſe, was nicht wenig betrug, und als der Herenmeiſter es im Sack hatte, machte er ſich aus dem Staube und kam nicht wieder, und der unbedachte König war geprellt.

Als nun der König ſah, daß Jener über die Gebühr ausblieb, ließ er in ſeiner Wohnung nachfragen, ob man keine Nachricht von ihm habe, dort aber war nichts zu finden, als eine verſchloſſene Kiſte, und als man ſie öffnete, lag eine Schrift darin folgenden Inhalts: „Wiſſet, daß es in der ganzen Welt keinen Tabarkit giebt und daß ich Euch nur gefoppt habe. Als ich Euch reich zu machen verſprach, hättet Ihr erwiedern ſollen, ich möchte damit erſt bei mir ſelbſt den Anfang machen, dann würdet Ihr mir glauben.“

Einige Tage darauf aber war viel Geſpött unter einigen Straßengeln, die alle ihre Bekannte, jeden nach ſeiner Weiſe muſterten, indem ſie ſagten: der und der iſt verſchlagen, dieſer und jener iſt ſehr klug, und ſo zählten ſie alle andere Eigenſchaften durch, gute und verkehrte, wollten ſie aber einen unklugen Menſchen bezeichnen, ſo nannten ſie ihn König. Als dies der

König erfuhr, ließ er ſie zu ſich rufen und verſicherte ſie, er wolle ihnen kein Leid zufügen, ſie ſollten ihm nur ſagen, weshalb ſie ihn für einen unklugen Mann hielten. Deshalb, erwiederten ſie, weil er ſo viel Geld an einen Fremden weggegeben, wobei doch eben nicht ſonderliche Weisheit wahrzunehmen ſei. Der König entgegnete, da ſeien ſie in großem Irrthum, denn wenn Jener mit dem Mitgenommenen zurückkäme, würde ſeine Klugheit ſchon an den Tag kommen. Sie aber ſagten, das verſchlüge gar nichts in der Sache, denn käme der Fremde zurück, ſo würden ſie in ihrem Regiſter nur den König ausſtreichen und Jenen dafür hineinſetzen.

Und wenn Ihr, Herr Graf Lucanor, nun nicht auch für unüberlegt gehalten ſein wollt, ſo wagt nimmer auf's Ungewiſſe hin ſo viel von dem Eurigen, daß es Euch nachher gereuen könnte, wenn Ihr's aus Zuverſicht zweifelhaften Gewinn's verliert.

Dem Grafen gefiel der Rath, er befolgte ihn und befand ſich wohl dabei, und Don Juan, dem die Geſchichte gut ſchien, ließ ſie in dieſes Buch ſchreiben und machte folgende Verſe:

Dein Geld und Gut auf's Spiel nicht ſetze,
Auf eines armen Laffy's Geſchwätze.

Neuntes Kapitel.

Was in Tunis mit zwei Rittern aus dem Gefolge des Infanten Heinrich sich begeben.

Eines Tages sprach der Graf Lucanor folgendermaßen zu seinem Rath Patronio: Ich habe seit langer Zeit einen Feind, der mir, und ich ihm, vielen Schaden zugefügt, so daß wir durch That und Gesinnung scharf geschieden sind. Jetzt aber ereignet sich's, daß ein viel Mächtigerer als wir beide, Streitigkeiten anfängt, die, wie wir besorgen, Jedem von uns zu großem Schaden gereichen können. Da läßt nun mein Feind mir sagen, wir möchten uns zusammenthun, um uns gegen jenen Dritten zu vertheidigen, denn beide vereinigt, könnten wir uns seiner sicher erwehren. Ebenso sicher aber würde er, wenn wir getrennt blieben, den Einzelnen nach Belieben und ohne Mühe vernichten; denn hätte er erst den einen überwunden, so wäre es ihm ein Leichtes, den Uebriggebliebenen, welcher von uns es auch sein möge, zu verderben. Dessenungeachtet bin ich noch immer in großem Zweifel darüber; denn auf der einen Seite fürchte ich sehr, daß mein Feind mich nur täuschen will und ich meines Lebens nicht sicher wäre, wenn er mich erst einmal in seiner Gewalt hätte. Und doch ist es bei so enger Freundschaft durchaus unvermeidlich, daß sich einer dem andern ganz anvertraue; und das ist es eben, was mich argwöhnisch macht. Andrerseits sehe ich aber auch wieder ein, daß wir in großes Ungemach kommen können, wenn wir nicht, wie er mir angetragen, einander die Hände reichen. Voll Vertrauen zu Eurer Einsicht bitte ich Euch daher, mir hierin zu rathen. —

Herr Graf, das ist eine sehr schwierige und gefährliche An-

gelegenheit, antwortete Patronius, doch damit Ihr um desto sicherer beurtheilen kennt, wie Ihr Euch hierbei zu benehmen habt, wünschte ich, Ihr hörtet, was einmal zwei Rittern aus des Infanten Don Heinrich Gefolge in Tunis begegnet ist. Und was war das? fragte der Graf.

Zwei Ritter, sagte Patronius, welche mit dem Infanten Don Heinrich zu Tunis sich aufhielten, lebten in großer Freundschaft mit einander und bewohnten stets ein Haus. Sie hatten jeder nur ein Roß, gleichwie aber die Ritter sich liebten, so haßten sich ihre Rosse. Nun waren die Ritter nicht reich genug, um zwei Wohnungen zu halten, und doch konnten sie wegen der Feindschaft ihrer Pferde nicht beisammen bleiben und führten daher ein verdrießliches Leben. Das währte so eine Zeit lang, da sie's aber für die Dauer endlich unerträglich fanden; erzählten sie die Sache dem Don Heinrich und baten ihn, die Rosse einem der Löwen verführen zu lassen, die der König von Tunis hielt. Don Heinrich dankte ihnen für ihren Antrag, sprach deshalb mit dem König, und die Pferde wurden den Rittern gut bezahlt und in den Löwenzwinger gebracht. Sobald die Pferde sich im Hofe sahen, fingen sie, bevor noch der Löwe aus seinem Behältniß kam, sogleich an, auf das Heftigste untereinander zu kämpfen, wie sie aber im besten Streite waren, öffnete man dem Löwen die Pforte. Als nun der Löwe den Hof betrat und die Rosse ihn erblickten, begannen sie furchtbar zu zittern, während sie immer mehr und mehr aneinander rückten. Und als sie beisammen waren, gingen sie beide, wie aus einem Stück, auf den Löwen los, und empfingen ihn dergestalt mit Beißen und Schlagen, daß man sich genöthigt sah, ihn dort wieder einzusperren, woher er gekommen war, und die Rosse blieben unversehrt, denn der Löwe konnte ihnen durchaus nichts anhaben. Von Stund an aber waren jene Rosse so einträchtig, daß beide aus einer Krippe fraßen und in einem sehr kleinen Stalle zusammenstanden; und diese Eintracht entsprang aus der großen Furcht, die sie vor dem Löwen hatten.

Und wenn Ihr, Herr Graf Lucanor, nun sehet, wie Euer Feind so große Besorgniß vor jenem Dritten hegt, und Eurer

Verwandtschaft bedarf, daß er ungeachtet alles Schlimme, das Ihr einander zugefügt, vergessen muß, indem er ohne Euch sich nicht zu schützen weiß, so halte ich dafür, daß Ihr nach und nach Vertrauen und ein Herz zu ihm fassen sollet, gleichwie jene Rosse sich immer enger aneinander schlossen, bis sie allen Argwohn fahren ließen und eins des andern sicher war. Findet Ihr dann bei ihm treue, dauernde Hülfe, so daß Ihr gewiß seid, er werde zu keiner Zeit, so gut es ihm auch gehen mag, Euch wieder zu schaden trachten, dann ist es nicht nur Euer eigener Vortheil, Euch wechselseitig zu unterstützen, damit kein Fremder Euch überfalle und zu Grunde richte, denn man muß von Verwandten und Nachbarn gar vieles ertragen, um nicht von Fremden verrathen zu werden. Gewahrt Ihr dagegen bei Eurem Feinde so böse Gemüthsart, daß er auch nach erhaltenem Beistand, und wenn er durch Euch sich erst außer Gefahr und das Seinige in Sicherheit sähe, sich von neuem gegen Euch kehren möchte, so wäre es Thorheit ihm zu helfen; in diesem Falle müßt Ihr vielmehr Alles aufbieten, ihn aus dem Lande zu jagen. Denn hat er in der großen Noth, die Ihr erwähnt, seinen Groll nicht vergessen, sondern nur bis zu günstiger Zeit aufgespart, so seht Ihr wohl ein, daß Ihr keine Ursach habt, irgend etwas zu seiner Rettung aus der großen Gefahr zu unternehmen.

Der Graf befand die Worte und den Rath des Patronius sehr gut, und da dem Don Juan die Geschichte gefiel, ließ er sie in dieses Buch aufschreiben und machte nachstehenden Reim:

Verschmähe nicht des Landmanns Hand,
Daß nicht der Fremde bricht in's Land.

Achtes Kapitel.

Was einem Seneschal von Carcasona begegnet.

Ein andermal sprach der Graf Lucanor also zu seinem Rathe Patronio: da ich weiß, daß Jeder sterben muß, so möchte ich nach meinem Tode gern irgend etwas Gutes und Dauerndes hinterlassen, das meiner Seele zu gute käme, nur wobei Alle meiner gedächten: ich bitte Euch daher, saget mir, auf welche Weise ich dies am besten erzielen könnte.

Herr, entgegnete Patronio, das Gute, wie es auch geschehe, ist nur selten zwar immer gut, damit Ihr aber wisset, in welcher Art und Gesinnung es der Gott muß, dem es zum Seelenheil gereichen soll, wünschte ich sehr, Ihr vernähmet, was sich einst mit einem Seneschal von Carcasona zugetragen. —

Was ist das gewesen? fragte der Graf. — Ein Seneschal von Carcasona, sagte Patronio, wurde krank, und da er merkte, daß sein letztes Stündlein nahete, schickte er nach dem Prior der Dominikaner und dem Guardian der Minoriten, bestellte mit ihnen sein Haus, und ersuchte ihren, gleich nach seinem Tode seinen letzten Willen genau zu befolgen. Sie thaten, wie er gesagt. Er aber hatte sehr viele zu seinem Seelenheil angerathen, und da Alles so pünktlich und schnell erfüllt wurde, so waren sie ganz beruhigt und zweifelten nicht an seiner Seligkeit. Da geschah es, daß ein vom Teufel besessenes Weib in die Stadt kam, und viel Verwunderliches anfing, denn der Teufel sprach aus ihr. Als die Mönche davon hörten, fanden sie es für gut, zu ihr zu gehen und sie zu befragen, ob sie vielleicht etwas von der Seele des Seneschal wüßte. Kaum aber waren sie in das Haus der Besessenen eingetreten, als diese, bevor sie noch zu Worte

kamen, ihnen schon zurief, sie wisse recht gut, weshalb sie kämen: die Seele, nach der sie fragen wollten, habe sie ganz vor kurzem erst in der Hölle verlassen. Da die Mönche das vernahmen, erwiederten sie, sie lege, denn sie wüßten gewiß, daß er ordentlich gebeichtet, und die Sakramente der heiligen Mutter Kirche empfangen, und da der christliche Glaube untrüglich sei, so könne diese ihre Aussage nicht wahr sein. Doch sie entgegnete: ohne Zweifel ist Lehre und Satzung der Christen vollkommen wahr, und hätte daher der Seneschall vor seinem Tode gethan, was einem wahren Christen geziemt, so wäre seine Seele gerettet: so aber that er's nicht als ein rechter und aufrichtiger Christ. Freilich hat er gar Vieles zu seinem Seelenheile verordnet, es geschah aber nicht in der rechten Meinung; denn seine Absicht war, wenn er am Leben bliebe, keines jener guten Werke zu verrichten, darum sollte erst Alles nach seinem Tode geschehen, wo er doch nichts mehr behalten oder mitnehmen konnte; außerdem that er es auch, damit die Welt ihn deshalb lebe, und er einen dauernden Ruhm zurücklasse. Hat er daher auch Gutes gethan, so that er's doch nicht auf gute Weise, denn das Gute dabei ist die Gesinnung, die seinige aber, weil sie zu spät kam, war schlecht, und darum hat er deß keinen Lohn.

Verlangt Ihr aber nun, Herr Graf, meinen Rath, so ist es der: daß Ihr das Gute, das Ihr thun wollt, bei Lebzeiten thut, und wenn Ihr Gottes Lohn dafür haben wollt, vor allem Andern erst alles begangene Unrecht wieder gut machet. Denn was nützt es das Schaaf zu stehlen und die Knochen um Gotteswillen wieder wegzuschenken, oder erst unrechtmäßiger Weise zu erobern und zu rauben, und dann Almosen zu geben von fremdem Gut? Soll vielmehr Wohlthätigkeit eine Tugend sein, so muß sie fünf Dinge in sich enthalten: erstens muß man vom rechtmäßigen Eigenthum, zweitens in bußfertigem Zustande, und drittens solchergestalt spenden, daß man weggiebt, was einem lieb war und was man nachher vermißt; sodann übe man die Mildthätigkeit bei Lebzeiten, und thu' es einzig und allein um Gotteswillen und nicht aus weltlicher Eitelkeit und Hoffarth. Und wer diese fünf Regeln befolgt, wird das Gute vollkommen erreichen und Gottes Lohn

haben. Doch darum ſollt Ihr und Andere, die guten Werke, weil Ihr ſie vielleicht nicht ſo vollſtändig erreichen kannt, nicht etwa in der Meinung ganz unterlaſſen, ſie nützten nichts, wenn ſie nicht in der erwähnten Weiſe geſchähen. Das hieße verzweifeln und wäre ein ſehr ſchlechter Schluß, denn die Mildthätigkeit, wie ſie auch geübt werde, iſt immer gut, indem ſie dem Menſchen von der Sünde hilft und ihn zur Buße bewegt, und des Leibes Wohl, Reichthum und Ehre, guten Freunde und alle irdiſchen Güter fördert, nur daß ſie dem zu größerem Heil der Seele gereicht, der obgedachte fünf Regeln beobachtet.

Der Graf fand, daß Paternius wahr geſprochen, er nahm ſich im Herzen vor, danach zu verfahren, und bat um Gottes Beiſtand dazu. Den Juan aber, welchem dieſe Geſchichte gut ſchien, ließ ſie in dieſes Buch eintragen und machte folgende Verſe:

Thu' Gutes ſtets mit gutem Sinn,
So iſt der Himmel Dein Gewinn.

Eilftes Kapitel.

Enthält den Rath, den Patronio dem Grafen Lucanor ertheilte, da dieser sagte, daß er einen älteren Bruder an Vaters Statt ehre; hiebei aber diente die Geschichte eines Mannes und seiner Schwester zum Beispiel, die sich vor Allem entsetzte, was sie sah.

Patronio, sagte der Graf Lucanor einmal zu seinem Rathe, wisset, daß ich noch einen Bruder habe, der mit mir von demselben Vater und derselben Mutter abstammt, da er aber der Aeltere ist, so glaube ich, ihn wie einen Vater ehren und ihm willfährig sein zu müssen. Er hat den Ruf eines guten Christen und eines sehr klugen Mannes; Gott hat es jedoch so gefügt, daß ich reicher und mächtiger bin als er, und obgleich er es nicht merken läßt, so weiß ich doch gewiß, daß er dies mit lüsternen Augen ansieht. Denn so oft ich seiner Hülfe bedarf, oder irgend etwas für mich unternehme, giebt er mir zu verstehen, ich möchte es lieber unterlassen, denn es sei schädlich, und beredet mir's so lange, bis er mich auf diese Weise davon abgebracht hat. Ist er dagegen zuweilen meines Beistandes benöthigt, so erklärt er mir, ich müsse, und wenn die Welt darüber unterginge, Leib und Gut daransetzen, daß er das Seinige ausführe. Und da ich nun so mit ihm lebe, so bitte ich um Euren Rath, wie ich mich hiebei verhalten soll.

Herr Graf, antwortete Patronio, auf das Benehmen Eures Bruders gegen Euch scheint mir zu passen, was einmal ein Mohr zu seiner Schwester sagte. Was ist das? fragte der Graf.

Ein Mohr, sagte Paternian, hatte eine sehr verzärtelte Schwester, die vor Allem, was ihr nur irgend zuwider, sich entsetzte, und das ging so weit, daß sie schon von dem Glucksen, das das Wasser beim Trinken im Kruge zu machen pflegt, vor Schrecken ohnmächtig werden wollte. Der Bruder nun war ein guter Junge, aber sehr arm, und wie denn die Noth den Menschen zu gar Manchem wider seinen Willen treibt, so konnte auch er es nicht vermeiden, sich oft auf schimpfliche Art seinen Lebensunterhalt zu verschaffen. So oft nämlich Jemand starb, ging er hin und stahl das Sterbekleid und was sie sonst mit der Leiche begraben, womit er dann sich und seine Schwester sammt ihrer Dienerschaft erhielt. Seine Schwester wußte darum, und als sie einmal erfuhr, daß man einen reichen Mann mit sehr kostbaren Gewändern und andern Dingen von großem Werth begraben, sagte sie zu ihrem Bruder, sie wolle diese Nacht mit ihm gehen, um das Verscharrte zu holen. In der Nacht nun begaben sich der Bursch und seine Schwester zu dem Grabe und öffneten es, konnten aber der Leichenkleider durchaus nicht habhaft werden, ohne entweder die Gewänder zu zerreißen oder dem Todten das Genick zu brechen. Da die Schwester sah, daß ihnen keine andre Wahl übrig blieb, wenn sie nicht die Gewänder verderben wollten, packte sie ohne Furcht und Erbarmen den Todten beim Schopf und drehete ihm das Genick um, dann nahmen sie die Kleider, und was sie sonst dort noch fanden, und gingen damit nach Hause. Als sie aber am folgenden Tage zu Tische saßen und der Krug beim Trinken zu glucksen anfing, wollte die Schwester wieder vor Schrecken in Ohnmacht fallen. Da gedachte der Bursch, wie herzhaft sie gestern dem Todten den Hals umgedrehet, und sagte in seinem Kauderwälsch: A ha ya bati, taena albon valo taena ni Bortabend. Das heißt: Du erschrickst, Schwester, wenn der Krug macht: Gluck, gluck, gluck, und dem Todten den Hals zu brechen hast du Herz genug? — Und dieses Sprichwort ist noch bis heute unter den Mauren verbreitet.

Wenn Ihr aber, Herr Graf, bemerkt, daß Euer älterer Bruder, wo es Euch Noth thut, sich aus der Schlinge zieht, und das, was Ihr verlangt, ohne Grund für eine große Sünde aus-

giebt, während er Alles, was Ihr für ihn thun sollt, und wenn es auch noch so sündhaft und zu Eurem Schaden wäre, für recht hält, so denkt an jene Mehrin, die sich vor dem Klang des Kruges entsetzte, und sich nicht scheute, einem Todten den Hals umzudrehen. Verlangt er daher etwas zu Eurem Schaden von Euch, so macht es mit ihm, wie er mit Euch: gebt ihm gute Worte, zeigt Euch bereitwillig, und wo es Euch nichts verschlägt, thut ihm immerhin seinen Willen, wo es aber zu Eurem Nachtheil wäre, suchet ihn davon abzubringen, so gut Ihr könnt, mit einem Worte: hütet Euch auf die eine oder andre Art vor Schaden.

Der Graf fand den Rath gut, befolgte ihn, und befand sich wohl dabei, Don Juan aber, dem das Beispiel treffend schien, ließ es aufschreiben und dichtete folgende Verse dazu:

Wer in der Noth nichts für Dich thut,
An den wirf nimmer weg Dein Gut.

Zwölftes Kapitel.

Was Patronius dem Grafen Lucanor gerathen, als dieſem Jemand die Wiſſenſchaft von den künftigen Dingen und andern Wahrſagerkünſten lehren wollte, und entnahm Patronius hierbei ſein Beiſpiel von einem Manne, den der Teufel reich und dann wieder arm gemacht.

Eines Tages ſprach der Graf Lucanor folgendermaßen zu ſeinem Rathe Patronius: Es ſagte mir Jemand, er wiſſe mancherlei Wahrſagerkünſte und andere ähnliche Dinge, wodurch ich die Zukunft erforſchen, und das Meinige bedeutend fördern könnte. Allein ich glaube, dergleichen läßt ſich ohne Sünde nicht anfaſſen, und um des Vertrauens willen, das ich zu Euch hege, bitte ich um Euren Rath, was ich hierbei thun ſoll.

Herr Graf, erwiederte Patronius, damit Ihr hierbei handelt, wie es Euch gebührt, wäre es mir lieb, Ihr vernähmet, was einmal einem Manne mit dem Teufel begegnete. Und was war das? fragte der Graf.

Herr Graf, ſagte Patronius, es war einmal ein ſehr reicher Mann, der wurde ſo arm, daß er nicht wußte, wovon er ſich erhalten ſollte, und da es in der Welt kein größeres Unglück giebt, als wenn einer, der an Ueberfluß gewohnt iſt, in's Elend kommt, ſo empfand er dieſen Glückswechſel um ſo ſchmerzlicher.

Als er nun eines Tages ſo verzagt und ſorgenvoll durch den Wald ging, begegnete er dem Teufel, und wie denn der Teufel vieles weiß, ſo erkannte er auch gar bald, wo es dem Manne fehlte, fragte ihn aber doch, warum er denn ſo traurig

sei: Jener erwiderte indeß, was er ihn erst darum frage, er könne ihm ja doch in seiner Noth nicht rathen. Doch der Teufel versetzte, wenn er ihm in Allem folgen wollte, so könne er ihm wohl ein Mittel gegen seinen Kummer angeben, und damit er sähe, daß er es auch wirklich im Stande sei, wolle er ihm nur selber sagen, was ihn so betrübe.

Darauf erzählte er dem Manne, wie ein alter Bekannter, sein ganzes Schicksal und den Grund seiner Traurigkeit, und schloß mit der wiederholten Versicherung, daß er ihn, wenn er sich ihm ganz überliefe, aus allem Elend reißen, und reicher machen wolle, als er etwa irgend einer seiner Vorfahren jemals gewesen, denn er sei der Teufel und habe die Macht dazu. Da der Mann hörte, daß es der Teufel war, behagte ihm zwar ein Bündniß, bei seiner großen Noth entgegnete er jedoch, wenn er ihm einen Ausweg zeigte, wieder reich zu werden, sei er bereit, Alles zu thun, was er wollte. Und das glaube ich gern, denn der Teufel, wenn er die Menschen bestricken will, nimmt stets die Zeit wahr, wo er sie aus Mangel an Geld, aus Furcht, oder aus Begierde, ihr Gelüste zu befriedigen, irgend in Verwirrung sieht, und schaltet dann mit ihnen nach Herzenslust. Und so suchte er auch hier den Mann in seine Vertäumniß zu berücken, sie schlossen ihren Pakt mit einander und der Mann wurde ihm unterthan. Darauf sagte der Teufel zu ihm, von jetzt an solle er sich aufs Stehlen legen, denn keine Thüre und kein Haus sei so fest verschlossen, daß er es ihm nicht öffnen wolle, und wenn er einmal verfolgt werden sollte, dürfe er nur rufen: „Zu Hülfe, Du Martin!“ so wolle er gleich bei ihm sein und ihn retten. Nachdem sie nun alle Alles verabredet hatten, schlug der Mann bei finsterer Nacht (denn wer Böses im Sinne führt, scheut stets das Licht) den Weg nach dem Hause eines Kaufmannes ein, und so wie er an die Thüre kam, öffnete sie ihm der Teufel, und ebenso die andere, so daß er gleich einen großen Schatz zusammenraffte. Am folgenden Tage stahle er ebenfalls einen bedeutenden Diebstahl aus und später wieder einen, bis er so reich war, daß er der obenerwähnten Armuth nicht mehr gedachte, doch der Unglückliche war nicht damit zufrieden, dem Elend entkommen zu sein,

ſondern fing von neuem an zu ſtehlen, und trieb es ſo lange, bis ſie ihn endlich ergriffen: da rief er den Don Martin zum Beiſtand, und Don Martin erſchien eilig und befreite ihn aus dem Gefängniß. Als aber der Mann ſah, daß Don Martin ſo gut Wort hielt, ſtahl er nach wie vor und wurde immer reicher, und da er das Stehlen nicht ließ, ward er zum zweitenmale eingeſperrt, und rief abermals Don Martin zu Hülfe. Dieſer aber kam nicht ſo ſchleunig, wie er wohl wünſchte, die Richter des Orts, wo der Diebſtahl vorgefallen, begannen ſchon die Unterſuchung, und als daher im Verlauf des Prozeſſes Don Martin endlich anlangte, rief der Mann ihm zu: was hintergeht ihr mich und kommt ſo ſpät? Doch Don Martin erwiederte, er habe anderswo dringend zu thun gehabt, und deshalb die Zeit verpaßt; dann erlöſte er ihn ſogleich aus dem Kerker. Nun ging es von Neuem an's Stehlen, der Mann wurde wieder erwiſcht, und die Unterſuchung gegen ihn verhängt, und erſt nach gefälltem Urtheil erſchien Don Martin und befreite ihn. Da aber der Mann ſah, daß Don Martin ihn niemals im Stich ließ, ſtahl er von neuem, wurde feſtgenommen, und rief Don Martin; dieſer blieb jedoch viermal aus, bis er zum Tode verurtheilt war, dann kam er, appellirte an den Königlichen Hof und befreite ihn nochmals von Kerker und Anklage. Nachdem aber der Mann abermals geſtohlen und darauf im Kerker Don Martin angerufen hatte, erſchien dieſer nicht eher, als bis jener zum Hängen verurtheilt war und bereits unter dem Galgen ſtand. Da ſagte der Mann zu ihm: Hört, das iſt denn doch außer allem Spaß, ich ſage Euch, ich habe ſchon große Angſt ausgeſtanden. Doch Don Martin entgegnete, er bringe ihm hier fünfhundert Maravedi's in einer Büchſe, die ſolle er nur dem Richter geben, ſo würde er gleich frei ſein. Nun hatte der Richter bereits Befehl ertheilt ihn zu hängen, ſie konnten jedoch keinen Strick finden, und während man den Strick ſuchte, rief der Mann den Richter bei Seite, und gab ihm die Büchſe mit dem Gelde. Als der Richter hörte, daß es fünfhundert Maravedi's wären, ſagte er zu den Umſtehenden: Lieben Leute, wer hat wohl jemals erlebt, daß der Strick zum Hängen fehlt? Der Mann iſt unſchuldig, Gott will ſeinen

Tod nicht, darum fehlt uns der Strick, wir wollen aber den Menschen bis morgen noch festhalten, um weiter zum Rechten zu sehen, und ist er schuldig, so soll morgen das Urtheil vollstreckt werden. Doch dies that der Richter nur, um ihn, der fünfhundert Maravedi's wegen, durchschlüpfen zu lassen. Nachdem er nun diese Anordnung getroffen, entfernte er sich und öffnete die Büchse, in der Meinung, die fünfhundert Maravedi's zu finden, fand aber kein Geld, sondern einen Strick darin. —

Sowie er dies sah, befahl er ohne Weiteres den Mann aufzuhängen, und als sie diesen unter den Galgen gestellt, kam Don Martin, und der Mann sagte ihm, er solle ihm helfen. Don Martin aber erwiederte, er helfe seinen Freunden jederzeit nur bis zu solchen Stellen; und so hätte denn jener Mann Leib und Seele verloren, weil er dem Teufel getraut, und seid versichert, es hat noch Niemand auf ihn gebaut, den er nicht zuletzt ins Verderben gestürzt hätte. Denn gebt nur einmal Acht auf alle die Zeichendeuter, Wahrsager und Andere, die Zaubereien oder dergleichen Dinge treiben, und Ihr werdet finden, daß es stets schlimm ausgeht mit ihnen; und glaubt Ihr mir nicht, so gedenket des Alvar Nunnez und des Garcilaso, die unter allen Menschen der Welt am meisten auf Vorbedeutungen hielten, und sehet, was für ein Ende sie genommen.

Wollt Ihr daher, Herr Graf Lucanor, an Leib und Seele Euer Bestes wahren, so stellet Euer Hoffen und Vertrauen geradezu auf Gott, helft Euch selbst so gut Ihr könnt, auf daß Euch Gott helfe, und fraget nicht nach Zeichendeutern und andern Aberwitz: denn wahrlich die schwerste Sünde von der Welt, durch die der Mensch den größten Frevel, und die schwärzeste Undankbarkeit gegen Gott begeht, ist das Trachten nach Vorbedeutungen und ähnlichen Dingen.

Der Graf, dem dieser Rath gut schien, richtete sich darnach und fuhr wohl dabei, und da Don Juan das Beispiel treffend fand, ließ er es in diesem Buche aufschreiben und machte folgenden Vers:

Verloren hier und in jener Welt,
Wer nicht seine Sach' auf Gott gestellt.

Dreizehntes Kapitel.

Handelt von dem, was einem Dechanten von St. Jago mit dem Zauberer Don Illan in Toledo begegnet iſt.

Als der Graf Lucanor am andern Tage mit ſeinem Rath Patronius ſprach, erzählte er ihm Folgendes: Es hatte Jemand in einer Angelegenheit, wo er meiner bedurfte, ſich meinen Beiſtand mit dem Verſprechen erbeten, daß er dagegen auch mein Beſtes möglichſt fördern wolle. Ich ſäumte nun nicht, ihm nach Kräften beizuſtehen, doch bevor die Angelegenheit noch beendigt war, merkte er, daß inzwiſchen ſeine Anſprüche dabei ſchon erledigt ſeien. Da bekam auch ich einen Streit, in welchem ich ſeinen Beiſtand nöthig hatte, als ich ihn nun aber darum anging, entſchuldigte er ſich, und als der Fall wiederkehrte, hatte er abermals neue Ausflüchte, und ſo machte er's bei Allem, was er für mich thun ſollte, jene Angelegenheit aber iſt bis heute noch nicht abgemacht, und wird es auch nimmermehr, wenn ich ſie nicht ſelbſt ausfechte. Bei dem Vertrauen nun, daß ich zu Euch und Eurem Verſtande hege, bitte ich Euch um Euren Rath in dieſer Sache.

Herr Graf, ſagte Patronius, damit Ihr hierbei handelt wie ſich's gebührt, wünſchte ich, Ihr hörtet, was einem Dechanten von St. Jago mit Don Illan, dem großen Zauberer von Toledo, begegnet iſt. Was iſt das? fragte der Graf, und Patronius erwiderte:

In St. Jago war ein Dechant, der hatte große Luſt zur Magie und da er hörte, daß Don Illan von Toledo darin der Erhabenſte jener Zeit wäre, ſo reiſte er, um dieſe Kunſt zu er-

lernen, nach Toledo und begab sich gleich am Tage seiner Ankunft daselbst, in das Haus des Don Illan, den er in einem abgelegenen Gemache lesend, antraf. Dieser nahm ihn sehr gut auf, wollte aber nicht eher etwas von seinem Anliegen hören, als bis er erst gespeist hätte, dann versorgte er ihn auf's Beste, ließ ihm die schönsten Gemächer mit allem Zuheber anweisen, und suchte ihm auf diese Weise zu erkennen zu geben, wie gern er ihn sehe. Nachdem sie aber abgespeist hatten, nahm der Dechant ihn auf die Seite, erzählte ihm weshalb er gekommen, und bat ihn angelegentlichst, ihn in seiner Wissenschaft zu unterweisen, wonach er große Sehnsucht verspüre. Doch Don Illan entgegnete, er sei Dechant und ein Mann von großem Ansehen, der noch zu hohen Würden gelangen konnte, vornehme Männer aber, denen Alles nach Wunsch gehe, vergäßen gar schnell, was Andre für sie gethan, und so befürchte er, daß auch er, wenn er erst erfahren, was er wissen wollte, es ihm nicht so vergelten werde, wie er verheißen. Der Dechant betheuerte jedoch, wie hoch er auch noch steigen möge, er würde jederzeit nur auf die Erfüllung seiner Versprechungen bedacht sein. In solchem Zwiegespräch verblieben sie vom Mittag bis zum Abend, und als sie endlich Alles mit einander fest abgemacht hatten, sagte Don Illan zum Dechanten, seine Wissenschaft ließe sich nur in sehr abgelegenen Orten lehren, er wolle ihm daher gleich diese Nacht zeigen, wo sie sich aufhalten müßten, bis er das Gewünschte erlernt hätte. Darauf führte er ihn bei der Hand in ein anderes Zimmer, und nachdem er alle seine Leute fortgeschickt hatte, rief er eine Magd und befahl ihr, Rebhühner zum Nachtessen zu besorgen, sie aber nicht eher zu braten, bis er's ihr sage. Jetzt winkte er dem Dechanten und beide stiegen lange Zeit eine schöngearbeitete, steinerne Treppe immer tiefer und tiefer herab, daß ihnen war, als hörten sie den Strom Tagus über sich rauschen.

Am Ausgang der Treppe kamen sie endlich in ein wohleingerichtetes, zierliches Gemach, wo die Werkstatt war und Bücher zum Lesen umherstanden. Sie setzten sich und überlegten so eben, mit welchem Buch sie den Anfang machen sollten, da traten plötzlich zwei Männer herein, und brachten dem Dechanten einen

Brief von seinem Oheim, dem Erzbischof, worin er ihm zu wissen that, daß er gefährlich krank darniederliege, und ihn bat, sogleich zu ihm zu kommen, wenn er ihn noch am Leben finden wollte. Diese Neuigkeit betrübte den Dechanten sehr, theils seines Oheims wegen, theils weil er befürchtete, daß sie nun ihre Studien so schnell würden abbrechen müssen, und so verfaßte er denn ein Antwortschreiben und sandte es an den Erzbischof. Vier Tage darauf aber kamen wieder drei Knaben an, und überbrachten dem Dechanten abermals einen Brief, worin meldete man ihm, daß der Erzbischof gestorben und das Kapitel in der Wahl begriffen sei, die, wie sie zu Gott hofften, auf ihn fallen würde. Darum möchte er sich nicht die Mühe machen, jetzt hinzukommen, denn es sei angemessener für ihn, während der Wahl sich von der Kathedrale entfernt zu halten. Und kaum waren acht Tage vergangen, so erschienen auch schon zwei prächtig gekleidete und geschmückte Großleute, küßten dem Dechanten die Hand, und zeigten ihm die Urkunde, wonach er zum Erzbischof erwählt worden.

Als Den Jllan dies vernahm, begab er sich sogleich zu ihm, drückte ihm über die gute Zeitung seine Freude aus und bat ihn dringend, da Gott so Großes an ihm gethan, die nun erledigte Dechantenstelle seinem Sohne zukommen zu lassen. Doch der Erwählte entgegnete, er wisse doch zugleich, daß diese Dechanei einem seiner Brüder zu Theil würde, er wolle ihn hernach bei seiner Kirche schon anderweit zufrieden stellen: und zu diesem Behuf bat er ihn, ihm nach St. Jago zu folgen und seinen Sohn mitzunehmen.

Den Jllan willigte ein und sie reisten nach St. Jago, wo sie mit großen Ehrenbezeugungen empfangen wurden. Hier hatten sie eine Zeit lang verweilt, da kamen eines Tages Abgesandte des Kapitels zum Erzbischof und meldeten ihm, wie er ihn zum Bischof von Tortosa ernannt habe, mit der Vergünstigung, sein Erzbisthum abzutreten an wen er wolle. Als Den Jllan dies hörte, hielt er ihm augenblicklich vor, was sie unter einander abgemacht hätten, und drang in ihn, nunmehr das Erzbisthum seinem Sohne zu verleihen. Der Erzbischof dagegen bat ihn um seine Zustimmung, damit er einem Oheim von väterlicher Seite

zuwenden zu dürfen. Don Illan entgegnete, er sehe wohl, daß ihm großes Unrecht geschehe, wollte aber unter der Bedingung, daß man es in Zukunft wieder gut machen werde, darein willigen. Das versprach der Erzbischof auf alle Weise zu bewerkstelligen, und ersuchte ihn, ihn nebst seinem Sohne nach Toulouse zu begleiten. In Toulouse wurden sie von den Grafen und Herren des Landes prächtig empfangen, und nachdem sie beinahe zwei Jahre dort gewesen waren, kamen wieder Gesandten vom Papst an ihn, mit der Meldung, daß der Papst ihn zum Cardinal ernannt, und ihm vergönne, das Bisthum von Toulouse nach Belieben zu verleihen. Da verfügte sich Don Illan zu ihm und sagte: er habe ihn nun schon so oft getäuscht, daß ihm keine Ausflucht mehr übrig bleibe, wenn er jetzt nicht eine jener Würden seinem Sohne ertheilte. Der Cardinal bat jedoch, ihm zu gestatten, daß ein Oheim von mütterlicher Seite, der ein guter alter Mann sei, das Bisthum erhalte: da er aber Cardinal geworden, so solle er nur mit ihm an den Hof kommen, dort fände sich Gelegenheit genug, etwas für ihn zu thun.

Don Illan beschwerte sich sehr, fügte sich aber endlich den Wünschen des Cardinals und ging mit ihm nach Rom. Als sie dort anlangten, empfingen die Cardinäle und alle Hofleute sie auf das Beste: sie blieben dort lange Zeit, und täglich setzte Don Illan dem Cardinal wegen des Sohnes zu und immer machte der Cardinal neue Ausflüchte. Da starb der Papst, und sämmtliche Cardinäle wählten diesen Cardinal zum Papste. Nun ging Don Illan zu ihm und sagte, jetzt hätte er durchaus keine Ausrede mehr, sein Versprechen nicht zu erfüllen. Der Papst aber erwiederte, er solle ihn nicht so drängen, denn nun hätte er allezeit Gelegenheit, ihm nach Recht und Billigkeit eine Gunst zu erweisen. Doch Don Illan begann mit Heftigkeit sich zu beklagen und rückte ihm vor, wie er ihm goldne Berge verheißen, ohne je das Geringste zu halten, das habe er aber gleich befürchtet als er ihm das erstemal gesprochen, und da er nun wirklich so hoch gestiegen sei, ohne sein Versprechen zu erfüllen, so habe er auch keinen Grund weiter, noch etwas Gutes von ihm zu erwarten. Darüber wurde der Papst ganz entrüstet und fing an zu schim-

ßen, und ſagte: er würde ihn in den Kerker werfen laſſen, wenn er ihn noch länger beläſtigte, denn er ſei ein Ketzer und Schwarzkünſtler, und er wiſſe wohl, daß er in Toledo nichts anderes treibe und von nichts anderem lebe, als von der Zauberei. Da nun Don Illan ſah, wie ſchlecht ihm der Pary vergelten, was er für ihn gethan, nahm er Abſchied von ihm, und der Pary mochte ihm nicht einmal Zehrung mit auf den Weg geben. Da ſagte Don Illan zu ihm, da er nichts zu eſſen habe, ſo wolle er nur wieder zu ſeinen Rebhühnern zurückkehren, die er zur Nacht beſtellt, und rief die Magd und hieß ſie die Rebhühner braten. Und als Don Illan dies ausgeſprochen, ſah ſich der Pary wieder in Toledo als Dechant von St. Jago nach wie vor, nur ſchämte ſich ſo, daß er kein Wort hervorbringen konnte. Don Illan aber ſagte, er ſei nur froh, daß er ſo gut errecht, was er an ihm habe, denn nun würde ihn jedes Rebhuhn gereuen, das er mit ihm getheilt hätte.

Und wenn Ihr, Herr Graf Lucanor, nun ſehet, daß jener Mann die ihm geleiſtete Hülfe ſo ſchlecht vergilt, ſo meine ich, Ihr hättet eben nicht Urſach, Euch weiter abzumühen und das Eurige auf das Spiel zu ſetzen, um von ihm gleichen Dank zu ernten, wie Don Illan vom Dechanten.

Dem Grafen gefiel der Rath, er befolgte ihn und fuhr wohl dabei. Don Juan aber, dem dieſe Geſchichte vortrefflich ſchien, ließ ſie in dieſem Buche aufzeichnen und machte folgenden Vers:

Kann Hülfe in der Noth nicht ſeinen Dank erkaufen,
Und ſtünde er auch noch ſo hoch, ſo laß ihn laufen.

Vierzehntes Kapitel.

Wie es dem König Ben Arif von Sevilla mit ſeiner Gemahlin, der Königin Remarnia, ergangen.

Eines Tages ſagte der Graf zu Patrenius: Mit einem Menſchen, der mich häufig um Hülfe und Unterſtützung anſpricht, erlebt es mir ganz ſeltſam. Denn thue ich ihm ſeinen Willen, ſo zeigt er ſich allerdings erkenntlich, ſchlage ich's ihm aber ein andermal ab, oder mach's nicht grade ſo, wie er ſich's denkt, ſo wird er gleich wüthend und vergißt Dank und alles was ich für ihn gethan habe. Ich bitte Euch daher, rathet mir nach Eurer guten Einſicht, wie ich mich gegen ihn benehmen ſoll.

Herr Graf Lucanor, erwiederte Patrenius, mir ſcheint, es geht Euch mit dieſem Menſchen, wie es dem Könige Ben Arif von Sevilla mit der Königin Remarnia, ſeiner Gemahlin, ergangen. Der Graf bat, er möchte ihm das mittheilen.

Herr Graf, ſagte Patrenius, der König Ben Arif von Sevilla war mit Remarnia vermählt und liebte ſie über Alles in der Welt, denn ſie war eine ſehr tugendhafte Frau, und die Mohren wiſſen noch ſehr viel Erbauliches von ihr zu erzählen. Nur eine Unart hatte ſie, die nicht liebenswürdig war, daß ihr nemlich manchmal allerlei Launen und Grillen durch den Kopf gingen. So war ſie einmal im Monat Februar zu Cordova, als eben Schnee fiel. Bei dieſem Anblick fing ſie zu weinen an, und da der König fragte, warum ſie weine, entgegnete ſie: weil er ſie niemals in ein Land bringe, wo es Schnee gebe. Nun iſt aber Cordova ein ſo warmes Land, daß dort nicht alle Jahr Schnee fällt. Der König ließ daher, um ihr Freude zu machen und ihre Sehnſucht nach Schnee zu befriedigen, die Berge rings um

Cordova mit Mandelbäumen bepflanzen, ſo daß im Monat Februar, als die Mandeln blühten, alles wie verſchneit ausſah. — Ein andermal ſtand Remarnia am Fenſter über dem Strom und erblickte ein Weib, daß barfuß Lehm zu Backſteinen umrührte. Als die Königin dies ſah, fing ſie wieder an zu weinen, und der König fragte, warum ſie weinte? und ſie erwiederte: weil ſie niemals nach ihrem Gefallen leben, ja nicht einmal das thun könnte, was das Weib dort thue.

Da ließ der König, um ihr eine Freude zu machen, den See von Cordova ganz mit Roſenwaſſer, und ſtatt des Schlammes, mit Zucker, Zimmet, Ingwer, Myrrhen, Ambra, Moſchus und allen andern nur erdenklichen Specereien und Wohlgerüchen anfüllen, ſtatt des Strohes aber Zuckerrohr an das Ufer hinlegen. Und als nun der See mit allen dieſen Dingen und ſolchem Koth, wie Ihr Euch hiernach wohl vorſtellen könnt, vollgepfropft war, ſagte der König zu Remarnia, ſie mögte nur die Schuh und Strümpfe ausziehen und den Koth treten und Backſteine machen nach Herzensluſt. — Doch ſchon am folgenden Tage fing ſie um einer andern Laune willen, die ſie anfieg, abermals zu weinen an, und als der König ſie um die Urſach fragte, ſagte ſie: wie ſie nicht weinen ſollte, da er auch gar nichts für ihre Unterhaltung thäte! Da aber jetzt der König ſah, daß er ſchon ſo viel für ihr Vergnügen und Gelüſten gethan und ſie ſelber nicht mehr wiſſe, was ſie wolle, antwortete er ihr mit dem arabiſchen Sprüche: **ehu alenabae aten**, das heißt: und iſt der Koth nichts? womit er ſagen wollte: und wenn ſie auch alles Andre vergeſſen, ſo ſollte ſie doch des Kothes gedenken, den er zu ihrer Luſt gemacht.

Und wenn nun jener Menſch, Herr Graf, ſo viel Ihr auch für ihn gethan habt, doch Alles wieder vergißt, ſobald Ihr einmal nicht thut, was er von Euch verlangt, ſo rathe ich, Euch um ſeinetwillen nicht weiter in Schaden zu ſetzen. Hat aber andrerſeits Euch Jemand einen rechten Dienſt erwieſen, und wenn er auch nachher nicht alle Eure Wünſche erfüllt, ſo verkennet darum nimmermehr das Gute, das Euch durch jenen Dienſt geworden.

Der Graf nahm ſich den Rath zu Herzen und fuhr wohl dabei, und da Don Juan das Beiſpiel gut befand, ließ er es in dieſes Buch eintragen und dichtete folgenden Vers:

Wo Undank deine Treu' erfahren,
Magſt Du vergebne Mühe ſparen.

Funfzehntes Kapitel.

Was in Bologna mit einem Lombarden vorgefallen.

Als der Graf Lucanor eines Tages in seinen Angelegenheiten mit Patronius sprach, sagte er zu ihm: Einige rathen mir, so viel Schätze aufzuhäufen, als ich nur immer kann, denn das sei die beste Hülfe in der Noth. Nun bitte ich Euch, sagt mir, was Ihr dazu meint? —

Herr Graf, sagte Patronius, Ihr großen Herren bedürft allerdings eines Schatzes zu gar vielen Dingen, zumal um nicht etwa aus Mangel an Gelde das Geziemende unterlassen zu müssen. Darum aber soll das Schätzesammeln nicht euer ganzes Sinnen und Trachten dergestalt in Anspruch nehmen, daß Ihr darüber jemals aus den Augen setzet, was Ihr Eurem Volk, Eurer Ehre und Eurem Stande schuldig seid; sonst könnte es Euch gehen, wie es einem Lombarden in Bologna ergangen. Der Graf bat ihn zu erzählen, was das gewesen sei.

In Bologna, sagte Patronius, war ein Lombarde, welcher große Schätze besaß, und nur auf das Zusammenscharren, gleichviel woher es kam, bedacht war. Dieser verfiel in eine tödtliche Krankheit, und da einer von seinen Freunden sah, daß es mit ihm zu Ende ginge, rieth er ihm, bei dem heiligen Dominikus, der damals in Bologna war, zu beichten. Der Lombarde war es zufrieden, als sie aber zum heiligen Dominikus kamen, schickte dieser einen der Mönche zu dem Kranken. Da nun die Söhne des Lombarden erfuhren, daß man nach dem heiligen Dominikus geschickt, waren sie sehr verdrießlich darüber, denn sie fürchteten, er möchte ihren Vater zur Herausgabe alles dessen, was auf seiner Seele lastete, bewegen, so daß sie dabei leer ausgingen.

Als daher der Mönch kam, ſagten ſie ihm, der Vater läge im Schweiß, ſobald dieſer vorüber, würden ſie ihn rufen laſſen; doch bald darauf verlor der Lombarde die Sprache und ſtarb, ohne für ſein Seelenheil geſorgt zu haben. Am andern Tage, da man ſich zum Begräbniß rüſtete, baten ſie den heiligen Deminikus, die Leichenrede zu halten. Der Heilige that es, als er aber in der Predigt des Verſtorbenen gedenken mußte, ſagte er nur den bibliſchen Spruch: **ubi est thesaurus tuus, ibi est cor tuum,** d. h. wo dein Schatz iſt, da iſt dein Herz. Darauf wandte er ſich zum Volke und ſprach: Freunde, auf daß ihr die Wahrheit der Worte des Evangeliums erkennet, unterſucht das Herz dieſes Todten, und ich ſage Euch, Ihr findet es nicht in ſeinem Leibe, ſondern in dem Manne, wo ſein Schatz liegt. Sie gingen nun hin und ſuchten das Herz in dem Leichnam des Lombarden, aber vergeblich, ſie fanden es in dem Manne, wie der heilige Deminikus geſagt und es war voll Würmer und ſtank wie ein Aas auf Erden, ſo faul es auch ſei.

Wenn Ihr, Herr Graf, demnach auch Schätze ſammelt, ſo beachtet dabei zweierlei: einmal, daß der Schatz ehrlich erworben ſei und ſodann, daß Ihr nicht Euer ganzes Herz an den Mammon hängt, und um ſeinetwillen nichts Ungebührliches thut oder nichts Nothwendiges unterlaßet, ſondern ſammelt vielmehr einen Schatz von guten Werken, damit Ihr Gottes Gnade erlanget und Ruhm vor den Menſchen.

Der Graf freute ſich ſehr über den Rath des Patronius, befolgte ihn und befand ſich wohl dabei, und Don Juan, dem das Beiſpiel ſehr gut ſchien, ließ es aufſchreiben und dichtete dieſen Reim:

Nach den ew'gen Gütern trachte,
Und Vergängliches verachte!

Sechszehntes Kapitel.

Was der Graf Ferran Gonzalez zu Nunne Lainez gesagt.

Einst sprach der Graf Lucaner in folgender Weise zu seinem Rathe Patronius: Ihr wißt, daß ich eben nicht mehr jung bin und bisher gar manche Beschwerde erfahren habe: ich kann wohl sagen, ich möchte endlich auch einmal ausruhen, auf die Jagd gehen und mich der Mühe und Arbeit entschlagen.

Herr Graf, erwiederte Patronius, obgleich Ihr da ganz richtig sprecht, so wollte ich doch, Ihr vernähmet, was einst der Graf Ferran Gonzalez zu Nunne Lainez sagte. Was war das? fragte der Graf Lucaner, und Patronius fuhr fort:

Der Graf Ferran Gonzalez war in Burgos und hatte in der Vertheidigung seines Landes große Fährlichkeiten überstanden. Als er nun eines Tages etwas mehr Ruh' und Frieden hatte, sagte Nunne Lainez zu ihm: es schiene ihm wohlgethan, wenn er sich künftig nicht mehr in solche Unruh stürzte und sich und den Seinigen auch einmal Erholung gönnte. Doch der Graf antwortete darauf: es möchte kein Mensch in der Welt lieber, als er, die Hände in den Schooß legen, wenn er's nur könnte; so aber wüßte er wohl, daß es Krieg gebe mit den Mohren und Leonern und Navarresern, und daß, wenn sie da viel ausruhen wollten, sich seine Feinde sogleich gegen ihn wenden würden. Freilich auf die Jagd ziehen mit schönen Falken, auf guten feisten Maulthieren bergauf und bergunter, und Land, Land sein lassen — das kann ich auch; dann aber würde mir geschehen, wie das alte Sprichwort sagt:

Der Mann ist hin,
Sein Name mit ihm.

Wollen wir dagegen unsere Gelüsten vergessen und uns tüchtig wehren, und das Panier unserer Ehre immer höher pflanzen, so wird es nach unserm Tode von uns heißen:

Der Mann vergeht,
Sein Name besteht.

Und da wir, müßig oder gerlagt, doch Alle sterben müssen, so scheint es mir sehr unrecht, aus Trägheit nicht dafür zu sorgen, daß bei unserm Tode der Ruhm unserer Thaten nicht mit uns untergeht.

Und da auch Ihr, Herr Graf Lucaner wohl wisset, daß Ihr sterben müßt, so entschlagt Euch nimmer aus Sucht nach Vergnügen und Ruhe solcher Thaten, die nach Eurem Tode Euren Namen unvergänglich machen.

Dem Grafen gefiel des Patronius Rede, er handelte darnach, und befand sich wohl dabei. Den Juan aber, dem das Beispiel gut schien, ließ es in dieses Buch eintragen und machte folgenden Reim:

Jagst Du, abhold höherm Streben,
Müßig nur den Lüsten nach:

Wie so schnell verfliegt das Leben,
Und Dir bleibt nichts als die Schmach.

Siebzehntes Kapitel.

Vom Don Rodrigo Melendez von Valdes.

Der Graf Lucanor ſagte einſt zu ſeinem Rathe Patronius: Es iſt Euch nicht unbekannt, daß ich mit einem meiner Nachbarn, der ein ſehr mächtiger und angeſehener Mann iſt, in Zwiſt lebe. Wir beide haben vor, ein und dieſelbe Stadt anzugreifen, wer von uns zuerſt kommt, wird ſie erobern, und der andere leer ausgehen, und bereits iſt, wie Ihr wißt, mein ganzes Kriegsvolk zu dieſem Zweck verſammelt. Auch vertraue ich auf Gott, daß ich, wenn ich losſchlüge, mit Ehre und Vortheil beſtehen würde; nun aber bin ich bis auf dieſen Augenblick durch eine mir zugeſtoßene Krankheit daran verhindert, und obgleich mir der Verluſt dieſer Stadt ſehr empfindlich iſt, ſo verdrießt mich doch der Schimpf, den ich davon habe, und die Ehre, die Jenem dadurch zu Theil wird, mehr noch als aller Nachtheil. Bei dem Vertrauen, das ich in Euch ſetze, bitte ich Euch daher, mir zu ſagen, was ich nach Eurer Meinung in der Sache thun ſoll.

Herr Graf, erwiederte Patronius, Ihr habt gewiß Recht, Euch zu beklagen; damit Ihr aber künftig in dergleichen Dingen jederzeit das Beſte trefft, wünſchte ich, Ihr hörtet, was dem Don Rodrigo Melendez von Valdez begegnet iſt. Was war das? fragte der Graf, und Patronius ſagte:

Don Rodrigo Melendez, ein ſehr angeſehener Ritter des Königreichs Leon, hatte die Gewohnheit, bei jeder Unannehmlichkeit, die ihm zuſtieß, zu ſagen: Gott ſei gelobt, denn da Er's thut, iſt's wohlgethan. Dieſer Ritter war Rath und ein beſonderer Günſtling des Königs von Leon, ſeine Gegner aber, die einen heftigen Neid auf ihn geworfen hatten, beſchuldigten ihn großer

Falschheit, und schwärzten ihn dergestalt bei dem Könige an, daß dieser endlich beschloß, ihn töten zu lassen. Als nun Don Rodrigo eines Tages ruhig zu Hause war, kam ein Bote des Königs, der ihn zu sich rufen ließ, während die Mörder eine halbe Meile vom Hause, schon auf ihn lauerten.

Als aber Don Rodrigo zu Pferde steigen wollte, um sich zum Könige zu begeben, fiel er von der Treppe und brach ein Bein. Da seine Leute sahen, was ihm zugestoßen, that es ihnen zwar sehr leid, sie konnten's aber doch nicht lassen, zu sticheln, und sagten zu ihm: Seht, Ihr sagt immer, was Gott thut, das ist wohlgethan, das ist wahrlich ein schönes Glück, das Euch Gott nun angethan! Doch er entgegnete, sie sollten versichert sein, so groß auch jetzt ihre Betrübniß über diesen Vorfall sei, sie selber würden binnen noch einundzwanzig Tagen einsehen, daß es so, wie es Gott gemacht, am besten gewesen, und was sie auch vorbrachten, sie konnten ihn von dieser Meinung nicht abbringen.

Da aber die, welche ihn auf des Königs Befehl ermorden sollten, sahen, daß er nicht kam, und das Vorgefallene erfahren hatten, kehrten sie zum Könige zurück und erzählten ihm, weshalb sie seinen Auftrag nicht ausrichten konnten. Inzwischen verging lange Zeit, ehe Don Rodrigo wieder ein Pferd besteigen konnte, und während er so darniederlag, erfuhr der König, daß das, dessen man ihn beschuldigt hatte, eine große Lüge war. Er ließ daher diejenigen, die es ihm gesagt, gefangen setzen, begab sich selbst zu Don Rodrigo und erzählte ihm, wie sie ihn verläumdet, und wie er ihn zu töten befohlen habe. Dann bat er ihn wegen seines Vergehens um Verzeihung, erwies ihm zu seiner Genugthuung große Ehre und Gute, und ließ zugleich die Verläumder vor Gericht stellen. Und also rettete Gott den Don Rodrigo, weil er schuldlos war, und bestätigte seinen Wahlspruch: daß wohlgethan sei, was Gott thut.

Darum, Herr Graf Lucanor, sollt Ihr über den erfahrenen Aufenthalt Euch nicht zu sehr bekümmern, sondern im Herzen versichert sein, daß es Gott so am besten eingerichtet hat, und haltet Ihr diesen Glauben fest, so wird Er es Euch auch noch zu Eurem Besten lenken. Doch müßt Ihr stets zweierlei Begegnisse unter-

ſcheiden: die, wo der Menſch noch Rath weiß, und ſolche, wo er das nicht vermag. Bei den erſteren ſoll er aus allen Kräften ſich ſelber helfen und nicht etwa die Hände in den Schooß legen, in der Einbildung, durch Gottes Fügung oder durch Zufall werde ſchon Alles wieder in's rechte Geleiſe kommen; das hieße Gott verſuchen, denn dazu hat der Menſch ſeinen geſunden Verſtand, daß er ihn in ſolchen Dingen gebrauche. Wo aber kein menſchlicher Rath mehr gilt, da ſoll er erkennen, daß das, was ihm begegnet, das Beſte ſei, weil es Gott geſendet. Und da, Herr Graf, das Euch Zugeſtoßene, eben zu dieſen Ereigniſſen gehört, die von Gott kommen und keine Abhülfe zulaſſen, ſo prägt auch Ihr Euch jene Geſinnung feſt ins Gemüth, und Gott wird Alles noch nach Eurem Wunſch zu Ende führen. —

Der Graf fand, daß Pa'renins wahr geſprochen und ihm guten Rath gegeben hatte; er befolgte ihn und fuhr wohl dabei. Und da Don Juan Rath und Beiſpiel gut fand, ließ er es in dieſes Buch eintragen und machte folgenden Vers:

Sucht Gott Dich heim, ſo ſchweige ſtill,
Er lenkt's zum Heil Dir, wann Er will.

Achtzehntes Kapitel.

Was einem großen Philosophen mit einem kleinen König, seinem Zöglinge, begegnete.

Ein andermal sprach der Graf Lucanor also zu Patronius: Ich hatte einen Verwandten, den ich sehr liebte, der starb und hinterließ ein kleines Söhnchen. Dieses erziehe ich jetzt, theils der Verwandtschaft und Freundschaft wegen, die ich zum Vater hegte, theils weil ich zu seiner Zeit großen Beistand von ihm erwarte. Gott weiß es, ich liebe den Knaben wie meinen eignen Sohn, auch besitzt er viel Verstand, und ich hoffe zu Gott, daß einst ein tüchtiger Mann aus ihm wird. Da aber die Jugend gar mancherlei Verführungen ausgesetzt ist, vor denen ich diesen Knaben gern bewahren möchte, so bitte ich Euch, sagt mir, wie ich es nach Eurer reifen Einsicht anstellen soll, daß er sich stets so betrage, als es ihm für Leib, Seele und Habe am ersprießlichsten ist. Herr Graf, erwiederte Patronius, zu diesem Zwecke wünschte ich sehr, Ihr erfahret, was einst einem großen Weltweisen mit einem jungen König, seinem Zöglinge, begegnet ist. Der Graf bat, es ihm zu erzählen.

Herr Graf, sagte Patronius, ein König hatte einen Sohn und hielt ihn durch einen Philosophen erziehen, in den er großes Vertrauen setzte. Doch der König starb, da sein Sohn noch ein kleines Knäblein war, und jener Philosoph erzog nun den Prinzen, bis er das funfzehnte Jahr zurückgelegt hatte. Sobald dieser aber mannbar wurde, fing er an, den Rath seines Erziehers in den Wind zu schlagen und sich andern Rathgebern von seinem Alter und solchen anzuschließen, die keine Verpflichtung hatten, ihn besonders zu hüten, und auf diese Weise hatte er in kurzer Zeit seine Sitten und Vermögensumstände dergestalt ver-

ſchlimmert, daß alle Welt ſich darüber aufhielt, wie der Jüngling Leib und Gut zu Grunde richte. Da nun der Philoſoph ſah, daß die Sachen ſo ſchlimm ſtanden, betrübte er ſich ſehr, wußte jedoch nicht, was er dagegen thun ſollte; denn oft ſchon hatte er's verſucht, ihn durch Bitten und Liebkoſungen und ſelbſt durch Scheltworte auf andre Wege zu bringen, aber niemals hatte er etwas ausrichten können, der jugendliche Uebermuth verdarb Alles wieder, und da er nun auf keine andre Art zum Ziele gelangen konnte, erſann er endlich folgendes Mittel:

Er fing nemlich nach und nach im Pallaſte des Königs an, auszuſprengen, als ſei er der größte Zeichendeuter auf Erden. Das hörten ſo viele, daß es auch zu den Ohren des Königs kam, und dieſer fragte nun den Philoſophen, ob er ſich denn wirklich ſo gut auf das Wahrſagen verſtände, wie die Leute behaupteten. Der Philoſoph ſtellte ſich erſt, als wollte er's verläugnen, gab es aber endlich zu, es ſei jedoch nicht nöthig, daß es irgend Jemand erführe. Und wie denn die Jugend immer ungeduldig iſt, Alles zu erfahren und mitzumachen, ſo war auch der junge König voller Begierde, den Philoſophen ſeine Kunſt ausüben zu ſehen, und je länger es dieſer verſchob, je ungeduldiger wurde der König, und drängte den Philoſophen dermaßen, daß dieſer endlich einen Tag feſtſetzte, wo ſie frühmorgens zuſammen hinausgehen und einen Verſuch machen wollten, doch ſo, daß ſonſt Niemand darum wüßte. Sie ſtanden mit Tagesanbruch auf, und nahmen ihren Weg durch ein Thal, in welchem Trümmer verlaſſener Dörfer umherlagen. Nachdem ſie an mehreren vorübergegangen, erblickten ſie eine Krähe, die auf einem Baume krächzte, der König wies ſie dem Philoſophen, und dieſer gab ihm ein Zeichen, daß er ihre Sprache verſtehe. Jetzt fing noch eine zweite Krähe auf dem andern Baume zu krächzen an, ſo daß beide, bald die, bald jene, abwechſelnd ihre Stimme hören ließen.

Als der Philoſoph dies vernahm, hielt er ſich ein Weilchen ſtill, dann aber brach er plötzlich in ein heftiges Weinen aus, zerriß ſich die Kleider und zeigte einen übermäßigen Schmerz. Bei dieſem Anblick erſchrak der König und fragte, weshalb er ſich ſo gebärdete? Der Philoſoph that, als wollte er nicht mit der

Sprache heraus, da aber der König immer mehr in ihn drang, rief er endlich aus: er wünsche sich lieber den Tod, denn nicht blos die Menschen, selbst die Vögel wußten es nun schon, daß durch diese schlechte Wirthschaft Land und Gut verloren und seine eigne Person lächerlich geworden sei.

Wie denn das? fragte der König.

Jene Vögel, fuhr der Philosoph fort, hatten verabredet, ihre Kinder miteinander zu verheirathen. Da sagte die Krähe, die zuerst sprach, zur andern, es wäre nun endlich Zeit, sie zusammen zu geben, da die Heirath schon so lange beschlossen sei. Das ist zwar wahr, erwiederte die andre, aber jetzt bin ich reicher als du, denn Gottlob! seit dieser König regiert, stehen alle Dörfer in diesem Thale leer, nur ich finde in den verlassenen Häusern Schlangen in Menge, und Eidechsen und Skorpionen und anderes dergleichen Gezücht, das in solchen wüsten Orten steckt, weil es dort Nahrung vollauf hat: und also ist jetzt die Heirath nicht mehr gleich. Darauf fing die andre Krähe an zu lachen und entgegnete: wie thöricht du sprichst, deshalb die Heirath verschieben zu wollen! schenkt Gott nur diesem König langes Leben, so bin ich in kurzer Zeit reicher als du, denn dann wird auch jenes andre Thal, wo ich wohne, und wo es wohl zehnmal soviel Dörfer giebt als in diesem, sehr bald eine Wüstenei sein. Und also kamen endlich beide überein, die Heirath zwischen ihren Kindern sogleich abzuschließen.

Bei diesen Worten wurde der junge König ganz betroffen, und begann einzusehen, wie sehr er gefehlt, das Seinige so zu verwunden. Da der Philosoph aber bemerkte, daß er betrübt war und Lust zeige, sich um das Seinige zu bekümmern, ging er ihm mit gutem Rathe zur Hand, so daß er in kurzer Zeit seine Angelegenheiten, sowohl in Betreff seiner Person, als seines Reiches, wieder vollkommen geordnet waren.

Und wenn Ihr, Herr Graf Lucanor, das Wohl Eures Zöglings im Auge habt, so sucht ihn irgend auf gute Art, durch Vorsicht, zarte und einnehmende Worte, auf sein eignes Bestes aufmerksam zu machen.

Um alle Welt aber stürmt nicht etwa, in der Meinung, ihn

dadurch zu beſſern, mit Strafen und Scheltworten auf ihn ein; denn die meiſten jungen Leute, zumal die von hoher Abkunft, haben es in der Art, den zu verabſcheuen, der ſie züchtigt, indem ſie es für eine Art von Geringſchätzung halten, und nicht einſehen, daß der der beſte Freund des Knaben iſt, der ihn ſtraft, damit er nicht in's Verderben ſtürze. Sie nehmen es nun aber einmal nicht ſo, ſondern von der ſchlimmſten Seite, und ſo könnte gar leicht der Zufall einen Zerfall zwiſchen Euch und ihn herbeiführen, der Euch Beiden in Zukunft verderblich wäre.

Dem Grafen gefiel der Rath des Patronius und er befolgte ihn, und da auch Don Juan ſich daran erfreute, ſo ließ er ihn in dieſes Buch ſchreiben und dichtete folgenden Vers dazu:

Statt den Knaben wild zu züchtigen,
Such' ihn milde zu beſchwichtigen.

Neunzehntes Kapitel.

Was ein Mohrenkönig mit seinen drei Söhnen vornahm, um zu erforschen, welcher von ihnen der Beste sei.

Eines Tages sagte der Graf Lucanor zu Patronius: In meinem Hause wachsen viele junge Leute auf, vornehme und geringere, an denen ich mancherlei seltsame Eigenthümlichkeiten wahrnehme. Ich bitte Euch daher, sagt mir nach Eurer besten Einsicht, wie ich erkennen kann, welcher von ihnen dereinst am besten gerathen wird. Herr Graf, erwiederte Patronius, diese Frage ist schwer zu beantworten, denn Niemand vermag mit Sicherheit in die Zukunft zu sehen, der Gegenstand Eurer Frage aber gehört der Zukunft an, und mithin zu den unsichern Dingen.

Alles, was man davon erkennen kann, beruht lediglich auf Merkmalen, inneren sowohl als äußeren, und zu den letzteren gehören Schnitt und Färbung des Gesichts, Anstand, Körpergestalt und Ebenmaaß der Glieder, denn alles dieses deutet die Complexion und Beschaffenheit der Haupttheile, als des Herzens, des Gehirns und der Leber an. Nun sind zwar dies, wie gesagt, nur Merkmale, die keine Gewißheit geben, indem sie nur in wenigen Fällen alle zusammen übereinstimmen, sondern vielmehr die einen dieses, die andern oft gerade das Gegentheil anzeigen, im Ganzen jedoch mag es immerhin gelten: wie sein Anstand, so der Mann. Das sicherste Kennzeichen darunter ist noch das Antlitz, besonders der Blick, und außerdem der äußere Anstand, denn diese werden nur selten trügen. Glaubt aber nicht etwa, der Anstand hänge von der Schönheit oder Häßlichkeit des Gesichts ab: gar Mancher ist schön und geschniegelt und beträgt sich doch kaum wie ein Mensch, während Andere garstig erscheinen und dabei eine zierliche Anmuth

an den Tag legen. Natur und Gliederbau dagegen zeigen nur die leibliche Beſchaffenheit, Stärke und Lebendigkeit an, und ſind eben auch nur Zeichen, mithin unzuverläſſig, denn jedes Zeichen deutet blos an, was ſein könnte, keineswegs aber, daß es wirklich ſo ſei. Dies letztere vielmehr iſt nur aus innern Merkmalen abzunehmen, die aber jederzeit gar ſchwer erkennen laſſen, was Ihr eben zu wiſſen verlangt. Damit Ihr indeß jene Knaben nach gewiſſen äußern Kennzeichen, die ſchon etwas ſicherer ſind, beurtheilen könnt, ſo wünſchte ich, Ihr hörtet, wie einſt ein Mohrenkönig ſeine drei Söhne prüfte, um zu erfahren, welcher von ihnen der beſte werden würde.

Der Graf bat ihn, es zu erzählen.

Herr Graf, ſagte Patronius, ein Mohrenkönig hatte drei Söhne, und da dort der Vater ſich unter ſeinen Söhnen nach Belieben ſeinen Nachfolger wählen kann, ſo baten ihn, als er alt wurde, die Großen des Reichs dringend, ihnen den Sohn zu bezeichnen, der nach ihm regieren ſollte. Der König verſprach nach Verlauf eines Monats darüber zu beſtimmen, und nachdem acht oder zehn Tage vergangen waren, ſagte er eines Abends zu ſeinem älteſten Sohne, daß er Morgen frühzeitig mit ihm ausreiten wollte. Am folgenden Morgen erſchien der Sohn vor dem König, aber nicht ſo früh als dieſer feſtgeſetzt hatte. Der König ſagte, er wolle ſich anziehen und befahl ihm, die Kleider bringen zu laſſen. Der Infant rief dem Kammerdiener, er ſolle die Kleider bringen, der Kammerdiener aber fragte, welche Kleider er bringen ſollte. Da ging der Infant wieder zum Könige und fragte, was für Kleider er wünſche? Das Wamms, ſagte der König, und der Infant ging zum Kammerdiener und ſagte, der König wolle das Wamms haben, und der Kammerdiener fragte: welches Wamms? und der Infant ging wieder zum Könige, um darnach zu fragen. Und ſo ging's immerfort mit Kommen, Gehen und Fragen bei jedem einzelnen Kleidungsſtücke, bis der König endlich Alles beiſammen hatte und der Kammerdiener kam und ihn ankleidete. Als er fertig war, befahl er dem Infanten, das Pferd vorführen zu laſſen. Der Stallmeiſter aber fragte, welches Pferd er bringen ſollte, und der Infant ging abermals zum

Könige, und ſo that er wegen des Sattels und wegen des Zaumzeugs und Schwertes und Sporen, und Allem, was zum Ritte nöthig war, um Jedes ging er den König einzeln zu befragen. Da aber endlich Alles in Ordnung war, ſagte der König, er könne nicht ausreiten, der Infant ſolle nur allein gehen, aber auf Alles, was er habe, genau Acht geben, um ihm nachher darüber Bericht erſtatten zu können. Der Infant ritt nun zu Pferde und mit ihm alle Vornehmen des Hofes und des Reichs, mit Trompeten und Pauken und andern Inſtrumenten. So zog der Infant ein Stück durch die Stadt, und als er zurückkam und der König ihn fragte, wie es ihm gefallen, erwiderte er: ganz gut, wenn nur die Inſtrumente nicht ſo einen ſchrecklichen Lärm gemacht hätten.

Nachdem aber wieder einige Tage verfloſſen waren, befahl der König dem mittleren Sohne, am folgenden Morgen zu ihm zu kommen. Der Infant kam, der König ſagte ihm daſſelbe, was er dem Aeltern geſagt, und es ging Alles grade wieder ſo wie mit dem Aeltern.

Ein paar Tage darauf beſtellte endlich der König auch ſeinen jüngſten Sohn am nächſten Morgen mit Tagesanbruch zu ſich. Der Infant war noch vor dem Könige auf und wartete bis dieſer erwachte, dann trat er ein, verneigte ſich vor ihm mit ſchuldiger Ehrerbietung und der König hieß ihn, ſeine Kleider bringen zu laſſen. Der Infant brachte ſogleich mit einemmale nach allen Kleidungsſtücken, die er anzulegen wünſche, holte ſie herbei und litt nicht, daß irgend Jemand, außer ihm, den König ankleide, indem er ſagte, daß er ſich glücklich ſchätze, zur Zufriedenheit ſeines Vaters einen beitragen zu können, es gebühre ihm als Sohn, ihm nach Kräften demüthig aufzuwarten. Als nun der König völlig angezogen war, befahl er dem Infanten, ihm ſein Pferd vorführen zu laſſen. Da fragte der Infant, welches Pferd er wolle und zu gleicher Zeit auch nach Sattel, Zaum, Sporen, Schwert und allem Zubehör, und brachte Alles, wie der König befohlen. Darauf ſagte der König, er wolle zu Hauſe bleiben, der Infant aber ſolle ausreiten und Alles genau beobachten und ihm dann wieder erzählen, was er geſehen hätte. Der Infant beſtieg nun ſein Roß, und man begleitete ihn ebenſo wie ſeine andern

Brüder, aber weder er, noch seine Brüder, noch irgend Jemand wußte, was der König eigentlich vorhabe. Als aber der Infant zu Pferde saß, befahl er, man sollte ihm das Innere der Stadt, die Straßen und die Schatzkammer des Königs weisen, desgleichen, soweit es anginge, die Moscheen, die gesammte Ritterschaft, sowie die übrigen Einwohner der Stadt. Dann ritt er hinaus, ließ das ganze Kriegsheer, Fußvolk und Reiter ausrücken, befahl ihnen, ihm alle ihre Waffenspiele und kriegerischen Uebungen zu zeigen, und nahm darauf die Mauern, Thürme und Festungswerke der Stadt in Augenschein. Nachdem er alles betrachtet, kehrte er spät am Abend zu seinem Vater zurück, und als der König fragte, was er gesehen, erwiederte er, wenn er ihn nicht zu erzürnen fürchtete, möchte er wohl sagen, was er davon denke. Der König aber befahl, ihm bei Verlust seines väterlichen Segens seine Meinung frei zu eröffnen. Da sagte der Infant: obgleich er ein guter König sei, so scheine er ihm doch nicht so gut, als er sollte, denn wäre er das, so würde er, bei der großen Macht an Land und Leuten, nicht ruhen, bis die ganze Welt sein wäre. Da hatte der König eine große Freude über diesen Verwurf, den der Infant ihm machte, und als die Zeit kam, wo er seinen Vasallen die versprochene Antwort geben sollte, sagte er zu ihnen: dieser Sohn sollte ihr König sein! Und dies that er um der Kennzeichen willen, die er an ihm und den Andern bemerkt, und obgleich er den Ihren einem der andern Söhne lieber gegönnt hätte, so hielt er's doch nicht für zweckmäßig, nach dem, was er bei diesem und jenen erfahren.

Und wenn Ihr, Herr Graf, nun wissen wollt, welcher von den Knaben der beste werden wird, so gebt auf dergleichen Dinge Acht, und Ihr werdet einigermaßen, wo nicht Alles, erkennen, was Ihr von ihm zu erwarten habt.

Dem Grafen gefiel des Patronius Rath, und da Don Juan dies für ein gutes Beispiel hielt, ließ er es in dieses Buch aufzeichnen, und dichtete folgende Verse:

Des Knaben Thun und Art schau' an,
Drinn spiegelt sich der kunft'ge Mann.

Zwanzigstes Kapitel.

Was sich in Paris zwischen dem Domkapitel und den Minoriten zugetragen.

Der Graf Lucaner sagte einmal zu seinem Rathe Patronius: ich habe einen Freund, der gemeinschaftlich mit mir etwas unternehmen will, das uns Beiden zu Ehre und Vortheil gereicht; nun kennt ich es zwar auch ohne ihn thun, allein ich traue mich nicht, bis er ankommt, und bitte Euch, rathet mir hierin nach der Einsicht, die Euch Gott verliehen hat. Herr Graf, erwiederte Patronius, damit Ihr hierbei so handelt, wie es mir für Euch am vortheilhaftesten dünkt, wünschte ich, Ihr hörtet, was sich mit den Domherrn und Minoriten zu Paris begeben hat. Was war das? fragte der Graf.

Das Domkapitel, sagte Patronius, behauptete, ihm, als dem Haupt der Kirche, käme es zu, zuerst zu den Hören zu läuten; die Mönche dagegen sagten, sie müßten den Studien obliegen und Hören und Frühmetten abhalten, dürften also keine Zeit verlieren, überdieß seien sie auch eremt, und sei es daher nicht abzusehen, weshalb sie auf irgend Jemand warten sollten. Darüber nun entstand ein großer Streit, die Advokaten kosteten beiden Partheien einen Haufen Geld und der Handel vor dem päpstlichen Gerichtshof nahm kein Ende. Nach langer Zeit endlich übergab ein neuer Papst einem Cardinal den Prozeß mit dem Befehle, ihn auf die eine oder die andere Art zu schlichten. Der Cardinal ließ sich die Akten vorlegen, und es war ein solcher Stoß, daß alle Welt sich darüber entsetzte. Nachdem er alle Verhandlungen beisammen hatte, setzte er den Partheien den andern Tag zum Termine an um die Entscheidung zu vernehmen, als sie aber vor ihm erschienen,

ließ er sämmtliche Akten verbrennen, und sagte: Freunde, der Prozeß hat lange genug gedauert und euch viel Ungelegenheit und Kosten gemacht, ich will euch nicht noch mehre machen, und mein Ausspruch ist: wer zuerst kommt, der kleidet zuerst.

Ist nun aber in Eurem Falle, Herr Graf, das Unternehmen Beiden nützlich und Ihr könnt es allein ausführen, so rathe ich Euch, es ohne Verzug abzumachen, denn aufgeschoben ist oft aufgehoben, und wenn man hernach auch wollte, so ist's vielleicht zu spät.

Der Graf hielt sich damit für wohlberathen, handelte danach und fuhr wohl dabei. Den Juan aber, dem dieses Beispiel gut dünkte, ließ es in dieses Buch niederschreiben und machte folgenden Vers dazu:

Wie Dir Dein Glücksstern winkt,
Greif zu, bevor er sinkt!

Einundzwanzigstes Kapitel.

Was einmal mit sehr guten Reiherfalken und insbesondere mit einem vortrefflichen isländischen Falken, der dem Infanten Don Manuel gehörte, sich zugetragen hat.

Ein andermal sagte der Graf Lucanor zu seinem Rathe Patronius: ich war in mannigfachen Streit verwickelt, und nun, da der Zwist vorüber, rathen mir Einige, anderweit neuen Kampf anzubinden. Andre dagegen wollen, ich soll ausruhen und Frieden halten, und wieder Andere, ich soll die Mohren mit Krieg überziehen. Da ich aber weiß, daß mir Niemand besser rathen kann, als Ihr, so bitte ich Euch, sagt mir, was ich thun soll. Herr Graf, entgegnete Patronius, damit Ihr in dieser Sache das Rechte trefft, wäre es gut, Ihr hörtet, was sich einst mit einem sehr guten isländischen Falken des Infanten Don Manuel begeben hat. Und was war das? fragte der Graf.

Herr Graf, sagte Patronius, der Infant Don Manuel jagte eines Tages unweit von Ascalon, und warf seinen isländischen Falken nach einem Reiher, indem aber der Falke mit dem Reiher aufstieg, stürzte sich ein Adler auf den Falken, und dieser, aus Furcht vor dem Adler, ließ den Reiher und begab sich auf die Flucht. Der Adler, da er ihn nicht erreichen konnte, flog fort, und da der Falke dies gewahrte, wandte er sich wieder zum Reiher. Da wandte auch der Adler sich abermals zum Falken, und der Falke flüchtete, wie das erstemal, und der Adler flog fort und der Falke kehrte von neuem zum Reiher zurück. So ging es drei oder viermal, und jedesmal, wenn der Adler wegflog, warf der Falke sich wieder auf den Reiher und war der Adler wieder hinter dem Falken her.

Als nun der Falke sah, daß ihm der Adler den Reiher durchaus nicht gönnen wollte, verließ er diesen, schwang sich über den Adler hinaus und stieß auf ihn, hielte nach ihm so lange, bis er ihn aus der Gegend verjagt hatte. Darauf griff er den Reiher an, während er aber mit ihm hoch in den Lüften schwebte, kam auch der Adler schon wieder auf ihn los. Da nun der Falke sah, daß Alles nichts helfen wollte, überflog er nochmals den Adler, stürzte sich dann auf ihn herab, und versetzte ihm einen solchen Stoß, daß er ihm einen Flügel zerschmetterte, und als er ihn so mit gebrochener Schwinge hinken sah, fiel er wieder über den Reiher her und erlegte ihn; und dies geschah, weil er sich von dem Adler nicht sogleich irren, und von seiner Beute abwendig machen ließ.

Wenn nun aber, Herr Graf Lucanor, wie Ihr wohl wisset, Euer Waldwerk, Eure Vögel, und all' Euer Gut an Leib und Seele darin besteht, Gott zu dienen, wenn Ihr ferner wisset, daß Ihr, nach Eurem Stande, niegend Gott besser dienen könnt, als im Kampf mit den Mohren, um den wahren und heiligen katholischen Glauben zu verbreiten, so rathe ich Euch, sobald Ihr anderwärts sicher seid, die Mohren mit Krieg zu überziehen. Dadurch erzeugt Ihr mannigfaches Gute, indem Ihr nicht nur etwas Gottgefälliges thut, sondern auch mit Ehren die Pflichten Eures Berufs erfüllt und Euer Lob nicht umsonst ist, was seinem Mächtigen geziemt.

Denn wenn Ihr Herren nichts Höheres verhaßt, achtet Ihr das Volk nicht, wie Ihr sollt, und thut nicht für dasselbe, was Ihr ihm schuldig seid, werft Euch vielmehr auf andre Dinge, die oft besser unterbleiben. Thut Euch Herren aber hiernach Arbeit noth: wo fändet Ihr eine, die besser, ehrenvoller und für Leib und Seele so vortheilhaft und ohne Gefahr wäre, als der Krieg gegen die Mohren? Erinnert nur des dritten Beispiels, das ich Euch in diesem Buche aufgezählt: an den Tyrann, den König Richard von England that, und was er dadurch gewonnen. Erwäget, daß Ihr sterben müßt und öfters Gott beleidigt habt, daß Gott ein gerechter und strenger Richter ist, und daß Ihr der Strafe Eurer Uebelthaten nimmer entgehen könnet. Sehet also

zu, eh Ihr nicht glücklich zu preisen, wenn sich Euch eine Bahn eröffnet, auf Einmal alle Eure Sünden abzubüßen. Denn sterbt Ihr, wahrhaft bereuend, in solchem Kampfe, so ist die Märtyrerkrone Euer Lohn, und fielet Ihr auch nicht durch's Schwert, die gute That und Absicht rettet dennoch Eure Seele.

Dem Grafen schien der Rath vortrefflich, er nahm sich vor, ihn zu befolgen, und bat Gott, daß Er's nach seines Herzens Wunsche füge. Den Juan aber fand das Beispiel sehr gut, ließ es in dieses Buch eintragen und dichtete folgenden Reim:

Hat Gott Dir Waffenruh' bescheert,
So zieh' für's höchste Gut Dein Schwerdt!

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Was dem Grafen Ferran Gonzalez begegnet, und welche Antwort er seinen Vasallen ertheilte.

Einst lebte der Graf Lucanor, ganz erschöpft, arm und bloß aus einem Kriege zurück, doch ob er noch ausruhen und sich erholen konnte, kam ein Bote mit der Nachricht, daß sich anderwärts neuer Kampf rühre. Da riethen ihm fast Alle, erst ein wenig zu rasten, bevor er die weiter erforderlichen Maßregeln ergriffe. Der Graf aber fragte Patronio, was er thun sollte, und Patronio sagte: damit Ihr hierbei das Zweckmäßigste erwählet, wünschte ich, Ihr vernähmet, was einmal der Graf Ferran Gonzalez seinen Vasallen zur Antwort gab.

Der Graf Ferran Gonzalez nämlich hatte Almanzor besiegt. Viele von den Seinigen waren dabei erschlagen, und er, sowie fast alle Ueberlebenden, schwer verwundet worden. Bevor sie aber noch weiter rasten, erfuhr er, daß der König von Navarra ins Land gebrochen, und befahl den Seinigen, sich nun zum Kampf gegen die Navarresen zu wenden. Aber Alle erwiderten, sie und ihre Rosse seien ganz ermattet, und wenn sie auch dies nicht zurückhalten sollte, so möchten sie's dennoch unterlassen, weil er und alle die Seinigen verwundet wären, es möge daher mit dem neuen Kampfe erst seine und ihre Heilung abwarten. Als aber der Graf merkte, wie sie Alle diesen Krieg einschlafen wollten, brannte ihm die Ader heißer als seine Wunden und er sagte: Freunde, um meiner Wunden willen Laßt uns den Kampf nicht meiden, denn die frischen Wunden, die Ihr uns jetzt schlagen, werden uns die vergessen machen, die wir in dem vorigen Kampfe

ermangeln. Und da die Feinigen sahen, daß er seiner Person nicht schonte, um Land und Ehre zu wahren, folgten sie ihm nach, und es gewann die Schlacht.

Und wenn Ihr, Herr Graf Lucanor, Eure Schuldigkeit thun wollt, wo es Land, Ehre und die Eurigen gilt, so laßt kein Ungemach, Mühe, noch Widerwärtigkeiten Euch verdrießen, sondern handelt so, daß die neue Arbeit Euch nicht an die vergangene denken läßt.

Der Graf fand Rath und Beispiel gut, befolgte ihn und that wohl daran, und Don Juan, dem das Beispiel gefiel, ließ es in seinem Buche aufschreiben und machte folgende Verse dazu:

Ehr' und Ruhe, Acker und Wiesen,
Die sind zimmermehr Grillen.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Was mit dem König und seinem Günstling sich begeben.

Als der Graf Lucanor sich einmal heimlich mit seinem Rathe Patronius besprach, sagte er zu ihm: Ein sehr angesehener und mächtiger Mann, der sich eben immer als mein Freund gezeigt hat, vertraute mir vor wenigen Tagen ganz insgeheim, daß er, gewisser Vorfälle wegen, entschlossen sei, dieses Land zu verlassen und nimmer zurückzukehren; aus Liebe und großem Vertrauen zu mir aber wolle er Alles, was er durch Kauf oder zu Lehen an Ländereien besitze, mir überlassen. Dieser Antrag scheint mir sehr ehrenvoll und vortheilhaft für mich, und bitte ich Euch daher, mir zu rathen, was ich in dieser Sache thun soll. Herr Graf, erwiederte Patronius, ich merke wohl, daß Euch hierbei mein Rath eben nicht sonderlich Noth thut, da Ihr aber meine Meinung darüber verlangt, so will ich gehorchen, und muß Euch denn vor allen Dingen sagen, daß Euer vermeintlicher Freund Alles das nur thut, um Euch zu prüfen, und scheint es Euch mit ihm ebenso zu gehen, wie es einmal einem Könige mit seinem Günstling ergangen. Der Graf bat, ihm dieses zu erzählen, und Patronius sagte:

Es war einmal ein König, der hatte einen Günstling, in den er großes Vertrauen setzte, und wie denn ein Jeder, dem es gut geht, seine Neider hat, so erweckte auch hier die Stellung und das Glück dieses Günstlings den Neid der andern Hofleute, die ihn bei seinem Herrn zu verschwärzen suchten. Was sie aber auch vorbringen mochten, sie konnten den König niemals bewegen, ihm irgend ein Leid zuzufügen, oder auch nur Verdacht oder

Zweifel in seine Dienste zu setzen. Da sie nun sahen, daß sie auf keine andere Weise ihr Ziel erreichen konnten, so gaben sie dem Könige zu verstehen, wie jener Günstling ihm nach dem Leben trachte, um sein kleines Söhnchen in seine Gewalt zu bekommen, und, wenn er sich so im Reiche erst festgesetzt, dann auch das Knäblein zu tödten und alleiniger Herr des Landes zu werden. Hatten sie nun auch bisher den König durchaus nicht irre zu machen vermocht, bei dieser Nachricht konnte er's doch nicht über's Herz bringen, einiges Mißtrauen zu fassen: denn in so wichtigen Dingen, die, einmal vollbracht, nie wieder gut zu machen sind, wird kein verständiger Mensch es auf die Probe ankommen lassen; und so, einmal dem Argwohn verfallen, gerieth er in große Unruhe, wollte aber gegen den Günstling nichts merken lassen, bis er einige Gewißheit hätte. Da schlugen die Verläumder ihm tückisch ein Mittel vor, die Wahrheit ihrer Aussage zu prüfen, wie Ihr dies Alles sogleich aus den folgenden Gesprächen des Königs mit seinem Günstling ersehen werdet. Der König nahm sich auch wirklich insgeheim vor, den Anschlag auszuführen, und als er nach einigen Tagen den Günstling sprach, und sie ein Weilchen erst von andern Dingen geredet hatten, spielte er von fern darauf an, daß ihn das Leben dieser Welt ankte und Alles eitel erscheine; mehr aber sagte er für jetzt noch nicht. Ein paar Tage darauf aber knüpfte er, scheinbar aus andern Gründen, wieder ein vertrauliches Gespräch mit ihm an und kam abermals darauf zurück, wie er des Lebens und Treibens dieser Welt täglich überdrüssiger werde. Und dies wiederholte er zu so verschiedenen Zeiten und so oft, bis der Günstling endlich überzeugt war, der König finde wirklich keinen Gefallen mehr an Ehre und Reichthum, noch sonst an den irdischen Gütern und den Freuden, die sie ihm boten.

Da nun aber der König sah, daß sein Günstling diese Meinung gefaßt, sagte er eines Tages zu ihm, er gedenke die Welt zu verlassen und in fremden Landen, wo ihn Niemand kenne, einen öden und abgelegenen Aufenthalt aufzusuchen, um dort durch Bußübungen Verzeihung seiner Sünden, Gottes Gnade und die ewige Seligkeit zu erwerben. Als der Günstling ihn so reden hörte,

erſtaunte er ſehr und machte ihm vielerlei Vorſtellungen gegen ſein Vorhaben. Unter anderm ſagte er ihm, wie er damit Gott einen gar ſchlechten Dienſt erweiſen würde, wenn er Land und Leute, die er bisher in Zucht und Frieden gehalten, ſich ſelbſt überließe: denn ſobald er den Rücken kehrte, würde Zwiſt und Empörung unter ihnen ausbrechen, zu Gottes Mißfallen und des Landes Verderben. Und wenn ihn dies Alles noch nicht beſtimme, ſo möge er wenigſtens ſeiner Gemahlin und ſeines kleinen Sohnes gedenken, welche dadurch ſicherlich an Leib und Gut in die größte Gefahr kämen. Doch der König erwiederte hierauf, bevor er noch den Entſchluß gefaßt, aus dem Lande zu ſcheiden, habe er bei ſich ſchon eine Vorkehrung erſonnen, um Frau und Kind, ſowie ſein Land, zu ſichern. Er ſei nämlich überzeugt, wie er, der Günſtling, den er erzogen, mit Wohlthaten überhäuft und ſtets ehrlich befunden habe, ihm auch ferner treu und gebührlich dienen werde. Darum vertraue er ihm auch mehr als irgend Jemandem in der Welt und habe beſchloſſen, Frau und Sohn in ſeine Gewalt zu geben und ihn über alle Städte und feſten Plätze des Landes zu ſetzen, damit Niemand etwas gegen ſeinen Sohn unternehmen könne. Kehrte er dann einſt zurück, ſo wäre er gewiß, Alles, was er zurückgelaſſen, in Ordnung wieder zu finden, ſtürbe er aber indeß, ſo ſtürbe er mit der Beruhigung, für ſeinen Sohn und deſſen Erbe auf das Beſte geſorgt zu haben, bis die Zeit gekommen, wo er ſelbſt die Regierung übernehmen konnte: und alſo halte er in ſolcher Weiſe das Seinige für gut beſtellt.

Als der Günſtling hörte, daß der König Reich und Sohn in ſeine Hand geben wolle, hatte er, wiewohl er ſich's nicht merken ließ, eine große Freude darüber, denn er wußte wohl, daß, wenn Alles in ſeiner Gewalt ſtünde, er auch mit Allem nach Belieben ſchalten konnte.

Dieſer Günſtling aber hatte einen Gefangenen im Hauſe, der ſehr gelehrt und weiſe war, und den er bei allen ſeinen Unternehmungen zu Rathe zog. Sobald er daher vom König Abſchied genommen, begab er ſich zu dem Gefangenen und erzählte ihm mit großer Freude, was ihm mit dem Könige begegnet, und

wie glücklich er ſei, daß ihm dieſer Reich und Lehn überlaſſen wolle. Da der weiſe Gefangene aber den Vorgang hörte und daß ſein Herr auf den Vorſchlag des Königs eingehen wollte, ſah er ſogleich den Mißgriff deſſelben ein, begann ihn heftig auszuſchelten und ſagte: es ſei kein Zweifel, ſein Leben und Gut ſtehe in der größten Gefahr, denn Alles das habe der König nicht etwa in der Absicht geſagt es auszuführen, ſondern weil einige Mißgünſtlinge ihn angereizt hätten, nur ſo zu ſprechen um ihn zu prüfen, und wenn der König ſein Gefallen daran bemerke, ſo ſtehe, wie geſagt, ſein Leben und Gut dabei auf dem Spiele. Bei dieſen Worten gerieth der Günſtling in große Angſt, denn er mußte anerkennen, daß der Gefangene wirklich Recht habe.

Da nun dieſer ſeinen Herrn in ſolcher Verwirrung ſah, rieth er ihm folgende Liſt an, um der Gefahr, in der er ſchwebte, zu entgehen. Noch dieſelbe Nacht nemlich ließ der Günſtling ſich Haar und Bart abſcheeren, ſuchte eine ſchlechte, ganz zerlumpte Kleidung, Pilgerſtab und zerriſſene, mit Eiſen beſchlagene Schuhe, wie ſie die bettelnden Pilger zu tragen pflegen, hervor, und verbarg in die Nähte der Lumpen eine große Summe Dublonen. So erſchien er noch vor Tagesanbruch an der Thür des Königs, und hieß den Pförtner, den er dort fand, dem Könige melden: er möge ſich erheben, damit ſie fortkämen, ehe die Leute erwachten, er erwarte ihn hier draußen: alles dies befahl er aber dem Könige ganz insgeheim zu ſagen. Der Pförtner war beſtürzt ernannt, ihn in ſolchem Aufzuge zu erblicken, ging aber doch zum Könige hinein, und richtete aus, was ihm der Günſtling aufgetragen. Darüber verwunderte ſich der König ſehr, befahl ihn einzulaſſen, und als er ihn ſo eintreten ſah, fragte er ihn, was das heißen ſollte? Da erwiederte der Günſtling: er erinnere ſich wohl, wie der König auswandern wolle, da möge denn Gott verhüten, daß er jemals vergäße, was er Gutes an ihm gethan! habe er Glück und Ehre mit ihm getheilt, ſo ſei es billig, daß er nun auch an der Armuth und Verbannung, die er erwählt, ſeinen Theil habe, und wenn den König weder Weib, noch Kind, noch Reich gereuten, ſo wolle auch er das Seinige nicht achten, ſondern mit ihm ziehen und ihm dienen, wie kein Anderer es vermöge: auch ſahre er in

diesem Kleide so viel mit sich, daß es für sein ganzes Leben hinreiche, und müßt' es denn einmal geschehen sein, so möchten sie bald ausstrecken, bevor es noch ruchbar würde.

Als der König alle diese Dinge vernahm, zweifelte er keinen Augenblick, daß er es aufrichtig meine, dankte ihm sehr und erzählte ihm nun seinen ganzen Anschlag, und wie er das Alles nur gethan, um ihn auf die Probe zu stellen; und also wäre der Günstling aus schlimmer Habsucht in die Schlinge gerannt, hätte ihn Gott nicht durch den Rath des gefangenen Weisen davor behütet.

Und ebenso nehmt auch Ihr, Herr Graf Lucanor, Euch wohl in Acht, daß Euch jener vermeinte Freund nicht überliste, denn seid versichert, er thut Alles nur um zu prüfen, was er an Euch habe, Ihr müßt ihm dabei durch Eure Erwiederung die Ueberzeugung geben, daß Ihr nichts als seinen Vortheil und seine Ehre im Auge und kein Gelüsten nach dem Seinigen habt: denn wo ein Freund dem andern jene beiden Dinge nicht wahrt, da wird die Freundschaft nimmer lange bestehen.

Der Graf fand den Rath des Patronius gut, that, wie er ihm gerathen und fuhr wohl dabei, und da Don Juan das Beispiel für vortrefflich hielt, ließ er es in dieses Buch schreiben, und kleidete den Sinn desselben in folgende zwei Reime:

Keiner schenkt sein Kleid dem Andern,
Um dann selber nackt zu wandern.

Der andre Reim aber lautet also:

Durch Freundes Rath führt Gottes Hand
Aus Sturm Dich an's ersehnte Land.

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Vom Bauer und ſeinem Sohn.

Ein andermal ſagte der Graf Lucanor zu ſeinem Rathe Patronius, wie er wegen einer gewiſſen Verhaltens in großer Noth und Sorgen ſtehe, denn wüßte er es auf, wüßten, wie er im Voraus wiſſe, ihm Viele darum tadeln, unterließe er's aber, ſo wäre er nach ſeiner eigenen Ueberzeugung hoch tadelnswerth. Er erzählte ihm hierauf, was es betraf, und bat ihn, ihm hierin zu rathen. Herr Graf Lucanor, entgegnete Patronius, Ihr fändet überaus Viele, die Euch beſſer rathen könnten als ich, zudem hat Euch ſelber Gott ſo große Einſicht verliehen, daß Ihr wahrlich meines Rathes wenig bedürft; da Ihr's aber ſo haben wollt, ſo will ich ſagen, was ich von der Sache verſtehe. Und ſo wünſchte ich denn, Ihr merktet auf eine Geſchichte, die einmal einem Manne mit ſeinem Sohne begegnet iſt. Der Graf bat, ſie ihm zu erzählen, und Patronius fuhr fort:

Ein Bauer hatte einen Sohn, der, wiewohl noch jung an Jahren, doch einen ausbündigen Verſtand zeigte. So oft nun der Vater etwas unternehmen wollte, wandte der Sohn ihm ein, er ſähe voraus, daß die Sache, (und in welcher könnte nicht irgend etwas Widriges begegnen?) leicht gerade zum Gegentheil anſchlagen könnte, und auf viele Weiſe brachte er den Vater von Vielem ab, das ihm ſehr zuträglich geweſen wäre. Denn fürwahr, gerade junge Leute von ſcharfem Verſtande ſind recht wie gemacht dazu, ſich tüchtig zu verfahren, weil ſie zwar Einſicht genug haben, eine Sache anzufangen, ſie aber nicht zu Ende zu führen wiſſen und daher große Verdrüße machen, wenn ſie nicht Jemand haben, der ſie davor bewahrt. Und ſo war auch jener Burſch durch ſeine Eigenſinnigkeit und praktiſche Ungeſchicklichkeit

dem Vater in vielen nöthigen Dingen hinderlich. Eine geraume Zeit lebte der Vater so mit ihm fort, endlich aber, theils des Schadens wegen, der ihm aus den Bedenklichkeiten des Sohnes erwuchs, theils aus Aerger über seine Redensarten, und insbesondere um ihn für die Zukunft durch eigne Erfahrung zu witzigen, nahm der Vater zu einer List seine Zuflucht, die Ihr sogleich hören sollt.

Vater und Sohn waren nämlich Landleute und wohnten nicht weit von einer Stadt. Eines Tages nun, da dort eben Markt war, sagte der Vater zum Sohn, sie wollten sich auch hinbegeben, um einiges Nöthige einzukaufen. Zu diesem Behufe beschlossen sie einen Esel mitzunehmen, den sie unbeladen hinter sich herführten. So begegneten sie Mehreren, die aus derselben Stadt kamen, und nachdem sie ein Weilchen mit ihnen gesprochen und sich dann wieder getrennt hatten, fingen Jene unter einander zu plaudern an, und sagten: die sind wohl auch nicht recht gescheut, haben einen ledigen Esel und laufen zu Fuß nebenher! Da der Bauer das hörte, fragte er den Sohn, was er dazu meine? Der Sohn erwiederte: die Leute hätten Recht, denn da der Esel leer gehe, sei es in der That nicht sehr vernünftig, daß sie beide zu Fuß gingen. Da hieß der Bauer den Sohn sich aufsetzen, als dieser aber so des Weges daherritt, begegneten sie Andern, die sagten im Vorbeigehen: seht doch den alten Narren, rennt zu Fuß, und läßt den rüstigen Burschen reiten! Da fragte der Bauer wieder seinen Sohn, was er hiervon halte? und da der Sohn meinte, sie schienen ihm ganz vernünftig zu sprechen, ließ er ihn absteigen und bestieg selbst den Esel. Eine Strecke weiter aber kamen wieder Leute und sagten: das sei doch recht verkehrt, der arme Junge, der noch zu zart zu solchem Marsche sei, müsse laufen und der Bauer, an Strapatzen gewöhnt, säße auf dem Esel! Der Bauer fragte nochmals den Sohn, was er dazu sage? Der Sohn erwiederte: nach seiner Meinung hätten sie Recht, und so nahm er ihn denn mit auf den Esel, damit keiner von ihnen zu Fuße ginge. Als sie aber so weiter zogen, begegneten ihnen abermals Andre und sagten: das Thier sei so dürre, daß es sich selber kaum fortschleppen könnte, sie thäten doch sehr

Unrecht, beide darauf zu reiten. Nun fragte der Bauer seinen Sohn, wie ihm denn dieses bedünke? und da der Sohn erwiederte, es schiene ihm ganz wahr, so redete der Vater ihn folgendermaßen an: Mein Sohn! du erinnerst dich gewiß noch, daß wir bei unserm Auszug von Hause, beide zu Fuß gingen, den Esel ledig hinter uns herführten, und du damals sagtest, es wäre gut so: nachher aber begegneten wir Leuten unterweges, die sagten, es wäre nicht gut so, und ich befahl dir daher den Esel zu besteigen und ging zu Fuß, und du sagtest, es wäre gut; darauf trafen wir jedoch andre Leute, die sagten, es wäre nicht gut, und darum stiegst du ab und ich auf, und du sagtest, so wäre es besser; weil aber wieder Andere sagten, es wäre doch nicht gut, nahm ich dich mit auf den Esel und du sagtest, so wäre es gescheuter, als wenn du liefest und ich ritte, und nun sagen die dort wieder, wir wären thöricht, beide zu reiten, und du sagst abermals, sie sprächen wahr. Ist dem aber also, so bitte ich, sage mir, was in aller Welt sollen wir jetzt thun, damit uns die Leute nicht schelten? Denn wir gingen beide zu Fuß, und sie sagten, wir thäten nicht gut daran, ich war zu Fuß und du zu Esel, und sie sagten, wir machten's nicht recht, ich zu Esel, du zu Fuß, sie sagten, wir hätten weit gefehlt, und nun wir beide reiten, haben wir's wieder schlecht gemacht.

Was bleibt uns also übrig? so oder so müssen wir doch weiter, denn wir haben bereits alle Arten durchgemacht und keine war ihnen recht. Nun wisse aber, ich habe dies Alles nur gethan, damit du dir daran für die Zukunft ein Beispiel nehmest, da ich gewißlich weiß, daß du es nimmermehr Allen recht machen wirst: denn ist die Sache gut, so werden die Schlechten und die keinen Vortheil davon haben, schlecht davon reden, und ist sie schlecht, so können doch die Gerechten, und die am Guten Freude haben, unmöglich gut heißen, was du schlecht gemacht. Willst du daher in deinem Vortheil handeln, und bist erst mit dir selbst im Reinen, was das Zuträglichste für dich sei, so laß dich — sofern es sonst nichts Schlechtes ist — durch Furcht vor dem Gerede der Leute nicht davon abbringen, denn wisse, die Menschen schwatzen über Alles in den Tag hinein, ohne zu untersuchen, was dir am dienlichsten

Vom Bauer und seinem Sohn

Und wenn Ihr, Herr Graf Lucanor, bei Eurem Verhaben, Ihr mögt es nun ausführen oder nicht, üble Nachrede befürchtet, und demnach meinen Rath in der Sache verlangt, so rathe ich Euch dies: erwäget, bevor Ihr's anfangt, reiflich Vortheil und Schaden, die daraus entstehen könnten, und vertrauet Euch selbst, hütet Euch aber, daß Euch die Begierde nicht täusche, sondern berathet Euch erst mit geschickten Männern, die Ihr als ehrlich und verschwiegen erkennt, findet Ihr aber solche Rathgeber nicht, so wartet, um Euch nicht zu übereilen, wenigstens vier und zwanzig Stunden ab, wo nicht etwa Gefahr im Verzuge, denn ist dies letztere der Fall, dann thut rasch, was zu thun ist, und kümmert Euch nicht, was die Welt dazu sagen könnte.

Der Graf fand den Rath des Patronius gut, befolgte ihn und fuhr wohl dabei. Als Don Juan aber jenes Beispiel hörte, ließ er es in dieses Buch schreiben, und folgende Verse dazu, welche den kurzen Inbegriff desselben enthalten und also lauten:

Um der Menschen Lob und Tadel
Sollst Du nimmer Dinge ändern,
Ist dein Thun von rechtem Adel,
Recht' es aus, und laß sie plaudern.

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Wie ein Genueſer ſeine Seele angeredet.

Eines Tages erzählte der Graf Lucanor ſeinem Rathe Patronius folgende Angelegenheit: Gott ſei Dank, Patronius, ich habe mein Land in gutem Stande, lebe in Frieden, und beſitze, im Vergleich mit meinen Nachbarn und Standesgenoſſen, Alles was ich bedarf, und vielleicht noch mehr: da rathen mir nun Etliche, daß ich ein Abenteuer von großer Wagniß und Gefahr **anbinde, und wahrlich ich habe große Luſt, ihren Rath zu befolgen. Bei dem Vertrauen aber, das ich in Euch ſetze, wollte ich's nicht eher beginnen, als bis ich Euch erſt geſprochen und um Rath gefragt hatte, was ich hierbei thun ſoll.**

Herr Graf Lucanor, erwiederte Patronius, damit Ihr hierin **thut, was Euch am beſten geziemt, wünſchte ich, Ihr hörtet von dem Genueſer, der mit ſeiner Seele geſprochen.** Der Graf bat, es ihm zu erzählen und Patronius ſagte:

Ein Genueſer, der vor allen ſeinen Mitbürgern reich und glücklich war, verfiel einſt in eine ſchwere Krankheit, und da er ſah, daß er dem Tode nicht mehr entgehen würde, ließ er ſeine Verwandten und Freunde rufen, und als ſie Alle um ihn verſammelt waren, ſchickte er auch nach Weib und Kindern, ließ ſich **in einem prächtigen Pallaſte nieder, von dem man Land und Meer überſchaute, und ließ alle ſeine Schätze und Koſtbarkeiten vor ſich ausbreiten.** Und als er das Alles vor ſich erblickte, begann er, wie im Scherz, ſeine Seele alſo anzureden: Seele, ich ſehe, daß du von mir ſcheiden willſt und weiß doch nicht warum? denn willſt du Weib und Kind, hier ſiehſt du ſie vor dir, ſo ſehen, daß daß du keine Freunde daran haben muſt; willſt du

Verwandte und Freunde, da ſiehſt du deren viele, wacker und angeſehen; willſt du etwa große Schätze an Geld, Silber, koſtbaren Steinen, Kleinodien, Gewändern und Waaren; hier haſt du deſſen ſo viel, daß es dir nimmer mangeln wird, verlangſt du aber Schiffe, Galeeren, die dir Gut und Ehre zuführen, blicke dort hinab ins Meer, da ſegeln ſie vor meinem Pallaſt: oder wünſcheſt du viele Landgüter und herrliche Luſtgärten, ſieh, dort leuchten ſie durch die Fenſter herauf: oder willſt du etwa Reiſe, Maulthiere und Hunde zum fröhlichen Jagen; willſt du Poſſenreißer, um dich zu ergötzen, willſt du prächtige Gemächer, ausgeſchmückt mit Pfühlen, Teppichen und andern nöthigen Dingen: hier haſt du Alles vollauf, und wenn dir das Alles nicht genügt und du dein Glück nicht ertragen kannſt, ſondern deſſenungeachtet fortziehen und das Unbekannte aufſuchen willſt: wohlan, ſo fahre denn hin in Gottes Namen! —

Und wenn Ihr, Herr Graf Lucanor, Gottlob, nun in Frieden, Glück und Ehren lebt, ſo halte ich's nicht für wohlgethan, dies Alles auf's Spiel zu ſetzen und zu beginnen, was ſie Euch anrathen. Denn dieſe Rathgeber ſprechen wohl nur ſo, in der Meinung, Ihr würdet, wenn Ihr erſt in das Unternehmen verwickelt ſeid und Mancherlei bedürft, nach ihrer Pfeife tanzen müſſen, wie ſie jetzt nach der Eurigen. Oder ſie hoffen vielleicht auch, durch Euren Streit ihre Ländereien zu vergrößern, was in ruhigen Zeiten nicht wohl angeht, und ſo könnte Euch gar leicht begegnen, was der Genueſer von ſeiner Seele ſagte. Mein Rath iſt daher, könnt Ihr Ruhe, Frieden und Anſehen ohne Schimpf bewahren, ſo miſcht Euch nicht in Händel, bei denen Ihr Alles wagt.

Dem Grafen gefiel der Rath, er richtete ſich darnach, und es bekam ihm wohl, und Don Juan, der dieſes Beiſpiel hörte, fand es gut, hatte aber keine Luſt, abermals Verſe zu machen, ſondern fügte blos einen Spruch bei, der bei den alten Weibern in Caſtilien im Schwange iſt, nämlich:

Wer gut ißt, der ſcheidet nicht auf.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Wie es dem Raben mit dem Fuchs ergangen.

Ein andermal sprach der Graf Lucanor also zu seinem Rathe Patronius: Jemand, der sich für meinen Freund ausgiebt, begann mich gewaltig zu loben, indem er mich für einen Ausbund von Güte, Macht und andern Vortrefflichkeiten erklärte, und während dieser schmeichelhaften Redensarten, brachte er einen Rechtshandel in Anregung, der mir auf den ersten Anblick, und soviel ich davon verstehe, vortheilhaft scheint. Nun erzählte er dem Patronius, was für ein Handel es war, und obgleich derselbe allerdings nutzlich erschien, so merkte doch Patronius bald, daß hier unter den schönen Worten ein Betrug verborgen lag. Er sagte daher: Herr Graf Lucanor, wisset, der Mann sucht Euch nur dadurch zu ködern, daß er Eure Macht und Regierung über Gebühr erhebt, und damit Ihr Euch vor dem Streiche, den er Euch spielen will, hüten könnt, wünschte ich, Ihr hörtet, was einmal einem Raben mit einem Fuchs begegnet. Was war das? fragte der Graf.

Herr Graf, erwiederte Patronius, der Rabe fand einmal ein großes Stück Käse und flog damit auf einen Baum, um ihn recht gemächlich und ohne Furcht vor Störung verzehren zu können. Da ging ein Fuchs am Baum vorüber, und als er den Käse erblickte, sann er darauf, wie er ihn erschnappen möchte, und knüpfte daher mit dem Raben folgendes Gespräch an: Herr Rabe, schon lange hörte ich von Eurer Vortrefflichkeit und Schönheit, und obgleich ich Euch vielfach aufgesucht habe, so wollte es Gott doch bis heut nimmer so glücklich fügen, daß ich Euch zu sprechen bekommen hätte. Da ich Euch aber jetzt endlich vor mir sehe, finde ich Euch bei weitem herrlicher, als man mir von euch berichtet. Und da-

mit Ihr ſeht, daß ich dies nicht etwa ſage, um Euch zu ſchmeicheln, ſo will ich, gleichwie ich Eure Liebenswürdigkeit rühme, auch das nicht verſchweigen, was die Leute weniger ſchön an Euch finden. Weil ihr nämlich an Federn, Augen, Schnabel, Füßen und Klauen ganz ſchwarz ſeid, ſchwarz aber nicht ſo zierlich kleidet als andre Farben, ſo halten ſie dies für einen Mangel Eurer Schönheit und merken nicht, wie ſehr ſie darin irren. Denn wenn auch Eure Federn ſchwarz ſind, ſo iſt dieſes Schwarz doch ſo ſchillernd, daß es in's Blaue ſpielt, wie bei dem Pfau, der doch der ſchönſte Vogel der Welt iſt. Auch Eure Augen ſind allerdings ſchwarz, was aber die Augen anbetrifft, ſo ſind eben die ſchwarzen allen andern vorzuziehen, denn das Eigenthümliche des Auges iſt ja grade ſein Glanz, und da eben das Schwarze durch ſeinen Schimmer ſich auszeichnet, ſo gebührt ihm unbedenklich der Preis, weshalb denn auch die Augen der Gazelle, weil ſie ſchwärzer ſind als bei andern Thieren, vor allen gerühmt werden. Ebenſo iſt Euer Schnabel, Füße und Krallen kräftiger als bei irgend einem andern Vogel von Eurer Größe. Zudem habt Ihr eine ſolche Gewandheit im Fluge, daß Ihr den Sturm, ſo heftig er ſei, leichter als alle übrigen Vögel durchſchneidet. Nun meine ich aber, wenn die Verſehung nichts ohne Grund geſchaffen und Euch ſo vollkommen gemacht hat, ſo kann es nicht anders ſein, Ihr müßt auch im Geſange alle andere Vögel übertreffen. Und da Gott mir einmal die Gnade erwieſen, Euch zu ſehen, und ich Euch bei weitem vortrefflicher finde, als Ihr mir jemals geſchildert werden, ſo würde ich mich für Zeitlebens glücklich ſchätzen, wenn ich auch Euren Geſang vernehmen könnte.

Hier aber, Herr Graf Lucaner, merket wohl auf, wie die Redensarten des Fuchſes, obgleich er die Abſicht hatte den Raben zu berücken, dennoch einen Anſtrich von Wahrheit hatten, und ſeid verſichert, daß dies immer die tödtlichſten Streiche und Liſten ſind, die mit ſcheinbarer Wahrheit beigebracht werden. Und ſo glaubte denn auch der Rabe, da der Fuchs ihn in ſo vielen Stücken mit Recht lobte, es ſei auch alles Andere wahr, er hielt ihn daher für ſeinen Freund und dachte nicht daran, daß er es nur thäte, um den Käſe zu bekommen, den er im Schnabel hielt, ſondern

ſinnete auf die vielen ſüßen Worte, Schmeicheleien und Bitten ſeinen Schnabel, um zu ſingen. Kaum aber hatte er ihn aufgethan, ſo fiel der Käſe zu Boden, der Fuchs ergriff ihn und machte ſich davon, und der Rabe war angeführt, weil er ſich für ſchöner und vollkommener hielt, als es mit der Wahrheit ſtimmte.

So hat auch Euch, Herr Graf Lucanor, Gott zwar ſattſam geſegnet, will Euch aber Jemand einreden, Ihr hättet mehr Macht, Anſehen und Tugenden, als es Eurer Ueberzeugung nach der Fall iſt: ſo wiſſet, daß er Euch betrügen will, hütet Euch vor ihm und handelt als ein verſtändiger Mann.

Dem Grafen gefielen Patronius Worte, er richtete ſich darnach und bewahrte ſich dadurch vor Nachtheil. Den Juan aber, der das Beiſpiel ſehr gut fand, ließ es in dieſes Buch ſchreiben und machte folgende Verſe, die in Kurzem den Sinn deſſelben andeuten:

Wer an Dir klebt, was Du nicht haſt,
Der will Dir nehmen, was Du haſt.

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Handelt von dem Rathe, den Patronius dem Grafen Lucanor gab, als dieſer befürchtete, daß ſich Einige zu ſeinem Schimpf und Schaden gegen ihn verbunden hätten, wobei das Beiſpiel von der Schwalbe und den andern Vögeln entnommen war.

Der Graf Lucanor ſprach einmal zu ſeinem Rathe Patronius: man ſagt, daß Einige meiner Nachbarn, die mächtiger ſind, als ich, ſich mit einander verbunden haben und allerlei Kunſtgriffe anwenden, um mich zu hintergehen und zu beſchädigen. Ich glaube es zwar nicht und fürchte mich auch nicht davor, wegen Eurer guten Einſichten aber wollte ich Euch doch fragen, ob ich nach Eurer Meinung etwas dagegen unternehmen ſoll? Herr Graf, erwiederte Patronius, damit Ihr hierin handelt, wie es Euch nach meiner Einſicht geziemt, wünſchte ich ſehr, Ihr hörtet, was der Schwalbe mit den andern Vögeln begegnet iſt. Und was war das? fragte der Graf Lucanor.

Herr Graf, ſagte Patronius, die Schwalbe ſah, daß ein Mann Lein ſä'te, und da ſie fein von Verſtande, gedachte ſie, wenn der Lein aufginge, könnten die Menſchen Netze und Schlingen daraus machen, um die Vögel damit zu fangen. Sie begab ſich daher ſogleich zu den Vögeln, ließ ſie zuſammen berufen und erzählte ihnen, wie der Mann Lein geſäet und ſie verſichert ſein könnten, daß, wenn er aufginge, ihnen großer Nachtheil daraus erwüchſe: ſie riethe ihnen daher, hinzugehen und ihn, bevor er Wurzel faßte, auszureißen; denn Manches laſſe ſich im

Anfange leicht beseitigen, was später schwer oder gar nicht wieder gut zu machen sei. Doch die Vögel nahmen es auf die leichte Achsel, befolgten den Rath nicht und die Schwalbe drang wiederholt in sie, bis sie endlich bemerkte, daß sie gar nichts mehr darauf gaben. Unterdeß aber war der Flachs schon so groß gewachsen, daß ihn die Vögel weder mit den Flügeln, noch mit den Schnäbeln mehr entwurzeln konnten. Da sie ihn so hoch sahen und nun keinen Rath gegen das Uebel wußten, das ihnen drohete, bereu'ten sie's sehr, nicht früher dazu gethan zu haben, aber die Reue kam zu spät und konnte nichts mehr nützen. Die Schwalbe dagegen, da sie sah, daß sie das heranrückende Unglück nicht abwenden wollten, war schon früher zu jenem Manne geflogen, hatte sich in seinen Schutz begeben und bei ihm Sicherheit für sich und ihr Geschlecht gewonnen; und seitdem leben die Schwalben unter der Obhut der Menschen, und sind sicher vor ihnen, während die andern Vögel, die sich nicht versehen mochten, täglich in Netzen und Schlingen gefangen werden.

Und wenn Ihr, Herr Graf Lucanor, vor dem Euch drohenden Uebel sicher sein wollt, so rüstet und verwahret Euch, bevor es eintreten kann. Ein Weiser sagt: vermuthest Du irgend woher ein Unglück, so suche Dich davor zu schützen, denn es ist nicht weise, die Dinge vorzusehen, nachdem sie geschehen, klug genug aber ist der, welcher an irgend einem Wahrzeichen oder Umstande das nahende Uebel erkennt und Rath schafft, auf daß es ihn nicht ereile.

Der Graf freuete sich dessen sehr, that wie Patronius ihm gerathen und fuhr wohl dabei. Den Juan aber, der das Beispiel gut fand, ließ es in dieses Buch setzen und fügte folgenden Reim hinzu:

Gleich Anfangs wende die Gefahr,
So bist Du aller Sorgen baar.

Achtundzwanzigſtes Kapitel.

Wie es Jemand ergangen, der mit einem gro-
ßen Schatz auf dem Rücken durch einen Fluß
watete.

Einſt ſagte der Graf Lucanor zu ſeinem Rathe Patronius, er habe große Luſt und halte es für ſehr vortheilhaft, in ein Land zu reiſen, wo man ihm eine Summe Geldes ſchuldig ſei, beſorge aber, daß dort ſein Leben in große Gefahr kommen könnte, er bitte ihn daher, ihm hierin zu rathen. Herr Graf, entgegnete Patronius, damit Ihr hierbei handelt, wie es Euch, meiner Meinung nach, am Dienlichſten iſt, ſo wäre es gut, wenn Ihr vernähmet, was einem Mann begegnet iſt, der mit einem Schatz auf dem Rücken durch einen Strom ging.

Der Graf bat ihn, es ihm zu erzählen, und Patronius fuhr alſo fort:

Ein Mann, der einen Schatz auf dem Rücken trug, kam an einen ſehr ſchlammigen breiten Strom, den er nothwendig durchwaten mußte, um an den Ort zu gelangen, wo er ſeine Laſt bergen wollte; denn da war weder Brücke, noch Boot, noch ſonſt etwas, um anders hinüber zu kommen. Er entkleidete ſich daher und ſtieg hinein, wegen ſeiner ſchweren Bürde aber ſank er mehr ein, als ſonſt wohl der Fall geweſen wäre, und zwar je tiefer, je weiter er in die Mitte des Stromes kam, weil dort der Schlamm immer größer wurde. Der König, der mit Andern am Ufer ſtand, rief ihm zu, er ſolle ſeine Bürde abwerfen, wenn ihm ſein Leben lieb wäre. Doch der filzige Narr wollt' es nicht thun und glaubte nicht an den guten Rath. Da aber der Strom immer reißender und der Schlamm immer tiefer wurde, verſank

er nach und nach bis an den Hals in's Waſſer, und ſo oft er die Füße aus dem Schlamm ziehen wollte, hinderte ihn die Bürde, bis der Strom ihn endlich umriß und erſäufte. Und ſo verlor er Schatz und Leben, weil er aus böſer Habſucht auf guten Rath nicht hören wollte, und ſein Leben geringer achtete, als ſein Bündel auf dem Rücken.

Ebenſo, Herr Graf Lucanor, mag es immerhin ganz gut ſein, was Ihr da des Gelbes und ſonſtigen Vortheils wegen verhabt: dennoch rathe ich Euch, wenn Ihr dabei Euer Leben in Gefahr ſetzen ſolltet, Euch nicht aus Begierde nach Geld oder ähnlichen Dingen darauf einzulaſſen. Ueberhaupt rathe ich Euch, Euer Leben nimmer in die Schanze zu ſchlagen, es ſei denn um der Ehre willen, und weil die Unterlaſſung ſchimpflich wäre. Wahrlich, wer ſich ſelbſt geringachtet und aus Geiz oder Aberwitz ſeinen Leib wagt, von dem kennt Ihr annehmen, daß er ſeine Gedanken nicht auf Großes gerichtet hat. Denn wer Hohes ſinnt, bedarf des Leibs zu ſeinem Ruhm, der ſtets nur durch rühmliche Thaten, und nicht durch Selbſtlieb, zu erringen ſteht; und ein ſolcher, das ſeid verſichert, wird ſein Leben hoch anſchlagen und es nimmer an Geld oder anderes Geringfügige wegwerfen: wo's aber gilt, da ſetzt auch ſicherlich kein Menſch auf der Welt ſein Leben raſcher und freudiger dran als er, der wohl weiß, wieviel es werth ſei.

Dem Grafen gefiel das Beiſpiel, er richtete ſich danach und fuhr wohl dabei, und da auch Don Juan daſſelbe ſehr gut befand, ließ er es in dieſem Buche aufzeichnen und dichtete folgende Verſe:

Wagſt Du ans Hohaten Leib und Blut,
Ein Wunder wär's, beſäm's Dir gut.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Was einem Weibe, Frau Luſtig genannt, begegnete.

Ein andermal ſagte der Graf Lucanor zu ſeinem Rathe Patronius: es hat mir Jemand eine Angelegenheit mitgetheilt, und zugleich auch angegeben, wie ſie ausgeführt werden könnte, und ich ſage Euch, wenn Gott es gelingen ließe, hätte ich großen Gewinn davon, ſo viel Vortheile enthält es. Denn da folgt eine ſolche Menge Dinge, immer eins aus dem andern, daß zuletzt eine große Geſchichte daraus wird. Er erzählte nun dem Patronius die Art und Weiſe des Geſchäfts, und nachdem dieſer Alles vernommen, antwortete er folgendermaßen: Herr Graf Lucanor, ich habe immer gehört, es ſei vernünftig, ſich an's Gewiſſe zu halten und nicht an eitel Hirngeſpinſt, denn denen, die dies letztere thäten, erginge es häufig, wie es der Frau Luſtig ergangen. Und wie ging es der? fragte der Graf.

Herr Graf, entgegnete Patronius: ein Weib, Frau Luſtig genannt, die der Reichthum eben nicht drückte, ging eines Tages mit einem Topfe Honig auf dem Kopfe zu Markte, und wie ſie ſo des Weges dahin ſchlenderte, fing ſie an zu überlegen, wie ſie den Topf Honig verkaufen und eine Anzahl Eier dafür kaufen wollte; aus den Eiern würden dann Hühner, die verkaufte ſie wieder, und aus dem gelöſ'ten Gelde kaufte ſie Schaafe an, und dann ganze Heerden und ſo immer fort, bis ſie reicher wäre, als alle ihre Nachbarinnen, und aus dieſem Reichthume, den ſie ſo bei ſich überſchlug, würde ſie ihre Söhne und Töchter ausſtatten, und wenn ſie dann mit ihren Schwiegerſöhnen und Schwiegertöchtern in vollem Staate durch die Straße zöge, würden die

Leute ihr nachrufen: ſeht da, wie's der geglückt iſt, zu ſolcher Pracht zu gelangen, und war doch ſonſt immer eine arme Exulle! Und mitten in dieſen Gedanken fing ſie vor Freude über ihr Glück zu lachen an, und fuhr ſich vergnügt mit der Hand über's Geſicht; da fiel der Topf mit Honig zu Boden und zerbrach. Und da der Topf in Scherben lag, erhob ſie ein großes Wehklagen, als hätte ſie wirklich das Alles verloren, was doch nur in der Einbildung ihre war, wenn er ganz geblieben wäre, und alſo, weil ſie ihr ganzes Trachten auf ein Hirngeſpinſt geſetzt, ſchlug Alles anders aus, als ſie dachte.

Wenn Ihr, Herr Graf Lucanor, daher in dem, was man Euch vorſchlägt, ſicher gehen wollt, ſo glaubt davon nicht mehr, als recht und billig, und laßt Euch nicht auf eitel Träumereien ein: wollt Ihr's aber dennoch verſuchen, ſo hütet Euch wenigſtens, aus zu großer Zuverſicht auf zweifelhaften Gewinn, irgend etwas von dem Eurigen, das Euch hernach gereuen könnte, daran zu wagen.

Dem Grafen gefiel, was ihm Patronius ſagte, er handelte darnach und befand ſich wohl dabei, und da Don Juan an dieſem Beiſpiele ebenfalls Gefallen fand, ließ er es in dieſes Buch ſetzen, und dichtete folgende Verſe:

Nur feſtem Grund ſollſt Du vertrauen,
Nicht Schlöſſer in den Lüften bauen.

Dreissigstes Kapitel.

Was sich mit einem Kranken zugetragen.

Einst sprach der Graf Lucanor also zu seinem Rathe Patronius: wisset Patronius, bei allem Seegen Gottes, der mir zu Theil geworden, befinde ich mich doch gegenwärtig in so empfindlicher Geldnoth, daß ich, obgleich es mir härter vorkommt, als der Tod, zu meinem Leidwesen entweder eines meiner Länder verkaufen, oder sonst etwas nicht minder Nachtheiliges vernehmen muß, um nur aus dieser peinlichen Sorge und Verlegenheit zu kommen. Denn Viele, die es recht gut entbehren könnten, verlangen so eben Geld von mir, was mir in diesem Augenblicke so theuer zu stehen kommt. Daher bitte ich Euch, da Gott Euch so guten Verstand verliehen, sagt mir, was ich thun soll.

Herr Graf Lucanor, erwiederte Patronius, mir scheint, es geht Euch mit diesen Leuten, wie es einmal einem Kranken erging. Und wie war das? fragte der Graf.

Ein Mann, sagte Patronius, war so krank, daß die Aerzte erklärten, er könne durchaus nicht anders wieder gesund werden, als wenn sie ihm eine Oeffnung in der Seite machten und die Leber herausnähmen, um sie mit den erforderlichen Arzneien zu waschen und von den Krankheitsstoffen zu reinigen. Nachdem aber nun der Kranke diesen Schmerz erlitten, und der Arzt so eben die Leber in der Hand hielt, bat ihn ein Danebenstehender, ihm doch ein Stück von der Leber für seine Katze zu geben.

Und wollt Ihr, Herr Graf Lucanor, Euch in so großen Schaden setzen, um Geld aufzubringen und dahin zu geben, wo es nicht gebraucht wird, so sage ich Euch: Ihr mög't thun, wie's Euch beliebt, mit meiner Zustimmung aber werdet Ihr's nimmer thun.

Deß freuete ſich der Graf gar ſehr, ſah ſich fürder gut vor und fuhr wohl dabei. Und da Don Juan das Beiſpiel ſehr gut fand, ließ er es in dieſes Buch ſchreiben, und machte nachſtehenden Reim dazu:

Geben, wenn die Taſche leer,
Das bekommt Dir nimmermehr.

Einunddreissigstes Kapitel.

Was sich mit zwei sehr reichen Leuten zugetragen.

Eines Tages sprach der Graf Lucanor in folgender Weise zu Patronius: Ich erkenne es dankbar an, daß mir Gott mehr Gnade als ich jemals verdienen kann, erzeiget hat, und auch sonst das Meinige überall gut und ehrenhaft genug bestellt ist. Doch zuweilen setzt mir der Mangel an Geide so hart zu, daß ich mir oft lieber den Tod wünschte und ich bitte Euch daher, mir ein Trostmittel dafür anzugeben.

Herr Graf, entgegnete Patronius, zu Eurem Troste, wenn Euch dergleichen wieder zustößt, wäre es gut, Ihr vernähmet, was sich mit zwei Leuten zugetragen, die einst sehr reich gewesen. Der Graf bat ihn, es ihm zu erzählen, und Patronius sagte:

Von diesen beiden Leuten gerieth der eine in solche Armuth, daß er in der Welt nichts zu beißen und zu brechen mehr hatte, und als er mühselig etwas aufsuchte, um seinen Hunger zu stillen, konnte er nichts als einen Napf voll Wolfsbeeren auftreiben. Da er nun seines früheren Reichthums gedachte, und wie er jetzt in Hunger und Noth Wolfsbeeren essen mußte, die so bitter und widerlich schmecken, brach er in heftiges Weinen aus; vor großem Hunger machte er sich aber endlich doch daran, aß und weinte immerfort, während er die Hülsen der Beeren hinter sich warf. Mitten in diesem Kummer und Leid bemerkte er Jemanden hinter sich und als er den Kopf wandte, erblickte er einen Mann, der die Hülsen aß, die er weggeworfen, und das war eben jener Zweite, dessen ich vorhin gedachte. Als er dies sah, fragte er ihn, was er denn da mache? und dieser erwiederte: er wisse wohl, daß er ehedem reicher gewesen sei, als er, jetzt aber sei er so arm und hungrig, daß er

ſehr froh ſei, die Hülſen zu finden, die er übrig gelaſſen. Da tröſtete ſich jener, der die Bohnen aß, weil er ſah, daß es einen gab, der noch ärmer war und noch weniger erwarten durfte reich zu werden, als er, und mit dieſem Troſte ſtärkte er ſich und half ihm Gott, er ſann auf Mittel, aus dieſem Elend zu kommen, und fand ſie und wurde noch ſehr glücklich.

Und Ihr, Herr Graf Lucanor, ſollt wiſſen, daß dies einmal ſo der Welt Lauf und des Herrn Wille iſt, daß kein Glück auf Erden vollkommen ſei. Gott hat Euch mit allem andern geſegnet, Ihr habt Gut und Ehre; wenn Euch daher auch zuweilen das Gelt ausgeht und einige Verlegenheit ankommt, ſo verzaget darum nicht, ſondern glaubet ſicherlich, daß Angeſehenere und Reichere, als Ihr, oft ſo bedrängt ſind, daß ſie ſich ſehr glücklich ſchätzen würden, ihren Leuten ſoviel und auch nur den geringſten Theil von dem geben zu können, was Ihr den Eurigen gebt.

Der Graf war über dieſe Worte ſehr erfreut, er tröſtete und half ſich, und kam mit Gottes Beiſtand glücklich aus ſeiner Bedrängniß. Don Juan aber, der das Beiſpiel ſehr gut fand, ließ es in dieſes Buch aufnehmen und dichtete folgende Verſe:

Was ſieht Dein Mangel Dich ſo an?
Schau, Andre ſind noch ſchlimmer dran.

Zweiunddreissigstes Kapitel.

Vom Hahn und Fuchs.

Einmal sprach der Graf Lucanor also zu Patronius: Ihr wißt, mein Land ist Gottlob sehr groß, nur bildet es kein rechtes Ganze, denn ich besitze zwar viele Burgen, einige davon aber sind weniger fest, und andere wieder liegen entfernt von der Gegend, wo ich meine Hauptmacht habe. So oft ich daher mit meinen Herren oder mit Nachbarn, die mächtiger sind als ich, in Zwist gerathe, wollen Mehrere, die sich für meine Freunde ausgeben, oder sonst mir zu Rathgebern sich aufwerfen, mich in Furcht und Schrecken setzen, und sagen, ich solle auf keine Weise in jenen entfernten Plätzen verweilen, sondern zu denen meine Zuflucht nehmen, die am besten befestigt und recht in der Mitte meiner Besitzungen belegen sind. Da ich nun weiß, daß Ihr es ehrlich meint und in dergleichen Dingen wohlbewandert seid, so bitte ich Euch, rathet mir, was Euch hierbei für mich am zuträglichsten erscheint.

Herr Graf Lucanor, entgegnete Patronius, in großen und zweifelhaften Dingen ist es gefährlich, Rath zu ertheilen, denn da kein Mensch des Ausgangs gewiß ist, so vermag auch der Rathgeber selten sich mit Sicherheit zu äußern. Wie oft sehen wir nicht, daß der Mensch das eine erwartet, und dann etwas ganz anderes erfolgt, oder daß das, was er für Unglück gehalten, zum Glücke, und was er für Glück hält, unglücklich ausschlägt. Ein ehrlicher und wohlgesinnter Mann ist daher stets in großer Verlegenheit, wenn er rathen soll. Denn schlägt sein Rath gut aus, so hat er keinen andern Dank davon, als daß er eben seine Schuldigkeit gethan, schlägt er aber schlimm aus, so fallen

Schimpf und Schaden jederzeit auf den Rathgeber zurück. Darum möchte ich jenes Rathes, der voller Wagniß und Zweifel iſt, herzlich gern entheben ſein; wenn dies aber durchaus nicht ſein kann, ſo wünſchte ich wenigſtens, Ihr hörtet, was einem Hahn mit einem Fuchſe begegnet iſt. Was war das? fragte der Graf.

Herr Graf Lucaner, erwiederte Patronius, ein Bauer, der im Gebirge wohnte, zog unter anderm auch viele Hühner und Hähne auf. Da geſchah es, daß eines Tages einer dieſer Hähne fern vom Hauſe über Feld ging, und während er ſo unbeſorgt ſpazierte, erblickte ihn ein Fuchs und ſchlich ſich ganz heimlich heran, um ihn zu erhaſchen. Aber der Hahn merkte es und flog auf einen Baum, der in einiger Entfernung von andern Bäumen ſtand. Das verdroß den Fuchs gar ſehr, er ſann daher auf Mittel, wie er ihn dennoch fangen könnte, begab ſich zu dem Baum und begann, ihn zu beruhigen und mit ſanften Worten zu bitten, er möge doch herunter kommen, und wie ſonſt auf dem Felde herumgehen. Der Hahn wollte aber nicht, und da der Fuchs merkte, daß er in Güte nicht zum Ziel gelange, legte er ſich aufs Drohen und ſagte, wenn er ihm nicht glaube, würde er ihm ſein Mißtrauen ſchon einzutränken wiſſen. Doch der Hahn, der ſich droben geborgen ſah, achtete weder auf ſeine Drohungen, noch auf ſeine Verſicherungen. Da nun der Fuchs gewahrte, daß alle ſeine Kunſtſtücke nicht anſchlagen wollten, gieng er auf den Baum los und fing an, den Stamm mit den Zähnen zu benagen und mit dem Schweif gewaltige Hiebe darnach zu führen. Jetzt ergriff den Hahn eine närriſche Furcht, und ohne zu bedenken, daß ihm der Fuchs nichts anhaben konnte, wollte er auf die andern Aeſte flüchten, wo er ſicherer zu ſein glaubte, konnte aber den Wald nicht erreichen, ſondern kam nur bis auf den nächſten Baum. Wie der Fuchs aber erſt ſah, daß er ihm ſo grundloſe Furcht eingejagt hatte, verfolgte er ihn immer weiter und trieb ihn von Baum zu Baum, bis er ihn endlich herunterbekam, ergriff und verſpeiſte.

Und wenn Ihr, Herr Graf Lucaner, auf Großes gefaßt und gerüſtet ſein müßt, ſo fürchtet nimmer ohne Grund, laßt Euch von Niemand durch Rath oder Drohung unnütz ſchrecken, noch zu

blinder Zuverſicht auf gefährliche Dinge verleiten, ſondern ſucht vielmehr ſtets die äußerſten Plätze Eures Landes zu vertheidigen, und glaubet nicht, daß ein Mann, wie Ihr, wenn er nur Kriegsvolk und Lebensmittel hat, irgend in Gefahr ſchwebe, ob auch der Ort weniger feſt ſei. Gebt Ihr dagegen aus eitel Furcht und Beſorgniß die Burgen an den Grenzen auf, ſo ſeid verſichert, daß man Euch fortan von Ort zu Ort treiben wird, bis man Euch Alles entriſſen; denn in demſelben Maaß, als Ihr mit dem Eurigen Furcht und Ohnmacht zeigt und Eure feſten Plätze verlaßt, wächſt auch der Feinde Muth, ſie zu nehmen, und je muthiger Ihr hinwiederum die Gegner ſeht, um ſo verzagter werdet Ihr, und ſo geht es wechſelſeitig fort, bis Euch zuletzt nicht das Geringſte übrig bleibt. Behauptet Ihr dagegen beharrlich gleich den erſten Platz, ſo ſeid Ihr geborgen, wie der Hahn, wenn er auf dem erſten Baume geblieben wäre; und dies, meine ich, paßt auf Alle, die ſich durch Feindesſchaaren, Gräben, Sturmgerüſte und andere ſolche Dinge, thörichterweiſe verwirren laſſen, denn alle dieſe Anſtalten ſind eben nur dazu da, um den Belagerten Furcht einzujagen.

Und damit Ihr ſeht, daß ich wahr ſpreche, will ich Euch noch mehr ſagen: kein Platz kann anders genommen werden, als daß man die Mauer entweder auf Leitern erſteigt, oder ſie untergräbt. Iſt nun die Mauer hoch, ſo reicht keine Leiter hinan, und ſie ordentlich zu untergraben, da können ſie, glaubt mir, lange wühlen; und ſo fallen denn die Burgen, wenn nicht etwa aus irgend einem Verſehen der Belagerten, faſt alle nur durch eitel Furcht und Unverſtand. Wahrlich, Herr Graf, ein Mann wie Ihr, ſollte zwar nie etwas anfangen, ohne es vorher reiflich erwogen zu haben; ſeid Ihr aber einmal mitten drin, ſo laßt Euch auch durch nichts unnützerweiſe einſchüchtern, ſondern thut, was Ihr ſollt; denn von denen, die in Gefahr ſtehen, kommt ſicherlich der viel eher durch, der ſich vertheidigt, als der da flieht. Bedenket, wenn ein Bullenbeißer ein Hündchen würgen will, bleibt dieſes ruhig ſtehen, weiſ't die Zähne und rettet ſich häufig, ſo groß auch der Reter ſei, ergreift es aber die Flucht, ſo iſt es verloren.

Dem Grafen gefielen des Patronius Worte, er richtete ſich darnach und fuhr wohl dabei, und da Don Juan das Beiſpiel ſehr gut fand, ließ er es in dieſes Buch ſchreiben und machte folgenden Reim dazu:

Fürcht' nicht, was nicht ſchaden kann,
Sondern wehr' Dich wie ein Mann!

Dreiunddreissigstes Kapitel.

Was einem begegnete, der Rebhühner fing.

Ein andermal sagte der Graf Lucanor zu seinem Rathe Patronius: Einige Männer hohen und niedern Standes machen mir manchmal viel Verdruß und Schaden an Land und Leuten; doch, wenn sie nachher vor mir erscheinen, stellen sie sich, als thät es ihnen sehr leid, daß sie so handeln mußten, sie hätten es jedoch nicht vermeiden können und es nur nothgedrungen und mit großem Kummer gethan. Da ich nun gern wissen möchte, wie ich mich in solchen Fällen gegen sie verhalten soll, so bitte ich Euch um Eure Meinung darüber.

Herr Graf, erwiederte Patronius, was Ihr mir da sagt, gemahnt mich sehr an das, was einmal einem Rebhühnerjäger begegnet ist. Der Graf bat, es ihm zu erzählen, und Patronius fuhr fort:

Ein Mann stellte seine Netze auf Rebhühner, und als die Rebhühner in's Netz gefallen, trat der Jäger hinzu, ergriff eins nach dem andern, tödtete sie und nahm sie aus dem Netz heraus. Während dessen aber blies ihn der Wind so heftig an, daß ihm die Augen übergingen: da rief eins der Rebhühner, das noch lebend im Netze hing, den andern zu: seht doch, Freundinnen, was der Mensch da macht! ihr müßt wissen, er hat so großes Mitleid mit uns, drum steht er da und weint, seht doch den guten Mann, wie er weint, während er uns umbringt! Doch ein anderes Rebhuhn, das mehr Erfahrung besaß und sich wohl vorgesehen hatte, nicht in das Netz zu fallen, erwiederte darauf: Freundin, ich danke Gott, daß er mich vor den Schlingen behütet hat, und bitte ihn, mich und alle meine Freundinnen vor Jedem zu bewahren,

der mich verletzen oder tödten will, während er mir dabei zu erkennen giebt, daß ihm mein Unglück leid thut.

Und so, Herr Graf Lucanor, hütet auch Ihr Euch vor dem, der Euch Verdruß macht, und dabei betheuert, daß ihm leid sei, was er thut. Verursacht Euch jedoch irgend Jemand, der Euch schon früher einmal gute Dienste geleistet, nothgedrungen, und ohne die Absicht, Euch dadurch Schimpf und Schaden zuzufügen, eine Ungelegenheit, und die Sache an sich verschlägt Euch eben nicht sonderlich viel: in einem solchen Falle rathe ich Euch, darüber ein Auge zuzudrücken, wenn es sich nur nicht etwa so oft wiederholt, daß Euch Nachtheil oder Schaden daraus erwüchse. Im entgegengesetzten Fall dagegen faßt ihn gleich auf solche Weise, daß Euer Gut und Name für immer gesichert bleiben.

Dem Grafen gefiel dieser Rath, er befolgte ihn und befand sich gut dabei, und da Don Juan das Beispiel vortrefflich fand, ließ er es in dieses Buch aufnehmen und dichtete folgende Verse:

Nicht auf Thränen acht' im Auge,
Auf den Arm merk', wie er'n brauche!

Vierunddreissigstes Kapitel.

Wie einer vom Andern zum Essen geladen wurde.

Einst sprach der Graf Lucanor also zu seinem Rathe Patronius: Es war Jemand bei mir und bot sich an, etwas sehr Wichtiges für mich zu thun; an der flauen Art aber, mit der er mir's antrug, merkte ich wohl, wie lieb es ihm wäre, wenn ich es ausschlüge. Nun sehe ich zwar einerseits recht gut ein, daß die Sache für mich sehr vortheilhaft wäre, andererseits aber trage ich großes Bedenken, seine Hülfe anzunehmen, da ich sehe, wie verdrossen er daran gehet. Ich bitte Euch daher um Euren Rath, was ich nach Eurem Ermessen hierin thun soll.

Herr Graf Lucanor, entgegnete Patronius, damit Ihr hierbei handelt, wie es mir für Euch am besten dünkt, wünschte ich, Ihr vernähmet, was sich einmal mit Einem begeben, der von einem Andern zum Essen geladen wurde. Der Graf bat, es ihm mitzutheilen.

Herr Graf, sagte Patronius, es war einmal ein Landmann, der früher sehr reich gewesen, jetzt aber in große Dürftigkeit gerathen war. Der schämte sich zu betteln, und konnt' es nicht über's Herz bringen, Jemanden um Brod anzusprechen, und so hatte er denn nicht wenig zu leiden von Schaam und Hunger zugleich. Als er nun eines Tages voller Sorgen ausgegangen war, weil er gar nichts zu essen finden konnte, kam er an dem Hause eines Bekannten vorüber, der eben zu Tische saß, und da ihn dieser durch die offene Thür vorbeigehen sah, rief er ihm ganz nachlässig zu, ob er etwas essen wolle? Der Hunger war groß, Jener fängt daher ohne Weiteres an, sich die Hände zu waschen, und sagt: „nun meinetwegen, Herr N. N., da Ihr mich so sehr

beſchwört und mit Nöthigen nicht ablaßt, mit Euch zu ſpeiſen, ſo wäre es, meines Bedünkens, unhöflich, durch Ablehnung Eurer inſtändigen Bitten Euch länger entgegen zu ſein.“ Und hiermit ſetzte er ſich an den Tiſch, vertrieb ſich Hunger und Sorgen, und von Stund' an half ihm Gott und wies ihm Mittel und Wege, aus ſeiner Noth zu kommen.

Und wenn Ihr, Herr Graf Lucanor, als vortheilhaft anerkennt, was jener Mann Euch angeboten, ſo zeigt Euch nicht abgeneigt, ſeinen Bitten nachzugeben, ohne Euch ſonderlich drum zu kümmern, wie er ſeine Bitte vorgebracht, und wartet nicht erſt ab, daß er noch mehr in Euch dringe, wenn er es nicht etwa von ſelbſt thut; denn es wäre ſchimpflicher von Euch, ihn zu bitten, als von ihm gebeten zu werden.

Der Graf fand Rath und Beiſpiel gut, handelte darnach und fuhr wohl dabei, und da Don Juan einſah, daß das Beiſpiel vortrefflich war, ließ er es in dieſes Buch ſetzen und machte folgenden Reim:

Wo Dein eignes Glück im Spiel,
Sperre Dich nicht allzuviel.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Was den Uhu's mit den Raben begegnete.

Der Graf Lucanor sagte eines Tages zu seinem Rathe Patronius: ich lebe in Krieg mit einem sehr mächtigen Herrn, und dieser mein Feind hatte früher einen Vetter bei sich im Hause, dem er viel Gutes erwiesen. Einmal aber that er ihm in einem Handel, den sie beide unter einander hatten, großes Unrecht an, und dieser Mensch, mit dem er so nahe verwandt ist und der nun wegen der erlittenen Unbill auf Rache sinnt, kam jetzt zu mir herüber, was ich für ein großes Glück halte, denn er kann mich warnen und aufklären, wie ich meinem Feinde am leichtesten schaden kann. Bei dem Vertrauen aber, das ich in Euch setze, wünschte ich Euren Rath in der Sache zu hören.

Herr Graf, entgegnete Patronius, vor allem andern sage ich Euch: dieser Mensch kam nur, um Euch zu hintergehen, und damit Ihr deste besser hinter seine Schliche kommt, wollte ich, Ihr wüßtet, wie es einmal den Raben und den Uhu's ergangen. Der Graf bat ihn, es ihm zu erzählen, und Patronius sagte:

Die Raben und die Uhu's führten großen Krieg miteinander; aber die Raben hatten bei weitem mehr Grund zur Beschwerde, denn da die Uhu's die Gewohnheit haben, des Nachts umherzuschweifen und am Tage in Höhlen sich zu verbergen, die schwer zu finden sind, so überfielen sie in der Nacht die Bäume, wo die Raben lagerten, tödteten viele und thaten ihnen großes Leid an. Das verdroß endlich einen sehr gelehrten Raben, der sprach mit seinen Verwandten und erdachte folgendes Mittel sich zu rächen. Die andern Raben nemlich mußten ihn ganz kahl rupfen, mit Ausnahme einiger Federn an den Flügeln, so daß er nur wenig

und mühsam fliegen konnte. So übel zugerichtet, begab er sich zu den Uhu's und erzählte ihnen, was für Schimpf und Schaden ihm die Raben angethan, und zwar vorzüglich deshalb, weil er ihnen zugeredet, nicht ferner gegen die Uhu's zu kämpfen; da sie ihn aber nun so schlecht behandelt, so wolle er, wenn es die Uhu's wünschten, ihnen vielerlei Wege angeben, wie sie sich an den Raben rächen und ihnen viel Schaden zufügen könnten.

Als die Uhu's dies hörten, freuten sie sich sehr, sie befanden, daß durch diese Herüberkunft des Raben nun ihre Sache auf das Allerbeste stände, fingen an, ihn zu hegen und zu pflegen und vertrauten ihm all' ihre Pläne und Heimlichkeiten. Unter ihnen aber befand sich ein sehr alter Uhu, der schon Mancherlei durchgemacht hatte. Als dieser die Streiche des Raben sah, merkte er gleich, was er im Schilde führte, verfügte sich daher zu dem Anführer der Uhu's und sagte ihm, wie er überzeugt sei, daß dieser Rabe nur zu ihrem Verderben hergekommen, um sie auszuforschen: darum sollten sie ihn aus ihrer Gemeinschaft ausstoßen. Doch die Uhu's hörten nicht auf ihn, und da er sah, daß sie ihm nicht glauben wollten, trennte er sich von ihnen und ging ein anderes Land aufzusuchen, wo ihn die Raben nicht finden könnten. Die andern Uhu's aber hielten große Stücke auf den Raben, und als diesem die Schwungfedern wieder herangewachsen waren, sagte er zu ihnen, da er nun wieder fliegen könne, wolle er nachsehen, wo die Raben sich aufhielten, und dann zurückkommen und es ihnen anzeigen, damit sie zusammen aufbrechen und sie alle vertilgen könnten. Das gefiel den Uhu's über alle Maaßen; als aber der Rabe wieder bei den andern Raben war, versammelten sich diese um ihn und gingen, da sie jetzt alle Schlupfwinkel der Uhu's wußten, bei Tage auf sie los, wo sie versteckt und ohne Argwohn lagerten, und tödteten ihrer eine solche Menge, daß die Raben den Krieg gewannen. All' dieses Unglück aber traf die Uhu's, weil sie dem Raben trauten, der doch ihr natürlicher Feind war.

Und da Ihr, Herr Graf Lucanor, wisset, daß jener Mensch Eurem Feinde nahe verwandt, und folglich, sammt seiner Sippschaft, auch Euer natürlicher Feind ist, so rathe ich Euch, ihn auf

seine Weise in Euer Gefolge aufzunehmen, denn seid überzeugt, daß er nur kam, um Euch zu täuschen und Unheil anzurichten. Will er Euch jedoch aus der Ferne dienen, so daß er Euch weder hindern noch ausforschen kann, und fügt er Eurem Feinde und seinen Verwandten in der That soviel Schimpf und Schaden zu, daß eine Wiederversöhnung zwischen ihnen nach Eurem Bedünken nicht mehr möglich wäre, dann mögt Ihr, jedoch immer nur mit Vorsicht, ihm vertrauen.

Dem Grafen behagte dieser Rath, der ihm sehr nützlich wurde, und da Don Juan das Beispiel gut fand, ließ er es in dieses Buch schreiben und machte folgende Verse dazu:

Wer Dein Feind von Jahren her,
Dem vertrau' nicht allzusehr.

Sechsunddreissigstes Kapitel.

Von dem Rath, den Patronius dem Grafen Lucanor gab, als dieser ruhen und sich ergötzen wollte, wobei das Beispiel von der Ameise entnommen war.

Ein andermal sprach der Graf Lucanor zu seinem Rathe Patronius: Gott sei Dank, Patronius, es fehlt mir nicht an Reichthümern: da rathen mir denn Einige, da ich's hätte, sollte ich mich aller Sorgen entschlagen, mich ergötzen, essen und trinken und lustig sein, denn ich besäße ja dessen doch genug für mich und meine Erben. Da Ihr aber so verständig seid, so bitte ich Euch, sagt mir, was Ihr dazu meint.

Herr Graf, erwiederte Patronius, sich lustig machen, ist ein gut Ding, damit Ihr aber hierin handelt, wie es Euch am besten frommt, wär' es mir lieb, Ihr vernähmet, was die Ameise für ihren Lebensunterhalt thut. Der Graf bat, es ihm mitzutheilen und Patronius sagte:

Herr Graf Lucanor, Ihr wißt, was für kleine Thierlein die Ameisen sind, man sollte nicht meinen, daß sie große Voraussicht hätten; und doch werdet Ihr finden, daß sie jedesmal zur Erndtezeit aus ihren Haufen hervorkommen, auf die Felder gehen, dort zu ihrem Unterhalt soviel Getreide, als sie nur können, zusammenschleppen, und es in ihre Wohnungen legen, beim ersten Regen aber wieder herausbringen. Die Leute sagen, sie thäten dies, um das Getreide abzuwülen. Aber die Leute wissen nicht, was sie sprechen. Dem ist keinesweges so: denn es ist Euch nicht unbekannt, daß zu der Zeit, wo die Ameisen ihre Vorräthe aus den Haufen heraustragen, das Regenwetter eintritt und der

Winter beginnt. Da hätten ſie nun viel zu thun, wenn ſie bei jedem Regen das Getreide zum Abſpülen auslegen wollten, überdies würde ihnen auch hierzu die Sonne fehlen, die im Winter nicht oft genug ſcheint, um es zu trocknen. Der Grund vielmehr, warum ſie es beim erſten Regen herausbringen, iſt dieſer: ſie häufen in ihren Wohnungen auf, ſoviel nur darin Platz hat, und denken an Nichts anderes, als zuſammen zu tragen, was ſie irgend finden, und wenn es in Sicherheit iſt, meinen ſie dann, für den Unterhalt dieſes Jahres gehörig geſorgt zu haben. Sobald aber der Regen kommt, und die Körner naß werden, und zu keimen anfangen, da merken ſie, daß das Getreide, wenn es in dem Ameiſenhaufen aufginge, ſie, ſtatt zu ernähren, erſticken und alſo ſie ſelbſt hierdurch ihr Verderben herbeiführen würden. Darum tragen ſie es heraus und freſſen das Auge ab, das ſich an jedem Kern befindet und woraus daſſelbe ſchießt, laſſen aber ſonſt das Körnchen ganz; und dann mag es regnen ſoviel es will, es kann nicht auswachſen, und ſie erhalten ſich davon das ganze Jahr hindurch. Auch werdet Ihr bemerken, daß ſie, obgleich ſie haben, was ſie brauchen, doch bei gutem Wetter noch jedes Bröslein aufleſen, aus Beſorgniß, daß ihr Vorrath nicht ausreichen könnte; denn ſie mögen, während ſie Zeit haben, nicht müßig ſein oder irgend etwas Nützliches verderben laſſen, das ihnen Gott beſcheert.

Hat nun aber, Herr Graf Lucanor, ein ſo armſelig Ding, wie die Ameiſe, ſo viel Verſtand, und läßt es ſich ſo ſauer werden, ſich zu ernähren, ſo möget Ihr daraus abnehmen, daß es keinem Manne und am wenigſten denen, die Land und Leute zu regieren haben, geziemt, ſtets nur auf das Verzehren des Erworbenen zu denken; denn ſeid verſichert, ſo groß auch das Vermögen ſei, nimmt man täglich davon, ohne etwas dazu zu thun, ſo kann es nimmer lange dauern; überdies ſcheint mir auch ſo ein Leben ſehr langweilig und feige.

Mein Rath iſt alſo der: wollt Ihr ſchmauſen und luſtig ſein, ſo thut es immerhin, aber ſorgt dafür, wovon Ihr's beſtreitet, und haltet dabei Land und Ehre aufrecht, denn wer Gutes thun will, und hätte er auch noch ſo viel, wird Gelegenheit genug finden, es zu ſeinem Ruhme zu verwenden.

Der Graf war mit dieſem Rathe ſehr zufrieden, richtete ſich darnach und befand ſich gut dabei. Don Juan aber, der an dem Beiſpiel Gefallen fand, ließ es in dieſem Buche aufnehmen und dichtete folgenden Reim:

Verrraß' nicht ſtets was Du erwirbſt,
Auf daß Du einſt in Ehren ſtirbſt.

Siebenunddreißigſtes Kapitel.

Was einem Bauer mit ſeinem Sohne begegnet, welcher ſich rühmte, viele Freunde zu beſitzen.

Der Graf Lucanor ſagte einmal zu ſeinem Rathe Patronius: nach meinem Dafürhalten beſitze ich viele Freunde, denn ſie verſichern, nimmer von mir laſſen zu wollen; keine Furcht, Gut und Leben zu verlieren, könne ſie jemals abhalten, Alles für mich zu wagen. Um Eurer guten Einſicht willen bitte ich Euch jedoch, ſagt mir, auf welche Weiſe ich erfahren könnte, ob dieſe meine Freunde wirklich ſo viel für mich thun würden, als ſie vorgeben.

Herr Graf Lucanor, entgegnete Patronius, gute Freunde ſind das größte Glück auf Erden, doch glaubt mir, wenn das Unglück hereinbricht, findet der Menſch deren bei weitem weniger, als er gedacht: iſt dagegen das Bedrängniß nur gering, ſo iſt es ſchwer, den rechten Freund in der Noth zu erkennen. Damit Ihr indeß einſehet, was ein wahrhafter Freund ſei, wär' es mir lieb, wenn Ihr vernähmet, was einmal einem Bauer mit ſeinem Sohne begegnet iſt, welcher viele Freunde zu haben vorgab. Und was war das? fragte der Graf.

Herr Graf Lucanor, erwiederte Patronius: ein Bauer hatte einen Sohn, dem rieth und empfahl er ſtets auf das Angelegentlichſte, vor allem Andern auf Erwerbung getreuer Freunde Bedacht zu nehmen. Der Sohn that es auch und fing an, ſich zu Andern zu geſellen, und, was er hatte, mit Vielen zu theilen, um ſie dadurch zu ſolchen Freunden zu machen, die ſelbſt auf Gefahr ihres Lebens Alles für ihn thäten, wo er ihrer irgend bedürfte. Als er nun eines Tages bei ſeinem Vater war, fragte ihn dieſer, ob er ſeinen Rath befolgt, und ſchon einige Freunde gewonnen

hätte? Ja, und zwar recht viele, erwiederte der Sohn, und unter ihnen befänden sich vorzüglich etwa zehn, von denen er gewiß sei, daß sie weder ihr Leben, noch irgend eine andere Rücksicht achten, und in keiner Gefahr ihn im Stich lassen würde. Als der Vater das hörte, äußerte er sein großes Erstaunen darüber, daß er in so kurzer Zeit so viele und vortreffliche Freunde gefunden, er sei doch nun ein Greis und habe in seinem Leben es nur zu anderthalben bringen können. Doch der Sohn fing an zu streiten, es sei so, wie er gesagt, und da der Vater sah, daß er so hartnäckig dabei blieb, forderte er ihn auf, sie auf folgende Weise zu prüfen. Er sollte nämlich ein Schwein schlachten, es in einen Sack stecken und damit in das Haus eines jener Freunde gehen und sagen, er trage einen Menschen, den er umgebracht, und wenn dies herauskäme, könne ihn und die Mitwisser Nichts in der Welt vom Tode retten, er bäte sie daher, da sie seine Freunde wären, die That zu verhehlen, und wenn es nöthig sein sollte, sich zu seiner Vertheidigung zu rüsten.

Der Sohn that, wie ihm der Vater geheißen. Als er aber in das Haus seiner Freunde kam, und ihnen den gefährlichen Handel entdeckte, erwiederten Alle: in allen anderen Dingen wären sie gern zu seinem Beistande bereit, in diesem Falle jedoch, wo Gut und Leben auf dem Spiele sei, getrauten sie sich nicht, ihn zu unterstützen, er solle nur um Gotteswillen Niemandem sagen, daß er bei ihnen im Hause gewesen. Einige von ihnen setzten noch hinzu: sie trauten sich zwar nicht, etwas für ihn zu thun, wollten aber für ihn beten: Andere wieder sagten: sie würden ihn, wenn man ihn zum Tode führte, bis auf den letzten Augenblick nicht verlassen, und ihm auch noch bei der Beerdigung die letzte Ehre erweisen.

Nachdem nun der Bursch alle seine Freunde auf die Probe gestellt und nirgends eine Zufluchtsstätte gefunden hatte, kehrte er zu seinem Vater zurück, und erzählte, was ihm begegnet. Da sagte der Vater: nun sähe er doch, daß die, welche in der Welt schon Vieles erlebt, gesehen und versucht hätten, etwas mehr verständen, als die, welche noch Nichts erfahren. Darauf wiederholte er ihm, wie er selber nicht mehr als einen und einen halben

Freund habe, die ſolle er jetzt gleichfalls auf die Probe ſtellen. Demzufolge ging nun der Burſch zuerſt zu dem, den der Vater für ſeinen halben Freund hielt, kam, das todte Schwein auf dem Rücken, in der Nacht an ſein Haus, rief ihn vor die Thür, und erzählte ihm das ihm zugeſtoßene Unglück, ſowie den Vorgang mit ſeinen Freunden, und bat ihn bei der Liebe, die er zu ſeinem Vater trüge, ihm in dieſer Noth beizuſtehen. Als der halbe Freund dieß vernommen, entgegnete er, mit ihm habe er zwar weder Freundſchaft, noch ſonſt etwas zu ſchaffen, um ſich deshalb ſolcher Gefahr auszuſetzen, aus Liebe zu ſeinem Vater aber wolle er die Sache verheimlichen. Und damit nahm er ihm den Sack mit dem Schweine, in der Meinung, daß es ein Menſch ſei, vom Rücken, trug ihn in ſeinen Garten, vergrub ihn dort in die Furche eines Kohlfeldes und ſetzte die Kohlköpfe wieder darauf, wie ſie vorher geſtanden, den Burſchen aber überließ er ſeinem Schickſal. Dieſer ging nun wieder zum Vater und erzählte ihm, was vorgefallen. Da befahl ihm der Vater, er ſolle morgen, wenn ſie in der Gemeindeverſammlung wären, über irgend einen Gegenſtand der Berathung mit ſeinem halben Freunde Zank anfangen, und ihm im Streite aus Leibeskräften eines hinter die Ohren geben. Der Sohn that, wie ihm der Vater geheißen, doch nachdem er ſeinen Fauſtſchlag angebracht, ſah ihn der gute Mann bloß groß an und ſagte: meiner Treu, Bürſchchen, das war ſchlecht von Dir, aber ich verſichere Dir, weder deshalb, noch wegen irgend einer andern Beleidigung werde ich jemals die Mordgeſchichte verrathen.

Jetzt befahl der Vater dem Burſchen, auch ſeinen ganzen Freund zu prüfen. Der Sohn gehorchte, und nachdem er an die Wohnung des letztern gekommen und ihm Alles erzählt hatte, was ihm widerfahren, ſagte der gute Freund ſeines Vaters, er würde ihn vor Tod und Verderben ſchützen. Nun wollte der Zufall, daß zur ſelben Zeit in dieſem Dorfe ein Mann erſchlagen wurde, und Niemand wußte, wer es gethan, da aber Einige jenen Burſchen mehrmals bei Nacht mit einem Sack auf dem Rücken hatten umhergehen geſehen, hielt man ihn für den Mörder. Doch was ſoll ich Euch hiermit noch länger aufhalten? kurz:

der Bursche wurde zum Tode verurtheilt und der Freund seines Vaters that Alles, was er nur vermochte, um ihn zu retten: als er aber sah, daß er ihn auf keine Weise vom Tode befreien konnte, sagte er zu dem Alkalden, er wolle das Blut jenes Burschen nicht auf sich nehmen, denn nicht er, sondern sein eigner Sohn habe jenen Mann erschlagen. Nun hatte er blos diesen einzigen Sohn, und beweg ihn dennoch, sich zu der That zu bekennen, dieser willigte ein und wurde hingerichtet, und der Sohn des Bauers entging durch seines Vaters Freund dem Tode.

Und also, Herr Graf Lucanor, habe ich Euch nun gezeigt, wie man Freunde prüft, und glaube, daß dieses Beispiel wohl geeignet ist, den Menschen darüber zu belehren, welches hienieden seine Freunde sind, und bei welchen er dagegen, bevor er durch sein Vertrauen sich in Gefahr stürzt, erst versuchen soll, was er zur Zeit der Gefahr von ihnen zu erwarten habe. Denn, wahrlich, es giebt wohl Freunde, aber spärlich, die meisten sind nur Freunde des Glücks, denn wie das Glück verläuft, so auch die Freunde.

Doch außerdem kann dieses Beispiel auch noch geistlich in folgender Art verstanden werden: Jeder Mensch auf Erden glaubt Freunde zu besitzen, die er, wenn einst die letzte Stunde kommt, in diesen Nöthen auf die Probe stellt. Da wendet er sich an die Layen, doch sie erwiedern, er solle jetzt nur an sich selber denken. Er kehrt sich zu den Geistlichen, sie sagen: sie wollten für ihn beten; er wendet sich an Weib und Kind: die versichern ihm, sie würden bei ihm bleiben bis zum Grabe und ihm die letzte Ehre erweisen — und so versucht er es bei Allen, die er für seine Freunde hielt. Weil er aber nirgends Schutz vor dem Tode findet, wendet er, gleich jenem Sohn des Bauers, als er bei keinem seiner Freunde Rettung fand, sich zu Gott, seinem Vater, und Gott heißt ihn die Heiligen, die halben Freunde, anrufen. Er thut es, und so groß ist die Güte der Heiligen, und über Alle der heiligen Maria, daß sie nicht abläßt, Gott für die Sünder anzuflehen, indem sie ihn an die Zeit gemahnt, wo sie seine Mutter war und ihn in Trübsal unterm Herzen trug und erzog; und die Heiligen erinnern ihn an das Elend und die Martern, die sie um

ihn erduldet, und das Alles thun ſie, um die Vergehen der Sünder zu bedecken, und wenn dieſe ſie auch noch ſo ſchwer beleidigt hätten, ſie gedenken deſſen nicht, gleichwie der halbe Freund des Fauſtſchlages, den er von ſeines Freundes Sohn erhalten, nicht gedachte.

Und wenn nun der Sünder ſieht, daß er durch Alles dies dem Tod der Seele nicht entgehen kann, kehrt er zu Gott zurück, gleichwie der Sohn zum Vater, da er Niemand fand, der ihn vom Tode rettete; denn unſer Herr, gleichſam Vater und wahrhaftiger Freund zugleich, der Liebe gedenkend, die er zu ſeiner Kreatur, dem Menſchen, trägt, hat gethan wie jener gute Freund: er hat ſeinen Sohn Jeſus Chriſtus, der ſchuldlos und ohne Sünde war, in den Tod geſandt, um die Schuld der Menſchen auszulöſchen, und Jeſus Chriſtus gehorchte ſeinem Vater wie ein guter Sohn, begehrte und erlitt als wahrhafter Gott und Menſch den Tod, die Sünder durch ſein Blut erlöſend.

Hiernach nun, Herr Graf Lucanor, mögt Ihr erwägen, welche von Euren Freunden die beſten und aufrichtigſten ſind, oder bei welchen es ſich der Mühe verlohnen möchte, ſie Euch zu Freunden zu gewinnen.

Der Graf hatte über dieſe Worte eine große Freude, und da auch Don Juan das Beiſpiel ſehr gut fand, ließ er es in dieſes Buch aufſchreiben und dichtete folgenden Vers:

Getreuer wirſt Du nimmer einen Freund befinden,
Als Gott, der durch ſein Blut vertilgte Deine Sünden.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Was dem Löwen und dem Stier begegnete.

Der Graf Lucanor sprach einmal also zu seinem Rathe Patronius: Ich habe einen sehr mächtigen und angesehenen Freund, und obgleich ich bisher nichts als Gutes an ihm wahrgenommen, so sagt man doch jetzt, daß er's nicht mehr so aufrichtig, wie sonst, mit mir meine, und sogar auf Mittel sinne, sich gegen mich zu wenden. So stehe ich denn nun in zwiefacher Unruhe: erstlich, weil mir durch diesen Gegner bedeutender Nachtheil erwachsen könnte, dann aber auch aus Besorgniß, daß derselbe, wenn er mein Mißtrauen und meine Verrücht gegen ihn erfährt, desgleichen thue, und also Argwohn und Kaltsinn zwischen uns allmählig wachsen wird, bis wir gänzlich zerfallen. Ich bitte Euch deshalb, um des Vertrauens willen, das ich in Euch setze, sagt mir, was Euch hierbei für mich am dienlichsten scheint.

Herr Graf, erwiederte Patronius, damit Ihr Euch hierin versehen könnt, wünschte ich, Ihr vernähmet, was dem Löwen und dem Stier begegnet ist. Was war das? fragte der Graf.

Der Löwe und der Stier, sagte Patronius, waren große Freunde, und da beide sehr stark und muthig sind, so beherrschten sie alle andern Thiere, indem der Löwe mit Hülfe des Stiers alle Fleischfreßenden, der Stier mit des Löwen Hülfe aber alle Grasfreßenden unterdrückte. Da nun die Thiere sahen, daß Löwe und Stier nur durch ihren wechselseitigen Beistand ihrer mächtig geworden, und sie hierdurch großen Zwang und Schaden erlitten, so berathschlagten sich Alle untereinander, auf welche Weise sie sich von diesem Joche befreien könnten. Sie kamen endlich überein, daß dies nur möglich sei, wenn es ihnen gelänge, den Löwen und

den Stier mit einander zu entzweien, und da der Fuchs und der Hammel bei dem Löwen und Stier höher in Gunsten ſtanden, als alle übrigen Thiere, ſo verſprachen dieſe beiden, nach Kräften zu dem gemeinſchaftlichen Zwecke hinzuwirken. Darauf ſagte der Fuchs, der der Rath des Löwen war, zum Bären, welcher nach jenem unter allen fleiſchfreſſenden Thieren das ſtärkſte iſt, er ſollte dem Löwen die Beſorgniß äußern, daß der Stier irgend einen böſen Anſchlag gegen ihn im Sinne führe; er habe es vor ein paar Tagen von ihm ſelbſt gehört, und wenn es vielleicht auch nicht gegründet ſei, ſo möge er doch auf ſeiner Hut ſein. Dasſelbe ſagte der Hammel, welcher Rath beim Stiere war, zum Pferde, das unter den grasfreſſenden Thieren das muthigſte auf Erden iſt, und Bär und Pferd ſagten es dem Löwen und dem Stier wieder. Dieſe glaubten zwar Nichts von alle dem, und verfielen auch nicht im mindeſten darauf, daß jene, die zu den Vornehmſten ihres Stammes und Gefolges gehörten, blos ſo ſprächen, um Schlimmes unter ihnen anzuzetteln; dennoch aber faßten ſie einigen Argwohn gegen einander, ſprachen, ein Jeder einzeln, darüber mit ihren Vertrauten, dem Fuchs und Hammel, und meinten, obſchon der Bär und das Pferd dies vielleicht nur aus irgend einer Schelmerei geſagt hätten, ſo wäre es doch gut, von nun an auf ihre Reden und Handlungen ein wachſames Auge zu haben, um zu ſehen, was weiter zu thun wäre; und ſo wuchs das Mißtrauen zwiſchen ihnen täglich mehr.

Als die Thiere dies bemerkten, gaben ſie dem Löwen und dem Stier immer deutlicher zu verſtehen, wie ſie einer den andern ſcheuten, was offenbar nur von den böſen Anſchlägen herrühren könne, die ſie heimlich gegen einander im Herzen trügen. Der Fuchs und der Hammel aber, die falſchen Rathgeber, die nur ihren Vortheil ſuchten und die ihren Herren ſchuldige Treue vergaßen, täuſchten ſie, anſtatt ſie aufzuklären, und ließen nicht ab, bis ſie die gewohnte Freundſchaft zwiſchen dem Löwen und dem Stier in den großeſten Haß verkehrt hatten. Und jetzt fachten auch die andern Thiere den Groll durch Aufreizungen zum offenen Kampfe an, und während ein jedes ſeinem Herrn beizuſtehen verſprach, hüteten ſie ſich wohl, ſich unter einander zu

bekriegen, ſondern wandten vielmehr alles Unheil auf ihre Herren zurück. So kam es denn endlich dahin, daß, obgleich der Löwe noch immer viel Verderben verbreitete, während der Stier dagegen immer mehr an Gewalt und Anſehen verlor, dennoch auch der erſtere fortan ſo machtlos wurde, daß er die übrigen Thiere, weder die ſeines Stammes, noch die andern, nicht mehr wie ehedem zu bemeiſtern im Stande war. Und alſo weil der Löwe und der Stier nicht einſahen, wie nur ihre wechſelſeitige Freundſchaft und Hülfe, ſie ſo angeſehen und zu Herren aller andern Thiere gemacht, und weil ſie dieſe ihre nützliche Freundſchaft vor den falſchen Rathſchlägen nicht zu hüten gewußt hatten, ſo kamen beide zuletzt in dem Handel ſo übel weg, daß ſie, gleichwie ſie früher alle übrigen Thiere beherrſcht, nunmehr von ihnen beherrſcht wurden.

Und ebenſo ſehet auch Ihr Euch vor, Herr Graf Lucaner, daß diejenigen, die Euren Freund bei Euch verdächtigen, nicht etwa die Abſicht dabei haben, Euch ebenſo mitzuſpielen, wie die Thiere dem Löwen und dem Stier. Iſt daher jener Freund ein redlicher Mann, den Ihr ſtets brav und treu befunden, ſo vertraut ihm auch wie einem guten Freund und Geſellen, und hört nicht auf das Gerede; vielmehr rathe ich Euch, ihm Alles wieder zu ſagen, was ſie über ihn ſprechen, ſo wird er Euch auch gegenſeitig entdecken, was er über Euch gehört hat; und ſodann züchtiget die, die ſolche Falſchheit erſonnen, dergeſtalt, daß ihnen die Luſt vergeht, jemals dergleichen wieder anzuſpinnen. Iſt aber der Freund nicht von beſagter Art, ſondern einer von denen, die nach Belieben, Zeit und Umſtänden lieben, dann hütet Euch, jemals Argwohn oder feindliche Abſichten gegen ihn merken zu laſſen, und ſehet ihm Manches nach. Denn nimmermehr kann Euch daraus unverſehens, und ohne daß Euch vorher irgend ein ſicheres Anzeichen warnt, ſo großes Unheil erwachſen, als wenn Ihr Euch durch jene betrügeriſchen Ohrenbläſereien unter einander entzweitet. Einem Freunde letzteren Schlages jedoch gebt ſtets auf gute Art zu verſtehen, daß ihm Euer Beiſtand nicht weniger nöthig ſei, als Euch der ſeinige, im übrigen aber thut, was Ihr für ihn thun wollt, mit heitrer Miene, faßt keinen grundloſen Argwohn

gegen ihn, hört nicht auf das Geschwätz schlechter Leute und drückt manchmal bei seinen Vergehen ein Auge zu. Auf solche Weise wird Eure Freundschaft dauerhaft und Ihr werdet sicher sein, nicht in den Fehler des Löwen und Stiers zu verfallen.

Dem Grafen gefiel dieser Rath gar sehr, er befolgte ihn und fuhr wohl dabei, und da Don Juan das Beispiel gut fand, ließ er es in dieses Buch schreiben und machte folgenden Reim:

Verschmäh' nicht mächt'gen Freundes Hand,
Um falscher Zeugen Lügentand.

Neununddreißigſtes Kapitel.

Welchen Rath Patronius dem Grafen Lucanor ertheilte, als dieſer ſich Ruhm erwerben wollte, wobei er das Beiſpiel von einem kranken Philoſophen entnahm.

Einmal ſagte der Graf Lucanor zu ſeinem Rathe: Patronius, eines von den Gütern der Welt, die der Menſch am eifrigſten erſtreben und vor jedem Flecken hüten ſoll, iſt der gute Name; und da ich weiß, daß mir in dieſer, wie in jeder andern Sache Niemand beſſer rathen kann, als Ihr, ſo bitte ich Euch um Eure Meinung, auf welche Weiſe ich meinen Ruf am beſten verbreiten und bewahren könnte.

Herr Graf Lucanor, was Ihr mir da ſagt, erfreut mich ſehr, damit Ihr jedoch hierin um ſo ſicherer zum Ziele kommt, wünſchte ich, Ihr vernähmet, was einmal einem alten Philoſophen begegnet iſt. Und was war das? fragte der Graf.

Herr Graf, ſagte Patronius, in einer Stadt des Königreichs Marocco wohnte ein großer Philoſoph, der litt an einer Krankheit, die ihn zuweilen nöthigte, ſich des überflüſſigen wilden Fleiſches zu entledigen, weil dies aber nicht ohne große Beſchwerde und Schmerzen geſchehen konnte, ſo zögerte er immer lange Zeit, ehe er ſich dazu entſchloß. Da ihm indeß die Aerzte riethen, es jedesmal, wenn er das Bedürfniß fühle, ohne Verzug vorzunehmen, indem ſonſt der entzündete und verhärtete Eiter ſeiner Geſundheit ſehr nachtheilig werden könnte, ſo befolgte er fortan die Anordnung der Aerzte und befand ſich wohl dabei.

Als er nun eines Tages durch eine Straße der Stadt ging, in welcher er wohnte und wo er viele Schüler hatte, kam ihm

wieder das Bedürfniß an, sich von jenen Krankheitsstoffen zu befreien, und er trat deshalb in ein Seitengäßchen hinein. Doch sein Unstern wollte, daß eben dieses Gäßchen von öffentlichen Dirnen bewohnt war, wie sie in Städten vom Verderben ihrer Seelen und der Schande ihrer Leiber zu leben pflegen, wovon jedoch der Philosoph nicht das Mindeste wußte. Das half ihm aber wenig, der Schein war einmal wider ihn, und da man ihn dort herauskommen sah, meinten die Leute, er sei um ganz anderer Dinge willen, die gar wenig zu seinem bisherigen Wandel paßten, dort gewesen. Denn das Gerede der Welt ist immer schlimmer und größer, wenn irgend ein tugendhafter oder hochgestellter Mann etwas auch noch so unbedeutend Ungebührliches begeht, als wenn es Andere betrifft, von denen man schon viel Aergeres gewohnt ist. So wurde denn auch hier viel hin und her geschwatzt, daß ein so geachteter und alter Philosoph jenen Ort betreten, der ihm an Seele, Leib und Ruf so verderblich sei. Kaum war er daher nach Hause zurückgekehrt, so kamen auch schon seine Schüler in großem Herzeleid und Kummer zu ihm und sagten, was er doch da angestellt, sich und ihnen solche Schande zu machen, und seinen ganzen guten Ruf zu Grunde zu richten, den er doch bisher sorgfältiger, als irgend ein Mensch auf Erden, bewahrt habe. Bei diesen Worten fragte der Philosoph ganz erstaunt: was sie denn damit meinten, und wann und wo er denn etwas Schlechtes gethan hätte? Sie erwiederten aber, wie er nur so reden könne, zu seinem und ihrem Unglück gäbe es ja keinen Menschen in der ganzen Stadt, der nicht davon spräche, daß er an einem gewissen Orte gewesen, wo gewisse saubere Weiber wohnten. Da der Philosoph dies vernommen, ärgerte er sich nicht wenig, sagte ihnen jedoch, sie sollten es sich nicht sonderlich zu Herzen nehmen, denn von heute über acht Tage wolle er ihnen darüber Auskunft geben. Darauf ging er unverweilt an seine Studien und verfaßte ein kleines, aber sehr gutes und nützliches Büchlein, worin er unter andern Dingen, die darin enthalten sind, in Form eines Gespräches mit zwei Schülern, von Glück und Unglück handelt und also sagt: Meine Lieben, mit Glück und Unglück begiebt es sich wohl, daß man es manchmal sucht

und findet, und ein andermal es findet, ohne es zu ſuchen. Geſucht und gefunden iſt es, wenn Jemandem aus ſeiner guten Handlung etwas Gutes, oder aus ſeiner Uebelthat etwas Uebles erwächſt, ſintemal er in beiden Fällen Glück oder Unglück ſelbſt veranlaßt hat. Ungeſucht gefunden dagegen iſt es, wenn ein Menſch gar nichts dafür thut und ihm dennoch entweder irgend ein Vortheil zufällt, (wie wenn einer durch ein Dorf ginge und einen großen Schatz fände) oder umgekehrt ihm ebenfalls ohne ſein Zuthun etwas Schlimmes begegnet. Zum Beiſpiel, wenn Jemand auf der Straße wäre und ein Anderer würfe einen Stein nach einem Vogel, und träfe damit ihn an den Kopf, ſo wäre dies zweifelsohne ein ungeſucht gefundenes Unglück, dieweil er Nichts geſucht und gethan hat, auf daß es ihn träfe. Hiernach aber, meine Lieben, ſind bei dem geſuchten und gefundenen Glück oder Unglück zwei Punkte wohl zu beobachten, nämlich erſtens: daß der Menſch durch gute Werke Gutes, durch böſe Böſes erndtet, und zweitens, daß Gott einem Jeden nach ſeinen Thaten vergilt. Bei dem ungeſucht gefundenen Glück oder Unglück dagegen kommt wiederum Folgendes in Betrachtung: es ſoll der Menſch den üblen Schein, wodurch er in Unglück und ſchlechte Nachrede kommen könnte, nach Kräften zu vermeiden ſuchen, demnächſt aber Gott inſtändigſt bitten, daß ihn, wenn er ſelbſt ſich, ſo gut er kann, in Acht genommen, nicht irgend ein Unglück widerfahre, wie es mir an jenem Tage widerfahren, da ich, um Etwas für meine Geſundheit dringend Nöthiges zu verrichten, in ein Gäßchen trat, wo unglücklicherweiſe jenes Geſindel wohnt, ſo daß ich, obgleich ohne Schuld und Makel, dennoch mit Schimpf beſtanden.

Und wenn Ihr, Herr Graf Lucaner, Euren Ruhm vergrößern und fernerhin erhalten wollt, ſo merket dreierlei: Vor Allem verrichtet gute, gottgefällige Werke, und wo es ſich fügt, auch ſolche, die Euch der Welt Lob und Land und Ehre gewinnen. Denn beſſet nimmer Euren Ruhm, wie hoch er auch ſtehet, zu bewahren, ſo Ihr jemals von rühmlichen Thaten ablaßt, oder gar das Gegentheil thut: gar Viele ſtrebten eine Zeit lang dem glänzenden Ziele nach, und da ſie nachher läſſig wurden, war

Ruhm und früheres Thun verloren. Zweitens aber bittet Gott, daß er Euch zu Thaten erleuchte, die Euren Ruhm verherrlichen und vor ſolchen behüte, die ihn verdunkeln; und drittens endlich vermeidet, wenn Euer Ruhm Euch lieb iſt, durch Wort oder That der Menſchen Argwohn zu erregen. Wie Mancher, der wacker handelt, fällt dennoch durch das falſche Licht, das Andre auf ihn warfen, dem Verdachte anheim und ſteht vor der Welt und ihrem Urtheile nicht anders, ja ſchlechter da, als wenn er wirklich ſchlecht gehandelt hätte. Denn wiſſet: in Dingen, die den Ruf betreffen, nützt oder ſchadet die öffentliche Meinung eben ſo viel, als die Wahrheit ſelbſt; vor Gott aber, ſowie zum Seelenheil, nützt und ſchadet Nichts als die That und die Geſinnung, mit der ſie vollbracht wird.

Dem Grafen gefiel das Beiſpiel, und er bat Gott um ſeinen Beiſtand zu ſolchen Thaten, die zum Frommen ſeiner Seele und zum Schutz ſeiner Ehre und ſeines Landes gereichten. Don Juan aber, der das Beiſpiel gut fand, ließ es in dieſem Buche aufſchreiben und dichtete folgenden Vers:

Thu' recht und meide böſen Schein,
So bleibt Dein Ruf ſtets blank und rein.

Vierzigſtes Kapitel.

Von einem Manne, den ſie zum Herrn eines großen Landes gemacht.

Ein andermal ſagte der Graf Lucanor zu Patronius: Viele reden mir zu, da ich die Mittel dazu beſäße, ſo ſollte ich auch Alles aufbieten, um mir immer noch mehr Macht, Ehre und Reichthümer zu erwerben, denn dies ſei das Paſſendſte für mich. Da ich nun aber weiß, daß Ihr mir nun und immerdar am beſten rathet, ſo bitte ich Euch, ſagt mir, was Euch hierbei für mich das Zuträglichſte dünkt.

Herr Graf, erwiederte Patronius, der Rath, den Ihr da von mir verlangt, iſt doppelt ſchwierig zu ertheilen, denn einmal muß ich dabei gegen Eure Neigung ſprechen, und dann iſt es überhaupt eine gar läſtige Sache, wie im vorliegenden Falle, einen zum Vortheil des Herrn gegebenen Rath anzufechten. Doch jeder Rathgeber, wenn er's ehrlich meint, ſoll nur auf die Treue ſeines Raths Bedacht nehmen und ſeine Meinung frei herausſagen, ohne ſich dabei um eignen Vortheil und Nachtheil oder darum zu kümmern, ob er dadurch ſeinem Herrn gefalle oder mißfalle. Und ſo will ich Euch denn nicht verhehlen, daß der Rath, den Euch Jene gegeben, zwar zum Theil ganz gut iſt, mir aber nur nicht vollſtändig genug erſcheint, und es wäre mir daher ſehr lieb, wenn Ihr vernähmet, was einſt einem Manne begegnet iſt, den man zum Herrn über ein großes Land eingeſetzt hatte. Und was war das? fragte der Graf.

Herr Graf Lucanor, ſagte Patronius, in einem Lande war der Gebrauch, jedes Jahr einen neuen Beherrſcher zu wählen. Während der Dauer dieſes Jahres befolgte man in allen Dingen

ſeine Befehle, ſobald aber das Jahr um war, nahm man ihm Alles wieder, was er beſaß, und verſtieß ihn nackt und bloß auf eine wüſte Inſel, wo er keine Menſchenſeele zu ſehen bekam. Nun geſchah es, daß dieſe Herrſchaft einmal einem Manne zu Theil wurde, der klüger und gewitzigter war, als ſeine Vorgänger, und da er wohl wußte, daß es ihm, wenn das Jahr vorüber, nicht beſſer ergehen würde, als allen den Andern; ſo ließ er, bevor ſeine Regierungszeit noch abgelaufen war, ganz insgeheim auf der Inſel, wo man ihn ausſetzen wollte, eine ſehr gute und bequeme Wohnung bauen und Alles dahin ſchaffen, was er außerdem für ſeine ganze Lebenszeit nöthig hatte. Dieſe Wohnung war an einem ſo verborgenen Ort errichtet, daß die vom Lande ſie niemals entdecken konnten, in jenem Lande aber ließ er außerdem noch ein paar Freunde und Verwandte mit der Anweiſung zurück, ihn nachträglich mit Allem, was er vielleicht noch bedürfte und früher hinzuſchicken vergeſſen hätte, dergeſtalt zu verſehen, daß er an Nichts Mangel litte. Und da nun nach Ablauf des Jahres die Einwohner jenes Landes ihm die Regierung wieder abnehmen, und ihn, wie ſie allen ſeinen Vorgängern gethan, nackt und bloß auf die Inſel ſetzten, hatte er, weil er vorſichtig geweſen, eine Wohnung, wo er in Freuden und ganz nach ſeinem Gefallen leben konnte, begab ſich dorthin und war glücklich.

Und wollt Ihr, Herr Graf Lucanor, wohl berathen ſein, ſo erwäget, ſo lang noch Eures Bleibens auf der Erde iſt, daß Ihr ſie einſt nackt verlaſſen müßt, und nichts von Allem mit Euch nehmen dürft, als Eure Thaten. Richtet daher dieſe ſo ein, daß Ihr beim Scheiden aus dieſer Welt in der andern eine gute Wohnung der Seele verfindet, deren Leben — weil ſie ein geiſtig Weſen, unverwüſtlich und ewig iſt, — nicht nach Jahren gemeſſen wird. Alle guten und ſchlechten Thaten aber, die der Menſch hienieden vollbracht, hat Gott verzeichnet, um jenſeits Jedem zu vergelten, wie er's verdient. Darum alſo rathe ich Euch, handelt ſo auf Erden, daß wenn es zum Scheiden kommt, Ihr eine Ruheſtätte habt, wohin Ihr Euch für immer wenden könnt, und verſchleudert um die eitlen und vergänglichen Güter und Ehren dieſer Welt nicht die, ſo ewig währen. Jene guten jedoch verrichtet

ohne Aufgeblasenheit und Prahlerei, so daß sie, wenngleich nicht unbekannt, dennoch verborgen bleiben, weil Stolz und Eitelkeit keinen Theil daran haben. Außerdem endlich lasset etliche Freunde zurück, die das, was Ihr im Leben nicht beendigen konntet, für Euer Seelenheil erfüllen. Habt Ihr aber dies Alles wohl beachtet, dann halt' ich es für Recht und Eure Schuldigkeit, auch Ehre und Land, soviel Ihr könnt, emporzubringen.

Der Graf erachtete dies für einen weisen Rath, und bat Gott, seine Thaten darnach zu lenken; Don Juan aber, der das Beispiel gut fand, ließ es in diesem Buche aufschreiben und machte folgenden Reim:

Wie bald ist diese Welt dahin,
Drum richt' auf's Ewige Deinen Sinn.

Einundvierzigſtes Kapitel.

Was dem Guten und dem Böſen, desgleichen einem Narren begegnet iſt.

Der Graf Lucanor ſprach alſo zu ſeinem Rathe Patronius: Von meinen beiden Nachbarn bin ich dem Einen ſehr zugethan, und wir haben Vielerlei unter einander, wofür ich ihm verpflichtet bin; aber ich weiß nicht, welcher Teufel oder Zufall da im Spiele iſt, daß er mich dabei häufig zwackt, und durch mancherlei Beleidigungen oft in den heftigſten Zorn verſetzt. Mit dem Andern dagegen habe ich nur wenig freundſchaftlichen Verkehr, noch auch ſonſt ſonderliche Veranlaſſung zu großem Danke gegen ihn, vielmehr thut er mir gar Manches an, was mir eben nicht ſehr erfreulich iſt. Um Eurer guten Einſicht willen bitte ich daher um Euren Rath, auf welche Weiſe ich mit dieſen beiden Leuten zurechtkommen ſoll.

Herr Graf Lucanor, entgegnete Patronius, was Ihr mir da ſagt, ſind zwei einander gerade entgegengeſetzte Dinge. Damit Ihr daher in der Sache geziemend zu Werke gehen könnt, wäre es mir lieb, Ihr vernähmet zwei Geſchichten, wovon die eine dem Guten und dem Böſen, und die andere einem Bauer mit einem Narren begegnet iſt. Was ſind das für Geſchichten? fragte der Graf.

Herr Graf, ſagte Patronius, da deren zwei ſind und ich Euch nicht beide auf einmal erzählen kann, ſo will ich mit der vom Guten und Böſen den Anfang machen, und dann die vom Bauer und Narren folgen laſſen.

Der Gute und der Böſe alſo beſchloſſen, mit einander Kameradſchaft zu machen, und der Böſe, der ſtets betriebſam und voller Kniffe iſt, und nicht ruhen kann, bis er nicht ein Unheil oder Schelmenſtück angezettelt, ſagte da zu dem Guten, es wäre

wohl zweckmäßig, daß ſie nun auch irgend einen Erwerb ergriffen, wovon ſie ſich ernähren konnten: der Gute war damit zufrieden und ſie kamen überein, Schaafe zu halten. Als ſie aber die Schaafe hatten, ſagte der Böſe, ſie wollten nun wählen, was jeder von ihnen von dem Ertrage für ſich beziehen ſollte.

Der Gute, gut und beſcheiden wie er iſt, mochte jedoch nicht wählen, ſondern überließ dies dem Böſen. Darüber hatte der Böſe, ſchlecht und betrügeriſch, wie er iſt, eine große Freude, und ſagte: der Gute ſolle die neugebornen Lämmer haben, er aber würde die Milch und Wolle der Schaafe für ſich nehmen: und der Gute war mit der Theilung zufrieden. Nun meinte der Böſe, es wäre vortheilhaft, wenn ſie Schweine hätten; dem Guten war es recht, als es aber zur Theilung kam, ſagte der Böſe, da bei den Schaafen der Gute die Jungen, und er die Milch und die Wolle genommen, ſo ſolle jetzt der Gute die Milch und Wolle von den Schweinen und er die Jungen haben, und der Gute nahm die Theilung an. Darauf ſchlug der Böſe vor, Gemüſe zu bauen, und ſie ſteckten Rüben. Als ſie aber heranwuchſen, ſagte der Böſe zum Guten: was man nicht ſähe, kenne man nicht; damit der Gute nun ſähe, was er habe, ſolle er das Kraut der Rüben, das über der Erde wüchſe, nehmen, er wolle ſich mit dem unter der Erde begnügen; und der Gute nahm es an. Sodann pflanzten ſie Blumenkohl, und als er aufging, ſagte der Böſe: da der Gute das vorigemal genommen, was über der Erde war, ſo möge er vom Blumenkohl jetzt das unter der Erde nehmen: und der Gute nahm es ebenfalls an. Nun meinte der Böſe, ſie müßten doch auch ein Weib zur Bedienung haben, und da es dem Guten recht war und ſie das Weib hatten, ſagte der Böſe zum Guten, ſie wollten den Nutzen von ihr gleichfalls untereinander theilen, der Gute ſolle die Vortheile vom Gürtel aufwärts haben, welches der beſte Theil des Körpers ſei, er dagegen wolle den ſchlechtern Theil, vom Gürtel abwärts, nehmen. Und ſo geſchah es denn: die obere Hälfte beſorgte dem Guten was im Hauſe nöthig war, und die Hälfte des Böſen war mit dieſem verheirathet und mußte bei ihm ſchlafen. Nun wurde das Weib ſchwanger, gebar ein Knäblein und wollte es ſäugen. Da aber

dies der Gute sah, sagte er: sie dürfe das nicht thun, denn die Milch wäre von seinem Theil, und er würde es auf keine Weise zugeben.

Als nun der Böse erfuhr, daß sie niedergekommen, kam er sehr vergnügt, sein neugebornes Söhnchen zu sehen: da er es aber weinend fand, fragte er die Mutter, warum es weine, und die Mutter erwiederte: weil es nicht säugen könne. Da sagte der Böse, sie solle ihm die Brust geben, doch das Weib entgegnete, der Gute hätt' es ihr verboten, indem er behaupte, die Milch gehöre ihm. Als der Böse dies vernommen, ging er zu dem Guten und sagte höhnisch und spöttisch zu ihm, er solle doch das Kind säugen lassen; doch der Gute erwiederte, die Milch sei sein und er werde das nicht thun. Nun fing der Böse an zu zanken, da der Gute ihn aber so heftig sah, rief er: gemach, gemach, Freundchen! glaubt nur nicht, daß ich so einfältig bin und nicht gemerkt habe, was für Antheile ihr jederzeit für Euch und für mich ausgewählt, dessenungeachtet habe ich jedoch nie etwas von dem Eurigen verlangt, sondern mich erbärmlich genug mit dem behelfen, was Ihr mir überließet, während Ihr niemals weder Mitleid noch Mäßigung gegen mich zeigtet. Hat Euch daher Gott jetzt in die Lage gebracht, auch einmal etwas von dem Meinigen zu bedürfen, so verwundert Euch nicht, wenn ich's Euch nicht geben mag, sondern gedenket des Schadens, den Ihr mir zugefügt. Genug: da der Böse einsah, daß der Gute die Wahrheit sprach, und daß sein Söhnlein auf diese Weise umkommen müßte, wurde er sehr betrübt, legte sich aufs Bitten und fing an, den Guten inständigst anzuflehen, daß er sich doch um Gotteswillen des armen Wurms erbarmen und seiner Uebelthaten nicht weiter gedenken möge, er wolle auch von jetzt ab stets nur auf sein Bestes Bedacht nehmen.

Da erkannte der Gute Gottes Gnade, die den Bösen zu der Einsicht gelenkt, daß nur bei des Guten Güte Rettung sei. Er erachtete dies als einen großen Schritt zur Besserung und sagte daher zu dem Bösen: wenn er seine Zustimmung dazu haben wolle, daß das Weib dem Kinde die Brust gebe, so müsse er den Jungen auf den Rücken nehmen und so durch die Stadt gehen

und anrufen, daß es Alle hörten: „Lieben Leute, seht da, also hat der Gute durch Güte den Bösen überwunden!“ Da freute sich der Böse, daß er in der Sache so wohlfeilen Kaufes davongekam, der Gute aber hielt es für eine heilsame Züchtigung, es geschah nach seinem Begehr, und so erfuhren denn Alle, daß der Gute allezeit durch Güte Sieger bleibt.

Ganz anders dagegen erging es dem Bauer mit dem Narren. Das war nämlich so: Ein Bauer hielt ein Badehaus und in derselben Gegend wohnte ein Verrückter, der war täglich der erste in dem Bade, und wenn andre Leute dasselbe gebrauchen wollten, schlug er mit Steinen, Prügeln und was er fand, auf die Eintretenden ein, so daß es kein Mensch mehr wagte, das Bad zu besuchen. Da nun der Bauer sah, daß ihm dieser Narr allen Gewinn von dem Bade verübte, stand er eines Tages sehr frühe auf und begab sich, ehe noch der Verrückte kam, mit einem Kübel heißen Wassers und einem großen Scheit Holz in das Badehaus. Der Narr kam auch gar bald, um nach seinem Gebrauch die Badenden durchzuprügeln, und schritt, wie gewöhnlich, gerade darauf zu. So wie er aber eintrat, stürzte der Bauer, der schon auf ihn lauerte, mit erschrecklicher Wuth ihm entgegen, goß ihm den Kübel mit heißem Wasser über den Kopf, erwischte das Holz und versetzte ihm damit so tüchtige Hiebe und in solcher Menge über Kopf und Leib, daß der Mann des Todes zu sein glaubte und nicht anders meinte, als der Bauer wäre verrückt geworden. Er entlief mit großem Geschrei und stieß draußen auf einen ehrlichen Kerl, der fragte ihn, was er denn so lärmte und heulte? „Nehmt Euch in Acht, Freund, rief ihm der Narr zu, es ist noch ein zweiter Narr im Bade!“

Ihr aber, Herr Graf Lucanor, solltet Euch mit Euren beiden Nachbarn so stellen, daß Ihr dem, mit welchem Ihr, um Eurer Verpflichtungen willen, jedenfalls in gutem Vernehmen zu bleiben wünschet, immerdar Gutes erweiset: laßt's ihm hingehen, wenn er Euch auch manchmal Verdruß macht, und helft ihm, wo er's bedarf, aber gebt ihm dabei jederzeit zu verstehen, daß Ihr Alles aus Liebe zu ihm, und nicht etwa aus Pflicht thut. Dem andern dagegen, dem Ihr nicht so viel Dank schuldig seid, sehet um alle

Welt durchaus Nichts nach, zeigt ihm vielmehr, daß, was er auch gegen Euch unternähme, Alles auf seinen eignen Kopf zurückfallen würde; denn glaubt nur, falsche Freunde wahren den Freund nicht aus Neigung, sondern nur aus Gewinnsucht oder Furcht.

Der Graf hielt das für ein treffendes Beispiel, richtete sich darnach und fuhr wohl dabei, und da Don Juan dasselbe gleichfalls gut fand, ließ er es in dieses Buch schreiben und dichtete folgende Verse:

Dem guten Rechte muß der Schlechte weichen,
Drum spare die Geduld bei seinen Streichen.

Zweiundvierzigſtes Kapitel.

Von dem Bündniß, das die Lüge und die Wahrheit mit einander ſchloſſen.

Eines Tages ſagte der Graf Lucanor zu ſeinem Rathe Patronius: ich lebe mit einigen Männern, die mich eben nicht ſonderlich lieben, in großem Kampfe und Hader. Dieſe Menſchen ſind ſo ſtörrig und lügenhaft, daß ſie ſtets nur damit umgehen, mich und Alle zu täuſchen, mit denen ſie irgend etwas zu thun haben, und ſie wiſſen ihre Lügen ſo gut zu drehen und zu benutzen, daß ſie mich dadurch in großen Nachtheil bringen, während ſie ſelbſt immer mächtiger werden, und im Volke einen ſtarken Anhang gegen mich gewinnen. Glaubt mir, wollte ich in gleicher Art verfahren, ich kennt' es ſo gut wie ſie: da aber die Lüge ein ſchlechtes Mittel iſt, mocht' ich mich nimmer damit befaſſen, und bitte Euch daher nun, mir mit Eurem guten Rathe beizuſtehen, welche Maßregeln ich gegen dieſe Leute ergreifen ſoll.

Herr Graf Lucanor, erwiederte Patronius, die Lüge und die Wahrheit machten einmal Gemeinſchaft untereinander, und als ſie ſo eine Zeit lang zuſammen waren, ſagte die Lüge, die immer ſehr anſchlagiſch iſt, zur Wahrheit, es würde gut ſein, wenn ſie einen Baum pflanzten, von dem ſie Nutzen ziehen und in deſſen Schatten ſie in der Hitze ruhen könnten. Die Wahrheit, ſchlicht und freundlich wie ſie iſt, war damit einverſtanden, als aber das Bäumchen aufging, meinte die Lüge, jedes von ihnen ſollte ſeinen Theil davon wählen. Dabei ſtellte ſie der Wahrheit mit zierlichen Scheingründen vor, wie die Wurzel dem ganzen Baum Leben und Nahrung gebe, und da ſie mithin das Nützlichſte und die Hauptſache ſei, ſo riethe ſie der Wahrheit, die Wurzeln des

Baumes unter der Erde für ſich zu nehmen, ſie dagegen wolle es darauf wagen und die Aeſtchen nehmen, welche aus der Erde hervorkämen; obgleich hierbei allerdings viel gewagt ſei, da ſie der Gefahr ausgeſetzt wären, abgeſchnitten, von den Menſchen beſchädigt, von Thieren benagt, von den Vögeln mit Schnäbeln, Füßen und Krallen ausgeriſſen, von der Hitze verbrannt, oder vom Froſte vernichtet zu werden, welches Alles bei der Wurzel nicht zu beſorgen ſtehe. Da die Wahrheit ſo viele Gründe hörte, und ſie ein ſehr vertrauliches und leichtgläubiges Weſen ohne alle Kniffe iſt, ſo verließ ſie ſich auf ihre Gefährtin, die Lüge, hielt Alles für wahr, was dieſe geſagt, und meinte Wunder wie gut ſie dabei berathen und betheiligt ſei, nahm daher die Wurzeln des Baumes und freute ſich ihres Antheils.

Die Lüge dagegen war über den Betrug, den ſie ihr mit ihren ſchönen, glatten Redensarten geſpielt hatte, äußerſt vergnügt.

Nun begab die Wahrheit ſich unter die Erde zu den Wurzeln, die ihr Theil waren, die Lüge aber blieb auf der Erde, wo die Menſchen wohnen und die Völker wandeln, und da ſie ſehr ſchmeichleriſch iſt, fanden ſie bald großes Behagen an ihr. Ihr Baum aber fing an zu wachſen und luſtig Aeſte und Blätter zu treiben, und warf einen mächtigen Schatten, und in ſeinem Laube blühte es in ſo ſchönem Farbenſpiel, daß es wohl des Blühens lohnte. Und da die Menſchen den prächtigen Baum ſahen, verſammelten ſie ſich treuherzig um ihn und freuten ſich ſeiner Kühle. Die Meiſten weilten immer dort, und die ſonſt über der Erde zerſtreut waren, ſagten's einer dem andern: wer herrlich und in Freuden leben wolle, müſſe in den Schatten des Lügenbaumes kommen. Als aber die Völker unter dem Baume verſammelt waren, machte die Lüge, die ſehr einnehmend und von großer Gelehrſamkeit iſt, ihnen vielerlei Luſtbarkeiten und unterwies ſie in ihrer Wiſſenſchaft, und die Menſchen waren ſehr begierig, ihre Künſte zu lernen, und auf dieſe Weiſe zog ſie alle Völker der Erde an ſich und lehrte den einen die ſchlichten, und den Gelehrten unter ihnen die erſchrecklichen Lügen. Denn Ihr müßt wiſſen, eine ſchlichte Lüge iſt, wenn Jemand zum Andern ſagt: „mein Herr, ich werde dies und jenes für Euch thun", und denkt nicht

daran, es zu thun, und doppelt gelegen, wenn er Schwur und Eid und Unterpfand hinzufügt, oder Andre ſtellt, die für ihn bürgen, und doch, während er ſolche Zuſicherungen giebt, ſchon bei ſich erſonnen hat, wie Alles dies in Lug und Trug ausgehen ſoll. Die ſchreckliche Lüge aber, die voll tödtlichen Betruges, iſt die, wo Einer, um zu täuſchen, heuchleriſch die Wahrheit ſpricht.

Solcher Weisheit nun beſaß die Lüge ſo viel, und wußte ſie denjenigen, die an dem Schatten ihres Baumes Gefallen fanden, ſo trefflich beizubringen, daß dieſen dadurch faſt Alles gelang, was ſie nur wünſchten, und Keiner der Lehre fremd bleiben mochte: denn ſo groß war die Sehnſucht der Völker nach dieſem Schatten und dieſer Lehre, daß ſie der Lüge ganz zu Willen waren, der eine um des ſchönen Baumes, der andere um des Wiſſens willen. Und ſo war denn die Lüge hochgeehrt und geprieſen und von den Völkern umgeben, und wer ſich ihr minder anſchloß, und weniger von ihren Künſten wußte, war unberühmt und achtete ſich ſelbſt gering.

Derweil aber die Lüge ſo im Glücke ſtand, lebte die Wahrheit kärglich und verachtet in der Erde Schooß, und kein Menſch auf der Welt wußte von ihr, Niemand gedachte ihrer und mochte ſie aufſuchen. Da ſie nun nichts zu zehren fand, als jene Baumwurzeln, die nach dem Rath der Lüge auf ihr Theil gekommen, ſo mußte ſie aus Mangel anderer Nahrung, immer wieder an dieſen Wurzeln nagen und beißen: und ſo mächtige Aeſte und breites Laub der Lügenbaum auch droben trug und weithin ſchattete und reiche, ſchöngefärbte Blüthen trieb: bevor ſie noch Früchte anſetzen konnten, waren unten die Wurzeln zerſtört. Und als nun auch die letzte verzehrt war, und die Lüge mit allen den Völkern, die bei ihr zur Lehre gingen, im Schutz ihres Baumes ſtand, faßte ein Sturmwind den Baum, und da er, ohne Wurzeln, leicht umzureißen war, ſtürzte er auf die Lüge und zerſchmetterte ſie und Alle, die bei ihr waren. Wo aber der Stamm des Baumes geſtanden, ſtieg die verborgene Wahrheit empor, und als ſie die Erde betrat, ſah ſie die Lüge und Alle, die zu ihr gehalten, verloren und unglücklich, ſo viel ſie auch von ihr gelernt, und ihre Weisheit geübt hatten.

So erwäget denn auch Ihr, Herr Graf Lucanor, daß die Lüge zwar große Aeste treibt und ihre Blüthen, das ist: ihre Sprüche, Gedanken und Schmeicheleien, gar lustig und den Menschen wohlgefällig sind, daß aber Alles nur eitel Schatten ist und nimmer gute Früchte trägt. Wenn daher Eure Gegner der Lügenkünste und Listen sich bedienten, so hütet Euch vor ihnen, so gut Ihr kennt, strebt nie in solcher Weisheit ihr Gesell zu werden, und beneidet sie nicht um ihr Glück, das sie durch Lügenkunst erwerben; denn seid versichert, es währt nur kurze Zeit und endet nimmer gut: wann sie am glücklichsten sich wähnen, stürzt er zusammen, wie über Jenen der Lügenbaum, als sie unter seinem Schatten sich geborgen glaubten. Die Wahrheit dagegen, so verachtet sie sei, umschlingt sie fest und haltet sie hoch in Ehren, auf daß Gott Euch hienieden Gut, Ehre, Gesundheit und die ewige Seligkeit in jener Welt verleihe.

Dieses Rathes erfreute sich der Graf gar sehr, befolgte ihn und fuhr gut dabei. Don Juan aber, der das Beispiel vortrefflich fand, ließ es in dieses Buch schreiben und fügte nachstehenden Reim hinzu:

Sei immer wahr, und flieh die Lügengeister,
Denn übel lohnt die Lüge ihrem Meister.

Dreiundvierzigſtes Kapitel.

Wie es einem Fuchs, der ſich todt ſtellte, ergangen.

Einſt ſprach der Graf Lucanor alſo zu ſeinem Rathe Patronius: Einer meiner Verwandten lebt in einem Lande, wo er nicht die nöthige Macht beſitzt, um ſich aller der Plackereien zu erwehren, die man ihm anthut, und die Mächtigen jenes Landes ſähen es gar zu gern, wenn er ihnen irgend eine Veranlaſſung gäbe, über ihn herzufallen; er aber glaubt dieſe Niederträchtigkeiten nicht länger aushalten zu können, und möchte ſchon lieber Alles auf's Spiel ſetzen, als täglich ſolches Leid erdulden. Da ich nun wünſchte, daß er hierbei das Klügſte erwählte, ſo bitte ich Euch, ſagt mir, was ich ihm anrathen ſoll, um dort mit Ehren zu beſtehen.

Herr Graf Lucanor, entgegnete Patronius, damit Ihr ihm in dieſer Sache Rath ertheilen könnt, wär' es mir lieb, Ihr vernähmet, was einem Fuchs, der ſich todt ſtellte, begegnet iſt. Was war das? fragte der Graf.

Herr Graf, ſagte Patronius, ein Fuchs drang einmal des Nachts in einen Hühnerhof, und nachdem er dort einen großen Lärm unter den Hühnern angerichtet hatte, und endlich meinte, es ſei nun Zeit ſich wieder [illegible]ven zu machen, war es indeſſen ſchon Tag geworden und die Straße voller Leute. Da er nun ſah, daß er ſich nicht mehr verbergen konnte, ſchlich er heimlich auf die Gaſſe und ſtreckte ſich hin, als ob er todt wäre. Als ihn die Leute dort bemerkten, hielten ſie ihn wirklich für todt, und Niemand kümmerte ſich weiter um ihn. Doch nach einem Weilchen ging Einer vorüber und ſagte, die Haare von der Stirn

des Fuchſes, wenn man ſie kleinen Kindern zu Häupten legte, wären gut gegen das Ertrinken; und damit ſchnitt er dem Fuchs mit einer Scheere die Stirnhaare ab, die ſehr ſchön waren, und ſteckte ſie zu ſich. Darauf kam ein Anderer und ſagte daſſelbe von den Haaren vom Rücken, und wieder ein Anderer von den Weichen, und ſo immer mehrere, bis ſie ihn ganz kahl geſcheren hatten; der Fuchs aber rührte ſich nicht, denn er machte ſich nicht viel aus ſeinem Pelze. Nun aber kam wieder Einer und ſagte, die Klaue von dem Tatzen eines Fuchſes, wäre ein gutes Mittel gegen den Wurm am Finger, und ſo riſſen ſie ihm denn die Klaue aus, aber der Fuchs rührte ſich nicht. Jetzt kam noch Einer, der meinte, ein Fuchszahn wäre heilſam gegen Zahnſchmerzen, und ſie zogen ihm den Zahn aus, und der Fuchs rührte ſich noch immer nicht. Nach einem Weilchen endlich kam wieder ein Anderer und ſagte, das Herz vom Fuchſe wäre gut wider Herzweh, und ergriff ein Meſſer, um es ihm herauszuſchneiden. Als aber jetzt der Fuchs ſah, daß ſie ihm gar noch das Herz ausreißen wollten, und er ohne Herz zu gar Nichts mehr nütze wäre und das Leben laſſen müßte, hielt er's doch für's Beſte, lieber Alles zu wagen, als Alles zu verlieren, faßte Muth, vertheidigte ſich und entkam glücklich.

Und ſo, Herr Graf Lucaner, rathet auch Eurem Verwandten, da ihn Gott in ein Land verſchlagen, wo er ſeinen Widerſachern nicht nach Wunſch und Gebühr gewachſen iſt, daß er, ſo lange ſich's ohne großen Schaden und Schimpf ertragen läßt, es hingehen laſſe und ſich ſtelle, als macht' er ſich Nichts daraus. Denn jede Beleidigung iſt für den, der ſich's nicht merken läßt, daß er ſie fühle, weniger beſchämend, als für den, welcher Empfindlichkeit darüber zeigt und dann doch nicht thut, was er ſoll, um die Scharte auszuwetzen, weshalb es denn auch klüger iſt, leidliche Unbill, die man nicht gehörig beſtrafen kann, ganz zu überſehen. Wo aber daraus irgend Schande oder großer Schade droht, da ſoll der Mann ſich zuſammennehmen und es nicht dulden; denn beſſer im Kampfe um Recht und Reich und Ehre untergehen, als in ſolchen Erbärmlichkeiten ſchlecht und ſchmachvoll zu leben.

Der Graf fand das Beispiel gut, Don Juan aber ließ es hier aufschreiben und dichtete folgende Verse:

So lang's erträglich, mag's drum sein,
Doch wird's zu toll, so schlage drein.

Vierundvierzigſtes Kapitel.

Was zweien Blinden miteinander begegnete.

Ein andermal ſagte der Graf Lucanor zu ſeinem Rathe Patronius: Ein Verwandter und Freund von mir, dem ich vollkommen vertraue, weil ich von ſeiner wahrhaften Zuneigung überzeugt bin, räth mir, mich an einen Ort zu begeben, vor dem ich große Scheu habe. Er behauptet jedoch, es ſei dort nichts zu befürchten, und er wolle eher ſterben, als daß ich irgend Schaden dabei nähme. Nun bitte ich Euch um Euren Rath in der Sache.

Herr Graf Lucanor, erwiederte Patronius, um dieſes Rathes willen wünſchte ich ſehr, Ihr hörtet, was einmal zweien Blinden widerfahren. Und was war das? fragte der Graf.

Herr Graf Lucanor, ſagte Patronius, in einem Städtchen lebte ein Mann, der verlor ſein Augenlicht, und ſo, arm und blind, ging er zu einem andern Blinden, der in demſelben Städtchen wohnte, und ſagte zu ihm, ſie wollten zuſammen nach der andern Stadt gehen, die nicht fern von der ihrigen lag, und dort Almoſen betteln, damit ſie was zu leben hätten. Doch der andre Blinde erwiederte, auf dem Wege nach dieſer Stadt gäbe es viele Engpäſſe, Löcher und Furten, und er fürchte ſich vor dem Gange. Jener aber ſagte, er ſolle keine Angſt haben, er würde mit ihm gehen und ihn ſicher hinbringen, und wußte ihm ſo viel Zuverſicht und ſo große Vortheile von der Fahrt vorzuſpiegeln, daß endlich der Blinde dem Blinden glaubte, und Beide ſich miteinander auf den Weg machten. Als ſie aber an die ſchwierigen und gefährlichen Stellen kamen, ſtürzte der Blinde, der den andern führte, und der andre Blinde, trotz ſeiner Vorherſagungen, verfehlte nicht ihm nachzuſtürzen.

Habt Ihr demnach, Herr Graf Lucanor, gegründete Beſorgniß bei jener Sache, ſo begebt Euch darum nicht in die Gefahr, weil Euer Freund und Verwandter Euch verſichert, eher zu ſterben, ehe Euch ein Schaden geſchehe, denn es mögte Euch wenig nutzen, wenn er ſtürbe, und Ihr dann doch den Schaden oder ſelber den Tod davon hättet.

Dem Grafen gefiel dieſer Rath, er befolgte ihn und fuhr wohl dabei. Den Juan aber, der das Beiſpiel vortrefflich fand, ließ es in dieſes Buch ſchreiben und dichtete folgenden Reim:

Was auch der Freund für Bürgſchaft bot;
Halt Dich davon, wo Unglück droht.

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Wie es einem jungen Mann an seinem Hochzeitstage ergangen.

Eines Tages sagte der Graf Lucanor zu seinem Rathe Patronius: Einer meiner Diener vertraute mir, daß man ihn zu einer Heirath mit einem sehr reichen Mädchen überreden wolle. Sie ist vornehmer als er und die Parthie wäre sehr vortheilhaft für ihn, wenn es nicht ein Bedenken dabei hätte: man hat ihm nämlich gesagt, sie sei das störrigste und trotzigste Weib von der Welt. Nun bitte ich Euch, rathet mir, ob ich die Heirath, obgleich er weiß von welchem Schlage sie ist, dennoch zulassen oder untersagen soll?

Herr Graf Lucanor, erwiederte Patronius, wenn er von der Art ist, wie einst der Sohn eines maurischen Bauers war, so rathet ihm, sie zu heirathen; ist er aber anders beschaffen, so rathet es ihm ab. Der Graf bat ihn, ihm dies zu erzählen, und Patronius sagte:

In einer Stadt lebte ein angesehener Maure mit einem Sohne, der war der beste Junge, den es nur in der Welt geben konnte, nur leider nicht reich genug, um große Thaten zu vollbringen, worauf sein ganzer Sinn gestellt war; und so versank er denn in große Betrübniß, da seinem guten Willen alle Mittel fehlten. In derselben Stadt aber wohnte auch ein andrer Maure, noch viel angesehener und reicher als Jener, der hatte eine einzige Tochter, die aber gerade das Widerspiel von jenem Jünglinge war, denn so schöne Sitten dieser hatte, so schlecht und verkehrt waren die ihrigen, weshalb denn auch kein Menschenkind diesen Teufel heirathen mochte. Nun trat jener sanfte Jüngling eines

Tages vor seinen Vater und sagte: er wisse wohl, daß er bei seinem geringen Vermögen von ihm nicht so viel zu erwarten habe, um anständig leben zu können, und da ihm daher nichts Andres übrig bleibe, als entweder ein kärgliches und kümmerliches Leben zu führen, oder in alle Welt zu gehen, so halte er es, wenn er nichts dagegen habe, für verständiger, irgend eine Heirath zu suchen, bei der er sein Auskommen hätte. Der Vater erwiederte, er sei damit zufrieden, wenn er eine Parthie finden könnte, die ihm zusagte. Da entgegnete der Sohn, wenn es ihm also recht wäre, so möge er veranstalten, daß der Vater jenes Mädchens ihm dieselbe zur Frau gebe. Bei diesen Worten rief der Vater höchst erstaunt aus: wie er nur an so etwas denken könne, denn kein Mann in der Welt, der sie kenne, und wenn er noch so arm sei, möge sie heirathen! Doch der Sohn bat ihn inständigst, ihm ihre Hand zu verschaffen, und drang so lange in ihn, bis der Vater, obgleich er es sehr seltsam fand, endlich doch zustimmte und alsbald zu jenem Manne hinging. Sie waren beide gute Freunde, er erzählte ihm daher Alles, was mit seinem Sohne vorgefallen und wie er den Muth hätte, um seine Tochter zu werben, er sei seinerseits damit zufrieden, und so möge denn auch er darein willigen. Da der Mann seinen Freund so reden hörte, erwiederte er: Bei Gott, wenn ich das thäte, handelte ich als ein falscher Freund an Euch. Ihr habt einen so vortrefflichen Sohn, und es wäre sehr treulos von mir, in sein Unglück oder seinen Tod zu willigen; denn ich weiß gewiß, wenn er meine Tochter heirathet, wird dies sein Tod, oder der Tod ihm doch lieber sein, als das Leben. Doch glaubt nicht etwa, daß ich das nur sage, um Eure Wünsche abzulehnen, denn wollt ihr sie demungeachtet haben, so soll es mir ganz recht sein, sie Eurem Sohne oder wem immer zu geben, wenn ich sie nur aus dem Hause los werde. Sein Freund dankte ihm sehr für diese Warnung, bat ihn jedoch, da es der Sohn so sehnlich wünsche, wiederholt um seine Zustimmung zu der Verbindung. So wurde nun die Heirath geschlossen und die Neuvermählte in das Haus ihres Mannes geführt, denn bei den Mauren herrscht der Gebrauch, den jungen Eheleuten am Hochzeitstage ein Abendessen zu be-

reiten, den Tisch zu decken und sie bis zum folgenden Tage allein zu lassen. Und so geschah es auch hier; aber die beiderseitigen Eltern und Verwandten waren in großer Sorge, daß sie den jungen Ehemann morgen todt oder sonst übel zugerichtet wieder finden würden.

Sobald nun das Paar im Hause allein war und sich zu Tisch gesetzt hatte, späh'te der Ehemann, ehe die junge Frau noch zu Worte kommen konnte, rings um die Tafel, erblickte seinen Jagdhund und rief ihm schon etwas heftig zu: Hund, bring uns Wasser zum Händewaschen! Doch der Hund that es nicht; darüber gerieth er in Zorn und wiederholte seinen Befehl noch heftiger, aber der Hund that es abermals nicht. Da sprang er wüthend vom Tisch auf, ergriff sein Schwert und ging auf ihn zu, der Hund, da er ihn so auf sich losstürzen sah, entfloh, er hinter ihn drein, und beide über Tisch und Bänke und Kaminfeuer immerfort, bis er endlich den Hund erreicht hatte. Jetzt hackte er ihm Kopf und Füße ab, hieb ihn ganz in Stücke und besteckte Wände, Tisch und alles Hausgeräthe mit Blut. So voll Wuth und Blut kehrte er zur Tafel zurück, schaute abermals in die Runde, gewahrte ein Schoßhündchen und befahl diesem, Waschwasser zu bringen, und da das Hündchen nicht darauf hörte, rief er: Wie, Herr Duckmäuser, hast du nicht gesehen, wie ich mit dem Jagdhund verfahren, weil er nicht thun wollte, was ich befahl? Ich betheure es, wenn du dich noch einen Augenblick länger widerspenstig zeigst, soll es dir ergehen, wie ihm! Und da das Hündchen es dennoch nicht that, erhob er sich, erwischte es bei den Beinen, schleuderte es an die Wand und zerschmetterte es, in noch größerem Zorne als bei dem Jagdhunde, in tausend Stücke.

Also wild und ungebärdig, setzte er sich wieder zu Tische, nochmals nach allen Seiten blickend, und die Frau, die Alles mit angesehen, meinte, er sei närrisch geworden und sprach kein Wort. Nachdem er aber so umhergespähet, erblickte er sein Pferd (und er hatte nur das Eine), und rief ihm heftig zu, es solle ihm Waschwasser bringen; doch das Pferd that es nicht. Da schrie er: Wie, Den Mähre, glaubst du etwa, weil ich kein anderes

Pferd habe, du kämſt ſo davon, ohne meinen Willen zu thun? wahrlich, wie Jene da ſollſt auch du und Alles, was auf Erden lebt, eines elenden Todes ſterben, wenn es meine Befehle nicht befolgt! Doch das Pferd rührte ſich nicht, und da er ſah, daß es nicht gehorchte, ging er hin, ſchnitt ihm den Kopf ab und hieb es in der größten Wuth, die er nur erſchwingen konnte, gleichfalls in Stücke. Als nun die Frau ſah, wie er ſein einziges Roß umbrachte und Jedem, der ſeinen Befehlen nicht Folge leiſten würde, daſſelbe anbrehte, meinte ſie, das geſchähe denn doch nicht blos zum Spaße, und gerieth in große Angſt, daß ſie nicht mehr wußte, ob ſie todt oder lebendig wäre. Er aber, Wuth ſchnaubend und vom Blute triefend, kehrte zur Tafel zurück und ſchwor: und wenn er tauſend ungehorſame Roſſe, Männer und Weiber im Hauſe hätte, ſie ſollten Alle des Todes ſein; dann ſetzte er ſich wieder und blickte umher, das blutige Schwert auf den Knieen. Und da er von einer Seite zur andern geſchaut, und kein lebendiges Weſen mehr gewahrte, wandte er den Blick furchtbar auf ſein Weib und ſagte, das bloße Schwert noch immer in der Hand, in großem Grimme zu ihr: ſteht auf und bringt mir Waſchwaſſer! Die Frau, der es nicht anders war, als würde ſie ſelbſt ſchon in Stücke gehauen, ſprang eiligſt auf und brachte ihm das Waſſer. Da rief er: Ha! wie danke ich Gott, daß Ihr meinen Befehl befolgt habt, denn bei der Wuth, in die mich jene Narren verſetzt, wäre es Euch ſonſt ergangen wie ihnen. Darauf befahl er ihr, ſie ſolle ihm zu eſſen geben, und ſie that es, er ſagte es ihr aber in einem ſolchen Tone, daß ſie glaubte, ihr Kopf wäre ſchon in Scherben: und in dieſer Weiſe ging die Geſchichte die ganze Nacht hindurch und ſie muckſte nicht, ſondern that Alles, was er ihr befahl. Nachdem ſie aber ein Weilchen geſchlummert hatten, ſagte er zu ihr: vor dem großen Zorne kann ich nicht ruhig ſchlafen, ſorget dafür, daß mich Niemand wecke und haltet ein gutes Frühſtück bereit. Am andern Morgen nun frühzeitig verſammelten ſich die Väter, Mütter und Baſen vor der Thür, und da drin Alles ſtille war, befürchteten ſie, der junge Ehemann ſei todt oder verwundet, in welcher Beſorgniß ſie noch mehr beängſtigt wurden, als ſie durch die Thürritzen nur die Frau

Wie es einem jungen Manne an seinem Hochzeittage ergangen.

allein erblickten. Kaum aber hatte dieſe ſie an der Thür bemerkt, ſo ſchlich ſie ganz leiſe und furchtſam heran, und flüſterte ihnen ſogleich entgegen: „ihr Unglückſeligen, was macht ihr da, wie unterſteht ihr euch, an die Thür zu kommen und zu plaudern? ſchweigt, oder wir Alle ſind Kinder des Todes.“ Da die draußen dies hörten, waren Alle ſehr verwundert. Nachdem ſie aber erfahren, wie die jungen Eheleute die Nacht zuſammen zugebracht hatten, wurde der junge Mann hochgeprieſen, daß er ſo gut ſich zu helfen und in ſeinem Hauſe aufzuräumen gewußt; und von dieſem Tage an war die Frau wie um den Finger zu wickeln, und ſie führten mit einander ein glückliches Leben. Ein paar Tage nachher aber wollte es der Schwiegervater ſeinem Eidam nachmachen und tödtete auf dieſelbe Weiſe ein Pferd; da ſagte ſeine Frau zu ihm: laß gut ſein, Alterchen, du beſinnſt dich zu ſpät, wir kennen einander ſchon.

Und will nun, Herr Graf Lucanor, Euer Diener ein ſolches Weib freien und iſt ein Mann wie jener, ſo rathet ihm, ſie in Gottes Namen zu heirathen, denn er wird ſchon mit ihr fertig werden; iſt er jedoch nicht von dem Schlage, um einzuſehen, was da Noth thut, ſo laßt es gehen wie es will. Aber Euch ſelber rathe ich, einem Jeden, mit dem Ihr irgend etwas zu ſchaffen bekommt, gleich Anfangs zu zeigen, wie er mit Euch daran iſt.

Der Graf fand das Beiſpiel gut, handelte darnach und fuhr wohl dabei, und da Don Juan es ebenfalls treffend fand, ließ er es in dieſes Buch ſchreiben und machte folgenden Reim dazu:

Zeigſt Du nicht gleich, wer Herr im Haus,
So richt'ſt Du hinterher nichts aus.

Sechsundvierzigſtes Kapitel.

Was einem Kaufmann begegnete, welcher Weisheit kaufen wollte.

Eines Tages kam der Graf Lucanor, noch ganz wüthend über eine ihm angethane Beleidigung, zu ſeinem Rathe Patronius und betheuerte, er wolle darüber einen ſolchen Lärm machen, daß man für immer daran denken ſollte. Da Patronius ihn plötzlich ſo voller Zorn ſah, ſagte er zu ihm: Herr Graf, ich wünſchte ſehr, Ihr vernähmet, was einmal einem Kaufmanne begegnet iſt, der Weisheit kaufen wollte. Und was war das? fragte der Graf. Herr Graf Lucanor, entgegnete Patronius, in einer Stadt lebte ein großer Meiſter, der kein anderes Geſchäft hatte, als mit weiſen Lehren zu handeln, und da jener Kaufmann dies erfuhr, ging er zu dem Meiſter hin und bat ihn, ihm etwas davon abzulaſſen, und der Meiſter war damit zufrieden, erwiederte aber, er möge erſt angeben, zu welchem Preiſe er ſie wünſche, denn wie die Bezahlung, ſo die Waare. Der Kaufmann antwortete, er wolle für einen Pfennig Weisheit haben: da nahm der Meiſter den Pfennig und ſagte: „Freund, wenn Euch Jemand einladet und Ihr wißt nicht, was für Gerichte kommen werden, ſo eßt Euch gleich an dem erſten ſatt, das man Euch verſetzt.“ Der Kaufmann meinte, da wäre eben nicht viel Weisheit dabei, der Meiſter aber entgegnete, der Preis ſei auch nicht darnach, um viel dafür zu fordern. Da verlangte der Kaufmann Weisheit für eine Dublone, und nachdem der Meiſter das Goldſtück empfangen, ſagte er: „wenn Ihr im Zorne raſch etwas vernehmen wollt, ſo brecht nicht eher los, als bis Ihr vorher Alles genau erforſcht habt.“ Der Kaufmann dachte, wenn er ſolche Plauder-Sprüch-

lein einhandeln wollte, könnte er wohl alle seine Dublenen los werden; er mochte daher keine Weisheit mehr kaufen, prägte sich jedoch diesen Spruch in's Gedächtniß ein.

Nun geschah es, daß der Kaufmann einmal über Meer in ein weit entlegenes Land fuhr und bei der Abreise seine Frau in guter Hoffnung verließ, durch seine Handelsgeschäfte aber in der Fremde so lange aufgehalten wurde, bis der Sohn, mit dem sie damals schwanger ging, über zwanzig Jahre alt geworden war. Die Mutter hatte nur das eine Kind, und da sie ihren Mann längst für todt hielt, war dieser Sohn, den sie mütterlich liebte, ihr einziger Trost. Aus Liebe zu seinem Vater nannte sie ihn daher stets ihren Mann, er aß und schlief mit ihr, als ob er immer noch ein kleines Bübchen wäre, und so verlebte sie ihre Zeit als eine rechtschaffene Frau, jedoch in großem Kummer, weil sie von ihrem Manne keine Kunde erhielt. Unterdeß aber hatte der Kaufmann endlich alle seine Geschäfte abgemacht und kehrte glücklich wieder heim; und noch an demselben Tage, wo er in dem Hafen jener Stadt einlief, begab er sich, ohne irgend Jemandem etwas zu sagen, unerkannt in seine Wohnung und versteckte sich an einem verborgenen Orte, um zu sehen, was in seinem Hause vorging. Als es nun gegen Nachmittag kam, trat der Sohn herein und die gute Mutter fragte ihn: Sage, Mann, wo kommst du her? Da der Kaufmann sie den jungen Burschen Mann nennen hörte, wollt' es ihm das Herz abdrücken, denn er glaubte, weil der Mensch noch so jung war, sie führe, ohne mit ihm verheirathet zu sein, einen schlechten Wandel mit ihm. Er wollte daher sogleich beide umbringen, da fiel ihm aber der Spruch ein, der ihm eine Dublene gekostet und er faßte sich. Nun wurde es Abend und sie setzten sich zum Essen, und da er sie so beisammen sah, trieb es ihn noch weit mehr, sie zu bestrafen, aber er erinnerte sich wieder des gekauften Spruches und faßte sich. Als es nun aber Nacht wurde und sie sich zu Bette legten, konnte er's nicht länger ertragen und ging auf sie los, um sie zu tödten; doch mitten in seiner Wuth gedachte er abermals jenes Spruches und stand plötzlich still. Da vernahm er, wie die Mutter, bevor sie das Licht auslöschte, bitterlich weinend sagte: ach, lieber Mann

und Sohn, ich hörte, daß heute ein Schiff eingelaufen iſt, das, wie es heißt, aus dem Lande kommt, wo dein Vater war, geh doch um Gotteswillen gleich morgen früh hin, vielleicht fügt es Gott, daß wir etwas von ihm erfahren. Als der Kaufmann das hörte und ſich erinnerte, daß er ſeine Frau ſchwanger verlaſſen, ſchoß ihm plötzlich das Blatt, daß dies ſein Sohn ſein müßte. Da hatte er große Freude darüber, dankte Gott, daß er ſeinen Vorſatz, ſie zu ermorden, nicht ausgeführt, was ihn unter ſolchen Umſtänden ſehr unglücklich gemacht hätte, und fand die Dublone, die er für jenes Sprüchlein ausgegeben, wohl angewandt, da ſie ihn davor behütet, ſich vom Zorne übermannen zu laſſen.

Wenn Ihr nun aber, Herr Graf Lucanor, über jenen vermeintlichen Schimpf entrüſtet ſeid, ſo habt Ihr ganz Recht daran, ſobald Ihr der Sache gewiß ſeid. Bis dahin aber rathe ich, Euch von Zorn und Leidenſchaft zu Nichts hinreißen zu laſſen, denn dies iſt keine Sache, die durch Aufſchub bis zur völligen Aufklärung der Wahrheit Euch verloren ginge, Euer Ungeſtüm dagegen könnte Euch gar bald gereuen.

Der Graf fand dieſen Rath gut, befolgte ihn und fuhr wohl dabei. Don Juan aber, der das Beiſpiel vortrefflich fand, ließ es in dieſem Buche aufſchreiben und dichtete folgenden Vers:

Greifſt Du in Zorneswuth zur Wehr,
Geſchiebt Dir recht, reut's Dich nachher.

Siebenundvierzigstes Kapitel.

Wie es einem Mann mit einem Sperling und einer Schwalbe ergangen.

Ein andermal sprach der Graf Lucanor also zu seinem Rathe Patronius: Ich habe zwei Nachbarn, von denen ich den einen oder den andern unvermeidlich bekriegen muß, und es trifft sich, daß der eine von ihnen gerade mein nächster Nachbar ist. So bitte ich Euch denn, rathet mir, was ich dabei thun soll.

Herr Graf, erwiederte Patronius, damit Ihr hierbei das Zweckmäßigste wählet, wäre es gut, Ihr hörtet, was einmal einem Manne mit den Sperlingen und den Schwalben begegnet ist. Der Graf fragte, was das gewesen sei? und Patronius sagte:

Ein kränklicher Mann erzürnte sich sehr über das Geschrei der Vögel und bat einen Freund, ihm doch einen Rath dagegen zu geben, denn er könne vor dem Lärm, den die Sperlinge und Schwalben machten, nicht schlafen. Sein Freund erwiederte: gegen beide zugleich könne er nicht Rath schaffen, wohl aber wisse er ein Zaubermittel, um ihn von einem derselben, entweder vom Sperling oder von der Schwalbe zu befreien. Da sagte der Kranke, die Schwalbe schriee zwar öfter und lauter, da sie aber hin und her flöge, während der Sperling beständig zu Hause sitze, so wolle er schon lieber dem vorübergehenden Geschwätz der Schwalbe ausgesetzt sein, als den Lärm des Sperlings unaufhörlich im Hause haben.

Euch dagegen, Herr Graf Lucanor, rathe ich, lieber mit dem entfernteren, wenngleich mächtigeren Gegner anzubinden, als mit dem nächsten Nachbar, und wenn dieser auch noch so gering an Macht wäre.

Der Graf fand dieſen Rath gut, richtete ſich darnach und befand ſich wohl dabei, und da dem Don Juan das Beiſpiel gefiel, ließ er es in dieſes Buch ſchreiben und machte nachſtehenden Reim dazu:

Muß Kampf ſein, halt Dir'n fern vom Haus,
Und gäb' es drum auch härtern Strauß.

Achtundvierzigſtes Kapitel.

Was dem Teufel mit einer Pilgerin begegnet.

Der Graf Lucanor ſagte einmal zu ſeinem Rathe Patronius: als ich neulich mit vielen Andern im Geſpräch war, kamen wir auf die Frage, wodurch ein ſchlechter Menſch ſeinen Nebenmenſchen am meiſten Herzeleid anthun könnte. Da ſagten Einige: durch Ränkeſucht, Andre: durch bucklige Ungeſtalt, und wieder Andre meinten, das Allerſchlimmſte ſeien böſe Zeugen und Verläumdung. Bei Eurer guten Einſicht nun bitte ich Euch, ſagt mir, welches von jenen Uebeln Euch das Unheilvollſte ſcheint. Herr Graf, entgegnete Patronius, damit Ihr hierin aufs Reine kommt, wäre es mir ſehr lieb, Ihr vernähmet, was einmal dem Teufel mit einem jener herumziehenden Weiber begegnet iſt. Und was war das? fragte der Graf.

Herr Graf, ſagte Patronius, in einer Stadt wohnte ein ſehr tugendhafter junger Mann mit ſeiner Frau, und beide lebten ſo glücklich mit einander, daß es nie eine Mißhelligkeit zwiſchen ihnen gab. Das verdroß den Teufel, dem das Gute ſtets ein Dorn im Auge iſt, und er ging ſchon lange damit um, Böſes unter ihnen zu ſtiften, konnte aber niemals ſeinen Zweck erreichen. Als er nun eines Tages, ſehr niedergeſchlagen über den ſchlechten Erfolg, aus jener Stadt kam, begegnete er einer gottloſen Pilgerin, und nachdem ſie einander erkannt hatten, fragte ihn dieſe, warum er denn ſo betrübt ſei? Der Teufel erwiederte, er komme aus der Stadt, wo jene Eheleute wohnten, und habe ſchon lange ganz vergeblich ſie zu verderben getrachtet: erführe aber ſein Meiſter, daß er ſoviel Zeit verbraucht, ohne etwas auszurichten, ſo würde es ihm ſicherlich übel ergehen, und darum ſei er ſo betrübt. Sie

äußerte ihm ihr Erstaunen darüber, daß er, da er doch sonst so klug sei, das nicht zu Stande bringen könne; wenn er ihr aber folgen wollte, so wolle sie schon Rath schaffen. Da versprach der Teufel, Alles zu thun, was sie verlangte, um nur diesem Ehepaar beizukommen, und so wurden denn beide des Handels einig.

Jetzt begab sich die Pilgerin in die Stadt, und ruhete nicht eher, als bis sie die Bekanntschaft der Frau jenes Mannes gemacht hatte: bei dieser gab sie vor, sie sei eine ehemalige Magd ihrer Mutter und halte sich aus Dankbarkeit für verpflichtet, nun auch ihr nach Kräften zu dienen. Die gute Frau, die keinen Zweifel in ihre Worte setzte, nahm sie in ihr Haus auf und vertraute ihr alle ihre Angelegenheiten, und dasselbe that auch ihr Mann. Nachdem sie aber lange Zeit so im Hause gewesen und die Vertraute von beiden geworden war, kam sie eines Tages sehr traurig zu der Frau und sagte: ach Kind, wie schmerzt es mich, was ich so eben gehört habe: Euer Gemahl nemlich soll an andern Frauen mehr Gefallen finden, als an Euch; ich beschwöre Euch, thut ihm doch ja nur alles mögliche Liebes und Gutes an, damit er nicht andern nachläuft, denn daraus könnte für Euch das größte Unglück entstehen. Dies ging der guten Frau, obgleich sie noch nicht recht dran glauben konnte, doch sehr zu Herzen, und sie versank in große Betrübniß. Da nun die boshafte Pilgerin sie so traurig sah, eilte sie an einen Ort, wo der Mann vorübergehen mußte, und als er kam, sagte sie: sein Betragen betrübe sie nicht wenig: so eine gute Frau zu haben und doch eine Andre mehr zu lieben' aber seine Frau wisse schon darum und bekümmere sich sehr darüber: sie habe ihr gesagt: da er so gegen sie handelte, obgleich sie ihm alles Gute erwiese, so wolle sie sich nun auch einen Andern suchen, der sie eben so und noch mehr liebte, als er; doch solle er nur um Gotteswillen seinen Mund halten, daß es die Frau nicht wieder erfahre, denn wäre sie des Todes.

Als der Mann dies hörte, glaubte er's zwar nicht, wurde aber doch sehr nachdenklich. Die boshafte Pilgerin aber ließ ihn so stehen, ging wieder zu der Frau zurück und sagte, indem sie sich sehr betrübt anstellte, zu ihr: Töchterchen, ich weiß nicht, was für ein Unstern da waltet, aber Euer Gemahl ist sehr un-

Was dem Teufel mit einer Pilgerin begegnet

gehalten über Euch, und damit Ihr Euch überzeugt, daß ich die Wahrheit rede, ſo gebt nur Acht, wie verdrießlich und zornig er ankommen wird, was doch ſonſt nicht ſeine Gewohnheit war. Darauf, ſie ihrem Kummer überlaſſend, ging ſie abermals zu dem Manne und ſagte ihm ganz daſſelbe. Als nun dieſer nach Hauſe kam und ſeine Frau wirklich ſo trübe und Nichts von der alten Traulichkeit bei ihr fand, die ſonſt unter ihnen herrſchte, blieb er ſelber immer fort finſter. Da ſagte die falſche Pilgerin, nachdem er wieder fortgegangen war, zu der guten Frau: wenn es ihr recht wäre, ſo wolle ſie einen gelehrten Mann aufſuchen, daß er ihren Gemahl irgendwie von der üblen Laune heile, die er gegen ſie bezeige: und die Frau, die das gute Vernehmen mit ihrem Manne wiederhergeſtellt zu ſehen wünſchte, erwiederte: ſie ſei damit zufrieden und würde es ihr ſehr danken.

Einige Tage nachher kehrte die Pilgerin mit der Nachricht zurück, daß ſie nun einen ſehr geſchickten Mann gefunden, der habe ihr geſagt, wenn er ein Paar Barthaare ihres Mannes hätte, die aber aus dem Bart an der Kehle ſein müßten, ſo würde er damit ein Meiſterſtück machen, daß ihr Mann all' ſeinen Zorn gegen ſie verlöre, und ſie wieder ebenſo zufrieden, und vielleicht noch glücklicher als ſonſt mit einander lebten: ſie ſollte daher nur, ſobald ihr Gemahl zurückkäme, es ſo einzurichten ſuchen, daß er auf ihrem Schooße einſchlummere. Dabei gab ſie ihr ein Raſirmeſſer zum Abſcheeren der Haare, und die gute Frau, die voller Kummer über die Entfremdung, die zwiſchen ihnen entſtanden, Nichts in der Welt ſehnlicher wünſchte, als das vorige Glück wieder zu erlangen, willigte aus großer Liebe zu ihrem Manne ein, und nahm das Meſſer, das ihr die böſe Pilgerin gebracht. Dieſe aber ſuchte ſogleich wieder den Mann auf, und ſagte zu ihm: es thäte ihr ſo leid um ſein Leben, daß ſie's ihm ohnmöglich länger verbergen könnte, denn ſie wiſſe, daß ſeine Frau ihn tödten und mit ihrem Geliebten davon gehen wolle, und zum Beweiſe, daß ſie die Wahrheit ſpräche, wollte ſie ihm auch entdecken, in welcher Art ſie ihn umzubringen beſchloſſen hätte. Sobald er nämlich nach Hauſe käme, wolle die Frau ihn auf ihrem Schooße in Schlummer wiegen, und, wenn er eingeſchlafen, ihm mit einem

Scheermeſſer, das ſie dazu ſchon bei ſich hätte, den Hals abſchneiden. Dieſe falſchen Worte erſchreckten den Mann heftig und machten ihn noch beſorgter, als die früheren Zuträgereien, er nahm ſich indeß vor, auf ſeiner Hut zu ſein, und ging nach Hauſe, um die Sache zu prüfen.

Zu Hauſe wurde er von der Frau freundlicher als an den vorhergehenden Tagen empfangen: ſie ſagte zu ihm: er ſei immer ſo beſchäftigt, ohne ſich jemals Ruhe und Erholung zu gönnen, er ſolle ſich einmal an ihre Seite hinſtrecken und den Kopf auf ihren Schooß legen, ſie wolle ihn kämmen. Bei dieſen Worten wurde er immer argwöhniſcher, um jedoch zu ſehen, was die Frau machen würde, legt er ſich auf ihren Schooß zum Schlafen zurecht, und ſtellt ſich nach und nach, als ſchlummre er, und als die Frau meinte, er ſchlafe feſt genug, zieht ſie das Raſirmeſſer hervor, um ihm die Haare abzuſcheeren. Der Mann aber, da er das Meſſer in ihrer Hand an ſeiner Kehle ſieht, zweifelt nun nicht länger an den Worten der Pilgerin, reißt der Frau das Meſſer aus der Hand und ſchneidet ihr damit den Hals ab. Ueber dem Geräuſch indeß, das die That verurſachte, waren Vater und Bruder der Frau herbeigelaufen, und da ſie die Frau ermordet ſahen und noch bis auf dieſen Tag weder vom Manne, noch von jenen Jemand etwas Schlechtes von ihr gehört hatten, erfaßte ſie ein ſolcher Grimm, daß ſie Alle über den Mann herfielen und ihn ermordeten. Und auf dieſen Lärm rannten wieder die Verwandten des Mannes herzu und erſchlugen die, die ihren Vetter erſchlagen, und ſo wogte das Getümmel hin und her, ſo daß am ſelbigen Tage der beſte Theil der Einwohner, ſo viele deren in der Stadt waren, erſchlagen wurden: und all' dieſes Unglück kam von den falſchen Worten jener tückiſchen Pilgerin.

Wie aber der Herr keine Unthat, ſo verborgen ſie auch ſein mag, unvergolten läßt: ſo brachte er's auch hier an's Tageslicht, daß die böſe Pilgerin das ganze Unheil aufgerührt, und ſo wurde ſie peinlich gerichtet und nahm ein ſchreckliches Ende.

Wenn aber Ihr, Herr Graf Lucanor, erfahren wollt, wer auf Erden der Schlimmſte iſt und am meiſten Unglück ſtiftet; ſo wiſſet: es iſt der, der vor der Welt den guten Chriſten, den Ehr-

lichen und Tugendhaften ſpielt, im Innern aber voller Falſchheit iſt und Lügen und Verläumdungen erfindet, um die Menſchen zu verderben. Darum rathe ich Euch, hütet Euch vor den frommen Schleichern, denn die Meiſten von ihnen ſinnen nur auf Lug und Trug, und um ſtets wohlberathen zu ſein, gedenkt des Raths des Evangeliums, wo geſchrieben ſteht: **A fructibus eorum cognoscetis eos:** an ihren Werken werdet Ihr ſie erkennen. Denn ſeid verſichert, kein Menſch in der Welt, und wenn es auch auf kurze Zeit gelingt, kann für die Dauer verbergen, weß Geiſtes Kind er iſt.

Der Graf erkannte als wahrhaft an, was ihm Patronius geſagt, nahm ſich im Herzen vor, darnach zu handeln, und bat Gott, ihn und alle ſeine Freunde vor einem ſolchen Menſchen zu bewahren. Don Juan aber fand das Beiſpiel ſehr gut, ließ es in dieſes Buch ſchreiben und dichtete folgenden Reim:

Merk' auf die That, nicht auf den Schein,
Willſt Du vor Unglück ſicher ſein.

Neunundvierzigſtes Kapitel.

Was dem Saladin mit einer Dame, der Gattin eines ſeiner Vaſallen, begegnete.

Eines Tages ſprach der Graf Lucaner alſo zu ſeinem Rathe Patrenius: Ihr ſeid, wie ich wohl weiß, ſo hellen Verſtandes, daß von Allen, die jetzt auf Erden leben, Keiner ſo guten Beſcheid auf jegliche Frage zu geben vermag, als Ihr; und daher bitte ich Euch, mir zu ſagen, welches die beſte Eigenſchaft eines Menſchen ſei? Ich frage dies darum, weil ich die Erfahrung gemacht, daß dem Menſchen gar viele nöthig ſind, um nicht nur richtig zu urtheilen, ſondern auch zu handeln: denn durch die bloße Erkenntniß ohne That wird, meines Bedünkens, nur wenig gefördert, und da nun dieſer erforderlichen Eigenſchaften eben ſo viele ſind, ſo wünſchte ich wenigſtens eine davon zu wiſſen, um ihrer jederzeit eingedenk und ſicher zu ſein.

Herr Graf Lucaner, erwiederte Patrenius, Eure Güte überhäuft mich mit Lob und insbeſondere rühmt Ihr ſtets meinen Verſtand. Aber ich fürchte, Ihr täuſcht Euch darin, da man in Nichts auf der Welt öfter und leichter irrt, als in der Kenntniß der Menſchen, ihrer Gemüthsart und Einſicht, eben weil da zweierlei ſehr Verſchiedenes in Anſchlag kommt: die Geſinnung und die Einſicht. Seine Geſinnung bewährt der Menſch durch das, was er thut, und ob er es um Gottes willen oder um der Welt willen thut. Gar Vieler Thun und Werke nämlich ſcheinen, und ſind auch wirklich gut, doch nur für dieſe Welt; und wahrlich, all' dieſe Güte wird ihnen einſt theuer zu ſtehen kommen, denn für dieſes Gut, das einen Tag währt, werden ſie großes Uebel erleiden ohne Ende. Andre dagegen, das beſſere Theil erwählend,

das ewig unverloren bleibt, thun recht um Gottes willen und kümmern sich dabei nicht um die Welt. Und also halten denn die Einen wie die Andern nicht beide Pfade, den der Welt und den zum Himmel, gleichzeitig ein, denn dazu ist große Kraft nöthig, und es ist eben so leicht, die Hand in die Flamme zu strecken und die Gluth nicht zu achten. Doch mit Gottes Beistand und eigner Thätigkeit vermag man's wohl, und es waren viele gute Könige und heilige Männer vor uns, die gut waren vor Gott und vor der Welt.

Nicht weniger schwierig aber ist es auch, die Einsicht der Menschen zu erforschen, denn Viele haben Gutes und Verständiges vorzubringen, können aber kaum drei Worte ordentlich stellen, während Andre wieder sehr geschickt ihre Angelegenheiten zu besprechen wissen und doch voller Tücke sind, und Alles nur für sich und Nichts für ihre Unterthanen thun. Und das sind die, von denen geschrieben stehet: sie sind wie der Narr mit dem Schwerdt in der Hand und wie ein Fürst, der große Macht hat. Wollt Ihr daher nun den Menschen wahrhaft sondern und erkennen, welcher gerecht vor Gott und der Welt, wer scharfen Verstandes, wer von glatter Zunge oder redlicher Gesinnung sei: so beurtheilt jeden nur nach seinen Werken, und zwar nur nach dem, was er nicht etwa kurze Zeit, sondern gewöhnlich thut, und ob er sich bessert oder schlimmer wird, denn dadurch wird Alles offenbar, was ich vorhin erwähnt. Dies sage ich Euch indeß hier nur, weil Ihr mich und meinen Verstand gepriesen, da ich doch gewiß weiß, Ihr würdet mich so nicht loben, wenn Ihr jene Dinge gehörig beachtetet. Was aber nun endlich Eure Frage betrifft: welches die beste Eigenschaft eines Menschen sei, so wünschte ich sehr, Ihr hörtet zu besserem Verständniß der Antwort die Geschichte des Saladin und der tugendhaften Gemahlin eines seiner Vasallen. Was ist das für eine Geschichte? fragte der Graf, und Patronius erzählte:

Saladin, der Sultan von Babylon, führte viel Kriegsvolk mit sich, und da nun eines Tages nicht Alle mit ihm lagern konnten, kehrte er in dem Hause eines seiner Ritter ein, welcher nebst Frau und Kindern seinem hohen Gaste alle nur mögliche

Ehre und Tugend zu erzeigen ſuchte. Doch der Teufel, der immer geſchäftig iſt den Menſchen zu verleiten, gab dem Saladin in den Sinn, Alles zu vergeſſen, was er lieben ſollte, und die Frau jenes Ritters zu lieben, wie er nicht ſollte: und dieſe Liebe war ſo groß, daß er wegen Befriedigung ſeiner Wünſche mit irgend einem ſeiner ſchlechten Diener ſich zu berathen beſchloß. Nämlich, es ſollten Alle Gott bitten, ihren Gebieter vor böſem Anſchlag zu bewahren, denn hat er ihn einmal gefaßt, ſo kennt Ihr auch verändert ſein, es wird ihm zur Ausführung nie ein Helfershelfer fehlen. Und ſo hatte denn auch Saladin gar bald einen ſolchen willfährigen Rathgeber gefunden. Dieſer rieth ihm, er möge den Ritter rufen laſſen, ihn unter großen Ehrenbezeigungen zum Befehlshaber über ein Kriegsheer ſetzen und nach einigen Tagen in Geſchäften in irgend ein entferntes Land abſenden: ſo könne er dann, während deſſen Abweſenheit hier ungeſtört ſeine Luſt büßen. Das gefiel dem Saladin nicht wenig; er befolgte den Rath, und ſobald der Ritter, der ſich durch die Huld ſeines Herrn ſehr beglückt wähnte, fortgegangen war, begab er ſich in jenen Saal, wo die gute Dame, von der ihrem Gemahl erwieſenen großen Gnade bereits unterrichtet, Alles aufbot, ihn auf das Herrlichſte zu empfangen. Nachdem aber die Tafel aufgehoben war und Saladin ſich in ſein Gemach verfügt hatte, ließ er die Dame vor ſich rufen. Sie, die nichts Arges dabei dachte, ging hin und er ſagte ihr, daß er ſie ſehr lieb habe. Als ſie das hörte, wußte ſie gleich, was er meinte, ſtellte ſich aber, als verſtände ſie's nicht und wünſchte ihm Gottes Segen zum Dank, denn ſie verlange Nichts ſehnlicher, als ſein Wohlergehen, und bitte täglich Gott für ihn, wie's ſich gebühre, da er Gebieter und gegen ſie nur ihres Mann ſo gnädig ſei. Saladin entgegnete indeß, er liebe ſie aus ganz andern Gründen und mehr als irgend ein Weib in der Welt; doch ſie nahm auch dieſes nur als eine Gnadenbezeugung, und ließ ihn's noch immer nicht merken, daß ſie jene andern Gründe recht gut verſtehe. Nun mußte Saladin endlich reinen Wein einſchenken; doch ſie, als eine tugendſame und verſtändige Frau, antwortete ihm folgendermaßen: Herr, obgleich ich nur ein Weib von geringem Stande

bin, so weiß ich doch, daß die Liebe in keines Menschen Macht steht, sondern er vielmehr in der übrigen, und wenn Ihr daher mich so sehr zu lieben behauptet, so kann dies allerdings wahr sein. Eben so gut aber weiß ich auch, daß ihr Männer, und vorzüglich ihr großen Herrn, wenn ihr an einem Weibe Gefallen findet, Alles versprecht, was sie nur wünscht; sobald sie aber einmal gefallen ist, sie, wie billig, verachtet und ihrem Unglück überlaßt. Und so, fürcht' ich, Herr, könnt' es auch mir ergehen.

Saladin wollte hierüber vor Ungeduld vergehen und verhieß zu thun, was sie irgend verlange, um sie recht glücklich zu machen. Als die gute Dame ihn aber so reden hörte, erwiederte sie: wenn er verspräche, bevor er ihr Gewalt und Schmach anthäte, ihr eine Bitte zu erfüllen, so wollte sie, sobald er sein Wort gelest, ihm dann gänzlich zu Willen sein. Saladin befürchtete, sie möchte ihn bitten, Nichts mehr von diesem Gegenstande zu sprechen; sie entgegnete jedoch: das begehre sie keineswegeo, noch sonst etwas, das er nicht leicht erfüllen könnte. Nun gab Saladin das Versprechen und die gute Dame, ihm Hände und Füße küssend, sagte: sie verlange nichts Anderes von ihm, als daß er ihr angebe, welches die beste Eigenschaft des Menschen, Anfang und Mutter aller Tugenden sei?

Bei diesen Worten fing Saladin an heftig nachzudenken, es wollte ihm aber durchaus die Antwort nicht einfallen. Da er es aber einmal versprochen hatte, so erwiederte er, er wolle darüber weiter nachsinnen und sie wiederholte ihre Zusage, Alles zu thun was er befehle, sobald er ihr hierauf Bescheid gegeben. — So war der Handel zwischen ihnen beigelegt, Saladin aber ging zu den Seinigen und griff die Sache bei einem andern Ende an, indem er jetzt alle seine Gelehrte darüber zu Rathe zog. Die Einen meinten nun, das Beste für jene Welt sei zweifelsohne ein gutes Gewissen, nur tauge es darum noch nicht sonderlich viel für diese Welt. Andere sagten wieder, die Ehrlichkeit sei ein gut Ding, aber es könne Einer ehrlich und dabei doch knauserig, sehr feige, unwissend oder ungeschlissen sein, und also trotz seiner Ehrlichkeit immer noch etwas Anderes nöthig haben. Und so grübelten sie Alles durch und konnten doch nicht auf den rechten Punkt kommen.

Da nun Saladin in ſeinem ganzen Lande Niemanden fand, der ihm ſeine Frage beantworten konnte; ſo nahm er, um deſto leichter durch die Welt zu kommen, zwei Hofnarren an und fuhr mit ihnen verkleidet über's Meer an den päpſtlichen Hof, den Sammelplatz aller Chriſten, ſuchte jedoch auch hier vergeblich die gewünſchte Auskunft. Von dort begab er ſich an den Hof des Königs von Frankreich und zu allen andern Königen, aber nirgends fand er Beſcheid. Darüber aber war endlich ſo lange Zeit verſtrichen, daß es ihn ſchon gereuete, ſich auf die Sache eingelaſſen zu haben, denn es iſt ſchimpflich für einen großen Herrn, das einmal Begonnene, wenn es ſonſt nichts Schlechtes iſt, nicht zu beenden und um ſo ſchimpflicher, wenn er ſich durch Furcht oder Schwierigkeiten davon abſchrecken läßt, und ſo wollte denn auch Saladin nicht ruhen und raſten, bis er das erforſcht hätte, um derwillen er ſein Land verlaſſen.

Nun geſchah es eines Tages, als er mit den Narren ſeines Wegs daherzog, daß ſie auf einen Ritter ſtießen, welcher, ſo eben von der Jagd zurückkehrend, einen Hirſch erlegt hatte. Dieſer Ritter war erſt ſeit Kurzem vermählt und hatte einen ſehr alten Vater, der für den Beſten jenes Landes galt, denn er war zwar vor Alter ſchon erblindet und gebrechlich, ſein Verſtand aber ſo ſcharf und vollkommen, daß ihm das Alter ſelbſt Nichts anhaben konnte. Der Ritter nun fragte die Fremden, woher ſie kämen und wer ſie ſeien, und als er hörte, daß es Poſſenreißer waren, war er voller Freude und ſagte: die Jagd habe ihn ſo erheitert, und um die Luſt vollkommen zu machen, ſollten ſie, wenn ſie ſonſt recht erzentliche Narren ſeien, heute bei ihm übernachten. Doch ſie entgegneten, wie ſie große Eile hätten und in einer gewiſſen Angelegenheit ſchon ſehr lange von Hauſe fort wären, ohne damit zu Ende kommen zu können, ſie wollten daher jetzt heimkehren und könnten alſo heute nicht mit ihm gehen. Der Ritter aber fragte ſie ſo lange aus, bis er heraus hatte, was ſie eigentlich wollten. Da ſagte er, wenn ſein Vater da nicht Rath wüßte, ſo wiſſe es kein Menſch auf der Welt. Dann beſchrieb er ihnen, was für ein Mann ſein Vater ſei, und Saladin, den der Ritter gleichfalls für einen Narren hielt, ließ ſich endlich bereden.

Als ſie in dem Hauſe des Vaters angekommen waren, erzählte der Ritter dieſem ſogleich, daß er ſehr fröhlich ſei, weil er eine gute Jagd gemacht und noch fröhlicher, weil er jene Narren mit ſich bringe: und nun ſagte er ihm, was dieſe wiſſen wollten, und bat ihn inſtändigſt, ihnen ſeine Meinung darüber zu eröffnen, denn er habe ihnen erklärt, daß ſie in der ganzen Welt keinen Beſſern dazu finden könnten.

Da der Alte das hörte, erkannte er gleich, daß der, welcher eine ſolche Frage that, kein Poſſenreißer war, ſagte jedoch dem Sohne nur, er wolle ihnen nach dem Eſſen Beſcheid ertheilen. Dies theilte der Ritter dem Saladin mit, worüber dieſer ſehr erfreut war. Und als nun die Tafel aufgetragen war, ſagte der alte Ritter zu den Narren: er habe von ſeinem Sohne gehört, daß ſie auf eine Frage reiſten und Niemand gefunden hätten, der ſie beantworten könnte; ſie ſollten ſie ihm nur mittheilen, er wolle ihnen gern ſagen, was er davon verſtände. Da erwiederte der verkleidete Saladin, die Frage ſei: „welches die beſte Eigenſchaft des Menſchen, Mutter und Anfang aller Tugenden wäre.“ Hier erkannte der alte Ritter, der überdies auch den Sinn dieſer Frage gar wohl begriffen, Saladin an der Stimme, denn er hatte lange Zeit an ſeinem Hofe gelebt und viel Gunſt von ihm erfahren. Da ſprach er: Freund, zuerſt muß ich Euch nur verſichern, daß bis auf den heutigen Tag dergleichen Poſſenreißer mein Haus noch nicht betreten haben, denn, um ehrlich zu ſein, ſollt' ich eigentlich vor allem Andern hier bekennen, wieviel Gutes ich e'aſt von Euch empfangen; doch davon ein andermal, wenn ich erſt insgeheim mit Euch geſprochen, damit Niemand etwas von Eurem Handel erfahre. Was aber Eure Frage anbetrifft, ſo ſage ich Euch: die beſte Eigenſchaft des Menſchen, Haupt und Mutter aller Tugenden iſt die Schaam. Denn aus Schaam erduldet der Menſch den Tod, der doch das Schlimmſte iſt, was er erleiden kann, aus Schaam unterläßt er, was ihm böſe dünkt, ſo groß auch ſein Gelüſten darnach ſei; und alſo iſt die Schaam der Urſprung aller Tugenden, ſowie die Schaamloſigkeit aller Laſter Anfang. —

Saladin mußte die Wahrheit dieſes Ausſpruchs anerkennen und da er alſo ſah, daß er nun wirklich die Antwort auf ſeine

Frage gefunden, war er äußerſt vergnügt und nahm Abſchied von dem Ritter und ſeinem Sohne. Bevor ſie jedoch ſchieden, ſprach der Alte noch einmal mit ihm und ſagte, wie er wohl wiſſe, daß er der Saladin ſei, von dem er ſo viel Gutes erfahren; und er und ſein Sohn erwieſen ihm — doch ſo, daß er von den Andern nicht erkannt wurde — alle möglichen Dienſte, worauf Saladin ſich ſo ſchnell er nur konnte, auf die Rückreiſe machte. Seine Zurückkunft verbreitete große Freude im ganzen Lande; ſobald aber die Freudenfeſte vorüber waren, begab er ſich nach dem Hauſe der guten Dame, die ihm jene Frage geſtellt hatte. Dieſe bewirthete ihn auf das Beſte und nachdem er geſpeiſt und ſich in ſein Gemach zurückgezogen hatte, ließ er die Dame rufen und erzählte ihr, was für Rath er gehabt, ſichere Antwort auf ihre Frage zu finden. Jetzt aber habe er ſie gefunden und da er mithin ſein Wort vollſtändig leiſten könne, ſo ſollte auch ſie nun halten, was ſie verſprochen. Doch ſie hat es ſich zur Gnade aus, daß er ſein Verſprechen zuerſt erfülle und ihr die Antwort ſage; und ſei dieſe von der Art, daß er ſelbſt ſie für richtig anerkenne, ſo wolle ſie dann ſehr gern auch ihrerſeits nicht länger zögern. Saladin war damit zufrieden und ſagte: die beſte Eigenſchaft des Menſchen und Mutter aller Tugenden iſt die Schaam. Bei dieſen Worten war die gute Dame ſehr vergnügt. Herr, ſagte ſie, jetzt erkenne ich, daß Ihr die Wahrheit redet und Euer Verſprechen erfüllt habt, nun bitte ich Euch, beantwortet mir nur noch eine Frage, eben ſo wahrhaft und wie es einem König geziemt: ob Ihr nämlich glaubt, daß es einen beſſern Mann auf Erden gibt als Ihr? Saladin erwiederte: er ſchäme ſich zwar es auszuſprechen, ſolle er aber als König die Wahrheit ſagen, ſo meine er allerdings beſſer zu ſein als die Andern, und daß es keinen beſſern gebe. Als die gute Dame dies vernehmen, warf ſie ſich zu ſeinen Füßen und rief ſehr bewegt aus: Herr, Ihr habt mir hier zwei große Wahrheiten geſagt: daß Ihr der beſte Menſch ſeid und daß die Schaam das Beſte am Menſchen ſei. Wohlan, Herr, gebt Ihr das letztere zu und ſeid der beſte Mann auf Erden, ſo beſchwör' ich Euch, beſitzt auch das Beſte auf Erden, die Schaam in Eurer Bruſt und ſchämt Euch Eurer verliebten Reden. —

Da ſah Saladin ein, daß die gute Dame durch ihre Tugend und Verſtändigkeit ihn vor großer Sünde zu bewahren gewußt, wofür er Gott ſehr dankte; und hatte er ſie bisher mit ganz anderm Herzen geliebt, ſo faßte er von jetzt an eine noch viel größere, ehrliche und aufrichtige Liebe zu ihr, wie ſie ein guter Herr zu allen ſeinen guten Unterthanen haben ſoll. Er ließ daher ihren Gemahl rufen und erwies ihm ſo viel Gunſt und Gnade, daß er und ſeine Nachkommen vor allen ihren Nachbarn hervorleuchteten, und Alles dies geſchah durch die Tugend jener guten Dame und weil ſie es an's Tageslicht gebracht, daß die Schaam die beſte Eigenſchaft des Menſchen und Anfang und Mutter aller Tugenden ſei.

Wenn Ihr daher, Herr Graf Lucanor, mich nach der beſten Eigenſchaft des Menſchen fragt, ſo nenne ich gleichfalls die Schaam, da ſie den Menſchen tapfer, freigebig, höflich, geſittet und zu allem Guten aufgelegt macht. Denn dies Alles, glaubt mir, iſt der Menſch mehr aus Schaam als aus Luſt dazu, gleichwie er ebenfalls aus Schaam das Schlechte unterläßt, das ihm in den Sinn kommt; und ſo ein gut Ding es daher um den Menſchen iſt, der ſich ſchämt zu thun, was er nicht ſoll, und zu unterlaſſen, was er ſoll; ſo ſchlecht, verächtlich und häßlich iſt dagegen der Schaamloſe. Wie furchtbar irret, wer Schimpfliches in der Meinung thut, ſich deſſen nicht ſchämen zu dürfen, weil es heimlich geſchieht. Denn, wahrlich, es giebt Nichts in der Welt, ſo geheim es ſei, das nicht früh oder ſpät an den Tag käme; und wenn auch der ſchändlichen That die Schande nicht auf dem Fuße folgt, ſo muß der Menſch doch ſtets in Furcht ſein, daß ſie nachkommen, wenn die That ruchbar wird. Und kümmert ihn ſelbſt das nicht, ſo ſollte er wenigſtens bedenken, wie erbärmlich er iſt, da er die That, und wenn auch nur ein Knabe darum wüßte, aus Schaam unterlaſſen würde, und ſich nicht ſchämt und fürchtet vor Gott, der Alles ſieht und weiß und ihn beſtrafen wird, wie er's verdient.

Und alſo, Herr Graf Lucanor, habe ich Euch auch dieſe und ſomit alle Fragen beantwortet, die Ihr an mich gerichtet, und iſt damit ſo lange Zeit vergangen, daß gewiß Viele von

Eurer Gesellschaft schon verdrießlich darüber sind, zumal die, welche nicht gerne hören und lernen, was ihnen Noth thut. Diesen geht es wie dem Esel, der Gold trägt und wohl die Last auf dem Rücken spürt, aber selbst Nichts davon hat; denn ebenso langweilen auch Jene sich bei solchem Gespräch, ohne das Gute, das es enthält, sich zu Nutze zu machen. Daher erkläre ich, daß ich sowohl deshalb, als auch wegen der Mühe, die mir Eure andern Fragen gemacht, Euch keine mehr beantworten, sondern mit dieser Geschichte dies Buch beschließen will.

Und da Don Juan die Geschichte gut fand, ließ er sie in dieses Buch eintragen und machte folgenden Reim dazu:

Schaam lehrt die Hölle Dich besprechen,
Und recht thun ohne Herzerbrechen.

STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Ende

der Geschichten und Beispiele
des Grafen Lucanor.

Die Wiederherstellung

des

Schlosses der deutschen Ordensritter

zu

Marienburg.

Von

Joseph Freiherrn v. Eichendorff.

Mit einem Grundriß der alten Marienburg.

Berlin.

In Commission bei Alexander Duncker,

Königl. Hofbuchhändler

1844.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

II.

Größe, Schuld und Buße.

Unter den Ritterorden des Mittelalters hat der Orden der deutschen Ritter (gestiftet vor Acre im Jahre 1190) für Deutschland bei weitem das wichtigste Interesse, nicht nur weil er uns landsmännisch angehört, sondern hauptsächlich durch die eigenthümliche Entwickelung seiner Geschichte. Nachdem die Ritterorden überhaupt durch die Veränderungen im Orient Zweck und Aufgabe, durch Reichthum und weitzerstreuten Besitz ihre ursprüngliche Bedeutung fast überall bereits verloren hatten, waren es die deutschen Ritter allein, die, ungeduldig so unwürdige Fesseln sprengend, sich unerwartet neue Bahnen hieben und mit Kreuz und Schwert mitten in den nordöstlichen Wildnissen ein neues Deutschland eroberten, ohne dessen christliche Vormauer der ganze Norden Europa's eine andere, jetzt kaum mehr berechenbare, geistige Gestaltung genommen hätte.

Und dieses Ordens Haupthaus, Marienburg, war Jahrhundertelang der Mittelpunkt jenes welthistorischen Ereignisses.

Es sei daher vergönnt, hier mit wenigen Hauptzügen an die Geschichte dieses Hauses zu erinnern, damit wir an der großen Vergangenheit die Bedeutung erkennen, welche seine Wiederherstellung für die Gegenwart hat.

Es geht die Sage, am nördlichen Ende der Waldgegend, welche sich damals von Marienwerder heraufzog, auf dem

hohen Nogat-Ufer, wo jetzt die Marienburg steht, habe in alter Zeit ein Kirchlein mit einem wunderthätigen Muttergottesbilde gestanden; eine Sage, womit das Volksgefühl am würdigsten die Weihe des Orts bezeichnet, von dem das Christenthum, unter dem Schutze der heiligen Jungfrau, jene Wälder durchleuchten sollte.

Denn zwar waren schon früher Bekehrungsversuche gemacht worden; allein ihr Mißlingen hatte die Preußen nur zu schrecklichen Verwüstungen der Nachbarländer aufgereizt, so daß endlich Herzog Konrad von Masovien sich bewogen fand, den durch seine Kriegesthaten berühmten Orden um Hülfe anzusleben und ihm alles anzubieten, was er in Preußen erobern würde. Da sandte der Hochmeister Hermann von Salza im Jahre 1228 den Ritter Herrmann Balk als ersten Landmeister nach Preußen; nur 28 Brüder und 100 Reiter sollen ihn begleitet haben. So kamen die Ritter ins Land.

Schon hatten sie das Culmerland gewonnen, auch Pomesanien (die Landschaft Marienburgs) wurde bis zum Jahre 1235 erobert, aber das Heidenthum der kaum gebändigten Preußen brach unwillig immer wieder in die alte Freiheit hinaus und rang in wilder Empörung mit dem neuen Lichte; es fehlte diesem noch der geistige Brennpunkt, es fehlte materiell, zur Behauptung des eroberten Landes, eine tüchtige Bewehrung des Nogatstromes, welcher die nothwendige Verbindung zwischen den in anderen Gegenden bereits erbauten Ordensburgen am natürlichsten herzustellen geeignet war.

Die Anhöhe aber, wo jene Marienkapelle gestanden haben soll und zu deren Füßen das, vielleicht durch Pilgerfahrten gebildete Dorf Alyem sich gelagert hatte, war durch die Nogat, die dort plötzlich ihren Lauf von Süden nach Osten wendet, von zwei Seiten schützend eingehegt. Hier erbaute daher der

Landmeiſter Conrad von Thierberg eine neue Burg, die der Mutter Gottes geweiht und Marienburg benannt wurde. Der im Jahre 1274 begonnene Bau war im Jahre 1276 ſchon vollendet, wo Ritter Heinrich von Wilnowe als der erſte Komthur Marienburgs mit ſeinem Convente in das neue Haus einzog.

Und bald erwies dieſer Bau ſeine heilbringende Macht. Denn die alten heidniſchen Götter gingen noch immer mahnend und Rache fordernd rings umher durchs Land. Doch während in Samland, in Natangen und Ermland die Flammen der Empörung von neuem aufſchlugen, während das wilde Volk der Sudauer und Litthauer von Culm her plündernd, mordend und ſengend vorbrach, ſchreckte die ſtarke Marienburg die wüſte Horde, die Wogen des Aufruhrs vertoſten immer ferner und ferner; unter den Mauern der Burg erſtand aus dem Dörflein Alyem die heutige Stadt Marienburg, es bildete ſich durch und um die Burg allmälig ein feſter Kern chriſtlicher Geſittung, an dem die rohe Gewalt keine Macht mehr hatte.

Aber auch die Wogen der Ströme beſprach und bändigte Marienburg, denn gleichwie der Löwe den Blick des Menſchen nicht verträgt, ſo erkennen überall die Elemente ſcheu die höhere Herrſchaft des Geiſtes an. Nicht nur mußten die wilden Waſſer des Landes, ſechs Meilen weit über Berg, Thal und Flüſſe fortgeleitet, dienſtbar die ſchirmenden Graben des Hauſes füllen, ſondern der Landmeiſter Graf Meinhard von Querfurt faßte im Jahre 1288 auch den kühnen Gedanken, die Weichſel und Nogat, welche bisher in ungemeſſener Willkür die Gauen überfluteten, durch Rieſendämme einzufangen und aus der Verwilderung ein neues fruchtbares Land emporzuheben. Ueber die

aufgetauchte Oase verbreiteten sich sofort, von der Fruchtbarkeit und durch Freiheiten gelockt, fleißige Ansiedler deutscher Zunge, in Dörfern und Weilern und wo ehemals Meilenweite Sümpfe das Land bedeckten und die Luft verpesteten, wogen noch jetzt, in der Hut jener Dämme, unermeßliche Aehrenfelder, weiden jetzt beim Abendgeläute zahlloser Dorfkirchen buntgefleckte Rinder, im hohen Grase kaum zu sehen, wie in einem unübersehbaren Garten, von tausendfarbigen wilden Blumen üppig geschmückt. — So waltete die heilige Jungfrau von den Zinnen der ihr geweihten Burg segnend über der jungen, christlichen Heimat.

Noch war die Burg zwar nur ein gewöhnliches Ordenshaus, bloß von dem Komthur der Landschaft, vom Hauskomthur und den zum Convente gehörigen geistlichen und weltlichen Ordensbrüdern bewohnt, denn der Landmeister hatte zu jener Zeit wahrscheinlich überhaupt noch keinen festen Wohnsitz. Aber ihre Pracht vor allen andern Ordensburgen, ihre Stärke und Lage, wie sie, ernst zum Himmel emporstrebend, die ganze weite Ebene bis in das fernaufblickende frische Haff hinein überschaute, kündigte sie schon damals als die künftige Beherrscherin des Landes an. Und ihr Recht sollte ihr werden.

Bisher war Venedig des Ordens Haupthaus und der Sitz der Hochmeister gewesen. Allein die, wenngleich in ihrer Weise immerhin großartige, materielle Politik dieser kaufmännischen Republik, und ein Orden, dessen Streben und Bestehen seiner Natur nach ideal sein mußte; es waren zu verschiedene Elemente, um sich jemals befreunden oder auch nur für die Dauer leidlich neben einander bestehen zu können. Auch hatte sich die Lage des Ordens durch die neue Eroberung wesentlich

verändert, er hatte im fernen Norden ein ganzes Land gewonnen, gegen welches seine zerstreuten Besitzungen in Italien und Deutschland fortan als unbedeutend verschwanden. Preußen war jetzt des Ordens Kern.

Schon der Hochmeister Gottfried von Hohenlohe hatte daher seinen Wohnsitz zunächst in Marburg genommen und den natürlichen Gedanken gefaßt, ihn nach Preußen zu verlegen, wohin er sich auch wirklich im Jahre 1302 mit zwei Großgebietigern begab, zugleich wohl auch um die alte Zucht der dasigen Convente wiederherzustellen, welche durch die Verwilderung eines fünfundzwanzigjährigen Kampfes mannigfach gelockert war.

Aber wie das Gemeine allzeit geschäftig ist, wo es Hohes gilt, so regte auch hier die bis dahin unerhörte Ankunft eines Hochmeisters den Staub mächtiger Leidenschaften auf. Der Landmeister und der Ordensmarschall, welche schon früher in Preußen gewohnt, mochten das Heft nicht aus den Händen geben, die Komthure fühlten ihr bisheriges freies Schalten auf den Burgen durch die unbequeme Nähe des Meisters gefährdet. Und so geschah es, daß, als auf dem Ordenskapitel zu Memel Hohenlohe unmuthig erklärte, er wolle unter solchen Ordensrittern nicht mehr Meister sein, in einem zweiten Ordenskapitel zu Elbing (1303) an seiner Statt Siegfried von Feuchtwangen, zum Hochmeister erwählt wurde, welcher zunächst seinen Wohnsitz wieder in Venedig nahm, während Hohenlohe nach Marburg zurückkehrte und dort im Jahre 1309 starb.

Da ging ein großes, tragisches Ereigniß warnend an dem Orden vorüber. Der Orden der Tempelherren, eben in der üppigsten Blüthe seiner weltlichen Macht, war den immer lauernden finsteren Mächten der Welt verfallen, mit der er übermüthig fraternisirt; er wurde unerwartet, plötzlich, durch

Folter, Schwert und Flammen über den ganzen Erdboden vertilgt. In dem blutbefleckten Todtenantlitz des verbrüderten Ordens aber konnten die deutschen Ritter ihre eigene Zukunft vorausleſen. Denn ein politiſcher Aberglaube gegen alle Ritterorden, von Neid und Habſucht erzeugt und genährt, verbreitete ſich damals wie eine Seuche durch ganz Europa; ſchon wurden die ſcheußlichen Verbrechen, die man den Tempelherren aufgebürdet, auch auf die deutſchen Ritter übertragen, ſchon ſchürte die feindlichgeſinnte liefländiſche Geiſtlichkeit heimlich den Scheiterhaufen.

Aber die Miſſion des deutſchen Ordens, die ihm die Vorſehung auferlegt, war noch nicht vollendet. Er verſtand die Mahnung, und noch einmal die kleinlichen Leidenſchaften männlich bezwingend, die ihn augenblicklich zerriſſen, bezeugte er durch die That, daß er ſich noch nicht ſelbſt ſäkulariſirt hatte. Und ſo fand denn der Hochmeiſter Siegfried von Feuchtwangen jetzt überall keinen Widerſtand mehr, als er, in gleicher Erwägung der gebieteriſchen Verhältniſſe, Hohenlohe's Plan wieder aufnahm, den Hochmeiſterſitz aus dem entlegenen, ungaſtlich-argwöhniſchen Venedig nach Preußen zu verlegen, und Marienburg im Jahre 1309 zur künftigen Fürſtenwohnung auserkor.

Es giebt Momente, wo dem Menſchen, der immer nur einzelne Ringe der großen Kette zu überſchauen vermag, plötzlich ein Blick in die geheime Werkſtatt der Geſchichte vergönnt zu ſein ſcheint, und in den Uebergängen und Wandlungen die verborgene Hand Gottes ſichtbar wird. Zu dieſen Wendepunkten gehört jener Entſchluß Feuchtwangens, gleich folgenreich für den Orden, wie für Preußen und den Norden überhaupt.

Für den Orden, denn er hatte das alte, eingeroſtete Rüſtzeug des Orients, das die verwandelte Zeit antiquirt und

unbrauchbar gemacht, im rechten Augenblicke zerbrochen und begann, die schlaffzerstreuten Glieder noch einmal in ein geschlossenes Ganze zusammenraffend, als ein Mann in blanker Rüstung, jugendlich ein neues Tagewerk. Für Preußen, denn die abgelegene, unbeachtete Provinz tauchte nun, wie auf einen Zauberschlag, als ein den anderen Reichen ebenbürtiger Staat in der Weltgeschichte auf. Für den ganzen Norden aber, weil der junge Staat nicht umhin konnte, deutsch wie er war, die Wurzeln deutscher Bildung und Gesittung weit über seine Gränzen hinaus zu verbreiten und Liefland, Esthland und selbst einen Theil Polens Deutschland geistig zu verbinden.

Diese Uebersiedelung mußte indeß nothwendig auch in der Verfassung des Ordens mehrere Abänderungen herbeiführen. Zunächst machte die nunmehrige Anwesenheit des Hochmeisters das Amt eines besondern Landmeisters von Preußen überflüßig. Dagegen wurde für die übrigen obersten Gebietiger des Ordens eine neue Ordnung in nachstehender Weise festgestellt.

Den nächsten Rang nach dem Hochmeister nahm nun der Großkomthur ein, als erster Rath des Meisters, von diesem vorzugsweise zu wichtigen Gesandtschaften verwendet, und nach dessen Tode bis zur neuen Wahl sein Stellvertreter. Ihm folgte im Range der Ordensmarschall, der Feldherr des Ordens. Ganz neu geschaffen für Preußen wurden jetzt die Aemter des Oberst-Spittlers, der die Aufsicht über die Ordenshospitäler des Landes führte, des Oberst-Trapiers, welcher für die statutenmäßige Bekleidung des Ordens zu sorgen hatte, und des Treßlers, des Schatzmeisters des Ordens. Der Großkomthur aber, welcher zugleich Komthur des Haupthauses

war, ſo wie der Treßler hatten ihren beſtändigen Wohnſitz in Marienburg ſelbſt.

Es iſt einleuchtend, daß die bisherige Burg, nur für einen gewöhnlichen Convent eingerichtet, für den neuen fürſtlichen Hofhalt weder an Raum noch an äußerer Würde genügen konnte. Man brach daher im Jahre 1306 raſch die damalige Vorburg ab und errichtete auf ihren Fundamenten das Ordens-Haupthaus, als nunmehrigen Wohnpallaſt der Hochmeiſter, während die neue Vorburg weiter nach Nordoſten hinausgerückt wurde. — Schon im September 1309 zog Siegfried von Feuchtwangen mit ſeinem Gefolge in die neue Hofburg ein.

Wer den Plan des neuen Baues entworfen, iſt nicht mehr zu ermitteln, nicht einmal die Sage bezeichnet den unbekannten Meiſter. Daß es aber kein Italiäner geweſen, wie früher wohl Manche wähnten, ſondern ein Deutſcher, und zwar einer der größten Baukünſtler, bezeugt auf den erſten Blick des ganzen Werkes deutſche Art, von der es ſich jedoch wieder durch manche Eigenthümlichkeit unterſcheidet, wie ſie theils durch den Zweck, theils durch das Material bedingt war.

Der Mangel nämlich an hinreichenden Bruch- und Sandſteinen, aus denen die ſchönſten Bauwerke Deutſchlands aufgeführt ſind, leitete in Preußen von ſelbſt zu dem zierlichen Baue von gebrannten, zum Theil verglaſten und buntfarbigen Ziegeln, die in ihrer ſauberen und ſorgfältigen Zuſammenſetzung eine überaus anmuthige, glatte Fläche bilden. Aus demſelben Grunde mußte man aber auch ferner im Aeußeren jenes überreichen Schmuckes von Thürmchen, Spitzen und ſcheinbar oder wirklich durchbrochenen Giebeln entbehren, welcher der altdeutſchen Bauart eigen iſt, und ſich auf die einfache Verzierung von Rauten und Zickzacken aus ſchwarzverglaſeten Ziegeln auf dem rothen Grunde der Mauern beſchränken.

Insbesondere jedoch war es, wie schon erwähnt, die Bestimmung der Ordens-Bauwerke, welche ihnen ihren eigenthümlichen Character gab. Denn sie sollten weder bloß Klöster noch Festen sein, sondern eben beide durch die innige Verbindung von Kreuz und Schwert verklären. Nirgends finden wir daher in ihnen das Zellenartige, Gedrückte, in sich selbst Versenkte, vielmehr überall großartige Heiterkeit, ringsum den frischen, freien Blick in Gottes weite Welt. Und eben so wenig waren sie auch bloße Burgen, wie sie in Deutschland die Höhen krönen, nach wachsendem Bedürfniß der Bewohner wechselnd vergrößert oder verändert, hier ein Fenster ausgebrochen, dort ein Anbau unförmlich vorgeschoben, Ställe, Gemächer und Zinnen in fast willkührlicher, malerischer Verwirrung durch- und übereinander gethürmt. Die preußischen Ritterburgen stiegen, nach dem ein für allemal fest geregelten Bedürfniß des Ordens, das nebst den Ritterwohnungen überall einen Coventsremter, einen Kapitelsaal und eine Kapelle erforderte, gleich versteinerten Gedanken, sogleich in allen Theilen, wie sie heut noch stehen, empor. Das Ganze aber deutet überall über das gewöhnliche Schloß hinaus nach oben. Daher ist die alltägliche Nothdurft, Vorräthe, Vieh und alle niedere Wucht des Lebens in eine besondere, durch einen Graben getrennte Vorburg verwiesen, daher die Kirche mitten im Haus, und der Spitzbogen, der immer wiederkehrende Pfeiler selbst in den täglichen Wohngemächern.

Alles aber, was in den übrigen Burgen nur angedeutet und erstrebt wird, kommt in dem Mittelschlosse der Marienburg, der Blüthe der ritterlich-preußischen Baukunst, zur vollkommenen, wunderbaren Erscheinung. Tief aus dem Boden, von den übermächtigen Kellern, die wie der gebändigte Erdgeist sich unwillig beugend das Ganze tragen, erhebt sich der kühne

Bau, Pfeiler auf Pfeiler, durch vier Geſchoſſe, wie ein Münſter, immer höher, leichter, ſchlanker, luftiger bis in die lichten Sterngewölbe des obern Prachtgeſchoſſes hinein, die das Ganze mehr überſchweben, als bedecken. Und wenn oben in Meiſters großem Remter die von dem einen Granitpfeiler ſtrahlengleich ſich aufſchwingenden Gewölbgurten wie ein feuriges Heldengebet den Himmel zu ſtürmen ſcheinen, ſo gleicht der weite, zarte Dom des Conventsremters dem Himmel ſelbſt in einer gedankenvollen Mondnacht, die hie und da milde ſegnend den Boden berührt. Wahrlich, hier begreift man, was Schlegel meinte, als er einſt in jugendlichem Uebermuth die Baukunſt die gefrorene Muſik nannte.

Die Einzelnheiten dieſes herrlichen Baues, von denen weiterhin bei Erzählung der Wiederherſtellung deſſelben die Rede ſein wird, ſind bereits ſo genau beſchrieben, daß wir uns deshalb hier nur auf Büſchings ausführliche Darſtellung: „das Schloß der deutſchen Ritter zu Marienburg", (Berlin bei Dunker 1823) beziehen, im Uebrigen aber auf den Anhang dieſes Büchleins nebſt beigefügtem Plane verweiſen dürfen, wo alle Gebäude, welche die Marienburg ehemals umfaßte, erläuternd aufgeführt ſind.

Um jedoch dieſe Räume, in der eigenthümlichen Beleuchtung ihrer Zeit möglichſt zu beleben, wollen wir verſuchen, das ſeit Jahrhunderten ſtillgewordene Haus mit den Geſtalten wieder zu bevölkern, wie die alten Chroniken ſie uns noch abſpiegeln. Dieß führt uns aber zunächſt zu der Verfaſſung des Ordens, denn nichts giebt ein urſprünglicheres und lebendigeres Bild des Ordensritters, als ſein Geſetz und die Art ſeiner Aufnahme.

Die letztere erfolgte in der Regel nur nach beſtandener Probezeit (Probacie) und nach erhaltenem Unterricht durch einen Ordensbruder, wonächſt der Aufzunehmende im Kapitel

erſchien und vor dem Meiſter niederknieend bat, durch Gott ihn zu empfahen. Ihm wurde entgegnet: „Ob du meineſt und glaubeſt, in dieſen Orden einzugehen, um eines guten, ſanften und geruhigen Lebens willen, deß wirſt du höchlich betrogen; denn in dieſem Orden iſt es dermaßen gelegen und beſchaffen, wann du zu Zeiten eſſen wollteſt, ſo mußt du faſten, wenn du faſten wollteſt, ſo mußt du eſſen, wenn du ſchlafen wollteſt, ſo mußt du wachen, und wenn dir geboten wird, hieher oder dorthin zu gehen und zu ſtehen, das dir nit behagen würde, dawider mußt du nit reden, und du ſollt dich deines eigenen Willens ganz und gar entſchlagen und Vater, Mutter, Bruder, Schweſter und aller Freunde verzeihen und dieſem Orden gehorſamer und getreuer ſein als ihnen. Dagegen gelobet dir unſer Orden nicht mehr, denn Waſſer und Brod und ein demüthiges Kleid, und magſt fürbas nichts fordern.“

Nun gelobte der neue Bruder, die Hände auf das Evangelienbuch und zwar auf das Evangelium Johannis (in principio) legend, ewige Keuſchheit, Armuth und Gehorſam bis in den Tod. Darauf wurde er eingekleidet und, völlig geharniſcht, in der Kirche während der Meſſe zum Ritter geſchlagen. Den Ritterſchlag ertheilte der Meiſter, oder ein von ihm bevollmächtigter Gebietiger, mit den Worten: „Beſſer Ritter wenn Knecht, im Namen unſer lieben Frauen. Beſſer Ritter wenn Knecht, und thue deinem Orden recht. Vertrag dieſen Schlag und fortan keinen.“

Jenen Gelübden gemäß war auch das Leben der Ritter ſtreng geregelt und abgeſchieden von der Welt, mit welcher ſie nur als etwanige Beamte des Ordens oder im Kampfe für die Verbreitung des Chriſtenthums in nähere Berührung kamen. Sie durften Gelage und Gaſthäuſer nicht beſuchen, ohne Erlaubniß der Oberen überhaupt das Haus nicht verlaſſen, keine

Briefe annehmen oder absenden, kein Geld bei sich behalten und ihre Kisten und Läden nicht verschließen. Ihre Kleidung war schwarz, darüber ein weißer Mantel, welcher, so wie Kappe und Waffenrock, mit einem schwarzen Kreuze bezeichnet war. Die Waffen mußten, selbst in den blühendsten Zeiten des Ordens, ungeschmückt, ohne Zierrath von Gold oder Silber, die Schuhe ohne Schnüre, ohne Schnabel und Absätze, das Pelzwerk nur von Schaaf- oder Ziegenfellen sein.

Der Orden bestand aus Ritter- (Laien-) Brüdern und Geistlichen. Die letzteren wurden, wenn sie zwar die Weihe, aber noch kein bestimmtes Amt hatten, Pfaffenbrüder, die bereits angestellten Priesterbrüder genannt. Zwölf Ritterbrüder bildeten nach dem alten Gesetze des Ordens einen Convent. Marienburg aber hatte, außer dem hochmeisterlichen Hofe, eine ungleich größere, zuweilen eine vierfach so große Zahl.

Außerdem wurden auch weltliche, sogar verheirathete Männer als Halbbrüder in die Ordensverbindung aufgenommen, deren Vermögen nach ihrem Tode dem Ordensschatze anheimfiel. Auch diese leisteten das dreifache Gelübde und trugen schwarze Kleider, durften aber nur ein halbes Kreuz anlegen und mußten ihre Bärte und das Haar neben den Ohren abscheeren. Zu ihnen gehörten die dienenden Brüder, welche den Rittern für Sold oder ohne Sold (in caritate) dienten. Doch auch rittermäßige Männer dienten dem Orden als Halbbrüder mit den Waffen, und die Zahl dieser Halbbrüder mag, selbst außerhalb Preußen, nicht unbedeutend gewesen sein, da es für ehrenhaft gehalten wurde, sich in Preußen den Ritterschlag und das halbe Kreuz zu verdienen.

Die Regierung des Ordens führte der Hochmeister, jedoch eigentlich nur aus Vollmacht des ersteren. Denn sein Befehl mußte zwar unweigerlich und augenblicklich befolgt

werden, er blieb aber dem Ordenskapitel verantwortlich, das ihn nicht nur wählte, sondern auch seiner Würde wieder entsetzen konnte, und ohne dessen Beirath und Funktion er keine neuen Gesetze geben durfte.

Diese Kapitel aber waren feierliche Versammlungen der Ordensbrüder, und zwar entweder große, kleinere oder gemeine Kapitel. Die letzteren mußten alle Sonntage, die kleinen, in welchen die Beamten Rechnung abzulegen oder ihr zeitweises Amt wieder abzugeben hatten, jährlich abgehalten werden. Die großen oder allgemeinen dagegen erfolgten nur auf Ladung und unter Vorsitz des Hochmeisters oder bei dessen Tode des Statthalters und betrafen die wichtigsten Angelegenheiten des Ordens, die Hochmeisterwahlen, Gesetze und neue Einrichtungen. Zu denselben wurden die beiden Meister von Deutschland und Liefland, die Ordensgebietiger und so viele Brüder, als irgend thunlich, einberufen, so daß in manchen Kapiteln 300 Brüder saßen. Ihre Beschlüsse, Urkunden und Verschreibungen sollten unter drei Schlössern mit drei Schlüsseln verwahrt werden, welche sich in den Händen des Hochmeisters, des Großkomthurs und des Treßlers befanden. Diese Kapitel wurden so geheim gehalten, daß das Wesen, selbst die äußere Form derselben nicht einmal aus den Ordensgesetzen zu errathen ist. Jeder aufzunehmende Bruder mußte hierüber die tiefste Verschwiegenheit geloben, deren Bruch zu den schweren Vergehungen gerechnet wurde. Sie wurden nur in den Kapitelsälen abgehalten und standen unbezweifelt mit kirchlichen Feierlichkeiten in genauer Verbindung, weshalb denn auch in allen Burgen der Kapitelsaal sich neben der Kirche befand und, gleich dieser, niemals zu anderem profanen Gebrauche benutzt werden durfte.

Außer dem Kapitel bestand zur Behandlung minder bedeutender Landesangelegenheiten, als zur Besetzung der niederen

Ordensämter und dergl., auch ein geheimer Rath des Hochmeisters, welchen die Gebietiger und diejenigen Ritter bildeten, die der Hochmeister aus den tüchtigsten (witzigsten d. h. weisesten) Brüdern dazu erkor.

Dem letztern standen endlich noch die obersten Gebietiger zur Seite, die vom Hochmeister und Kapitel angestellt wurden. Es ist ihrer bereits oben gedacht worden. Unter ihnen gehörten nur der Großkomthur und der Treßler zu den eigentlichen Beamten des Haupthauses.

Der Großkomthur, welcher zugleich Komthur von Marienburg war und die ehemaligen Prachtgemächer und Säle im nordöstlichen Flügel des Mittelschlosses bewohnte, beaufsichtigte den gesammten Harnisch, d. i. alles was zur Waffenkleidung der Ritter gehörte und worunter sich einmal nicht weniger als 2200 Schilde befanden. Er hatte seinen Kämmerer, Schreiber, Diener, Pferdemarschalk und ein zahlreiches Gesinde an Knechten und Jungen.

Der Treßler dagegen verwaltete den Treßel (den Schatz, die Kasse) sowohl des Ordens und des Hochmeisters, als auch des Convents des Hauses Marienburg, führt über alle Einnahmen und Ausgaben Buch und Rechnung, zahlte den anderen Beamten die nöthigen Summen aus u. s. w. Auch er hatte, gleich dem Großkomthur, seine besondere Dienerschaft und wohnte wahrscheinlich im nordwestlichen Flügel des Hochschlosses.

Außerdem aber waren für die Verwaltung des Hauses noch zahlreiche andere Beamte angestellt. Unter ihnen nahm der Hauskomthur den nächsten Rang nach dem Treßler ein; er bewohnte gleichfalls das obere Schloß und war der eigentliche Hauswirth der gesammten Ordensburg, indem er für alle Bedürfnisse, namentlich der hochmeisterlichen und Conventsküche zu sorgen hatte und insbesondere auch über das Sattelhaus,

in welchem das Pferdegeschirr und Riemenzeug aufbewahrt wurden, die Aufsicht führte.

Von diesen Beamten hatten ferner ihren beständigen Wohnsitz in Marienburg: die beiden Kellermeister und Pferdemarschälle des Hochmeisters und des Convents, der Karwansherr, der dem Karwan, (Zeughaus), dem Schirrhause und Holzhofe und einem so zahlreichen, hierzu gehörigen Gesinde vorstand, daß es von einem besondern Koche beköstigt werden mußte; sodann der Viehmeister, der im Jahre 1381 in Marienburg und den dazu gehörigen Höfen einen Bestand von 2300 Schaafen hatte; der unter dem Karwansherrn stehende Steinmeister, welcher den Steinhof, d. h. den Aufbewahrungsort der Steinkugeln für die Geschütze und die Verfertigung der ersteren beaufsichtigte; der Kornmeister für die bedeutenden Getreidevorräthe, die auf den verschiedenen Speichern der Vorburg und zum Theil auch auf den Böden der Wohnburg (im Jahre 1378 allein auf den Speichern der Burg 211,460 Scheffel Getreide) aufgeschüttet waren; ferner der Spittler, der die zum Ordenshause gehörigen Spitale verwaltete und in dem Hauptspitale zum heiligen Geist in Marienburg wohnte; der Tempelmeister, welcher dem sogenannten Tempel, einem Vorrathshause von Lebensmitteln in der Vorburg, vorstand; der Glockmeister, der die Kirchengeräthe in den verschiedenen Kirchen und Kapellen der Burg und Vorburg, mit Ausnahme der hochmeisterlichen Kapelle, unter seiner Aufsicht hatte; der Trapier, als Aufseher über sämmtliche Kleidungsvorräthe, Schneider, Wollweber u. s. w.; die beiden Küchenmeister des Convents und Hochmeisters, ein Schuhmeister, Schmiedemeister, Gartenmeister, Mühlen-, Zimmer- und Backmeister, ein Schnitzmeister über das sogenannte Schnitzhaus (Vorraths- und Arbeitshaus für Armbrüste und andere Kriegswerkzeuge), drei Thormeister oder Thorherren für die obere Burg, das

Mittelschloß und die Vorburg, deren Bewachung sie durch besondere Thorwarte zu besorgen hatten, und endlich der Großschäffer von Marienburg, der außer der ihm obliegenden Anschaffung bestimmter Bedürfnisse und Materialien für die verschiedenen Küchen und Werkstätten des Hauses, zugleich auch die Aufsicht über das Schiffswesen des Ordens führte und zur Besorgung der damit verbundenen Handelsgeschäfte, seine Commissionaire (Leger oder Lieger) im Auslande hatte.

Außerhalb Marienburgs dagegen lebten die zum Convent des Hauses gehörigen Vögte und Pfleger als Verwalter der sehr zahlreichen und bedeutenden Landbesitzungen in der Umgegend und in den Werdern, die der Orden gleich anfänglich nicht anderweit verliehen, sondern als Eigenthum des Hauses zu dessen Unterhalt bestimmt hatte, und welche je nach ihrer Größe Vogteien oder Pflegerämter (einzelne Höfe) genannt wurden.

Endlich unterhielt der Hochmeister auch noch einen beständigen Gesandten am päpstlichen Hofe, der unter dem Namen eines Ordensprokurators in Rom ein eigenes Ordenshaus bewohnte.

Verschieden von diesen Hausbeamten, welche sämmtlich als Brüder dem Orden angehörten, war das eigentliche Hofgesinde des Hochmeisters. Hierzu gehörte vor allen andern der Hofjurist (doctor decretorum et juristn ordinis), welcher in der Stadt Marienburg wohnte und seine vom Hochmeister besonders gelohnten und bekleideten Schreiber und Diener hatte, ferner ein Hofarzt, ein besonderer Augenarzt, ein Wundarzt, ein Roßarzt, ein Bader, Bernsteinschneider, Goldschmidt und Hofmaler, die mit dem Schmuck der Ordenskirchen und anderen oft sehr werthvollen Kunstwerken, welche der Meister als Geschenke versandte, vollauf zu thun hatten. Zu dem Hofge-

ſinde wurden ferner die Kapelläne und Pfarrer an den Kapellen im Hauſe, die Tiſchleſer und Glöckner gerechnet; außerdem die Kämmerer und Unterkämmerer, Kammerdiener, Thorwarte und ſo fort bis zum Stobenroch (Stubenräuch, Stubenheizer) hinunter. Den ganzen Troß aber, wo er zuweilen langweilig werden will, hetzt und peitſcht, als unermüdlicher Hauskobold, ein eigener Hofnarr, jedem Graubart jeglichen Ranges ungeahndet ſeine närriſche Kehrſeite vorhaltend; denn es machte damals den Menſchen noch Freude harmlos über ſich ſelbſt zu lachen.

Auch ſeine eigene Hofkapelle hatte der Hochmeiſter, welche im Jahre 1399 aus 32 Köpfen beſtand und bei feierlichen Gelegenheiten in des Meiſters Kapelle zur Meſſe muſizirte oder auch bei Tafel die fremden Gäſte ergötzte.

Außerdem gehörten zur nächſten Umgebung des Meiſters zwei Kompane, von dieſem aus den verſtändigeren Ritterbrüdern erwählt, welche in ſeiner unmittelbaren Nähe wohnten, jederzeit freien Zutritt zu ihm hatten, ihm die ankommenden Fremden anmelden und ihn auf ſeinen Reiſen begleiten mußten.

In den übrigen Ordenshäuſern ſaßen Komthure mit ihren Conventen, als Befehlshaber der Burgen und der dazu gehörigen Bezirke, in welchen ſie die Verordnungen des Hochmeiſters und des Kapitels auszuführen hatten.

Sämmtliche Ordensbrüder in Preußen aber bildeten ein ſtehendes, ſtets ſchlagfertiges Heer, deſſen oberſter Feldherr im Kriege, wenn der Meiſter nicht ſelbſt zu Felde zog, der Ordensmarſchall war, welcher mit ſeinem Untermarſchall die ganze Ausrüſtung zu beſorgen hatte, ohne des Hochmeiſters Bewilligung jedoch nicht gegen den Feind ziehen und niemand aus dem Heere entlaſſen durfte. Ein Theil der Bewohner des Landes und der Städte wurden nur im Nothfalle und auch dann nur mäßig

zu den Waffen berufen, und hieraus allein ſchon wird zum Theil der außerordentliche Wohlſtand erklärlich, zu welchem das Land durch Ackerbau, Gewerbfleiß und Handel unter dem mächtigen Schilde des Ordens aufblühte, der die kleinlichen Fehden zwiſchen Adel und Städten, die mannigfachen Erpreſſungen, Wegelagerungen und was ſonſt das mittelalterliche Deutſchland verſtörte, in Preußen niemals emporwuchern ließ.

Nachdem wir in vorſtehenden allgemeinen Umriſſen die Geſtalt und Bedeutung des Ritters möglichſt zu bannen geſucht, wollen wir es verſuchen, ihn auch in ſeinem täglichen Thun und Treiben, ſein Stillleben in der Marienburg ſelbſt zu belauſchen, ſoweit es die dazwiſchen liegende Kluft der Jahrhunderte jetzt noch geſtattet. Dieſes Leben aber war ſtreng und herb und in ſeiner eiſernen, täglich wiederkehrenden Ordnung faſt wie der einförmige Takt einer Thurmuhr in tiefer Stille, hie und da nur von Waffengeraſſel unterbrochen. Alles deutet ernſt auf die doppelte Beſtimmung des geiſtlichen Ritters, deſſen Reich zwar von dieſer Welt, aber nur für jene.

Das Tagewerk begann und ſchloß mit Gebet und Gottesdienſt. Schon um ſechs Uhr des Morgens zu jeder Jahreszeit verſammelten ſich die Brüder in der Schloßkirche zur Prime, der erſten von den vorgeſchriebenen Gezeiten, und hörten darauf die Meſſe, welcher um neun Uhr die Tertie folgte. Die Ritter ſaßen an den Seitenwänden der Kirche in chorartig verzierten und größtentheils noch jetzt erhaltenen Stühlen, die andern in der Mitte auf Bänken, von denen gleichfalls noch zwei vorhanden ſind. Die Kirche hatte keine Gemeine, ſondern war allein für die Brüder beſtimmt.

Derweil aber begann es immer lauter und bunter ſich zu regen in den weiten Räumen der Vorburg. Der Carwansherr, der Steinmeiſter, der Trapier und wie die Hausbeamten alle hießen, gingen ordnend ab und zu, die Steinhauer klappten, die Zimmerleute ſchwangen ihre blinkenden Aexte, willkommene Züge fruchtbeladener Kähne glitten die Nogat hinab und brachten neue Vorräthe für das große Kornhaus, dazwiſchen das Wiehern der Roſſe und die ſprühende Gluth des Gießhauſes mit ſeinen rußigen, dunkelhanthierenden Geſtalten; überall ein herzhaftes Treiben, Hämmern und Wirren.

Die nichtbeamteten Ritter aber übten ſich währenddeß unter der Leitung kriegserfahrener Brüder in den Waffen draußen am ſüdlichſten Ende der Vorſtadt Marienburgs auf einem beſonders hierzu eingerichteten Platze mit einer Art von Verſchanzung, die im Scheinkriege auf mancherlei Weiſe angegriffen und vertheidigt wurde, und den ſie, ihrer urſprünglichen Heimat eingedenk, Jeruſalem nannten.

Andere mußten den Vorleſungen beiwohnen, welche über Theologie und Rechtskunde im Schloſſe gehalten wurden. Der nach allen Seiten raſtlos und großartig fördernde Hochmeiſter Winrich von Kniprode hatte nämlich die berühmteſten Gelehrten ſeiner Zeit aus Deutſchland und Italien („welſche und erfahrene Doctors im Kaiſerrecht“ nach Simon Grunau) in das Haupthaus berufen, wo ſie, von ihm öffentlich geehrt und reichlich beſoldet, in verwickelten Rechtsfällen ihr Gutachten abgeben mußten, nach welchem gewöhnlich entſchieden wurde. Außerdem ließen die Hochmeiſter auf ihre Koſten begabte Jünglinge aus Preußen, auch Ordensbrüder, in Leipzig, Wien, Paris, Bologna oder Siena ſtudiren, um demnächſt die von ihnen im Auslande erworbenen Kenntniſſe in der Heimat zu benutzen. So bildete ſich nach und nach ein Kern ge-

lehrter Ordensmitglieder, von denen in jedem Ordenshause zwei, in Marienburg aber jederzeit mehrere den andern Brüdern „in Gottes Sachen und in weltlichen Händeln" Unterricht ertheilen mußten. Hierbei wurde den Rittern öfters aufgegeben, zur Uebung ein Urtheil zu sprechen, „und des Urtheils Grund und Ursach anzuzeigen durch ein beschrieben Recht oder bewährte löbliche Gewohnheit im Lande, oder eine schöne Historie, oder sonsten eine gute Ursach aus der Natur genommen." Diese Rechtsschule aber gewann bald ein so großes Ansehen, daß ihr selbst aus Deutschland wichtigere Rechtshändel von Fürsten und Städten zur Entscheidung vorgelegt wurden, und das damalige Sprichwort: „bist du klug, so täusche die Herren von Preußen" bezeichnet den hohen Rang, den die praktische Bildung des Ordens zu jener Zeit in der öffentlichen Meinung des Auslandes behauptete.

Verschieden von diesem gewöhnlichen Ritterleben war natürlicherweise das tägliche Walten des Hochmeisters. Auch er verrichtete zwar wie jeder andere Ordensbruder die vorgeschriebenen Gezeiten, aber nicht in der Schloßkirche, sondern mit seinem Hauskapellan in der im Mittelschlosse belegenen, für ihn allein bestimmten Hauskapelle. Und kaum noch blitzt die Morgensonne über die bunten Schildereien von Wappen und Weinlaub in seinem gegenüberstehenden Gemach, so sehen wir ihn dort schon mitten unter den höheren Hausbeamten oder Komthuren, die seine Befehle empfingen. In dem daranstoßenden kleineren Gemach aber, Meisters Stube geheißen, harrte bereits der Treßler, um dem Meister seine Rechnungen vorzulegen, wenn diesen nicht etwa wichtigere Landesangelegenheiten veranlaßten, in dem dreipfeilrigen Saal im oberen Erdgeschoß, welches die Rathsstube oder Gebietiger-Gemach genannt wurde, geheimen Rath abzuhalten. Währenddeß hörte

man draußen im Hofe die Briefſchweiken wiehern, Withinge kamen und gingen, Läufer wurden mit Briefen in's Ausland abgefertiget. Denn über das ganze Land war eine vollſtändige Reitpoſt verbreitet, die unter dem oberſten Pferdemarſchall zu Marienburg ſtand, deren ſich aber nur der Hochmeiſter und die Ordensbeamten bedienen durften. Wie im Haupthauſe mußte nämlich auch in den andern Ordensburgen eine beſtimmte Anzahl von Poſtpferden (Briefſchweiken genannt) und Poſtillone (Briefjungen) jederzeit bereit ſtehen, welche auf jeder Burg gewechſelt und mit dem genauen Vermerk der Ankunft und des Abganges auf der Adreſſe des Briefes weiter befördert wurden. Briefe und Aufträge von beſonderer Wichtigkeit dagegen vertraute man nur Männern von bewährter Treue und Gewiſſenhaftigkeit an, welche Withinge hießen und eigentliche Kabinets-Couriere für das Inland waren, während die Correſpondenz in's Ausland, mit nicht geringem Aufwande von Zeit und Koſten, durch Läufer oder wohl auch reitende Boten beſorgt wurde.

In dieſen Vormittagsſtunden pflegte endlich auch der Meiſter in ſeinem prächtigen großen Remter hohe Gäſte und fremde Geſandte zu empfangen, worunter wir einen König und eine Königin von Dänemark, die Herzogin von Litthauen mit einem Gefolge von 100 Pferden, den Großfürſten von Moskau, die Herzoge von Geldern und Baiern, den Markgrafen von Baden, den Burggrafen von Nürnberg, die Grafen von Henneberg und viele andere, ſowie Geſandte aus England und allen europäiſchen Ländern, ja ſelbſt aus Perſien verzeichnet finden. Bei ſolchen feierlichen Gelegenheiten trug der Hochmeiſter ein mit goldenen Borten beſetztes, mantelartiges Kleid vom feinſten Tuche (Schaube oder Schube), das bis an die Knöchel reichte, auch zuweilen mit Zobelpelz gefüt

tert und mit einem reichen Gürtel verſehen war. Die Fürſten und Geſandten aber wurden nicht in der Burg ſelbſt aufgenommen, ſondern in den Gaſthäuſern der Stadt untergebracht, dort nach Stand und Würden verſorgt und demnächſt „gelöſt", d. h. ihre Zehrung aus der Kaſſe des Hochmeiſters bezahlt. Und dieſe Zehrung muß nicht ſchlecht geweſen ſein, denn dem Botſchafter aus Perſien, einem Biſchofe mit einem langen Barte, gefiel es ſo wohl in der marienburgiſchen Herberge, daß er zweimal gelöſt werden mußte.

Um zwölf Uhr aber rief die Glocke die zerſtreuten Brüder von neuem zur innern Sammlung von den weltlichen Geſchäften; es wurde in der Schloßkirche das dritte Tagesgebet, die Serte, abgehalten.

Sodann begaben ſich Alle zum Mittageſſen in den Conventsremter, wo mehrere Tafeln gedeckt waren. An der erſten, welche die Gebietigertafel hieß, hatten der Hochmeiſter, der Großkomthur, der Treßler, der Hauskomthur und vielleicht noch einige andere der vornehmſten Beamten ihre Sitze. An dem zweiten, dem Conventstiſche, ſaßen ſämmtliche Conventsbrüder, Prieſter- und Laienbrüder beiſammen. Eine dritte Tafel, der Jungentiſch, war für die ſogenannten Jungen oder jungen Herren beſtimmt, welche die zu ihrer Ordensaufnahme feſtgeſetzte Probezeit noch nicht beſtanden hatten; die übrigen Tafeln endlich wurden von den oberen Dienern des Hochmeiſters und des Hauſes, als Kämmerern, Glöcknern, Meßſchülern u. ſ. w. eingenommen. Vor dem Eſſen, ſowie nach aufgehobener Tafel ſprachen die Pfaffen den gewöhnlichen Segen, die Laien aber ein Paternoſter und ein Ave Maria. Die Speiſen wurden aus der an den Remter ſtoßenden Conventskiche durch die Schenkbank bereingereicht und beſtanden, außer den Faſttagen, an allen Tafeln aus drei Gerichten nebſt Weißbrod, welchem

für die Gebietigertafel und den Conventstiſch auch noch Käſe beigegeben ward. Sogenannte Remterjungen beſorgten die Aufwartung und mußten auf gleichmäßige Anrichtung der Schüſſeln, ſo wie auf gleiche Vertheilung des Getränkes ſehen, das je zwei Brüdern mit vier Quart guten Bieres in zinnernen Kannen zugemeſſen war. Nur dem Hochmeiſter wurde, und zwar jederzeit mit ſeidenen Handquehlen, von jedem Gerichte viermal ſoviel dargereicht, als ein anderer Ordensbruder erhielt, damit er nach dem Ordensgeſetz von ſeinem Ueberfluſſe mittheilen könne den Brüdern, die zur Strafe (Buße) ſaßen, oder wem er es ſonſt überſchicken wolle. Während des Eſſens aber hielt einer der Tiſchleſer, deren es drei bis vier im Hauſe gab, an einem eigends dazu eingerichteten Pulte religiöſe Vorleſungen, und tiefe Stille herrſchte im ganzen Saale, wenn nicht etwa der Meiſter, der Gäſte wegen, zu ſprechen erlaubte.

Kranke oder alterſchwache Brüder durften an der reichlichen und nur mit der geſündeſten Nahrung verſehenen Tafel der Firmarie Theil nehmen. So hießen nämlich die Krankenanſtalten des Hauſes, deren eine, die Herren-Firmarie, im nordweſtlichen Flügel des Mittelſchloſſes, die andere für die Knechte in der Vorburg an der St. Lorenz-Kapelle lag.

Dem Meiſter dagegen ſtand jederzeit die Wahl der Tafel frei; hatte er aber Beſuch von Gebietigern und Komthuren oder ſonſt vornehme Gäſte geladen, ſo ſpeiſte er oben in ſeinem kleinen Remter. Hier im vollen Lichte von vier Fenſtern, unter dem ſchönen Gewölbe, das ſich von dem Pfeiler in der Mitte wie eine ſchlanke Palme ſchirmend über die Tafel erhob, ringsher an den Wänden die Bildniſſe der Hochmeiſter, die in der Burg gewaltet, in voller Rüſtung zu Roß — da mochte im heitern Tiſchgeſpräch manch ritterliches Herz aufgehen in kühnen Gedanken, die dann draußen zur ſegensreichen That wurden.

Um drei Uhr nach Mittag versammelten sich die Brüder abermals in der Schloßkirche, um die vorgeschriebene Vesper-Hora (None) abzusingen. Dann aber folgten die fröhlichen Stunden der Erholung, für welche der große Conventsremter als allgemeiner Versammlungsort bestimmt war, und die in der blühenden Zeit des Ordens eine höchst anziehende und merkwürdige Erscheinung darbieten mußten. Man denke sich nur im schönsten Saale, der sich jemals über heiteren Gesellen gewölbt, Männer aus den edelsten Geschlechtern von adeliger Sitte und jeglichen Alters aus allen Gauen Deutschlands, jeder in sich ein künftiger Fürst, denn das konnte er ja jederzeit durch die Wahl zum Meister werden, Alle aber verbrüdert zu dem höchsten Zwecke aller Zeiten, der auch den Gewöhnlichen über das Gemeine erheben mußte, und stets gerüstet mit dem Ernst des Lebens in Noth und Krieg, der nur rechtes Eisen verlangt und von selbst die Schlacke auswirft. Man wird gern zugestehen, daß dieser Remter eine Gesellschaft umschloß, wie sie weder damals die rohen, gedankenlosen Trinkgelage in den weltlichen Burgen, noch unsere nüchternen Cassino's und Börsen darbieten. Hier sah man die hohen, dunkeln Gestalten in lebhaftem Zwiegespräch die prächtige Halle durchschreiten; da saßen einige, den Kopf sinnend in die Hand gestützt, einander gegenüber am Damenbrett oder beim Schach, das jedoch nicht um Geld gespielt werden durfte; andere umstanden einen eben angekommenen, fremden Bruder aus Deutschland, der neue Mähr vom Kaiser und Reich brachte; und mancher saß wohl auch einsam auf der Steinbank am Fenster und trank, über die weiten Werder hin nach Westen blickend, im Gedanken der fernen Heimat zu.

An den Fastentagen aber, wo nur einmal, nämlich zu Mittag, gespeist wurde, so wie an hohen Festtagen hielten sie

hier ihre Collazien, d. i. ihre Verſammlungen zum Trinken, da ihnen an andern Tagen außer der Mahlzeit nur Waſſer zu trinken erlaubt war. Hierzu ließ ihnen der Hochmeiſter zuweilen auch Wein reichen und mancherlei würzhafte Leckerbiſſen hinzufügen, namentlich am heil. Chriſtfeſte; denn im Winter verbreitete der mächtige Ofen unter dem Fußboden eine wohlthuende Wärme durch den ganzen Saal.

Oefter fand ſich der Meiſter ſelbſt zu dieſen Collazien brüderlich ein. Häufiger aber pflegte er im Sommer zu dieſer Tageszeit in einem kurzen, ſchwarzen, mit einem Kreuze geſchmückten Ueberrock und mit einem in Danzig verfertigten und mit Seide gefütterten Strohhute die ſchattigen Gärten zu durchwandern, die an der Oſtſeite, da wo jetzt der Weg nach Elbing führt, im blühenden Halbkreis die Burg umgürteten. Da lag zunächſt der wälſche Garten wie ein bunter Farbenteppich, künſtliche Gänge zwiſchen Weinranken und ausländiſchen Gewächſen ſich hinſchlingend, aus deren dunklem Grün goldene Südfrüchte und ſeltſame hohe Blumen glühten und die Luft mit würzigem Duft erfüllten. Und an den reichen Orient, die Wiege des Ordens, mahnend, hörte man zuweilen fremden Vogellaut aus weiter Ferne herüberſchallen und das dumpfe Brüllen eines Löwen dazwiſchen. Das war der hochmeiſterliche Thiergarten am ſüdöſtlichſten Ende der Anlagen. Den Löwen hatte der Meiſter im Jahre 1408 zum Geſchenk erhalten. Nebſt ihm bewahrte dort der Zwinger mehrere Bären und Affen, Auerochſen, Meerkühe und Meerochſen, während ringsher in der kühlen Waldeinſamkeit Hirſche und Rehe graſten. — Oft ſprach der Meiſter auch in dem angränzenden Firmarie-Garten ein, wo die ſiechen Brüder in einem eigenen Hauſe einen bequemen und geſunden Sommer-Aufenthalt hatten, oder er beſuchte ſeine weiterhin gelegene Falkenſchule, die damals für

die vorzüglichſte in Europa galt, ſo daß preußiſche Falken überall gewünſcht und daher vom Hochmeiſter an Könige und Fürſten nach England, Deutſchland, Ungern und Italien, namentlich auch jährlich an Kaiſer Maximilian, der das Federſpiel beſonders liebte, zum Geſchenk verſandt wurden. — Am liebſten aber weilte er in dem unmittelbar an den Thiergarten ſtoßenden, anſehnlichen Garten, vorzugsweiſe Meiſters Garten genannt. Dort erhob ſich mitten aus dem Laubſchmuck „des Meiſters Sommerhaus", ein ſtattliches Haus, das nicht nur geräumige Wohngemache, ſondern auch einen Remter zur Bewirthung von Gäſten enthielt. Hier pflegte er wohl auch für den ganzen Sommer ſeinen Wohnſitz aufzuſchlagen und in dem benachbarten Baumgarten in ſtillen Stunden der grünenden Zucht zu warten. Ueber alle die Wipfel aber leuchtete immerfort das mächtige Standbild der heiligen Jungfrau von der Schloßkirche in das ſtille Grün hinüber, das Chriſtkind und den Lilien-Scepter zu ſteter Mahnung emporhaltend, auf daß der Orden der großen Pflanzung draußen eingedenk bleibe, die Gott ihm anvertraut.

Doch ſchon ſenken ſich die Schatten, die Abendglocke tönt durch die ſtillen Lüfte, die Ritter verſammeln ſich zur Complete, dem letzten Abendgebet. Dann eilen ſie ihren, im ſüdlichen Flügel des hohen Schloſſes belegenen und ſtets erleuchteten, gemeinſchaftlichen Schlafſälen zu. Soldatiſch immerdar, wie auf dem Feld der Ehre, ſtrecken ſie ſich nur halbentkleidet in Beinkleidern und Strümpfen hin; eine Matrazze, ein Betttuch, ein Kiſſen und eine leinene oder wollene Decke iſt ihre einfache Lagerſtatt.

Auch der Meiſter hat unterdeß in ſeiner Kapelle einſam ſein Abendgebet verrichtet und begiebt ſich nun in ſeine daranſtoßende Schlafkammer. Er aber ruht in einem blauumhangenen Himmelbette auf Flaumfederbetten mit Bettzügen von

ſämiſchem Leder, einer der Kompane oder ein getreuer Kammerdiener bei ihm, nebenan in ſeiner Hinterkammer Harniſch und Waffen.

So haben wir denn mit den Rittern einen ſtillen Tag im Hauſe verlebt. Wir wollen nun auch zuſehen, wie es bei außergewöhnlichen, feſtlichen Gelegenheiten dort herging, und greifen aus dem farbigen Bilder-Reichthum jener Zeit die Wahl des größten und heiterſten der Meiſter, Winrichs von Kniprode, heraus.

Der in Schlachten ergraute Hochmeiſter Heinrich Duſmer von Arfberg hatte im Jahre 1351 der Meiſterwürde entſagt, jedoch, wie es ſcheint, noch ſelbſt zur Wahl ſeines Nachfolgers den Kapiteltag beſtimmt und die Meiſter von Deutſchland und Liefland, ſo wie die Ordensgebietiger, oberſten Beamten und Komthure nach Marienburg berufen, welches ſonſt durch denjenigen Gebietiger zu geſchehen pflegte, den die Wahl der oberſten Ordensbeamten durch Uebergabe des Ordens-Siegels zum Statthalter ernannte. Die Form der Wahl ſelbſt aber war, dieſesmal wie bei allen andern Erledigungen, unabänderlich folgende. Die Feier begann in der Schloßkirche zu Marienburg, wo den Brüdern die auf dieſen Akt bezüglichen Regeln und Geſetze vorgeleſen und darauf eine Meſſe vom heiligen Geiſt geſungen wurde. Zur ſelben Stunde mußten in allen Ordensburgen Meſſen geleſen werden und im Haupthauſe dreizehn, in jeder andern Ordensburg drei Arme für die Wahl eines Gott wohlgefälligen Meiſters beten.

Darauf begaben ſich die Gebietiger mit den Brüdern in den Kapitelſaal. Hier ernannte der Statthalter in Uebereinſtimmung mit dem Convente des Haupthauſes aus den Ritterbrüdern einen Wahlkomthur. Dieſer erkor einen Wähler, beide erkoren den dritten, dieſe drei den vierten, die viere den fünf-

ten und ſo fort, bis dreizehn Wähler ernannt waren, worunter ſich jedoch ein Prieſterbruder, acht Ritterbrüder und vier dienende Brüder befinden mußten. Nach ihrer erfolgten Beſtätigung Seitens des Kapitels ſchwuren die Wähler auf das Evangelium bei ihrer Seele, „daß ſie weder durch Minne, noch durch Haß, noch durch Furcht, ſondern mit lauterem Herzen den wählen wollten, der ihnen der würdigſte und der beſte dünke zu einem Meiſter und der allervollkommenſte zu dieſem Amte, daß er der Berichter und Bewahrer ſei der andern.“ Alle verſammelten Brüder ſchwuren gleichfalls, den Erwählten willig als ihren Meiſter aufzunehmen. Sodann ſchritten jene dreizehn in einem beſondern Gemache zur Wahl. Der Wahlkomthur hatte den erſten Vorſchlag, die andern folgten, die Mehrheit entſchied.

In ſolcher Weiſe ward auch Winrich von Kniprode aus den Rheinlanden zum Hochmeiſter erkoren; er galt allen für den edelſten, den tüchtigſten und unter den geſammten Gebietigern für den würdigſten.

Jetzt ging Glockengeläute von Burg zu Burg durch's ganze Land; die Prieſterbrüder im Kapitel ſtimmten das „Herr Gott, dich loben wir“ an, während die ganze Verſammlung in die Kirche zurückkehrte, wo der bisherige Statthalter den Erwählten an der Hand vor den Hochaltar führte und ihm dort durch Darreichung eines Ringes und des Ordens-Siegels die Ordensherrſchaft überantwortete. Der neue Meiſter gelobte hierauf, die Geſetze und das Beſte des Ordens zu befördern, damit er einſt am jüngſten Tage vor Gottes Urtheil beſtehen möge, und gab dann dem Statthalter und dem Prieſterbruder, welcher ſich unter den Wahlherren befunden, den Bruderkuß.

Der Meiſterweihe aber folgten glänzende Feſte auf der Marienburg, gleich dem heiteren Morgenroth einer einund-

dreißigjährigen, hochherzigen und ſegensreichen Regierung, welche noch heut die goldene Zeit des Ordens heißt.

Vor allem beeilten ſich die Städte des Landes dem neuen Herrn, den ſie ſchon früher als Komthur von Danzig und dann als Großkomthur liebgewonnen hatten, durch Ehrenboten zu begrüßen. Sie wurden in den Herbergen der Stadt untergebracht, während die berufenen Gebietiger und Komthure die ihnen für ſolche Fälle ein für allemal beſtimmten Gemache bezogen: der Meiſter von Deutſchland des Großkomthurs Firmarie, der Meiſter von Liefland das alte Schnitzhaus, die Komthure theils die Gaſtkammern, die auf dem Gange im ſüdöſtlichen Flügel des mittlern Hauſes lagen, theils Wohnungen in der Vorburg oder bei dem Gartenmeiſter im Garten.

Zur Mittagszeit aber finden wir Alle in Meiſters großem Remter beim Feſtmahle verſammelt. Dem Hochmeiſter zunächſt ſitzen die Meiſter von Deutſchland und Liefland und andere hohe Gäſte, neben dieſen die fünf Ordensgebietiger, dann die Komthure, Ritter und Pfaffen. Durch die hohen Fenſter ringsum blitzt die Sonne über die prächtige Tafel in den ſilbernen Kannen und Bechern, denn vor jedem Gaſte ſtehen ſilberne Köpfe (eine Art von Trinkbecher), ſilberne Karken und Stutzchen, meiſt übergoldet oder mit Bernſtein geſchmückt, auch Meſſer, Löffel, Teller und Schüſſeln ſind insgeſammt von Silber, dazwiſchen funkeln wunderlich geformte, gemalte Gläſer, ſilberne Schalen mit Südfrüchten und übergoldete, mit Silber beſchlagene Straußeneier. Doch der Saal, ſo gewaltig er iſt, faßt das fröhliche Gewimmel nicht, auch draußen vor dem Eingange auf dem herrlichen Gange prangt eine glänzende Tafel, ſchwirren die Gäſte und klingen die Becher. Auf Remter und Gang aber, zwiſchen Schenkbank und Tafeln hin und

her wirren die niederen Ordensbeamten, die nur für solche Feste zur Aufwartung verpflichtet waren. Der Kornmeister von Marienburg geht dem Kellermeister zur Hand, der Tempelmeister dem Küchenmeister, der Pfleger von Lesewitz reicht das Brod, der Pferdemarschall, der junge Karwansherr von Marienburg und der von Grebin nebst zwei jungen Ritterbrüdern die Speisen, die Pfleger von Meselanz und Montau mit dem Wald-, Mühlen- und Viehmeister füllen die geleerten Gläser, während die Vögte von Dirschau, Grebin und Stuhm, als Oberaufseher, überall ordnend und aushelfend die Tafeln umschreiten, lustig parodirt von dem hin- und herfahrenden Hofnarren des Königs von Böhmen, der, mit seiner Schellenkappe klingelnd, von Allen geneckt wird und keinen verschont.

Der Pferdemarschall und seine Gesellen aber bringen nach der Suppe zuerst allerlei Gemüsearten, dann verschiedene Fische, als Morenen, Lachs, Lampreten, Dorsch, und hierauf die gewichtigeren Fleischgerichte. Nun ein neuer Anlauf auf die Schenkbank, und es erscheinen die Mehlspeisen, denen die mannigfaltigsten Wildpretsbraten folgen, darunter die damals besonders beliebten Eichhörnchen, auch Staare, Kaninchen und Kraniche. Den Beschluß endlich machen auserlesene Obstgattungen und zahlreiche, jetzt zum Theil räthselhafte Confectarten von Kanehl, Kubeben, Koriander, Kardamom und Anies, Kaiserbissen, Parisкörner, Rosinen, Mandeln, Datteln und Pfefferkuchen.

Zu solchem Mahl aber gebührt sich ein herzhafter Trunk, und wir wollen genau Acht haben, was die Pfleger von Meselanz und Montau mit ihren Wald-, Mühlen- und Viehmeistern leisten. Da erblicken wir denn gleich beim Beginn des Mahles, mit des Meisters Wappen geziert, mächtige zinnerne Flaschen und stählerne oder eiserne Kannen mit gutem Danziger oder Wismarschem Biere. Sie müssen jedoch schon bei den Mittel-

gerichten kleinen Schenkgläſern für den Mittel-Meth weichen, und dieſe wiederum hohen gemalten Gläſern, aus denen man den ſtarken Rigaer Meth „koſtet“. Jetzt aber thut es plötzlich, wie ein Spiegel in der Sonne, einen leuchtenden Silberblick über die ganze Tafel; das deutet auf eine Kataſtrophe: es iſt der edle Wein, der nur in ſilbernen Bechern perlen mag. Da ſehen wir zunächſt alten Landwein aus Thorn, Rieſenburg, Kaſtenburg oder den Weingärten Marienburgs. Und immer edler werden die Weine, immer prächtiger und reicher übergoldet die ſilbernen Becher; da kreiſen zum Nacheſſen Rheinwein aus Koblenz, Malvaſier und elſaßiſche, wälſche, griechiſche und Ungar-Weine, bis zum alten, mit Milch und Eier gemiſchten Rheinfall hinan, den der Meiſter aus einem Kopfe von Alabaſter trank.

Von der Empore aber über dem Eingang zum Remter ſchmetterten Trompeten, hallten Poſaunen und Paukenwirbel luſtig dazwiſchen, wechſelnd mit Geſang zur Laute von den Schülern des Hauſes oder auch fremden Künſtlern, die ſich zu ſolchen Feſten aus ganz Deutſchland, ſogar aus Burgund, Schweden und Mailand in Marienburg einzufinden pflegten. Auf einmal aber verſtummte die Muſik, und vor der Verſammlung im Remter erſchien ein Liedſprecher aus den Rheinlanden, umgeben von fahrenden Schülern und Fiedelern, denn dieſe und Liedſprecher hielten ſtets als gute Geſellen zu einander. Liedſprecher aber hießen wandernde Deklamatoren, die von Gelag zu Gelag durch alle Lande ſchweifend, zwiſchen Muſikbegleitung, vielleicht recitativiſch, alte Geſänge vortrugen oder neue improviſirten, meiſt blinde oder einäugige Bänkelſänger, zuweilen durch Talent oder durch die Gewalt des traditionellen Stoffes ihrer Lieder den Dichtern ebenbürtig. Zu den letztern mochte wohl jener Rheinländer gehört haben, denn ſein Geſang übte ſolchen

Zauber über die Gemüther, daß ihm der Meister zehn Mark, und der Großkomthur und Treßler jeder vier Mark als Ehrensold reichen ließen.

Als darauf der Meister sich endlich von der Tafel erhob, schwärmte die ritterliche Gesellschaft in freudenreichem Schalle durch die prächtigen Hallen die Treppe hinab, um sich in der Kühle des Burghofes zu ergehen. Dieser aber war heut wunderlich belebt von „gehrenden Leuten," d. h. geldbegehrlichem Gesindel von Nah und Fern, wie auf den Jahrmärkten kleiner Städte. Da sah man einen zahmen Hirsch seine Kunststücke produziren, da tanzte ein Bär zum einförmigen Klange von Trommel und Pfeife, dort quer über die erstaunten Köpfe hinweg war keck ein Seil von Zinne zu Zinne gespannt, worauf Tumeler und Kokeler (Luftspringer und Gaukler) in verzweifelter Lustigkeit um einen Vierdung oder Scoter Reisegeldes ihr Leben wagten, und hie und da der gellende Schrei eines frazzenhaften Hanswursten oder eines Pfeifers dazwischen, der mit dem Munde die Nachtigall nachahmte; überall buntes, schwirrendes Gaffenspiel, in den Ordensgesetzen „Kaffespil" genannt, das Hennig in seltsamer etymologischer Verlegenheit in seinem Gloßar so deutet, als hätten die Ritter sich nach Tisch bei einer Tasse Kaffee, wohl gar an einer Parthie Whist zu ergötzen gepflegt.

Bald aber kehrte der Ernst des Lebens zurück; man vernahm bald andere Trompetenklänge, die zum blutigen Kampfe hinausriefen, als reisige Schaaren aus Deutschland, England und Frankreich dem Meister gegen die Litthauer zu Hülfe zogen, darunter der Burggraf von Nürnberg, der Graf von Oettingen und andere edle Herren, von Winrich fürstlich aufgenommen und bewirthet. Da sah man aus den Fenstern des Remters, der noch vor kurzem von fröhlichen Fiedlern

erſchallte, überall in den Werdern Waffen aufblitzen aus dem Grün. Die Führer, ehe ſie aufſaßen, hatten in der Schloßkirche das heilige Abendmal empfangen; unten im Hof aber nickten in der Morgenſonne hohe Helmbüſche, wieherten Roſſe, glänzten und raſſelten Schild und Schwert aneinander, während die Glockenklänge von der Kirche den Ausziehenden ſegnend das Geleit gaben und die Schaaren draußen fromme Lieder zum Preiſe Maria's anſtimmten.

Das iſt alles verklungen und vertoſt, Gras wächſt jetzt aus dem Pflaſter des ſtillen Burghofes und der tapfere Meiſter ruht ſeit faſt 500 Jahren in der Gruft der St. Annenkapelle, die wunderbarer Weiſe nur die Grabſteine der drei bedeutendſten Hochmeiſter, Dietrichs von Altenburg, Winrichs von Kniprode und Heinrichs von Plauen mütterlich bewahrt hat. Die Zeit und der Frevel der Menſchen hatten kein Recht daran.

Der Geſchichte des Ordens können wir, unſerer Aufgabe gemäß, hier nur gedenken, wo ihr Flügelſchlag die Burg ſelbſt unmittelbar berührte. Es ſind dieß aber — außer der goldenen Zeit Winrichs von Kniprode, die wir oben in des Hauſes Herrlichkeit wiederzuſpiegeln verſuchten — hauptſächlich zwei Momente: die raſche Herrſchaft Heinrichs von Plauen, da die heilige Jungfrau zum letztenmale rettend in Flammen erſcheint, und ſodann der für alle Zeiten lehrreiche und tragiſche Untergang des Hauſes, der zugleich den Untergang des Ordens bezeichnet.

Fünf Hochmeiſter waren bereits ſeit Siegfried von Feuchtwangen durch die Hallen der Marienburg geſchritten und in die Annengruft geſunken. Reichthum und Glück hatten unterdeß nicht verſäumt, ihre heimlich zerſetzende Gewalt auch an dem Orden zu üben. Junkerhaft übermüthig hatte er in den

Welthändeln ſeine urſprüngliche Unſchuld verſpielt, ſeine geiſtige Grundlage, die Gelübde der Keuſchheit, der Armuth und des Gehorſams, waren innerlich ſchon gebrochen; an die Stelle der eigenen begeiſterten Kraft traten Schwärme koſtſpieliger und unzuverläßiger Söldner, überall müde Halbheit, nicht recht geiſtlich und nicht recht ritterlich; um ſo gefährlicher jetzt dem eiferſüchtigen, kriegsluſtigen Polenkönig Jagiel gegenüber, der die Vergrößerung der benachbarten Ordensmacht ſchon längſt mit kaum verhaltenem Groll betrachtete.

Da ſehen wir, im letzten Abendgolde der fröhlichen Tage Winrichs, den frommen, friedlich geſinnten Hochmeiſter Konrad von Jungingen wohlthätig waltend von Burg zu Burg durch die geſegneten Fluren ziehen, wo das Bauernvolk Abends unter ſeinen Fenſtern tanzt und die Schüler in den Städten ihn ſingend empfangen, gleich einem patriarchaliſchen Landedelmann, von den müßigen, gelangweilten Ordensbrüdern ſpottweis „gnädige Frau Aebtiſſin" genannt. — Es war eine tiefe Gewitterſchwüle, ſchon zuckten Blitze in der Ferne und ein großer, hellſtrahlender Komet zog über das ſtille Land, den der Hofnarr, weiſer wie die Geſcheuten, als ein Zeichen der Verdammniß des Ordens deutete.

Sterbend noch warnte Meiſter Konrad vor ſeinem unerſchrockenen, kampfbegierigen Bruder Ulrich von Jungingen. Aber die Geſchicke drängten in Sturmeseile; immer unverholener hatte Jagiel ſchon die Hand am Schwert; gerade jetzt ſchien den Ordensrittern ein Führer vonnöthen, der den unerträglichen Friedensbann zu löſen den Muth hätte. So wählten ſie (1407) jener Warnung zum Trotz, den bisherigen Ordensmarſchall Ulrich von Jungingen dennoch zum Meiſter.

Und er hielt ihnen Wort. Ungeduldig brach er bald nach ſeiner Wahl die Stille, die freilich nicht mehr zu halten war.

Da begann auf der Marienburg eine faſt fieberhafte Haſt und Unruhe; Pulver wurde verfertigt, eilig neues Geſchütz von damals unerhörter Größe gegoſſen, Fenſter und Oeffnungen wurden vermauert, Thore und Zugänge, ſogar die Treppen zur Gegenwehr befeſtigt; die Briefjungen auf ihren Schweifen flogen hin und her durchs Land, der Meiſter ſelbſt bereiſte die Burgen, überall ermuthigend und rüſtend.

Aufgeſchreckt durch das Waffengeraſſel, zauderte nun auch der lauernde Polenkönig nicht länger. Mit großer Heeresmacht, Polen, Litthauern und Tataren, brach er an die Gränze auf, wo ihn der Hochmeiſter kampffertig ſchon erwartete. Einige Tage noch, dem Fluſſe Drewenz entlang, ſtanden die Krieges-wetter grollend einander gegenüber, ungewiß wohin die Blitze zielten. Da dringt der König zuerſt über Gilgenburg in's Land, der Meiſter, mit allem was wehrhaft, ihm raſch entgegen. Auf den verhängnißvollen Ebenen bei dem Dorfe Tannenberg endlich, am 15. Juli 1410, ſtoßen ſie furchtbar zuſammen. Der Meiſter mit faſt allen Ordensgebietigern und ſechshundert Rittern und Knechten ſinkt auf der Wahlſtatt, vierzigtauſend Leichen ſeines Heeres um ihn her. — Der Orden ſchien mit einem Schlage vernichtet, Alles verloren, nur die Ehre nicht, denn ſie war durch ſechzigtauſend erſchlagene Polen blutig erkauft.

Der König ſelbſt erſchrocken über den entſetzlichen Sieg, beſann ſich zwei Tage lang, dann zog er über Oſterode, Mohrungen und Chriſtburg gerade auf Marienburg zu, das der gefallene Meiſter, vor der Schlacht alle Geſchütze und Vorräthe an ſich raffend, wehrlos gemacht. Das Grauen ging vor dem wilden Zuge her und übermannte alle Burgen und Städte. Ritter und Bürger huldigten ehrvergeſſen der Gewalt und gleißenden Verführung des Siegers, „dergleichen ſagen Lindenblatts Jahr-

bücher) nie ward gehört in irgend einem Lande von so großer Untreue und schneller Wandelunge."

Da, auf die erste Kunde von dem unermeßlichen Unglück, sprengte ein Ordensritter mit seiner kleinen Schaar in die Thore Marienburgs, eilig, staubbedeckt, einen Löwen im Schilde. Graf Heinrich von Plauen war's, der Komthur von Schwez, den der Meister vor der Schlacht nach Pommerellen entsandt hatte, einer der Gewaltigen, welche die Geschicke wenden. Und hinter sich die Nogatbrücke abbrechend, gebot er sofort die Stadt niederzubrennen, denn sie war nicht zu vertheidigen; mit der Stadt aber fiel die Burg und mit der Burg der Orden.

Da wirrte und hallte es auf einmal in dem vor wenigen Stunden noch todtenstillen Haupthause. Die erschrockenen Marienburger, Bürger, Frauen, Mägde und Kinder füllten alle Luken des Schlosses bis in die Keller hinab. Zwischen langen Wagenzügen und brüllendem Vieh, von den nahen Höfen eiligst hereingetrieben, drängten sich Reiter und Knechte, rufend und ordnend im wilden Widerscheine der Flammen, die der kühne Plauen als ein Wahrzeichen über dem Lande entfaltet. Und er irrte nicht, die feurige Mahnung wurde verstanden. Mehrere treugebliebene Ritter, unter ihnen Wenzel von Dohna, eilten mit ihrem aus der Schlacht geretteten Häuflein dem Haupthause zu, wie verflogene Adler nach ihrem Horst. Jenseits der Nogat aber sah man ein Fähnlein wehen, einem reisigen Zuge von vierhundert bewaffneten Männern voran: das waren die Schiffskinder von Danzig, die ihre bereits abtrünnig gewordene Heimath verließen, um für den Orden zu streiten. So hatten sich in kurzer Frist gegen vier- bis fünftausend Mann Kriegsvolkes auf dem Hause versammelt.

Es war der zehnte Tag nach der Schlacht von Tannenberg, als man endlich von den Zinnen der Burg die erſten feindlichen Schaaren erblickte. Sie drangen vom Stuhmer Walde her; brennende Dörfer, Mord, Raub und unüberſehbarer Jammer bezeichneten die Straße, die ſie zogen. Ein billiger Friedensvorſchlag Plauens war an dem Stolze Jagjels geſcheitert, die ſiegestrunkenen Horden umzingelten raſch von allen Seiten die Burg; ihr Wurfgeſchütz, das ſie ſogar auf der vom Stadtbrande verſchonten Johanniskirche aufgepflanzt, hatte es vorzüglich auf das Mittelſchloß und des Meiſters Wohnhaus abgeſehen. „Wohlan denn, rief da der Plauen, Gott und die heilige Jungfrau wird uns retten, aus Marienburg weiche ich nimmermehr!“

Er war inzwiſchen zum Statthalter ernannt worden und hatte ſelbſt mit 2000 Mann die Vertheidigung der oberen Burg übernommen, andere 2000 Mann aber in das mittlere Haus geworfen, während er die Rettung der Vorburg ſeinem tapferen Bruder Heinrich mit 1000 Mann und dem Volke aus den Werdern anvertraute. Kühne und glückliche Ausfälle, oft bis an das polniſche Lager vordringend, beunruhigten unausgeſetzt den Feind. Da hatten ſie denn — wie Lindenblatt ſagt — manch ritterlich Spiel gegen die Heiden und Polen täglich vor dem Hauſe, ſo daß Jagjel endlich voll Unmuth ausrief: „wir wähnten, ſie ſeien von uns belagert, und doch ſind wir es vielmehr von ihnen.“

In dieſer Zeit, ſo erzählen die alten Landes-Chroniken, richtete ein Büchſenſchütze des Königs ſeine Steinbüchſe gegen das große Muttergottesbild an der St. Annen-Kapelle. Der Schuß fehlte, aber der frevelhafte Schütze wurde von Stund an blind und Furcht und Schrecken über das Ereigniß gingen entmuthigend durch das polniſche Heer.

Da sann Jagjel, von den Belagerten immer härter bedrängt, auf List und Tücke. Es war ihm wohl bekannt, daß sich Plauen mit seinen Ordensbrüdern und den Söldnerführern zur Erholung und Berathung öfters in des Meisters großem Remter zu versammeln pflegte, dessen mächtiges Gewölbe auf einem einzigen Granitpfeiler ruht. Dieser sollte durch eine jenseits der Nogat versteckte Donnerbüchse zertrümmert und der Statthalter mit den Rittern unter dem nachstürzenden Gewölbe verschüttet werden. Ein erkaufter Diener Plauens bezeichnete an einem der nach dem Fluß gelegenen Fenster verabredetermaßen mit seiner rothen Mütze Zeit und Richtung. Allein die Steinkugel flog um wenige Zolle am Pfeiler vorbei in die gegenüberstehende Wand. Man schrieb darunter:

„Als man zelet M.CCCC.X Jar,
Dieß sag ich euch allen fürwar,
Der stein wart geschossen in dis want,
Hie sol er bleiben zu einem ewigen pfant."

Die Zeit hat das Sprüchlein verlöscht, aber die über dem Kamin eingemauerte Kugel bewahrt noch bis heut das Angedenken des hochherzigen Plauen, dem sie galt.

So hatte der letztere schon fast zwei Monate übermenschlich mit der Uebermacht gerungen. Da vernahmen die im polnischen Lager eines Tages plötzlich Trompeten- und Posaunenschall und fröhlichen Jubel von den Zinnen der Burg. Gute Botschaft war von allen Seiten angekommen. König Sigismund von Ungern war in Polen eingebrochen, der Marschall von Liefland mit einem starken Heere bereits in Königsberg angelangt, überall stand das Land auf, um Marienburg zu entsetzen. „Lebend laß ich das Haus nicht," ließ Plauen dem Polenkönige entbieten, der in solcher Verlegenheit jetzt seinerseits einen Friedensantrag versuchte, denn sein Heer war

von vergeblichen Anſtrengungen, Krankheiten und Ungeziefer faſt verzehrt. Da wandte ſich Jagiel am 19. September 1410 endlich nach den Gränzen ſeines bedrohten Reiches zurück, auf dem Heimzuge noch einige Schlöſſer bezwingend. Aber der Marſchall von Liefland folgte ihm auf der Ferſe und eroberte alle Burgen wieder, Preußen war frei, und noch einmal hatte der heldenmüthige Statthalter das deutſche Banner über dem Lande aufgerichtet. „Alſo, ſagt Lindenblatt, geſchah es nach Schickung und Willen unſeres Herrn!“

Noch im November deſſelben Jahres wurde Plauen einſtimmig zum Ordensmeiſter erwählt. Seine erſte Sorge, nachdem er das Land vom Feinde völlig geſäubert, war die Wiederherſtellung und ſtärkere Befeſtigung des Haupthauſes, deſſen Vorburg ſo wie des Meiſters Gemach durch die Belagerung am meiſten gelitten hatten. So wurde in jener Zeit in der Vorburg am Nogatufer der noch jetzt ſtehende ſchiefelichte (runde) Thurm (vom Volke der Buttermilchthurm geheißen) erbaut, von dem eine ganz unbegründete Sage erzählt, es ſeien die reichen Bauern von Groß-Lichtenau im großen Werder wegen ihres frevlen Uebermuthes verurtheilt worden, ſo viel Buttermilch zu liefern, als zur Zubereitung des Kalkes für den Thurm nöthig geweſen.

Doch noch andere, mächtigere Sorgen bewegten die hohe Seele des Meiſters. Die Gefahr erkennend, die auf halbem Wege lauerte, und daß dennoch Alles verloren war, wenn nicht Alles gewonnen wurde, faßte er den großen Gedanken, dem Unvermeidlichen raſch zuvorzukommen und ſelbſt in Polen einzufallen. Allein durch die Wiederherſtellung des Haupthauſes und der andern Burgen, durch die Anſprüche, welche die Könige von Böhmen und Ungern, ſo wie die befreundeten Söldnerführer machten, war der Ordensſchatz völlig erſchöpft. So

beſchloß er denn kühn, des Lebens Güter an das Höchſte zu ſetzen. Eine wiederholte Schatzung, welcher Geiſtliche, Herren und Knechte unterlagen, erging über das ganze Land, alles Silbergeräth der Burgen und Kirchen wurde verſchmolzen, die Landesritter mußten die Darlehen, die ſie in beſſeren Tagen vom Orden erhalten, unnachſichtlich zurückzahlen.

Da aber wurde es auf einmal furchtbar klar, daß der Orden ſich ſelbſt nicht mehr begriff; ein Schrei des Mißmuths ging durch das ganze Land, die Gemeinheit ſchaarte ſich überall um ihre Fleiſchtöpfe. Der Held, der in den Tagen der Gefahr den Orden überwacht und gehalten, mußte ſich nun ſelbſt hinter Schloß und Riegel vor tückiſchem Verrath bewachen laſſen. Er wurde auf einem Kapitel zu Marienburg am St. Burchardstage 1413 ſeiner Meiſterwürde entſetzt und ſtarb im Jahre 1429 arm und vergeſſen in der einſamen Burg zu Lochſtädt, ein tragiſches Vorbild derer, die über ihrer Zeit ſtehen.

Seitdem war faſt ein halbes Jahrhundert vergangen. Wir ſehen die mächtigen Zinnen noch über dem Lande prangen; aber es iſt nun ſtill geworden und öde im Hauſe, das ſchon tief im Abendroth ſeiner Geſchicke ſteht. Denn der Orden hatte längſt ſeine Aufgabe ritterlich gelöſt, das Land war bekehrt und deutſch, er focht nicht mehr um Gotteswillen, es galt fortan nur noch das ſtarre Behaupten ſeiner eigenen Herrſchaft, die für die verwandelte Zeit und für das neugeſchaffene Volk, das ſich bereits ſelbſt zu ſchützen im Stande war, keine innere Nothwendigkeit und Bedeutung mehr hatte. Es konnte nicht fehlen: da der begeiſternde Gedanke unvermerkt abhanden gekommen, mußte allmälig Alles nachſtürzen. Die Langeweile der Nüchternheit bereitete Eigennutz, Sittenloſigkeit und Unge-

horſam. Schon hatten drei Convente, ohne des Meiſters Unterſuchung und Entſcheidung abzuwarten, den Ordensmarſchall ſeines Amtes entſetzt, einige Gebietiger verliehen eigenmächtig Komthurämter nach Belieben, Komthure ſelbſt befehdeten und plünderten ſich untereinander.

Dieſer veralteten, leeren und morſchen Schaurüſtung gegenüber erhob ſich aber hier, wie dazumal faſt in ganz Europa, ſo eben mit jugendlicher Kraft das neue Bürgerthum der Städte, dem ſich die Landesritter willig anſchloſſen. Sie hatten insgeſammt Daſein und Gedeihen dem Orden zu verdanken; aber die ſtrebſame Jugend iſt jederzeit vergeßlich, und ſo nahmen ſie denn gar Vieles, was ihnen früher als väterliche Gunſt verliehen worden, jetzt trotzig und gewaltſam als Recht in Anſpruch. Aus ſo tiefgreifendem Zwieſpalt entſtand zwiſchen dem Landadel und den Bürgermeiſtern der Städte im Jahre 1440 der Preußiſche Bund zum Schutze ihrer Freiheit gegen den Orden, zur Hut ihrer Gerechtſame und zur Abhülfe von Beſchwerden, die, der Natur der Verhältniſſe nach, nicht zu ſchlichten waren.

Wechſelſeitiger Groll und Erbitterung unterbrannten fortan den Boden, durch den Uebermuth der Ordensbrüder wie der Verbündeten, welche von jenen Bundesſchälke geſchimpft wurden, zu immer heftigeren Lohen geſchüret. Vergebens verſuchte der friedliebende Meiſter Paul von Rußdorf auf einem Kapitel zu Marienburg noch einmal vermittelnd einzutreten. Trotz gegen Trotz! war die Looſung der Ueberzahl der Ordensritter, die zuletzt mit gezückten Schwertern den Kapitelſaal verlaſſend, in wilder Wuth ſich ſtürmend der oberen Burg bemächtigten, ſo daß der erſchrockene Meiſter noch in derſelben Nacht vor ſeinen eigenen Brüdern nach Danzig flüchten mußte.

Endlich brach die dumpfe Gährung in offenen Kampf aus. Der Bund rief die Polen zu Hülfe und überantwortete ihnen ſtammvergeſſen das deutſche Land. In ſolchen Uebergangsperioden aber, welche eine neue Zeit ausgebären, fehlt es nimmer an mächtigen Charakteren, die wie leuchtende Meteore den Glanz der Vergangenheit noch einmal flüchtig wiederſpiegeln. So war es hier abermals ein Heinrich Reuß von Plauen, der verzweifelt für den Orden kämpfte, und der heldenmüthige Bürgermeiſter Bartholomäus Blume hat ſich durch ſeine großartige Vertheidigung der Stadt Marienburg ein unvergängliches Andenken erworben. Allein es war zu ſpät. Der Orden, welcher ſeine Miethlinge nicht zu bezahlen vermochte, war bereits ein Knecht ſeiner eigenen frechen Söldnerhaufen geworden. Der Hochmeiſter Ludwig von Erlichshauſen ſah ſich genöthigt, dieſen das Haupthaus zu verpfänden, das ſie demnächſt, da er es nicht wieder einlöſen konnte, mit vielen andern Burgen an den Polenkönig Caſimir verkauften. Blume wurde, auf Geheiß des letzteren, in einem Thurm der Stadt Marienburg enthauptet, der noch lange Blums-Thurm geheißen war, und am 6. Juni 1457 zogen ſechshundert polniſche Reiter in die Thore des Haupthauſes ein. Der ehemalige geheime Rath des Hochmeiſters, Hans von Baiſen jetzt zum polniſchen Gubernator des Landes ernannt, hauſte in denſelben Gemächern, wo er einſt als Page dem Hochmeiſter aufgewartet hatte. Der Hochmeiſter aber entfloh, bitterlich weinend, bei Nacht auf einem Fiſcherkahn nach Königsberg, das ſeitdem zum Hauptſitz erkoren wurde. Marienburg ſah keinen Meiſter wieder.

II.

Die polniſche Wirthſchaft.

Noch lange wogte der Kampf zwiſchen Polen und dem Orden mit wechſelndem Kriegsglücke hin und her, ehe ſich die neue Ordnung der Dinge feſtſtellte, und manche Burg und Stadt wurde erobert und wieder verloren; die Polen und Verbündeten verheerten gemeinſchaftlich in Pommerellen die vom Orden beſetzten Gegenden. Da wagte endlich der letztere im Jahre 1462 verzweifelt eine entſcheidende Schlacht, die Hauptleute der Ordensſchlöſſer vereinigten ihre Fähnlein und griffen das polniſche Heer bei dem Kloſter Zarnowitz an. Die Schlacht entſchied, aber zum Nachtheil des Ordens, 2000 Deutſche wurden erſchlagen, 600 gefangen, alles Geſchütz ging verloren.

Durch dieſen Schlag war die Ordensmacht für immer gebrochen, der lange Kampf aber hatte auch die Gegner todtmüde gemacht, gemeinſame Noth Freund und Feind bezwungen.

Und ſo gelang es denn der wiederholten Vermittelung des päpſtlichen Geſandten Rudolf, Biſchofs von Lavante, den König Kaſimir für endliche Waffenruhe zu ſtimmen und, zuerſt zu Brzeſc, dann zu Thorn Friedens-Unterhandlungen anzuknüpfen, zu denen ſich der Hochmeiſter Ludwig von Erlichshauſen ſelbſt einfand, aber ſo verarmt, daß er, wie eine Chronik bemerkt, von den Preußen zu dieſem Zuge nothdürftig ausgerüſtet werden mußte und nicht einmal einen eigenen Narren halten konnte. — Am 19. October 1466 wurde der Friede zu Thorn abgeſchloſſen, wonach Polen Pommerellen, Michelau,

das Kulmiſche Land und die vornehmſten Städte Danzig, Thorn, Elbing, Marienburg, ſowie die Bisthümer Kulm und Ermland behielt und das übrige Preußen dem Orden als ein Lehen der Krone Polen überließ; der Hochmeiſter aber mußte dem Könige huldigen und erhielt als polniſcher Reichsfürſt ſeinen Platz im Reichsrath zur Linken des Königs.

Weſtpreußen dagegen hatte ſich gleich bei der Unterwerfung ſeine eigene Verfaſſung ausbedungen, wonach es mit Polen nur den König gemein haben, ſelbſt Geſandte zu den polniſchen Königswahlen ſchicken und ſeine beſonderen Stände und Landtage bilden ſollte, ohne deren Bewilligung der König nichts Bedeutendes im Lande abändern durfte. Dieſe Stände aber wurden durch den Landesrath und die ſogenannten Unterſtände repräſentirt. Jener beſtand aus Mitgliedern, welche die Stände ſelbſt unter den Eingebornen wählten, ſo wie aus den Abgeordneten des hohen Adels und der Städte Thorn, Danzig und Elbing, und endlich aus den polniſchen Woywoden und Staroſten in Preußen. Den Vorſitz führte der jedesmalige Biſchof von Ermland; er mußte jedoch, ſowie die Woywoden und Staroſten dem Lande einen beſondern Eid leiſten, und zwar jederzeit vor dem Hochaltar der Schloßkirche zu Marienburg.

Zu den Unterſtänden dagegen gehörten die Abgeordneten der Ritterſchaft und der kleinen Städte, welche, unter dem Vorſitz der Abgeordneten der Stadt Marienburg, ihre beſondern oder die ſogenannten kleinen Landtage hielten, bei wichtigen Landesangelegenheiten aber zu den großen Landtagen des Landesrathes mit einberufen wurden.

Die Einberufung der großen Landtage oder Tagfahrten hing Anfangs von der Willkür der Landſtände ab. Allein ſchon zu Kaſimirs Zeiten mußten die erſteren jährlich zweimal, im

Mai zu Marienburg im Rathhause und zu Michaelis in Graudenz auf Befehl des Königs abgehalten werden, der außerdem bei besonderen Veranlassungen noch außerordentliche Landtage nach eigenem Gutdünken ausschrieb und sich die Ernennung der Landesräthe vorbehielt. Gar bald wurden auch die Einmischungen der Woiwoden in die Landesangelegenheiten immer häufiger und alle bedeutenden Stellen in Preußen, ohne den Landtag zu fragen, durch Polen besetzt, bis endlich im Jahre 1569 unter Sigismund August eine förmliche Vereinigung mit Polen insofern zu Stande kam, als die preußischen Landstände nach langem vergeblichen Sträuben fortan Gesandte an den polnischen Reichstag schicken mußten, wo die Landesräthe in dem polnischen Reichsrathe (Senat) und die Abgeordneten der Ritterschaft in der Landbotenstube die ihnen zugewiesenen Stellen einnahmen.

Und so hatten denn die Westpreußen unversehens im falschen Spiele falsche Münze erbeutet und nichts gewonnen, als für den historischen Hochmeister einen durch Geschichte, Stamm und Sitte entfremdeten König, statt der deutschen Gebietiger polnische Woiwoden, von denen sie mit brutaler Geringschätzung behandelt wurden. Das sonst blühende Land, welches einst in Kriegesruhm, Bildung und Gewerbe anderen Staaten vorgeleuchtet, war durch die Greuel des langen Bürgerkrieges verwüstet und verwildert; man zählte allein von Bauern und Bürgern aus den kleinen Städten 90,000 Erschlagene, von 21,000 Dörfern der Ordenszeit jetzt nur noch 3,013, ja viele derselben waren, wie in Deutschland nach dem dreißigjährigen Kriege, spurlos verschwunden, deutsche Städte und Geschlechter aber schämten sich ihrer Herkunft und nahmen polnische Namen an.

Inmittelst konnte der Orden den Verlust Marienburgs noch immer nicht verschmerzen, und der Nachfolger Ludwigs

von Erlichshauſen, der Hochmeiſter Heinrich Reuß von Plauen machte wiederholt den Verſuch, zum Zeugniß der untergegangenen Größe wenigſtens das Schloß mit einem kleinen Stück Landes ringsumher, gleich einer verlorenen Inſel, gegen eine jährliche Abgabe an Polen zurückzuerhalten. Doch ſeine Bemühungen blieben vergeblich. Ganz Weſtpreußen war bereits in drei Woiwodſchaften und mehrere Staroſteien eingetheilt und der Staroſt von Marienburg, welcher unter ihnen den oberſten Rang einnahm, hatte, gleichſam als Statthalter von Preußen, ſeinen Wohnſitz im Schloſſe erhalten. Hier richtete er ſich mit ſeinen zahlreichen Unterbeamten recht nach Herzensluſt ein, ſarmatiſche Laute hallten in den deutſchen Gewölben; Heiducken, welche die Beſatzung bildeten, hauſten an den Thoren der Burg in hölzernen Baracken. Nur der nordweſtliche Flügel, welcher den alten Fürſtenſitz und den Conventsremter umfaßte, wurde für die Könige bei ihrer gelegentlichen Anweſenheit in Preußen zu ihrer Behauſung vorbehalten.

Sehr bald ſprach auch Sigismund III. gaſtlich in dem neuen Königsſitze ein. Und da erblicken wir denn nach ſo kurzer Friſt auf einmal in den ritterlichen Remtern eine völlig verwandelte, ja faſt fremdartige Scenerie, welche uns eine im Stadt-Archiv zu Marienburg befindliche handſchriftliche Chronik eines Ungenannten umſtändlich beſchreibt.

Schon acht Tage vor der Ankunft des Königs nämlich trafen in Marienburg 260 Ungern ein, die in den kleinen Häuſern am Mühlengraben einquartirt und von den armen Leuten einen Tag lang freigehalten werden mußten. Ein Antrag, den der Statthalter Magiſter Wiſenrus (der Chroniſt weiß nicht, „aus weßen Anſtaffirung") bei dem ehrbaren Rathe gethan, Sr. Majeſtät auf einen Tag mit Eſſen und Trinken zu traktiren, wurde von der Stadt höflichſt abgelehnt, weil

die Sache nach einem vorherigen Ueberſchlage 8000 Gulden koſten „und alles aus der Bürger Seckel geſucht" werden ſollte. Am 31. Mai 1623 aber kamen Sr. Majeſtät Pferde mit den Karreten an. Jetzt eilte der Staroſt Nowodvoczky zu Roſſe mit den Trabanten in das Mittelwerder jenſeits der Nogat, während die Bürgerſchaft von Marienburg, nach erhaltenem Unterricht, wie ſie ſich mit den Musketen und langen Picken verhalten ſolle, dieſſeits des Stromes, den Trabanten gegenüber in vier Quartieren und mit fliegenden Fahnen ſich in Schlachtordnung aufſtellte. Zwiſchen 4 und 5 Uhr Nachmittags endlich ſah man den König nebſt dem ganzen Hofe von Mewe her auf einem Kahne (Galleche) die Nogat hinabgleiten, von 19 anderen Kähnen gefolgt, worauf ein Schiff mit des Königs Muſikanten, welche, ſobald ſie das Mittelwerder erreicht, luſtig aufſpielten. Da fangen auf einmal jenſeits auch die Trabanten und auf des Königs Kahn die Trompeter zu ſchießen und zu blaſen an; die Bürgerſchaft dieſſeits brennt in allen vier Quartieren ihre Musketen los, die königlichen Trompeter feuern zum Gegengruß zwei Stücke ab und von den Wällen und Thürmen wird immerfort dazwiſchen aus grobem Geſchütz und Doppelhaken geſchoſſen. Auf dieſen ungeheueren Lärm folgen endlich bei der Landung lange, ſtattliche Orationen in deutſcher und lateiniſcher Sprache, unter Ueberreichung und Zurückreichung der Stadtſchlüſſel. In der Stadt aber ließ der König durch einen Trompeter ausblaſen, „daß alle frembde Handwerker, loſe Kerls, uneheliche Weiber wiederum zurücke nach Warſchau ziehen ſollten, damit ſie den Bürgern nicht zum Vorfang und Widerwillen lebeten."

Auch zu einer Hochzeitsfeierlichkeit im Schloſſe gab die damalige Anweſenheit des Königs Veranlaſſung. Herr Scevanski nämlich, des Hauptmanns von Graudenz Sohn, freite

eine Jungfer aus dem Frauenzimmer der Königin. Da ging der Bräutigam nach gehaltener Predigt in die Schloßkirche „mit seinen zwölf Dienern, deren jeder in rothen halbscharlachenen Dolluren mit Atlas gefüttert und einen langen, braunen, sammtnen Schupan gekleidet, er aber in einen ganz scharlachenen Dolluren, binnen mit Goldstücken gefüttert und mit einem langen silberfarbenen Rock angethan.“ Die Braut „im weißen Goldstück mit fliegenden Haaren, darin eine subtil goldene Kette eingeflochten,“ wurde von Zweien von Adel aus ihrem Sitze genöthigt und von der Königin bei der Hand zum Altare geleitet. Nach der Trauung war Musik auf dem Schlosse im großen Saal, wobei der König mit der Königin vortanzte. Die Heiducken aber ließen keine ungebetenen Zuschauer herein, „auf daß nicht die Polen, wenn sie sich besoffen, mit den Deutschen ein Purlament anfangen möchten.“

Mitten in diese seltsamen Lustbarkeiten aber bricht auf einmal der Ernst des Lebens herein, und zwischen den rasch aufsteigenden Kriegeswettern sehen wir eine jugendliche Heldengestalt, die sich hier die ersten Rittersporen verdient, flüchtig im leuchtenden Waffenschmucke aufblitzen. — Sigismund III. war nämlich, da er nach seines Vaters Tode auch die Krone Schwedens geerbt hatte und dieses Reich als Katholik von Polen aus regieren wollte, deshalb von der schwedischen Reichsversammlung des ererbten Thrones für verlustig erklärt worden und rüstete sich, um ihn mit dem Schwerte wiederzugewinnen. Da landete plötzlich der junge Schweden-König Gustav Adolf am 6. Juli 1626 mit 15,000 Mann in Pillau, setzte sofort über das Haff, bezwang im schnellen Siegeslauf die überraschten Städte Braunsberg, Frauenburg und Elbing und stand schon am 17. Juli vor Marienburg.

Jetzt rächte sich die schon früher von den Ständen gerügte Verwahrlosung dieses Platzes. In der Stadt, die nur 40 Sol-

daten hatte, war an eine Vertheidigung gar nicht zu denken; im Schlosse dagegen, wo 300 Heiducken und neugeworbene Deutsche ohne hinreichende Waffen und Lebensmittel lagen, ließ sich die Besatzung zwar die Nacht hindurch mit Schießen tapfer hören, ja der Schloßhauptmann richtete sogar ein großes Stück Geschütz auf die Stadt selbst, aber es war in der gewöhnlichen Unordnung überladen und zersprang. Die Schweden kletterten über die halbverfallene Mauer, eroberten noch am 18ten Abends das Schloß, und schon am folgenden Morgen ließ Gustav Adolf die Pfarrkirche, deren Schlüssel die flüchtiggewordenen Jesuiten mitgenommen hatten, eigenhändig mit einem Beile an der Kirchenthüre arbeitend, erbrechen und evangelischen Gottesdienst darin halten.

Marienburg blieb nunmehr von den Schweden besetzt, welche Schloß und Stadt mit neuen Schanzen versahen. Gustav Adolf aber ließ sich in Elbing huldigen, schlug das polnische Heer vor Mewe und kehrte im November nach Schweden heim, nachdem er seinen Reichskanzler Oxenstierna zum Statthalter von Preußen ernannt und den Feldmarschall Wrangel in Marienburg zurückgelassen hatte.

Schon im Frühling des folgenden Jahres (1627) erschien er jedoch mit frischen Truppen wieder auf dem Kampfplatze und machte fortan Marienburg zum dauernden Mittelpunkte seiner Macht; denn da die Polen mit einem österreichischen Hilfsheere übermächtig von Graudenz hervordrangen, ließ er unter den Mauern Marienburgs gegen das kleine Werder hin ein verschanztes Feldlager aufschlagen, in welches er sich selbst mit dem Kerne seiner Truppen zurückzog. Dieser Rückzug hätte ihm beinahe das Leben gekostet. Als er nämlich arglos von Marienwerder her zog, lagen die Polen, die von allem gute Kundschaft hatten, mit 20 Cornet Deutschen und eben so

vielen von ihrer Nation im Stuhmſchen Walde auf der Lauer und fielen unerwartet den König mit groſſer Heftigkeit an. Dieſer, in dem mehrſtündigen Gefecht bei Verfolgung eines Huſaren von den Seinigen abgekommen, gerieth plötzlich unter mehrere kaiſerliche Soldaten, von denen ihn einer bereits am Schultergehenk ergriffen. Da ſprengte zufällig ein ſchwediſcher Reiter daher. Landsmann, wehr' dich! rief er dem Bedrängten zu, ihm eine ſeiner Piſtolen reichend. Damit erlegte der König raſch den Mann, der ihn gefaßt hatte, und focht nun mit ſeinem treuen Reiter ſo lange wider die Kaiſerlichen, bis ihn der Oberſt Kattenhof mit zwei Compagnien Finnen befreite. Die Schweden ſchlugen ſich darauf mit Verluſt von 700 Mann und Hinterlaſſung von 10 ledernen Kanonen herzhaft durch und kamen um Mitternacht vor Marienburg an.

Hier hatte indeß auch das vereinte polniſch-öſterreichiſche Heer auf dem Wieſenberge, den Schweden gegenüber, ein verſchanztes Lager bezogen. Sigismund III. ſelbſt war mit dem Kronprinzen Wladislav dort angekommen und unternahm am 25. Juli 1629 von drei verſchiedenen Punkten einen allgemeinen Sturm auf die ſchwediſchen Verſchanzungen, der aber mit bedeutendem Verluſte zurückgeſchlagen wurde. Krankheiten und Mangel an Lebensmitteln zwangen ihn endlich, ſeine Stellung gänzlich aufzugeben und die bei Nacht Abziehenden ſteckten ſelbſt ihre Zelte in Brand. Da ritt, wie Hartwich berichtet, Guſtav Adolf am folgenden Morgen mit Luſt unter dem Rauche des Lagers herum. Seine Seele aber bewegten bereits ganz andere Entwürfe. Und ſo reichte er denn willig die Hand zur Verſöhnung, als ihm, da er eben auf einer Wieſe bei dem Dorfe Zäver zu Roſſe ſaß, die Bedingungen eines ſechsjährigen Waffenſtillſtandes überbracht wurden, welcher demnächſt am 26. September auf dem Felde bei Altmark wirklich zum Abſchluß kam.

Guſtav Adolf kehrte nun wohlgemuth nach Schweden zurück; aber er ſah Preußen nicht wieder, denn noch vor Ablauf dieſes Waffenſtillſtandes war er in der Schlacht bei Lützen gefallen.

In demſelben Jahre (1632) ſtarb auch ſein Gegner Sigismund. Der Waffenſtillſtand ging zu Ende; nun ſtanden Wladislav IV. und die minderjährige Königin Chriſtine von Schweden mit den unvereinbaren Anſprüchen ihrer Väter einander gegenüber, beide ſich zu neuem Kampfe rüſtend. Da traten Brandenburg und England vermittelnd dazwiſchen. Die Abgeordneten beider Mächte hielten ihre Berathungen auf dem Schloſſe zu Marienburg, in deſſen Nähe ſich auch die andern betheiligten Geſandten eingefunden hatten. Zu den gemeinſchaftlichen Zuſammenkünften aber wurde das Dorf Stumsdorf erwählt, wo mitten im Dorfe für die Geſandten Polens und Schwedens zwei Zelte, und zwiſchen beiden ein hölzernes Gebäude für die von Brandenburg und England aufgerichtet waren. Hier hatten der ſchwediſche und polniſche Feldherr, der erſtere mit einem Gefolge von 200, der andere von 300 Perſonen, eine verabredende Zuſammenkunft. Sie ſprachen unter vielen Feierlichkeiten und in Begleitung der beiderſeitigen Geſandten zuerſt unter freiem Himmel zwiſchen den Zelten, jener in deutſcher, dieſer in lateiniſcher Sprache, und traten dann, jeder durch eine beſondere Thür, in das hölzerne Gebäude, in welchem am 10. September 1635 endlich ein ſechsundzwanzigjähriger Waffenſtillſtand unterzeichnet wurde, wonach die Schweden alle ihre Eroberungen in Weſtpreußen an Polen, Pillau aber an den Kurfürſten von Brandenburg zurückgaben, ganz Weſtpreußen alſo wieder unter polniſche Hoheit zurückkehrte. Und ſo beendigte denn dieſer Krieg ſeinen verheerenden und blutigen Kreislauf gerade mit derſelben Lage der Dinge, von welcher er vor neun Jahren ausgegangen war. Die Stelle,

auf welcher der Friede von Stumsdorf unterzeichnet wurde, ist durch einen Stein bezeichnet, der von einem Geländer umgeben und mit Bäumen umpflanzt noch fortwährend erhalten wird.

Einen ganz gleichen Ausgang hatte ein zweiter schwedischer Krieg (1655—1660), durch welchen König Johann III. von Polen die Ansprüche auf die schwedische Krone erneuerte, und auch dießmal wurde Marienburg wieder die kostbare Ehre zu Theil, für Preußen den Mittelpunkt des Kriegsgetümmels zu bilden und mehre Belagerungen zu erfahren.

Es war namentlich der schwedische General Steenbock, welcher am 14. Februar mit seiner Mannschaft vor dem Platze erschien. Schon in der folgenden Nacht wurden die Vorstädte genommen und bald darauf ein Ausfall der Belagerten mit großem Verluste zurückgeschlagen. Hierdurch erschreckt, wollte die Bürgerschaft nicht das Aeußerste abwarten, sondern öffnete dem schwedischen General, ohne Vorwissen der Besatzung, das Marienther. Nun warf die letztere sich in das Schloß, welchem aber durch Schießen und Bombenwerfen so scharf zugesetzt wurde, daß dasselbe sich schon am 16. März ergeben mußte. Viele von der polnischen Mannschaft traten unter die schwedischen Fahnen, die übrigen, worunter der Woiwode, der Oekonom und ein Graf Schaffgotsch, wurden nach Danzig abgeführt. Marienburg aber erhielt jetzt wieder schwedische Besatzung, welche es nach allen Richtungen hin stärker befestigte. Auf der Südostseite, wo die Stadt außer der Mauer und dem sehr festen Thore nur einen Graben hatte, wurden rasch Erdwälle aufgeworfen und an der Nordostseite der Vorburg, so wie um den Brückenkopf jenseits der Nogat, neue Außenwerke angelegt. Von hier aus plänkelte der Krieg noch eine Zeit lang unbedeutend fort, bis durch den Frieden von Oliva im Jahre 1660 alle widerstreitenden Ansprüche endlich ausgeglichen

und in Preußen die Zuſtände abermals, wie ſie vor dem Kampf geweſen, wiederhergeſtellt wurden.

Kaum aber hatte die Waffenruhe die gemeinen Leidenſchaften ſich ſelbſt überlaſſen, ſo ſehen wir auch ſchon in Polen jene vielköpfige Hyder ſich emporringeln, die das unglückſelige Reich allmählich zerfleiſcht hat. Den erſten Zankapfel unter die Händelſüchtigen warf die neue Königswahl nach Johann III. Tode. Auf der zwieſpaltigen Wahlverſammlung am 27. Juni 1697 wurde von der einen Partei der Kurfürſt von Sachſen, Friedrich Auguſt, von der andern der franzöſiſche Prinz von Conti zu Königen ausgerufen. Der erſtere erſchien zu Krakau in großer Pracht mit 4000 Sachſen und dem Anerbieten von 10 Millionen Gulden, der andere mit 6 Fregatten vor Danzig, armſelig, ohne Geld und auf gemeinem Zinn ſpeiſend.

In dieſe Verwirrung wurde unverhofft auch Marienburg mit hineingeriſſen. Der daſige Staroſt Dzialinski gehörte nämlich, durch franzöſiſches Geld gewonnen, zu den eifrigſten Anhängern Conti's, wollte die Stadt zu derſelben Anſicht zwingen und drohte die ſich weigernde in den Grund zu ſchießen. Und in der That, die in der Umgegend zerſtreuten und auf ſeinen Befehl heranrückenden, franzöſiſch geſinnten Litthauer gaben ſeinen Drohungen einen bedenklichen Nachdruck. Die beſtürzte Bürgerſchaft verdoppelte ihre Wachen, der Staroſt lief wie ein Raſender mitten in der Nacht mit brennenden Fackeln auf den Zinnen des Schloſſes herum. Die gefährlichen Litthauer kamen unterdeß immer näher; ſchon ließ Dzialinski die Stücke auf die Schloßwälle bringen, um die Stadt in Brand zu ſtecken, ſchon hatte die letztere ihre Kanonen gleichfalls auf den Straßen gegen das tollgewordene Schloß gerichtet. Da langte plötzlich und zu guter Stunde die Nachricht an, daß ein Corps Sachſen die Franzoſen in Oliva überfallen und Prinz Conti

ſich eiligſt wieder nach Frankreich eingeſchifft habe. Nun hielt es auch der Staroſt nicht länger für gerathen, an ſo verzweifelter Sache zum Ritter zu werden, ſondern übergab das Schloß den Sachſen, und ſo nahm der improviſirte Bürgerkrieg von Marienburg glücklicherweiſe ein unblutiges Ende.

Friedrich Auguſt war unterdeß als Auguſt II. in Krakau gekrönt worden. Sein unglücklicher Plan aber, das von den Schweden beſetzte Liefland zu erobern, veranlaßte im Jahre 1700 den dritten ſchwediſchen oder ſogenannten großen nordiſchen Krieg. Voll brennender Ruhmbegier nahm der tapfere, abenteuernde König Karl XII. von Schweden den ihm zugeworfenen Fehdehandſchuh auf, verjagte die Sachſen aus Liefland, bezwang in kurzer Friſt ganz Polen, und ſchon am 12. Februar 1703 traf Auguſt II. flüchtend in Marienburg ein. Hier berief er einen Reichstag, zu welchem jedoch aus Preußen nur die Biſchöfe von Ermland und Kulm, die Woiwoden von Kulm und Marienburg und die Kaſtellane von Kulm und Elbing als polniſche Senatoren ſich einfanden. Doch Karl trieb bald alle wieder auseinander. Denn während der Reichstag noch die Mittel zur Fortſetzung des Krieges berieth, hatte er ſchon das ſächſiſche Heer bei Pultusk geſchlagen, Thorn erobert und geſchleift, und erſchien am 8. Dezember im Durchfluge in Marienburg, wo er ſelbſt ſpät des Abends dem Bürgermeiſter, von dieſem unerkannt, die Stadtſchlüſſel abforderte.

In Polen aber ſchlugen überall ſchon die Flammen des Bürgerkrieges auf. Unter dem Vorſitze des Kardinals und Reichs-Primas Radziejowski hatte ſich dort die ſogenannte Warſchauſche Conföderation gebildet, welche ſich für Schweden erklärte und den bisherigen Woiwoden von Poſen, Stanislaus Leszinski, zum König ausrief, während das Wahlfeld mit

600 Schweden beſetzt war und Karl ſelbſt mit ſeinem Heere in der Nähe hielt. Sofort trat dem eine zweite, die Sendomirſche Conföderation entgegen, die für Auguſt II. war. Dieſer hatte inzwiſchen zwar Warſchau wieder erobert, allein Karl eilte ungeſtüm aus Preußen zurück, entſetzte die Stadt, verfolgte das ſächſiſche Heer bis über die ſchleſiſche Gränze und brachte es nach mehreren Gefechten dahin, daß Stanislaus Leszinski am 4. October 1705 zu Warſchau gekrönt und von Auguſt im Altranſtädtiſchen Frieden anerkannt wurde.

König Stanislaus kehrte nun in ſein zerrüttetes Reich, und zwar über Grodno nach Preußen zurück, und zog den 10. Juli 1708 mit vielen Kavalieren und 18 Karoſſen feierlich in Marienburg ein, wo er auf dem Mittelſchloß vier Monate lang Hof hielt. Am folgenden Morgen ließ die Königin, wohlangekleidet im Bette ſitzend, den Rath der Stadt zum Handkuße zu, von dem ſie in lateiniſcher Rede bewillkommt wurde und gewohntermaaßen ein goldſtückenes Beutelchen mit 50 Dukaten empfing. Auch ſchrieb Stanislaus hier einen außerordentlichen Landtag aus, mußte aber wegen der fortdauernden Unruhen im October Marienburg wieder verlaſſen und zu der ihm ergebenen litthauiſchen Armee ſeine Zuflucht nehmen, während die Königin ſich einſtweilen nach Danzig begab.

Die äußerlich hergeſtellte Ordnung nämlich, ja ſelbſt der Triumph eines freilich auf ſchwediſchen Schilden erhobenen, eingeborenen Königs vermochten keineswegs die in rohem Dünkel, Eigennutz und getäuſchten Hoffnungen wildzerfahrener Gemüther zu bändigen. Die Sendomirſche Conföderation hatte vielmehr das ſchon früher von Auguſt II. angeknüpfte Bündniß mit Czar Peter eifrig wieder erneuert, und nun ſchwärmten, um die Verwirrung immer bunter zu machen, auch noch Ruſſen im Lande umher, und Marienburg, im Mit-

telpunkt zwiſchen den reichen, alles Raubgeſindel anlockenden Werdern, mußte abermals für Alles die Zeche bezahlen.

Schon im Jahre 1705 war es von dem Marſchall der für Auguſt verbundenen Kron-Armee, Chomentowski, berannt worden. Die Bürgerſchaft war zur Uebergabe bereit, allein ein ſchwediſcher Hauptmann, welcher mit 80 Mann in der Stadt lag, wollte den ihm von dem Rath bewirkten freien Abzug nicht annehmen. Da drangen gegen 3000 Polen und Sachſen durch's Marienthor herein, das Schießen der Polen, das Angſtgeſchrei der ſterbenden Schweden war, wie eine handſchriftliche Chronik berichtet, entſetzlich anzuhören; dann ſtürmten die Polen, von den beſonneneren Sachſen vergeblich auseinandergepeitſcht, die Häuſer, die Schweden wurden theils niedergehauen, theils mit ihrem tapferen Hauptmann gefangen, die Stadt aber zwei Tage lang geplündert.

Ein andermal (1709) machten Streifzügler von der Sendomirſchen Conföderation zur Nachtzeit einen Angriff auf Marienburg. Sie ſchlichen über das Eis der zugefrorenen Nogat in das unbeſetzte Schloß, überfielen die ſchwediſche Thorwache und drangen nun aus dem Schloſſe über den Kirchhof gegen den Markt vor. Nun eilten indeß die Schweden auf's Vorſchloß und leiſteten dort ſo lange entſchloſſenen Widerſtand, bis ſchwediſche Hülfe aus Mewe eintraf.

Doch mitten in dieſem Gewirre, in dem man kaum Freund und Feind zu unterſcheiden vermag, wechſelt ſchon wieder die Scene des tumultuariſchen Drama's. Karl XII., welcher tollkühn die Sache auf die Degenſpitze geſtellt und wie ein verwegener Spieler die Kriegswürfel in das Moskowiter-Reich geſchleudert hatte, war am 8. Juli 1709 geſchlagen worden. Da fühlte plötzlich auch ſein Schützling Stanislaus ſeinen

Thron unter ſich wanken, gab fortan alle Hoffnung auf und flüchtete mit den Schweden nach Pommern. Eben ſo raſch mußte auch in Marienburg die ſchwediſche Beſatzung den Polen und die polniſche den Sachſen unter Goltz weichen, der als ſächſiſcher Bevollmächtigter die Staroſtei und das ökonomiſche Amt übernahm.

Am 2. Juni 1710 aber kam Auguſt II. ſelbſt, nachdem er auf dem Reichstage zu Warſchau ſich auf dem polniſchen Throne befeſtiget, in Marienburg an. Er hatte die Reiſe zu Waſſer gemacht, vor Marienburg ſtieg er ans Land und ritt eiligſt durch die Stadt nach dem Schloſſe. Ihm folgten ſeine Geliebte, die Gräfin Coſel, und ein Troß von einigen hundert Handpferden, Wagen und Mauleſeln.

Für die erſtere waren im Schloſſe mehrere eigene Zimmer beſonders eingerichtet worden, und es iſt eine ſeltſame, faſt bittere Ironie des Schickſals, die ſchöne leichtfertige Gräfin in denſelben Gemächern ihre Schminkpflaſterchen auskramen und mit Fächer und Reifrock einherrauſchen zu ſehen, wo einſt der Hochmeiſter waltete und nur der ernſte Tritt geharniſchter Männer erklang. — Der lebensfrohe, ſinnlichkräftige König hatte im Schloß beinah drei Monate lang ſein luſtiges Hoflager aufgeſchlagen. Da wir jedoch dieſen Aufenthalt eben durch keine bedeutende Staatsaction bezeichnet finden, ſo mag hier eines der von ihm dort veranſtalteten Feſte, als ein lebhaftes Spiegelbild jener Zeit, die Lücke ausfüllen.

Es war dieß nämlich ein großes, ſechstägiges Scheibenſchießen nach neun verſchiedenen Scheiben, wozu der König die noch von Winrich von Kniprode herſtammende Schützen-Brüderſchaft von Marienburg eingeladen hatte. In dem äußerſten Schloßgraben nach dem Buttermilchsthurm hin waren das Schießhäuschen und beſondere Zelte für den König, die Ge-

nerale, Offiziere und Bürgerschaft aufgerichtet; hinter dem Thurm am Ziele aber saßen in einem schönen Zelte der Hofmarschall Reinbold, der Hofstallmeister Ragnitz und der oberste Bürgermeister nebst einem Rathsverwandten als Kampfrichter, hinter jedes Schützen Namen die Nummer des Schusses vermerkend, die außerdem noch von dem Zieler in Courtisans-Kleidung mit einer Fahne angedeutet wurde. Auch der königliche Mohr mußte mitschießen, und da er als ein schlechter Schütze bekannt war, so ließ man, so oft er die Scheibe vorbeigeschossen, über derselben, zum großen Vergnügen des Königs, einen hölzernen Hasen, Fuchs oder Hahn erscheinen. Den Preis des ersten Tages, einen großen, gläsernen, schöngearbeiteten Pokal, gewann der marienburgische Chirurgus Wagner. Da erhob sich nun des Abends der Zug von dem Kampfrichter-Gezelt nach der Schießbude: zuerst der königliche Kämmerer, darauf zwei königliche Pagen, deren einer den Pokal, der andere einen neuen Teller mit Marzipan trug, ihnen folgten die Stadtmusikanten, dann kam ein königlicher Lakay, welcher eine Schüssel mit Sauerkraut und gekochter Wurst trug, neben ihm ein anderer mit einer irdenen Kanne Bier, und endlich die jüdischen Musikanten des Königs. Bei der Schießbude wurde dem Wagner der Pokal mit ungerischem Wein gefüllt, den er auf des Königs Gesundheit austrinken mußte, dem aber, der den schlechtesten Schuß gethan, ward das Sauerkraut nebst Wurst und der Kanne Bier überreicht. — Diese lächerliche Prozession wiederholte sich an jedem Abende des Festes und nur die Preise wechselten. So bekam der Bortenwirker Käser eine fette Sau mit sieben Ferkeln in einem mit einem eisernen Gitter versehenen Käsicht auf Rollen, der ihm mit wohlklingendem Spiel der jüdischen Hofmusikanten nach Hause gebracht wurde. Nach völlig beendetem Schießen aber mußten diejenigen, welche in allen Schei-

ben keinen Schuß hatten, ihre rechten Schuhe hergeben, die der König an die letzte Scheibe nageln und dieſe in dem Bürgerſchießhauſe aufhängen ließ, in welchem ſie ſich bis zum Jahre 1807 befand, wo ſie von den Franzoſen ſammt dem Schießhauſe vernichtet wurde. Der König ſelbſt hatte ſich bei dem Feſte als ein wackerer Schütze erwieſen und unter andern eine ſilberne ſtarkvergoldete Tabacksdoſe gewonnen, die er der Gräfin Coſel ſchenkte; nicht ſo ſicher muß die letztere gezielt haben, denn die Sage bezeichnete einen der angenagelten Schuhe als den ihrigen.

Schon am erſten Schießtage aber, ohne ſich jedoch dadurch in ſeiner Luſt ſtören zu laſſen, erhielt Auguſt die Kunde, daß die Polen abermals den König Stanislaus und die Schweden ins Land gerufen. Auch war nach einem unerhört harten Winter, der über die Oſtſee, die beiden Belte und den Sund eine Eisbrücke ſchlug und ganze Häuſer mit Schnee bedeckte, in Preußen die Peſt ausgebrochen und näherte ſich immer drohender auch Marienburg, wo ſie in dieſem Jahre allein 1102 Menſchen, den vierten Theil aller Einwohner, hinwegraffte. Der König zögerte lange, ihr zu weichen; als jedoch zwei von ſeiner eigenen Dienerſchaft daran ſtarben, ſetzte er den bereits nach Marienburg ausgeſchriebenen Landtag aus und begab ſich zuerſt nach Danzig und am 14. Dezember endlich nach Sachſen zurück.

Hinter ihm aber ſchlugen die empörten Wogen ſogleich wieder in das alte Chaos zuſammen. Neue Conföderationen ſandten neue Schwärme nach allen Richtungen hin aus, und Marienburg wurde, obgleich der Krieg mit den Schweden dießmal in Pommern ſpielte, noch einmal der Tummelplatz ſächſiſcher, ruſſiſcher und polniſcher Truppen. Wenig änderte es, daß der Friede mit Schweden im Jahre 1721 die Ruhe we-

nigſtens äußerlich wieder herſtellte; denn unbelehrt von der Erfahrung, wählten die Polen nach Auguſt II. Tode (1733) von neuem zwei Könige, den oftерwähnten Stanislaus Leszinski und Auguſt III. Auch dieſesmal mußte zwar der in vergeblicher Prätendentſchaft ergraute Stanislaus ſeinem von ruſſiſchen Heeren unterſtützten Gegner, welcher auf dem Reichstage von 1736 allgemein als König anerkannt wurde, das Feld räumen; allein die innern Parteien wütheten gegen einander und gegen die Ruſſen im Lande unaufhaltſam fort und verſenkten das unglückliche Reich immer tiefer in die vollſtändigſte Anarchie. Kein Wunder daher, daß die Ruſſen daſſelbe ſchon während des ſiebenjährigen Krieges als ein herrenloſes Gut behandelten und, obgleich der polniſche Staat bei dieſem Kriege nicht betheiligt war, im Lande und namentlich zu Marienburg ihre fortdauernden Winterquartiere nahmen.

Auf ſolche Weiſe hatten die Polen endlich ihr Staatsſchiff, das jeder nach ſeinem Kopfe ſteuern wollte, gründlich zerſchlagen, es mußte an der eigenen Maaßloſigkeit zerſchellen. Am Ufer aber ſaßen die Nachbarn und übten das uralte Strandrecht an den Trümmern; ſo entſtand im Jahre 1772 die erſte Theilung Polens zwiſchen Rußland, Oeſterreich und Preußen, wobei dem letztern Weſtpreußen mit Marienburg zufiel.

In dem vorbeſchriebenen Zeitraume näherte ſich das Schloß Marienburg immer mehr dem Verfalle. Schon ſeit dem erſten ſchwediſchen Kriege hatten die weſtpreußiſchen Stände auf ihren Landtagen zu wiederholten Malen auf die Inſtandhaltung und ſtärkere Befeſtigung deſſelben gedrungen. Aber ihre Anträge blieben unbeachtet; die Staroſten, nur auf ihren kleinlichen Vortheil bedacht, legten auf den Schloßumgängen

und Wällen Gärten an und bauten gelaſſen ihren Kohl in den Feſtungswerken. Um ſo emſiger zerarbeiteten Wind und Regen die alten Zinnen und Mauern. Im Jahre 1696 ſtürzte der rechte Thurm in der Brückenſchanze jenſeits der Nogat, bald darauf der Brückenthor-Thurm an der Lorenzkirche zuſammen, der erſtere mit ſolcher Gewalt, daß er das Waſſer im Graben weit über die nächſten Häuſer hinausſpritzte und die darin befindlichen Eiswächter erſchrocken nicht anders meinten, als es habe die Nogat den Damm durchbrochen. Den Thürmen folgte endlich die unter dem Hochmeiſter Dietrich von Altenburg erbaute Jochbrücke, welche der ſtarke Eisgang von 1735 zerſtörte.

Beſonders entſtellt aber, ja faſt alles Anſehens einer Feſtung beraubt wurde das Schloß dadurch, daß die Staroſten ſeit dem 16ten Jahrhundert zunftloſen Anſiedlern gegen Bezahlung und eine jährliche Abgabe die Erlaubniß ertheilten, auf den Schloßgründen ſtädtiſches Gewerbe, Handwerke und Handel zu treiben. Vergebens that die Stadt, welcher das Recht der Bannmeile geſetzlich zuſtand, wiederholten Einſpruch gegen dieſes willkührliche Verfahren. Die Staroſten befanden ſich zu wohl dabei und boten durch öffentliche Patente Jedermann Aufnahme und maaßloſe Nahrungsfreiheit an. Da ſtrömten denn insbeſondere die ſogenannten Schotten herbei, ein Miſchvolk von Brabantern, Engländern und Schottländern, die, wegen religiöſer oder politiſcher Händel aus ihrem Vaterlande vertrieben, hauſirend gleich den Juden das Land durchſchweiften und es natürlich vorzogen, ihr Weſen lieber am Schloſſe fortzutreiben, als ſich den ſtädtiſchen Einſchränkungen und bürgerlichen Laſten zu unterwerfen. Erſt niſteten ſie ſich auf den vernichteten Feſtungswerken zwiſchen dem Schloſſe und der Nogat ein, bald aber wurde ihnen hier der Raum zu ſchmal und auch die

nördliche, eigentliche Vorburg, immer weiter und weiter nach Südoſt hin mit Hökern, Krämerbuden, Wein-, Bier- und Branntweinſchenken überſchwemmt; ja, als im Jahre 1715 die marienburgiſche Oekonomie verpachtet wurde, richtete der Pächter dort ſogar eine öffentliche Wage und Jahrmärkte ein. Und ſo war denn nach und nach bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts das ganze Schloß von einer ſchachernden Geſindelſtadt umzingelt und umqualmt, deren elende Häuſer die Burg, namentlich an der Nogatſeite, bis weit über die Fenſter der Erdgeſchoſſe hinaus mit dem Schmutze des Lebens verdeckten.

Doch auch außerdem wurde das Schloß in jener Zeit noch durch verſchiedene Anbaue nach Bedürfniß oder Laune mannigfach verunſtaltet. Die Jeſuiten, nachdem ſie vergeblich in der Stadt Grundſtücke anzukaufen verſucht hatten, führten im Jahre 1650 mit Benutzung des alten Pfaffenthurmes zwiſchen der Schloßkirche und dem ſüdöſtlichen Flügel des Mittelſchloſſes ein großes Gebäude, das ſogenannte Jeſuiter-Collegium, auf, während ſie zugleich die Schloßkirche und die darunter befindliche Annenkapelle in Beſitz nahmen. Dem Jeſuiter-Collegium gegenüber, an die Nord-Ecke des hohen Schloſſes gelehnt, ſtand auf der Stützmauer des Erdumganges ein niedriges Haus und verſperrte den ehemaligen Zugang zu der Laufbrücke, welche auf dieſer ſüdweſtlichen Seite des hohen Schloſſes in die Stadt führte. Daher wurde zur Herſtellung der nothwendigen Verbindung nunmehr durch die beiden einander gegenüberſtehenden Thüren der St. Annenkapelle ein allgemeiner Durchgang eröffnet, der wohl manche Beſchädigung an den Verzierungen dieſer Eingänge veranlaßt haben mag. Als im Jahre 1737 der verlebte marienburgiſche Staroſt von Rerin, mit Bewilligung der Jeſuiten, in dem hintern Theil der Annenkapelle ein abgeſondertes Erbbegräbniß anlegte, hatte man über dem neuen

Gewölbe des letztern gleichzeitig einen Durchgang unter der Schloßkirche, die ſogenannte Bullerbrücke, eingerichtet und hierdurch die Paſſage durch die Kapelle wieder abgeſtellt. Auch längs des Grabens, welcher das Mittelſchloß vom hohen Schloſſe ſcheidet, war ein ſchlechtes, langes Gebäude von Fachwerk aufgerichtet, indeß ſchon in der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts wieder abgebrochen worden. Am ungehörigſten und widerlichſten aber erwies ſich mit ſeinen Schnörkeln und halbrunden Dachzinnen ein plumper Ueberbau von zwei Stockwerken, welcher unten ein Wachthaus enthielt und den irgend ein Staroſt wahrſcheinlich um die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts in dem Winkel, den des Meiſters Kapelle mit dem Konventsremter bildet, eingeflickt hatte.

Im Innern dagegen erlitt das Schloß ſelbſt ſeine früheſte Mißhandlung durch einen betrügeriſchen Schatzgräber. Henneberger macht darüber (freilich nach Simon Grunau) folgende Mittheilung: „Anno 1493 wollt' Hans von Tieffen, der Hochmeiſter, ſeine Brüder in des Ordens Regeln halten. Da entlief Bruder Veit von Kochenberg von Labiau mit eines Bauern Tochter, dem ließ er hart nachſtellen. Er entkam auf das Schloß Marienburg, gab für, wie er in des Ordens Regiſtern gefunden, wo groß Geld im Schloß vermauert und verborgen liege. Des wurden die Polen ſehr froh, ließen ihn das Schloß oben und unten zerhacken und zerwühlen und großen Schaden thun. Er ging auch in St. Annengruft, nahm etzliche ganze Leiber heraus, zog ihnen die güldenen Ringe von den Fingern. Endlich merkten die Polen ſeinen Betrug, ließen ihn zur Staupe ſchlagen und eine Krone an die Stirn brennen; wo er verblieben, das weiß man nicht.“ — Nicht beſſer erging es 1714 einem zweiten Schatzgräber. Dieſer, ein ſächſiſcher Soldat von der Beſatzung in Elbing, verleitet durch eine alte Sage und vorgebliche Erſchei-

nungen, wußte die Schloßobrigkeit für ſeinen Wahn ſo zu gewinnen, daß ſie ihm ſelbſt die Arbeiter dazu ſtellte. Da ſuchte er bald da bald dort, grub ſich, häufig von den nachrollenden Steinen faſt verſchüttet, in haſtiger Gier bis unter die Fundamente hinab und wühlte und wühlte, bis er in Wahnſinn verfiel und bald darauf im Kerker ſich ſelbſt das Leben nahm. Die Sache machte damals ſo großes Aufſehen, daß der Magiſtrat zu Marienburg eine eigene Druckſchrift ausgehen ließ, um öffentlich zu zeigen, daß er an der Schatzgräberei keinen Theil habe.

Doch dieſes waren nur kleine Vorſpiele. Die gründliche Zerſtörung, welcher die Burg anheimgefallen, begann mit dem Brande des hohen Schloſſes im Jahre 1644. Ein polniſcher Büchſenmeiſter, der wie gewöhnlich bei dem Fronleichnamsfeſte vom Zinnenumgange aus Böllern kanonirt, hatte in der Trunkenheit die brennende Lunte auf dem Boden vergeſſen; der Brand erfaßte und vernichtete das ganze Dach. Mehr aber vermochte er nicht an dem gewaltigen Baue, denn nicht nur alle Treppen waren ja ſteinern und alle Gänge und Zimmer gewölbt oder mit Ziegeln oder Flieſen geſtürt, ſondern auch alle Fenſterköpfe und ſogar die Fenſterrahmen von Stein und Eiſen. Allein was das Feuer verſchont, verwirthſchaften die Staroſten, denn das Haus blieb 60 Jahre hindurch unbedeckt, bis es endlich Auguſt II. bei ſeiner Anweſenheit in Marienburg leider allzuſpät mit einem nothdürftigen Dache verſehen ließ. Wind, Schnee und Regen hatten bereits das dritte Stockwerk verwüſtet und das zweite hie und da beſchädigt, die Zinnen waren längſt verfallen, die Eckthürme auf der ſüdweſtlichen Seite, zum größten Theil auch die Bogengänge im Innern des Hofes ſtürzten allmählich ein. So theilten ſich, bei der Gleichgültigkeit der Menſchen, die Elemente in die preisgegebene Beute.

Das Mittelschloß war, wie bereits oben erwähnt, zum Sitz des Staroſten und zur gelegentlichen Wohnung der Könige beſtimmt worden, ein Umſtand, dem wir zwar die weſentliche Erhaltung des Ganzen zu verdanken haben, welcher aber auch mancherlei verunglimpfende und verwirrende Umbaue veranlaßte. Die meiſten der letzteren mußte ſich die ehemalige Hochmeiſter-Wohnung, der jetzige eigentliche Königsſitz, gefallen laſſen, um ſie, nach dem Kleinſinn und Ungeſchmack der Zeit, den neuen Herren genehm und bequem zu machen. Da ward denn der alte ritterliche Eingang zu gering, die Gemächer oben zu hochmächtig befunden. Anſtatt des alten Aufganges hatte man vom Hofe zum oberen Stockwerk eine Außentreppe an Meiſters Kapelle angelehnt, dieſe aber nebſt der daranſtoßenden Schlafkammer des Hochmeiſters, nachdem die Zwiſchenwand abgebrochen worden, in einen Hausflur verwandelt und dadurch das Andenken der Kapelle ſo gründlich verwiſcht, daß in der neueren Zeit nicht einmal eine Sage oder Vermuthung über ihr ehemaliges Daſein vorhanden war. In dem öſtlichen Theile des alten Hausflurs aber, ſowie in Meiſters Gemach hatte man die Gewölbe eingeſchlagen und durch Balkenlagen und Fachwerkwände zwei Stockwerke mit niedrigen Zimmern und Holzdecken eingeklebt. Daſſelbe Schickſal, wiewohl mit Verſchonung des dort ungleich höheren Gewölbes, erfuhr Meiſters kleiner Remter; hier waren die Zimmer, welche, der Sage nach, die Gräfin Koſel bewohnt hatte, ſo wie denn die Embleme eines dort vorgefundenen Kamins überhaupt darauf hindeuten, daß dieſe Verſchlimmbeſſerung erſt unter Auguſt II. vorgenommen worden. An den prächtigen Gang dagegen und an Meiſters großen Remter (ſeit Kaſimirs Zeit der Königsſaal genannt) wagte ſich dazumal der Frevel noch nicht. Auch der Conventsremter, obgleich unbenutzt, blieb in ſeinen Ehren und Würden;

nur einige Fenſter wurden zugemauert und hier, wie in den übrigen Zimmern, die unterirdiſchen Heitzungen abgeſtellt, deren Stelle überall große Kachelöfen einnahmen. Die beiden anderen Flügel der mittleren Burg aber, von den Staroſten und deren Beamten bewohnt, hatten gleichfalls ihre Pfeiler, gewölbten Zimmer und Säle und im Weſentlichen die ganze alte Einrichtung bewahrt.

So war der Zuſtand des Schloſſes zur Zeit der preußiſchen Beſitznahme.

III.

Die Hopfzeit.

1772.

Es war am 14. September dieses Jahres bei Anbruch des Tages, da vernahm man Trompetenklänge durch die scharfe Morgenluft; preußische Dragoner zeigten sich unerwartet vor dem Marienthore der Stadt. Die Schildwacht der kleinen polnischen Besatzung zog den Schlagbaum herunter, als aber der vorderste Reiter sein Pistol auf den Polen anlegte, ließ dieser erschrocken die Kette los, der Schlagbaum hob sich wieder und die Dragoner, denen der Generalmajor von Arnsdorf mit einem Bataillon des Garnison-Regimentes von Sydow auf dem Fuße folgte, rückten rasch und unangemeldet in die überraschte, kaum erwachte Stadt und stellten sich auf dem Markte auf.

Sofort wurde nun der Conventsremter würdig ausgeschmückt und auf der Nordostseite desselben ein Thron errichtet. Schon am 27. September waren die Abgeordneten der Landstände auf dem großen Platze der Vorburg versammelt und, nachdem sie hier durch eine Rede des evangelischen Predigers Witthold für die Feier des Tages vorbereitet worden, begab sich der Zug in den Saal zur Huldigung, welche der Oberburggraf von Rohde und der Oberpräsident von Domhardt als Stellvertreter des Königs annahmen. Ein Herold warf neugeprägtes Geld unter die im Schloßhof versammelte Volksmenge aus und ein Festmahl in Meisters großem Remter beschloß die Feier. Zum

dächtniß der letzteren aber hatte man eine Denkmünze ausgegeben, welche auf der Vorderseite das Bruſtbild des Königs und auf der Rückſeite, wo dem Monarchen die Karte von Weſtpreußen huldigend überreicht wird, die Umſchrift: **Regno redintegrato fides praestita Mariaeburgi MDCCLXXII** zeigt. Die große in Gold ausgeprägte erhielt die Stadt Marienburg, die ſie in ihrem Archive dankbar aufbewahrt, der Conventsremter aber wurde ſeitdem der Huldigungsſaal genannt. — Und ſo war denn Weſtpreußen, nach Jahrhunderte langer Trennung, mit dem ſtammverwandten, inzwiſchen zum Königreich erhobenen Oſtpreußen wieder vereinigt und der Monarchie Friedrichs des Großen einverleibt.

Marienburg hatte durch die verſchiedenen Wandelungen erſt den Fürſtenſitz, jetzt auch die unter polniſcher Hoheit behauptete Suprematie über die kleineren Städte verloren. Zum Erſatz und „um deſſen Gewerbe zu fördern“ erhielt es nunmehr ein ganzes Regiment Soldaten als feſtſtehende Garniſon. Aber dieſe Gunſt gegen die Gewerbe ſchlug zu künſtleriſcher Ungunſt aus. Die zahlreiche Mannſchaft wollte untergebracht, die arme Bürgerſchaft mit Einquartirung verſchont ſein. Es konnte daher nach damaligem Gedankenzuge nicht fehlen: das zunächſt gelegene hohe Schloß wurde ohne weiteres zur Kaſerne verarbeitet. Indeß ging man dabei, wenn auch eben nicht mit Pietät, ſo doch noch immer mit einer gewiſſen Mäßigung zu Werke, die ſich auf das wirkliche Bedürfniß beſchränkte; und in der That, der einſtige Sitz ſoldatiſcher Ritter und jetzt der Zwinger einer ritterlichen Soldateska waren einander ſo gar fremde nicht. So wurden denn das alte Thor nach dem Mittelſchloſſe hin, der Bogengang, der im zweiten Stock der nordöſtlichen Seite vom Kapitelſaal zur Kirchthüre führte, inmitten des Schloßplatzes der herrliche Brunnen, desgleichen überall die vorhandenen Ge-

wölbe dießmal noch verschont und nur, wo diese bereits eingestürzt waren, Balkenlagen zu den neuen Zimmern gelegt; ja man ließ sogar die inneren, größtentheils bis auf den Boden verfallenen Bogengänge im untersten Stocke neu wölben und die Mauer auch im zweiten Stocke mit Bogenhallen aufführen, nicht ahnend, welche saure Mühe man damit den künftigen Zertrümmerern bereitete. Nur in dem großen schönen Kapitelsaale hatte man den Polen das Kunststück nachgemacht, ihn, wiewohl auch hier mit Bewahrung des Gewölbes, durch eingezogene Balken in zwei Stockwerke zu zerlegen, und „da gab es denn, wie gerühmt wird, gar schöne Zimmer für die Herren Offiziere". Gleichzeitig wurde an der Südwestseite des Schlosses ein großes Thor mit modernen Verzierungen nebst einer Durchfahrt nach der Stadt hin angelegt, dem ganzen Baue aber äußerlich durch einen neuen Anwurf, durch das Vermauern der Schießscharten und alten Fenster sowie durch die Regelmäßigkeit der neuen für immer sein alterthümliches Aussehen genommen.

Die wenigste Veränderung erlitt das Mittelschloß. In dem südöstlichen und nordöstlichen Flügel desselben zogen die polnischen Beamten aus und General, Oberst und Stabsoffiziere ein. Der eigentliche Prachtbau, die Hochmeisterwohnung, blieb unbenutzt in dem verzwickten, konfusen Zustande, wie ihn die Polen hinterlassen; nur das erste Kellergeschoß ließ man zu Gefängnissen einrichten, das zweite gänzlich verschütten und unzugänglich machen. Die weiten, luftigen Hallen des Conventsremters dagegen wurden in ein Exerzierhaus für die Besatzung verwandelt und zu diesem Behufe der freilich damals schon verfallene Brunnen vor dem Eingange zerstört, dieser Eingang breiter und höher ausgehauen, im Remter selbst aber die steinernen Sitzbänke weggebrochen, mehrere Fenster vermauert und die Fliesen vom Boden aufgenommen, welche einer soliden

Sanddecke Platz machen mußten. Auch die anstoßende große Conventsküche, in der noch der Huldigungsschmaus zubereitet worden war, mußte sich zu einem Pferde- und Kuhstall umgestalten lassen, welchem zum Trotz das Gewölbe darunter dennoch fortgedauert und bis auf den heutigen Tag sich erhalten hat. Indeß schien der Remter bei seiner unverhofften neuen Bestimmung denn doch gar zu lustig werden zu wollen, und die Regiments-Commandeurs klagen dringend und wiederholt, daß die Fenster offen ständen und das Dach den Einsturz drohe.

Schon war Plan und Anschlag fertig, wonach mehrere Thürme und insbesondere auch der schöne Giebel an der Nordecke des Schlosses, so wie die Mauern und Zinnen des Vertheidigungsganges unter dem Dache abgebrochen werden sollten. Allein Friedrich der Große erklärte, wie in einer Erleuchtung, „daß er keinen Pfennig dazu hergeben könne," und so wurde die heimtückische Reparatur abgewendet und der Saal für die Nachwelt gerettet.

1785.

Indeß war dem Schlosse die härteste Belagerung, die es jemals erlitten, schon bereitet. Der Geist der Zeit unterwühlte und umzingelte es mit seinen Minen und Approchen, wie ein Maulwurf, immer näher und enger. Wir meinen jenes philisterhafte Utilitätssystem, das keinen Wasserfall duldete, wenn er nicht wenigstens eine Mühle trieb, das die Schönheit nur als einen sehr überflüßigen Schnörkel der sogenannten öffentlichen Wohlfahrt begriff und dem aller Genius, weil er sich nicht sofort bei dem klappernden Räderwerk der Staatsmaschine applicirte, überall hinderlich im Wege stand. Ihm war besonders des Hochmeisters großer Remter, der sich's noch immer herausnahm auf seine eigene Hand in müßiger Herrlichkeit zu

prangen, ſchon lange ein Aergerniß geweſen, und hier feierte es denn auch zunächſt ſeinen koſtbarſten Triumph.

Die Veranlaſſung dazu mag wohl ein unterm 1. Januar 1785 wiederholter Befehl Friedrichs des Großen an die marienwerderſche Kammer gegeben haben, wonach die vielen in Marienburg wüſte liegenden Häuſer durch anzuſiedelnde brauchbare Leute neu aufgebaut werden ſollten. Es iſt klar: weder Sinn noch Worte dieſes Befehls deuten auf das Schloß, ſondern auf die Bürgerhäuſer der Stadt. Allein den Ankauf dieſer wüſten Bauſtellen fand man für den Zweck zu theuer, das Schloß dagegen ſtand wehrlos in ſeiner Koſtenloſigkeit und war freilich auch ſchon wüſte genug.

Und ſo ſehen wir denn bald die Kammer arbeitsſelig Hammer, Brecheiſen und Haue ſchwingen. Von der Höhe des kühnen Vorſprungs, den Meiſters großer Remter nach Nordweſten bildet, fliegen Zierrathen, eingefugte Kalkſteine und große Steinrinnen mit ſolcher rückſichtsloſen Vehemenz herab, daß ſie Eigenthümer des nächſtgelegenen Hauſes Dach, Fenſter, Thüren und ganze Wandflächen zerſchmettern. Aber die modernen Vandalen ruhen und raſten nicht in ihrem fanatiſchen Eifer; der luftige Mauerkranz mit ſeinen Bruſtwehren, Zinnen und zierlichen Eckthürmchen wird abgebrochen und dem Ganzen, als ſchämten ſie ſich dennoch ihres Werkes, ein flaches Dach, wie ein breitkrämpiger Quäkerhut, über das kahle Haupt geſtülpt.

Im Innern des Saales aber neſteln ſie, nach der bereits ſtereotyp gewordenen Manier, wiederum durch eingeſchobene Balkenlagen rings um den Pfeiler in der Mitte zwei Stockwerke übereinander, in jedem Stock vier Zimmer und ein geräumiges Vorhaus, zu Fabrikanten-Wohnungen für Baumwollenweber. Das Gewölbe bleibt verſchont, Kamin und Schenkbank aber werden vermauert und die Kalkſtein-Plat-

ten der Schenke und der Fenſter, ſo wie die Fenſterköpfe ausgeriſſen und zu Kalk verbraucht. Gleichzeitig, um die neue Anlage mit der älteren polniſchen in würdige Verbindung zu bringen, werden die Gewölbe in Meiſters Stube eingeſchlagen, ſämmtliche Gelaſſe der ehemaligen Hochmeiſter-Wohnung aber den Induſtriöſen eingeräumt, und in den Hallen, wo einſt Winrich von Kniprode ſeine Tafelrunde hielt und König Jagiel auf des Ordens Pfeiler, den großen, edlen Plauen, zielte, ſchnurrten, ſauſten und klippten nun geſchäftige Webeſtühle.

Allein die Sache hatte keinen ſonderlichen Segen. Von den angeworbenen, geſindelhaften Webern, nachdem ſie in den Prachtſälen alle großen Erinnerungen gründlich verwohnt und verwirthſchaftet hatten, waren bald mehrere fortgelaufen; ein Theil der Zimmer, die niemals alle von Fabrikanten bewohnt geweſen, wurde wiewohl vergeblich meiſtbietend zur Miethe ausgeboten, und ſchon im Jahre 1788 ſah ſich der Staat genöthigt, das ganze Unternehmen wieder aufzugeben, welches demnächſt noch einige Zeit von einem menonitiſchen Krämer auf eigene Rechnung fortgeſetzt wurde, während man aus dem in Meiſters großem Remter zugerichteten Bienenkorbe drei Zellen für eine Armenſchule und eine zur Spinnſtube beſtimmte.

1801.

Das neue Jahrhundert, das in ſeinem ungeſtümen Aufgange ſchon ſo vieles Alte niedergeworfen, ſollte nun endlich auch die Vernichtung Marienburgs vollenden. Das Schloß, ſo verſtümmelt es auch ſchon war, bot noch immer neue Anfechtungen, weckte noch immer neue Gelüſte, und ſo wurde denn jetzt, um dort eine Kaſerne überflüßig zu machen, die bisherige Beſatzung Marienburgs bedeutend verringert, die noch übrige Mannſchaft in der Stadt untergebracht und das Schloß zu einem Kriegs-Magazin verurtheilt.

Dießmal ging man ſchon kühner und großartiger an's Werk. Was der gefräßige Zahn der nächſten Vorzeit irgend noch unbenagt gelaſſen: alle Gewölbe im hohen Schloſſe, ſelbſt die des Kapitelſaals und im Erdgeſchoſſe, der an der Nordoſtſeite vom Kapitelſaal zur Kirchenthüre führende Bogengang, die beiden runden Granitpfeiler, die ihn trugen, ſowie die uralte Thorthüre an der Nordecke, im Mittelſchloſſe aber ſämmtliche Gewölbe, Säle und Zimmer des ſüdöſtlichen und nordöſtlichen Flügels, die kleine, zierlichgewölbte Bartholomäus-Kapelle an der Südecke im innern Schloßhofe, der bis an den Graben hervorſpringende Theil des Schloßthores an der Nordoſtſeite und der achteckige Thurm in der Nordecke am Schloßgraben — dieß alles wurde zertrümmert und zu Schüttböden für Mehl, Salz und Getreide eingerichtet. Auch die alte Lorenzkirche in der Vorburg ward zu gemeinem Gebrauch verkauft und die dabei befindliche Begräbnißſtätte geebnet. Ja, der Oberbaurath Gilly hatte ſogar den Vorſchlag gemacht, das hohe Schloß und das Mittelſchloß ganz abzubrechen, um aus den alten Ziegeln ein neues Magazin herzuſtellen, ein Plan, der lediglich an einer künſtlich-balancirenden Berechnung der Mehrkoſten des zu umfangreich projectirten Neubaues ſcheiterte. Doch — wunderliche Zeit der Verwirrung — während der alte Gilly über ſeinem Zerſtörungsplane brütet, ſitzt ſein Sohn auf den Trümmern, um noch in aller Geſchwindigkeit die urſprüngliche Schönheit des Schloſſes, bevor es gänzlich zerſtört, für die Nachwelt aufzuzeichnen und dieſe Zeichnungen des leider zu früh verſtorbenen talentvollen Architecten, welche demnächſt durch das bekannte Frickſche Kupferwerk über Marienburg veröffentlicht wurden, haben auch wirklich zum erſtenmale die Aufmerkſamkeit der Mitwelt auf die verſinkende Herrlichkeit gerichtet.

Dieſer Verwüſtung waren, außer den gewaltigen Mauern des Schloſſes ſelbſt, nur noch die Schloßkirche mit dem großen Marienbilde in ihrer äußeren Vertiefung, die Annen-Kapelle, der Schloßthurm, der geſchmückte Eingang in die Schloßkirche und einige Verzierungen von bunten Ziegeln in den Mauern entgangen. Der eigentliche Prachttheil aber, die Hochmeiſterwohnung, blieb auch dießmal in ſeinem derzeitigen jammervollen Zuſtande, nur wurden jetzt das Proviantamt und die Wohnungen der Magazinbeamten dorthin verlegt, und ſchon im Jahre 1804 waren über den überall überſchütteten Kellergeſchoſſen die neuen Speicher gefüllt. Das Ziel war alſo erreicht und allein an ausgebrochenen Flieſen eine Beute von 16,500 Stück gewonnen; aber das Einſchlagen der Gewölbe und die Einrichtung der Schüttungen hatte ſo bedeutende Summen gekoſtet, daß dafür, wie die noch vorhandenen Anſchläge nachweiſen, allerdings ein gleichgroßes Magazin neu erbaut werden konnte, wenn man beide Schlöſſer unangetaſtet ließ. So ſchlug das ſchadenfrohe Zahlen-Teufelchen ſeinen Gönnern unverſehens ein Schnippchen, für das zerſtörte Schloß nur unnütze Schmach bietend.

Und dieſe Schmach blieb nicht aus. Schon gleich im Anfange des Magazinbaues hatte dieſes rückſichtsloſe Ausweiden der Gemäuer mancherlei Gerede und Kopfſchütteln veranlaßt. Erſt im Jahre 1803 aber ſcheint ein ſcharfrügender, von Max von Schenkendorf verfaßter Aufſatz in № 136. des Freimüthigen (eines damals vielgeleſenen Blattes) den Staatsminiſter Freiherrn von Schrötter, welcher die ganze Verwüſtung angeordnet, über die Bedeutung ſeines Beginnens die Augen geöffnet zu haben. Für das Große empfänglich, wie er immerdar geweſen, und nun faſt erſchreckt und überwältigt von der plötzlichen neuen Ueberzeugung, war auch ſeine Umkehr raſch und entſchloſſen genug. Er gebot ſofort, mit der wei-

teren Zerſtörung einzuhalten, ja der König ſelbſt befahl mittelſt Kabinets-Ordre vom 13. Auguſt 1804, daß für die Erhaltung des Schloſſes, als eines ſo vorzüglichen Denkmals alter Baukunſt, alle Sorge getragen werden ſolle. Aber es war zu ſpät. Nur der ſchöne Giebel an der nordweſtlichen Seite des Mittelſchloſſes konnte noch gerettet werden. Auch hier zwar waren, um ihn niederzureißen, mit unſäglicher Mühe die Verbände ſchon gelöſt und um alle Spitzen und Ecken die Stricke geſchlungen, als jenes unerwartete, Allen unbegreifliche Verbot anlangte. So aber, das war Allen klar, konnte die Wand nicht eine Stunde länger verbleiben; jeder Windſtoß drohte der Schwankenden den Einſturz und den Stürmern die unangenehmſte Verantwortung. Da wurde denn eiligſt und mit nicht geringerer Mühſal die ganze Nacht hindurch bei Fackelſchein geklammert, gehoben und gerichtet, und am Morgen prangte der Giebel wieder in ſeiner alten Herrlichkeit und ſteht noch bis zum heutigen Tage.

Zwar beabſichtigte Schrötter nun ſogar eine Wiederherſtellung der noch erhaltenen Schloßtheile, und es mußte die Reſtauration von Meiſters großem Remter, ſowie die des Conventsremters veranſchlagt werden. Allein noch fehlte überall Sinn, Verſtändniß und der rechte Wille; die betheiligten unteren Baubeamten, in ihren gewohnheitsſeligen Handwerker-Neigungen unbequem geſtört, erhoben abſichtliche Schwierigkeiten, und ſo lief der ganze, gutgemeinte Verſuch endlich darauf hinaus, daß im Jahre 1806 die Dächer auf dem Conventsremter und der Hochmeiſterwohnung ausgebeſſert, der Bau aber ſchon im Herbſte wieder eingeſtellt und wegen des inzwiſchen ausgebrochenen Krieges auch nicht weiter fortgeſetzt wurde.

Wir aber wollen über den in ihrer Art ſehr ehrenwerthen Männern, welche Hand ans Schloß gelegt, nicht unbillig den

Stab brechen. Jede Generation hat ihren eigenthümlichen Aberglauben, und in ihrer Zeit befangen, die nicht begreifen konnte, daß Poesie dem Volke so nützlich sei, als Mehl oder Speck, glaubten jene ohne Zweifel ehrlich, das Rechte zu thun. Diese Zeit der hausbackenen Nützlichkeit jedoch müssen wir allerdings als eine durchaus prosaische und trostlose bezeichnen, und am wenigsten fanden wir uns veranlaßt, das, was sie verschuldet, zu verbergen oder zu bemänteln, zumal nachdem König und Volk den Frevel anerkannt und, soviel an ihnen stand, hochherzig vor aller Welt wieder gutgemacht haben.

1807.

Doch die Zeit wurde nun durch unermeßliches Unglück gewaltsam aufgerüttelt. Alle Nützlichkeits-Theorien hatten sich als unnütz erwiesen und die Ungewitter der Weltgeschicke gingen, um die dicke, dumpfe Luft zu reinigen, zündend und weckend über das erschrockene Land.

Auch Marienburg erblicken wir wieder inmitten der französischen Heereszüge vom Jahre 1807, durch seine Lage, seine ehemaligen Festungswerke, durch die weitläufigen Gelasse seines Schlosses und die Belagerung des nahen Danzig unabwendbar in den Wirbel der verheerenden Ereignisse hineingerissen. Schon im Februar des gedachten Jahres erhielt es die erste feindliche Besatzung und blieb bis nach Beendigung des Krieges von französischen Truppen besetzt, die von den benachbarten fetten Werdern behaglich zehrten. Die willkommene Einrichtung des hohen Schlosses wurde auch von ihnen zum Kriegs-Magazin, das Mittelschloß aber als Lazareth benutzt und der Conventsremter insbesondere erst zur Werkstatt für Zimmerleute, dann in einen Pferdestall und zuletzt gleichfalls in ein Militair Hospital verwandelt, während in den untersten Gewölben

deſſelben die Feldſchmiede arbeiteten. Ja ſelbſt die Schloßkirche und die Annen-Kapelle mußten zur Aufbewahrung der Lazareth-Bedürfniſſe ausgeräumt werden, und damit der Pariſer Beiſchmack nicht fehle, wurde geſchwind ein Bethaus in der Stadt zu einem franzöſiſchen Schauſpielhauſe eingerichtet.

Draußen aber ſuchten ſie gleich nach ihrer Ankunft die alten ſchwediſchen Wälle wieder auf, welche gänzlich verfallen und größtentheils in Gärten verwandelt waren. Ihre Wiederherſtellung beſchäftigte über 3000 Menſchen, die von der Stadt und Umgegend geſtellt werden mußten. Manche nahgelegene Beſitzung wurde zerſtört, auch der Mühlengraben, wie in der Ritterzeit, durch Stauung, Ueberfälle und Schleuſen zur Füllung der äußeren Gräben wieder benutzt und jenſeits der Nogat ein Brückenkopf angelegt. Allein Napoleon, welcher im Laufe dieſes Krieges zweimal Marienburg beſucht und Stadt und Vorſtädte prüfend umritten hatte, verwarf die bereits weitvorgerückten Arbeiten. „Man habe ſich da nur im Fortifiziren geübt und es ſei thöricht, mitten zwiſchen Häuſern Verſchanzungen anzulegen," äußerte er und ordnete ſogleich ſelbſt eine umfaſſendere, die alten Schweden-Schanzen wieder aufnehmende Befeſtigungslinie außerhalb der Vorſtädte an. Es ſollten zu dieſem Zweck alle Häuſer längs der Nogat vom ſchievelichten Thurm bis zum Marienthore, alſo das ganze Vorſchloß nebſt der geſammten Waſſerſeite der Stadt abgebrochen und die alte Mauer mit Bewallung wiederhergeſtellt werden, welches alles jedoch auf die dringende Vorſtellung der ſtädtiſchen Abgeordneten nie zur Ausführung kam.

Wenig Erleichterung verſchaffte es übrigens der Stadt, daß bald darauf die Franzoſen ganz in der Nähe, beim Dorfe Liebenthal den Vorſtädten entlang, ein Lager bezogen; denn die Lieferungen verdoppelten ſich und die gefährliche Nachbar-

ſchaft ließ es an ungeſtümen Beſuchen, auch wohl gelegentlichen Plünderungen nicht fehlen. Ja ſelbſt der am 9. Juli 1807 zu Tilſit endlich abgeſchloſſene Friede brachte noch keine Ruhe. Die Durchmärſche dauerten fort, die Einquartierungen wurden immer zahlreicher, die Anforderungen der Abziehenden immer übermüthiger und unerträglicher. Von den vielfachen Veratienen, denen Marienburg bei dieſem Abzuge ausgeſetzt war, hier nur ein Beiſpiel. Die Stadt mußte, alles Sträubens ungeachtet, ihre eigene Brücke über die Nogat einem franzöſiſchen Marſchalle mit 1050 Thalern abkaufen, ſodann wegen derſelben, wenn ſie ihr gelaſſen werden ſollte, ſich mit einem andern franzöſiſchen Generale noch einmal abfinden, und zuletzt wurde dieſelbe Brücke von den Franzoſen dennoch weggenommen und nach Danzig abgeführt.

Erſt am 22. November 1808, nach einer faſt zweijährigen Zwingherrſchaft, erfolgte die endliche Räumung der Stadt. Kaum hatte die Fähre mit den letzten Franzoſen das jenſeitige Nogatufer erreicht, da ertönte es vom uralten Rathhaus-Thurme: Nun danket alle Gott! und noch am Abend deſſelben Tages vereinigte ſich die geſammte Bürgerſchaft in freudiger Aufregung zu einem wahrhaften Volksfeſte.

Noch einmal jedoch ſollte ſich das Schauſpiel mit allen ſeinen Drangſalen wiederholen. Das große franzöſiſche Heer wälzte ſich im Jahre 1812 abermals über Marienburg gegen Rußland hin; die ſeit 1807 wieder verfallenen Schanzen wurden eiligſt von neuem aufgenommen, das hohe Schloß wurde wieder Magazin, das Mittelſchloß wieder Lazareth. Dahinten aber über ganz Deutſchland wogt' und blitzte es, bunt und in allen Sprachen ſchallend, wie eine ſoldatiſche Völkerwanderung; es war auf die Eroberung eines Welttheils abgeſehen. — Doch Gott hatte es anders beſchloſſen.

IV.

Die Wiederherstellung.

Jede denkwürdige Ruine hat ihren frommen Hüter. Auch die Marienburg war in dieser Hinsicht wohlbedacht. Dr. Häbler, fast ein Menschenalter hindurch evangelischer Prediger der Stadt, machte es zur Aufgabe seines Lebens, mit beharrlicher Liebe und Treue die Geschichte des Schlosses, seine früheren Zustände und Verwandlungen zu erforschen. Manches hatte er vor seinem Verfalle noch selbst gesehen und trug durch sorgfältige Nachfrage bei den ältesten Einwohnern und durch unermüdliches Sammeln und Vergleichen längstvergessener Handschriften wesentlich dazu bei, das Dunkel, welches über den öden Räumen schwebte, aufzuklären. Das sehr reiche und jedem Geschichtsschreiber Preußens unentbehrliche Ergebniß seiner Forschungen, Auszüge aus alten Urkunden, Chroniken und darauf gegründete eigene Ansichten und Combinationen hat er im hohen Alter in acht handschriftlichen Bänden niedergelegt, welche im Schloßarchive aufbewahrt werden. Viele, die damals das Schloß besucht, werden sich des zuverläßigen Führers durch das verworrene Labyrinth der Hallen und Gänge noch dankbar erinnern. Sein Andenken — er starb im Jahre 1842 und hatte also noch die wohlverdiente Freude, die Herstellung zu erleben — ist durch ein gemaltes Fenster in Meisters Stube

geeint worden, welches mit einer auf ihn bezüglichen Inschrift die großen Theils nach seinen Entdeckungen restaurirte Façade des Schlosses darstellt.

Allein er war mit seinem Wünschen und Hoffen lange einsam und unbeachtet geblieben. Zwar wurde auf Veranlassung des erwähnten Schenkendorffschen Aufsatzes schon vor dem Jahre 1806 die Wiederherstellung des Baues angeregt; aber das hereinbrechende Kriegesunglück hatte keine Zeit zu solchen Gedanken. Nachdem aber folgte jene tiefe, dumpfe Gewitterschwüle, eine heimlich arbeitende Zeit ernster Einkehr in sich selbst, äußerer Armuth und inneren Reichthums. Das goldene Kalb materieller Macht, das sie so lange angebetet, lag zerschmettert; sie mußte sich nach andern Göttern umsehen, vor Allem aber mußte man erst den wankenden Boden sichern, bevor man darauf baute.

Da griff plötzlich Gottes Hand allmächtig ordnend durch die ziehenden Verhängnisse. Im Brande von Moskau leuchtete das blutige Morgenroth einer neuen Zeit mahnend herüber. Das große französische Heer, welches noch vor kurzem so übermüthig durch Marienburg gezogen, wankte einzeln, in Lumpen, von Fiebern schauernd, der fernen Heimat zu und bettelte um die Barmherzigkeit seiner Feinde. Eine ungeheure Ahnung flog über ganz Deutschland. Das Land Marienburgs aber hatte den Umschwung der Geschicke zuerst gesehen und von hieraus flammte jene hinreißende Begeisterung auf, die mit ihren Freiwilligen und Landwehren alle deutschen Völker zu einem Siegesheer verbrüderte.

Dieser Sieg aber hatte, außer den Franzosen, auch den innern Feind, der jene einst in's Land gerufen, überwältigt. Deutschland hatte, fast überrascht, sich selber wiedererkannt, und die Herzen, einmal vom Hohen berührt, wurden auch für

die großen Erinnerungen der Vorzeit und die Denkmale, die von ihnen zeugen, wieder empfänglich. Man erkannte, daß es kein Vorwärts gebe, das nicht in der Vergangenheit wurzele, daß der Stammbaum jedes neuen Gedankens in der Geſchichte, den Geſinnungen und Irrthümern der vorübergegangenen Geſchlechter nachzuweiſen ſei, und man ſehnte ſich überall nach einem dauernden Symbol dieſer neuen Ueberzeugungen und Zuſtände. Aber es wäre wie anderswo, ſo auch in Preußen bei der fruchtloſen Sehnſucht und Alles nur ein ſchöner, mährchenhafter Traum geblieben; — da wies auf einmal ein Mann, der ſchon manchen Gedanken entzündet, auf das rechte Stammhaus preußiſcher Größe und Bildung, auf die verlaſſene Marienburg, hin.

Der damalige Oberpräſident, jetzige Staatsminiſter von Schön war es, der auf ſeiner Durchreiſe durch Marienburg im Jahre 1815 den alten, erhabenen Burggeiſt in ſeiner ganzen Bedeutung erkennend, den erſten Gedanken leuchtend und zündend in jenes ungewiſſe Volksgefühl warf, den Gedanken, im Stein für alle Zeiten zu bekunden, wie der treuen Eintracht zwiſchen Herrſcher und Volk die wunderbare Macht gegeben, das ewig Alte und Neue aus dem Schutt der Jahrhunderte verjüngend wieder emporzurichten. Mit leerer Hand, aber im hochherzigen Vertrauen, daß alles Große und Rechte ſich immer ſelber Bahn ſchaffe, ging er getroſt an's Werk, überpfeilerte muthig manche kleinliche Ungunſt, zweifelſüchtige Gleichgültigkeit und alle die Nachzügler der ſchlechten Zeit, und hat in dem wiederhergeſtellten Rieſenbau, ohne es zu wiſſen und zu wollen, ſich ſelbſt ein unvergängliches Denkmal geſtiftet.

Auf ſeine Veranlaſſung wurde ſofort der Architekt Coſtenoble aus Magdeburg, der ſich durch die Herausgabe eines Werkes über die Prinzipien der altdeutſchen Baukunſt rühmlich

ausgezeichnet hatte, nach Marienburg berufen, wo er im Jahre 1816 das Schloß beſichtigte, um zu deſſen Wiederausbau ſachgemäße Vorſchläge zu machen. Es konnte hierbei, wie ſich von ſelbſt verſteht, nur das eigentliche Prachtſchloß, d. h. der nordweſtliche Flügel des Mittelſchloſſes, in Betracht kommen, denn die beiden andern Flügel des letzteren, ſo wie das ganze hohe Schloß, wo man, wie wir oben geſehen, alle Gewölbe bereits zertrümmert hatte, waren nicht mehr zu retten. Die urſprünglich beabſichtigte Wiederherſtellung ſollte demnach auch nur den in jenem Flügel enthaltenen Conventsremter, die Wohngemache, den großen und kleinen Remter des Hochmeiſters, die darunter belegenen Kellergeſchoſſe, ſowie die Dächer, Mauern, Fenſter, Thüren, äußeren Verzierungen und endlich die Schloßkirche nebſt dem daranſtoßenden Thurme umfaſſen. Der Staat trat hochherzig an die Spitze des Unternehmens. Der Plan wurde höchſten Orts genehmigt und zu deſſen Ausführung als erſte Spende vorläufig eine aus dem Verkauf einiger franzöſiſchen Militair-Effekten in Danzig übriggebliebene Summe von 9,255 Thlr. bewilligt.

Mit ſo geringen Mitteln ſchritt man nun friſch zur That. Am 3. Auguſt 1817, dem Geburtstage des Königs, wurde die Wiederherſtellung begonnen, nachdem das Schloß ſeit vollen 360 Jahren aufgehört hatte, Sitz der Hochmeiſter zu ſein. Der Geheime Regierungsrath Hartmann, damals Regierungs- und Baurath in Danzig, übernahm die Leitung des Ganzen, und ſeiner techniſchen Einſicht, der gewiſſenhaften Treue, womit er jede hiſtoriſche Spur unverdroſſen verfolgte, gebührt ein ſehr bedeutender Antheil an dem Ruhm des Werkes.

Jedes tüchtige Unternehmen hat ſeine fröhliche Jugend. Und ſo möchten wir auch die Anfänge dieſes Baues bezeichnen: jene ahnungsvolle Spannung, womit, wie in einem Bergwerke,

die wackeren Steiger bald da, bald dort anklopfend und schürfend, sich in den dunkeln, reichen Schacht der Vorzeit vertieften, jene ursprüngliche Freude und Luſt am Entdecken, wenn bald ein uraltes Fenſter oder Bodengetäfel unerwartet zum Vorſchein kam, jetzt ein ſchlanker Pfeiler aus ſeiner hundertjährigen Verwünſchung erlöſt wurde, wenn an Wänden und Gurtbögen halbverblichene Gemälde und fromme Sprüche wieder aufdämmerten und endlich die verworrenen Lineamente des wüſten Chaos ſich allmählich zu überraſchender Größe und Pracht ineinander zufügen und zu geſtalten ſchienen.

Mit dem Erfolge aber, wie in allen menſchlichen Dingen, wuchs auch von Tag zu Tag die allgemeine Theilnahme und Begeiſterung. Da hieß es nicht vergeblich: Freiwillige vor! Der Gerichtsdirektor Hüllmann, mit Hülfe des Prediger Häbler, übernahm die Sorge des Bauherrn, der Proviantmeiſter die Oberaufſicht über die Arbeiter, der Bürgermeiſter Hüllmann die Kaſſe. Zu Materialien- und Bauaufſehern aber hatten ſich andere geeignete Leute gefunden; und dieß alles unentgeltlich, ſo daß — ein bekanntlich gar ſeltener Fall — die Sätze des Bauanſchlages bei weitem nicht erreicht wurden. Schon hatte der Bau in Deutſchland Aufſehen erregt und vielfachen Beſuch von Fürſten, Gelehrten und Künſtlern nach Marienburg gelenkt, welche dem Werke öffentlich ſein Recht wiederfahren ließen, unter ihnen damals am kräftigſten der Architekt Moller in Darmſtadt. Immer raſcher und ausgebreiteter wurde die Bewegung. Die Stände von Oſtpreußen und Litthauen beſchloſſen auf dem landſchaftlichen General-Landtage zu Königsberg, ſich zu Beiträgen zu vereinigen und auch die Städte dazu einzuladen. Von allen Seiten, von Einzelnen jeglichen Standes, von Familien und Corporationen liefen Anerbietungen ein; ein jeder wollte helfen.

So war es denn bald nöthig geworden, in dieſe volksthümliche Mitwirkung eine grundſätzliche Ordnung zu bringen. Seinen urſprünglichen Gedanken feſthaltend, war Herr von Schön der Meinung, jedes Volk müſſe wie Alt-England ſein heiteres Weſtmünſter haben, wo der König Patron und alle Edlen des Volkes zu Hauſe ſeien. Und nicht leicht konnte irgend ein Bau hiezu ſich würdiger eignen, als die erhabene Marienburg, da ſie in jedem Betrachte königlich war, da ſich an ſie alle großen Erinnerungen des Landes knüpften, gleichſam das geiſtige Ahnenhaus der Preußen, der Horſt des ſchwarzen Adlers. Um aber jeden Preußen darin wahrhaft heimiſch zu machen, ſollte ſich keiner mit bloßen Zahlen abfinden dürfen. Die gewöhnlichen Subſcriptionen, nur zu häufig ein eitel Spiel der Oſtentation, wurden vorweg abgelehnt; nur die That ſollte gelten. Jeder, dem es Ernſt war mit der Sache, jede Stadt, Corporation, Familie oder nach Umſtänden auch mehrere gemeinſchaftlich, konnten die Herſtellung eines beſtimmten Theils des Werkes, eines Gemachs, Gewölbes, Pfeilers oder Fenſters auf eigne Koſten übernehmen und durften ihre ehrenhafte Theilnahme durch Inſchriften, Wappen oder ſonſtige angemeſſene Embleme an dem Baue ſelbſt für die Nachkommen bekunden. Es bedarf indeß wohl kaum der Erwähnung, daß hierbei alle Willkür ausgeſchloſſen blieb und der von der leitenden Behörde für den Wiederausbau vorgezeichnete Plan von den Mitwirkenden auf das genauſte befolgt werden mußte, indem der Baumeiſter Jedem das Werk vorſchlug, welches mit dem dargebrachten Scherflein ausgeführt werden konnte. Der König übernahm das Dauernde, das Fundamentale: die Erhaltung des Ganzen, ſein Volk den Ausbau und den Schmuck. Denn nur Eingeborene wurden, der Grundidee getreu, zur Theilnahme zugelaſſen; für Ausländer bedurfte es beſonderer

königlicher Genehmigung. — Und ſo erhob ſich denn raſch und unerwartet die alte Marienburg, indem der König ſie vor der Unbill der Zeiten in Schutz nahm und ſein Volk ſich treulich um ihn ſchaarte, als ein wahrhaftes Nationalwerk, wo jeder Preuße ſelbſt mithelfend und mit bauend ſich als ein Glied einer großen Genoſſenſchaft erkannte.

Wie überall, wo es Hohes gilt, leuchteten auch hier die Prinzen des königlichen Hauſes großſinnig voran und beſtimmten zur Wiederherſtellung des hochmeiſterlichen großen Remters und der Zinnen über dem Schloſſe eine angemeſſene Summe. Einzelne hochgeſtellte Staatsbeamte, Privatperſonen, Familien, Inſtitute, die Städte Oſtpreußens und Weſtpreußens und deren Magiſtrate, verſchiedene Kreiſe der Provinz, die Offiziere der königlichen Armee, die Königl. Regierungen in Preußen, die Ober- und Untergerichte, die Königsberger Univerſität und die Gymnaſien Preußens, die evangeliſche und die katholiſche Geiſtlichkeit, die Landräthe, Freimaurer-Logen und andere Vereine, ſowie die Bewohner des großen und kleinen Marienburger Werders bezeugten ihre Theilnahme an dem großen Kunſtwerke ſo kräftig, daß mehr als die Hälfte der geſammten Baukoſten durch freiwillige Beiträge gedeckt wurde.

Die aus königlichen Kaſſen bewilligten Gelder dagegen waren lediglich zur Verhütung weiteren Verfalles beſtimmt, zur Reinigung des Schloſſes von Schutt und Unrath, zum Abbrechen der neuen, entſtellenden An- und Inbaue, ſowie zur Bewirkung der nothwendigſten Reparaturen, namentlich der Schloßkirche, des Schloßthurms, des nördlichen Flügels des Mittelſchloſſes, der Grabenmauern, des ſchievelichten (ſogenannten Buttermilch-) Thurms u. ſ. w. Außerdem ſind an fortlaufender Dotation, Behufs der Unterhaltung der fertigen Theile

des Schloſſes, namentlich der Fundamente, Umfaſſungsmauern, Gewölbe, Dächer, Fußböden, Thüren, Fenſter, Brunnen ꝛc. Kapitalien aus dem Landesunterſtützungsfonds im Betrage von 35,716 Thlr. überwieſen worden.

Es haben die bis zum Schluß des Jahres 1842 aus Staatsfonds und an freiwilligen Beiträgen vereinnahmten und verwendeten Summen zuſammen 146,520 Thlr. 15 Sgr. 1 Pf. betragen.

Wer das Schloß jetzt ſieht, wird es kaum glaublich finden, daß man die Reſtauration damit anfangen mußte, das Ausgießen von Unreinigkeiten in die untern Räume durch die oberen Oeffnungen der Gewölbe zu unterſagen und die Abzüge vielfacher Kloaken nach der Schloßmauer hin zu ſchließen. Demnächſt wurden noch im Jahre 1817 die Dächer und Balkenlagen, welche an mehreren Stellen den Einſturz drohten, eiligſt ausgebeſſert und zwei Häuſer auf dem Vorſchloß abgebrochen, deren ſchmutzige Höfe und Schweinſtälle dicht an den hervorſpringenden Flügel der Hochmeiſterwohnung ſtießen. Nun aber mußte vor allem andern, gleichwie in Pompeji, der unermeßliche Wuſt und Moder, womit die Gleichgültigkeit früherer Jahrhunderte den Bau zumal von der Nogatſeite verſchüttet hatte, hinweggeräumt werden, um nur erſt Luft und Licht in das verworrene Dunkel zu bringen; denn ſelbſt das Innere der Gemächer bis weit über die oberſten Gewölbe hinaus war damit angefüllt und auf dem Hofe der Grund um einige Fuß erhöht. Nicht weniger als 48,000 Fuhren Schuttes wurden in den erſten zwei Jahren fortgeſchafft und alle dieſe Fuhren von den benachbarten Bewohnern des großen und kleinen Marienburger Werders freiwillig und unentgeltlich geſtellt. So

groß war die Verwahrlosung der Vorzeit und die begeisterte Theilnahme der Nachkommen!

Das Erste, was nun zum Angriff kam, nachdem man das Schloß auf diese Weise zugänglich und dessen Wiederausbau überhaupt nur erst möglich gemacht hatte, war die Wiederherstellung des Convents-Remters*). Die Stadt Marienburg machte wie billig den Anfang. Sie ließ den völlig verwüsteten Eingang vom Burghofe aus nebst eichener Thüre in seiner alterthümlichen Gestalt wieder herrichten und fügte zum Angedenken ihr Wappen in die Decke desselben. Zwar hatte dieser Eingang, wie die vorhandenen Spuren an der äußeren Mauer zeigten, in der Ritterzeit noch eine besondere Vorhalle; sie konnte indeß, da ihre eigentliche Beschaffenheit nicht mehr zu ermitteln war, bei der Wiederherstellung nicht weiter berücksichtigt werden.

Im Innern des Remters aber, welcher verhältnißmäßig am wenigsten gelitten hatte, mußte zunächst erst vollständig aufgeräumt werden; denn im Jahre 1812 war derselbe von den Franzosen für das Militair-Lazareth durch eine auf einem eigenen Holzbau ruhende, hölzerne Zwischendecke ebenfalls in zwei Stock abgetheilt worden; ohne jedoch dabei die Gewölbe oder Seitenwände zu beschädigen. An den letzteren zeigten sich bei sorgfältigem Abblättern der neueren Kalküberzüge nirgends Spuren einer früheren Uebermalung, nur an den Gewölbegurten wurden blaue und gelblichrothe Streifen, und über der Eingangsthüre Ueberreste eines alten Gemäldes sichtbar: Christus, die Jungfrau Maria, die Schutzpatronin des Ordens und also eigentlich den Orden selber segnend. Farben

*) Hinsichtlich der im Nachstehenden aufgeführten Räume verweisen wir hier ein für allemal auf den am Schlusse beigefügten Plan.

und Umriſſe aber waren bereits ſo verblichen und unkenntlich, daß man ſich darauf beſchränken mußte, das Bild in ſeinem vorgefundenen Zuſtande zu belaſſen.

Dagegen boten die übrigen Theile des ungeheuren Saales ein überreiches Feld für die Thätigkeit der Mitwirkenden. Weſtpreußen, als die nächſte Landsmannſchaft, ließ es ſich nicht nehmen, mit ſeiner Wiederherſtellung den anderen Landſchaften vorzugehen. Nur ein Fenſter, dem Eingange gerade gegenüber, bekundet auf eine würdige Weiſe die Theilnahme des verewigten Staatskanzlers Fürſten von Hardenberg, welche dieſer Staatsmann bis an ſein Ende dem merkwürdigen Baue treulich fördernd zugewendet hatte. Von den andern Fenſtern wurden drei durch die Städte Danzig, Elbing und Thorn, die übrigen zehn aber von den Ständen ſämmtlicher weſtpreuſſiſcher Kreiſe hergeſtellt und mit den alten Verzierungen verſehen, von denen ſich noch Bruchſtücke in den vermauerten Fenſtern vorgefunden hatten; in Glas gemalte Wappen und Inſchriften bezeichnen auf jedem Fenſter die Stifter.

Der Saal ſtand in alter Zeit mit der daranſtoßenden Conventsküche nur durch eine Schenkbank in Verbindung. Dieſe war ſpäter in eine Thüre verwandelt worden, wurde aber jetzt an der Steineinfaſſung wiedererkannt und von der Stadt Kulm in die urſprüngliche Form gebracht. Marienwerder übernahm die Herſtellung der Thüre zu der ſteinernen Treppe, auf welcher man ſeitwärts in die Wohnung des Hochmeiſters gelangt. Elbing breitete über den Fußboden, wie in der Vorzeit, wieder einen farbigen Teppich von verglaſten Thonfliesen. Alle gemeinſchaftlich aber führten rund um den ganzen Saal die im Jahre 1772 weggebrochenen ſteinernen Sitzbänke wieder auf. Und ſo ſtand denn ſchon im Jahre 1821 der Saal in

ſeiner uralten Schönheit da, mit den zartweißen, luftigen Gewölben auf drei ſchlanken Granitpfeilern ruhend, ein Aufenthalt von unbeſchreiblich milder Heiterkeit, zumal wenn die Abendſonne, die bunten Schildereien der hohen ſpitzbogigen Fenſter abſpiegelnd, den glänzenden Boden träumeriſch wie mit phantaſtiſchen Blumen beſtreut.

Hier fand man auch unter dem Saale zwiſchen dem zweiten und dritten Pfeiler einen 12 Fuß langen und 10 Fuß breiten Raum, welcher unten einen feſten Heerd und über dieſem einen ſtarken, mit großen und kleinen Feldſteinen hoch und loſe bedeckten Roſt von Ziegeln enthielt, oben aber backofenartig überwölbt war. Es war dieß die erſte Entdeckung der merkwürdigen Vorrichtungen, deren man ſich in der Ritterzeit zur Erwärmung dieſer großen Gemächer bediente. Auf jenem tiefen Heerde nämlich wurde das Feuer angezündet und durchglühte nun die Steine über dem Roſt. Aus dem oberen Gewölbe aber gingen 36 Oeffnungen zu 5½ Zoll im Quadrat durch den Fußboden des Remters, welche die Hitze, wenn der Rauch durch die in einem Fenſterpfeiler nach der Nogat-Seite befindliche Schornſteinröhre abgezogen war, in den Saal leiteten. Auf jenen Oeffnungen lagen Kalkſteinplatten mit runden Löchern, die durch metallene Deckel geſchloſſen werden konnten. Fünf ſolcher alten Platten wurden noch vorgefunden. Aehnliche Heizungsanſtalten befanden ſich auch unter andern Sälen und Stuben. Sie wurden ſämmtlich durch das Königl. Kriegsminiſterium hergeſtellt und haben ſich bei den mehrfach angeſtellten Verſuchen als vollkommen praktiſch bewährt.

Die oben erwähnte Schenkbank aber führte nun zunächſt zu der angränzenden Conventsküche. Hier hatte man ſich im Jahr 1772 vollkommen häuslich eingerichtet. Die Küchenkammer und ein Theil der Küche ſelbſt waren in Wohnſtuben mit durch-

brochenen großen Fenstern, der Heerd in eine Schlafkammer, der vordere Küchenraum am Eingange in ein Wagengelaß verwandelt worden und im hintern Theile standen Pferde und Kühe unmittelbar auf dem unverwüstlichen Gewölbe des Kellergeschosses. — Jetzt wirbelt der Rauch wieder lustig zu dem alten, langen Schornsteine hinaus, wenn droben in Meisters großem Remter von Zeit zu Zeit ein Festmahl gegeben wird.

Schwieriger, ja völlig räthselhaft war dagegen die Aufgabe bei der ehemaligen Hochmeister-Wohnung. Da sausten, wie wir oben gesehen, die Webestühle und plärrte die Schuljugend; vorn an der Hofseite aber verwirrte ein Labyrinth von Zimmern, Kammern und Hausfluren jede alterthümliche Spur. Und so stand man denn wie vor einer großen steinernen Sphinx rathlos, kaum ahnend in der unentwirbarsten Verwickelung, als unerwartet die vom Prediger Häbler im November 1817 gemachte Entdeckung eines vermauerten Fensters auf der vorspringenden Nordostseite das erste Streiflicht in das peinliche Dunkel warf. Denn diese Oeffnung mit ihrer alten, noch völlig erhaltenen Stuckverzierung wies offenbar auf ein ehemaliges Kirchenfenster hin und leitete zuerst zu der spätethin durch weitere Nachforschungen und Archivalien bestätigten Annahme, daß hier einst die Hauskapelle des Hochmeisters gewesen und daß mithin der jetzt dabei befindliche äußere Treppenaufgang, der doch unmöglich durch die Kapelle zu den hochmeisterlichen Wohngemächern führen konnte, neu und wieder wegzuräumen sei.

Wo aber sollte nun zu dem Baue, in den man auf diese Weise gleichsam durch's Fenster eingestiegen war, der wahrhafte alte Eingang gesucht werden? Die Erfahrung lehrte, daß sich derselbe bei allen Ritterschlössern der leichteren Vertheidigung wegen im Erdgeschosse befand. Auch hier war allerdings wei-

ter nach dem Hochſchloſſe hin ein ſolcher Eingang zu ebener Erde mit Sitzbank, ſteinernem Thürgerüſte und einer eingewölbten viereckigen Oeffnung, die man gar wohl für ein Treppenloch anſehen konnte. Als der Schutt hinweggeräumt und das Gewölbe ausgebrochen wurde, fand es ſich, daß die Widerlagen dazu ſpäter ausgehauen und die Wände hinter demſelben geputzt und bemalt waren. Ja, an der rechten Seite dieſes Raumes zeigten ſich ſogar noch Spuren früherer Treppenſtufen und es litt daher keinen Zweifel, daß hier irgend einmal ein Aufgang geweſen. Allein wenn er wiederhergeſtellt werden ſollte, mußte das notoriſch alte, ſchöne hochmeiſterliche Gemach oben an der Hofſeite nothwendig zu einem Vorflur verbraucht werden. Nach allen dieſen Ermittelungen konnte man nur annehmen, daß jener ehemalige Aufgang ſehr frühe, vielleicht ſchon von dem erſten Hochmeiſter in Marienburg, wieder abgeändert und anderweit angelegt, der damalige Vorflur aber in das jetzige hochmeiſterliche Gemach umgewandelt worden ſei.

Indem man jedoch nun in ſolcher abermaligen Ungewißheit vorſichtig weiter umherlugte und taſtete, gab endlich eine zweite Entdeckung den Ausſchlag. Mitten in jenen polniſchen Durcheinanderbauten ſtieß man nämlich auf einen vermauerten, hohen und prächtigen Spitzbogen, der einen unmittelbaren Eingang zu dem alten oberen Hausflur bildete. Zu ihm mußte ehemals eine Treppe führen und dieſe konnte nur aus dem Raume unter Meiſters Kapelle, alſo von der Thüre in der Nordoſtecke des Vorſprunges hinaufgeführt haben. Hier wurde daher in Ermangelung beſtimmter Nachrichten der vermuthliche alte Aufgang angenommen und aus jenem Raume, als dem ehemaligen Aufenthalte des Thorwarts, eine breite, ſteinerne Treppe zu dem Spitzbogen hergeſtellt. Und ſomit war denn die Burgpforte wieder erobert und die fremde Beſatzung: der Schul-

meiſter in Meiſters großem Remter und die Proviantbeamten in den verſchiedenen Stockwerken auf der Hofſeite mußten ihre eingebauten Wohnungen räumen, welche ohne Verzug überall herausgeworfen wurden.

Bald darauf beſuchte auch Johannes Voigt, der Geſchichtsſchreiber Preußens, Marienburg. Der tiefe Eindruck, den der Bau auf ihn machte, die geſammelten Nachrichten und Andeutungen, die ihm Häbler mittheilte, veranlaßten ihn zu eifrigen und unausgeſetzten Nachforſchungen im geheimen Archive zu Königsberg, wo ſich mehre aus dem Untergange des Ordens gerettete Verwaltungs- und Baurechnungen des ehemaligen Haupthauſes vorfanden. Dieſe Rechnungen gaben aber nicht blos von den gezahlten Summen, ſondern auch darüber, wo, wie und warum gebaut, ausgebeſſert, getäfelt oder übermalt worden war, faſt Chronikenartig ſehr ausführliche Auskunft. Sie haben daher über die Einrichtung des Ganzen, über die Beſtimmung und den Zuſammenhang einzelner Theile des Schloſſes ein oft überraſchendes Licht verbreitet. Von nun ab ſehen wir demnach Hiſtoriker und Architekten, Hand in Hand, immer tiefer und ſicherer vordringen und wollen ſie auf ihrem weiteren Gange in möglichſter Kürze begleiten.

Der geräumige Hausflur, den man jetzt aus jenem entdeckten Spitzbogen zunächſt betrat, hatte zur Rechten des letzteren noch ſein alterthümliches Gewölbe bewahrt, ſammt dem ſtarken, viereckigen, abgekanteten Gränzpfeiler, worauf es ruht, dem einzigen in dieſer Art im ganzen Schloſſe. Links vom Eintritte aber nach der Hofſeite hin waren, wie wir oben geſehen, ſämmtliche Gewölbe von den Polen zerſtört worden; nur die Seitenmauer zeigte noch Spuren davon und ließ namentlich den mittleren Spitzbogen ganz deutlich erkennen. Hiernach wurde das Gewölbe im Jahre 1823 mit beſonderer

Sorgfalt wiederhergeſtellt und auf drei nebeneinanderſtehende, achteckige Granitpfeiler geſetzt, deren gemeinſchaftlicher Knauf das in Stein gehauene Wappen des Staatsminiſters v. Stein enthält, welcher einen dieſer Pfeiler errichtet hat. Eine Stelle in Treßlers Rechnungsbuch vom Jahre 1399 weiſt darauf hin, daß dieſer Hausflur damals neu gemalt worden. Und wirklich entdeckte man auch an der Wand neben der Vorhalle zur Kapelle unter dem abgeblätterten Kalküberzuge noch ſeltſame Ueberreſte halber Kreisflächen, in verſchiedenen Farben wechſelnd; das alterthümliche Gewölbe zur Rechten dagegen zeigte Spuren von Weinlaub und die Seitenmauer ein gemaltes Wappenſchild auf röthlichem Grunde. Das letztere iſt erhalten und der Fußboden mit Kalkſteinflieſen neu geflurt, wie man ſie zum Theil noch vorgefunden, während die wiederausgebrochenen Fenſter nach dem Hofe hin mit den vom Maler Höcker auf Glas gemalten Bildniſſen der Hochmeiſter Heinrich von Plauen und Küchmeiſter von Sternberg prangen. An den Wänden aber hängen alte, lebensgroße Hochmeiſterbilder, die man im Kloſter Karthaus entdeckt, und Helme, Harniſch und Waffen dazwiſchen; ein Ritter in voller Rüſtung mit geſchloſſenem Viſir ſteht dem Eingange gegenüber wie eine verſteinerte Wacht.

Doch ſchon ſchweift der Blick, faſt unwiderſtehlich angezogen, in die Hallen des unmittelbar anſtoßenden Ganges, der in heiterer Pracht die Nähe des Fürſten verkündet, als träte man hier durch die engen, gedrückten Thüren und dunklen Räume, wie aus einem Schachte, plötzlich unter Gottes freien Himmel heraus. Dieſe leichten ſchönen Kreuzgewölbe, ihrer ganzen Länge nach ſeitwärts von freiſtehenden, ſchlanken Granitpfeilern in der abgeſchwächten Mauer nur wie zum Spiele getragen, von fünf hohen Fenſtern durch und durch ſommerlich erhellt, ſie ſind wie ein Lichtgruß des Burggeiſtes, der, durch das zu-

dringliche Pochen und Hämmern der geschäftigen Zeit von Gemach zu Gemach aus dem eigenen Hause vertrieben, hier der endlichen Lösung seines Baues entgegenharrte. Denn dieser Gang hat alle Jahrhunderte der Schmach in fast unversehrter Alterthümlichkeit überdauert.

Doch gab es auch hier an mancherlei Beiwerk noch vollauf zu thun. An den Fenstern mußten die im Jahre 1807 weggebrochenen Brüstungen, steinernen Platten, Pfosten und Stuckverzierungen erneuert werden, wobei die Fenster jedoch ganz ihre alte Form wieder erhielten, da die gegliederten Fenstergewände von aufgemauerten Kalksteinblöcken, sowie die Quersteine und geraden Stürze noch vorhanden waren.

Auf diesem Gange war in alter Zeit ein runder Brunnen (Meisters Born), der in der Seitenmauer vor dem dritten Fenster durch die drei unteren Geschosse 55 Fuß tief hinabsteigt, in der Tiefe von behauenen Granitblöcken eingefaßt ist und die Einrichtung hatte, daß auch in jedem unteren Geschosse daraus geschöpft werden konnte. Bei dem Bau der Wohnungen für die Baumwollenweber war der Brunnen verschüttet und seine Stelle unkenntlich gemacht worden. Er wurde im Jahre 1817 ausgeräumt und wiederhergestellt.

Und hier mag ein Fall, für viele andere, deutlicher machen, in welcher Weise man jede alte Spur verfolgend nach und nach zu einer sicheren Einsicht des Ganzen zu gelangen suchte. Nach der Aussage des vorletzten marienburgischen Starosten von Rerin, welcher im Anfange der Restauration noch lebte, sollte nämlich neben jenem Brunnen, also Meisters kleinem Remter gegenüber, ehemals ein großer, mit metallenen Hähnen versehener Wasserbehälter von Stein auf einer gleichfalls steinernen Unterlage gestanden haben. Sofort wurden im Archiv zu Königsberg die alten Papiere durchforscht, und siehe da, man fand

in des Hauskomthurs Rechnungsbuch vom Jahre 1414: „Item 1 ſird. (Firdung, eine Art Münze) Menczel, der das hantfaß reine machte vor dem Rempter" und bei dem Jahre 1416: „Item 1 halb mre (Mark) vor eynen hanen ezu des meyſters borne ezu beßern am freytage vor Judica." Das Handfaß iſt im Jahre 1786 verſchwunden, ſeine Unterlage aber wurde, der Beſchreibung des Herrn v. Rerin zufolge, in einer künſtlich ausgehölten Steinplatte unter der Pumpe des Gaſthofes in der Vorburg wiedererkannt und auf ſeine vorige Stelle zu alten Ehren gebracht.

Von den Granitpfeilern, welche in ihren oberen Theilen mit Bindern verſehen ſind, iſt der eine an der Stelle, wo des Meiſters Handfaß geſtanden hat, unter dem Binderſteine mit einer Conſole oder einem Kragſteine abgefangen, um für jenes den erforderlichen Raum zu gewinnen. Das ſchien den Kleinmeiſtern im Jahre 1786 ein allzu gefährliches Wagſtück; in handwerksmäßiger Angſt, das Gewölbe, welches jener Kragſtein doch beinahe 500 Jahre getragen, möchte zuſammenſtürzen, hatten ſie dieſen ſorgfältig untermauert. Dieſe Angſtmauer aber iſt im Jahre 1817 hinweggeräumt und das Gewölbe ruht nach wie vor felſenfeſt auf dem Kragſtein, der nun wieder offen Zeugniß giebt von der ſicheren Kühnheit des alten Baumeiſters.

Als Vorhalle zu dem Herrlichſten, was Marienburg und wohl die altdeutſche Baukunſt überhaupt aufzuweiſen hat, deutet dieſer Gang auch in den neuen, ſinnbildlichen Glasgemälden ſeiner Fenſter, ſo wie durch die Wiederherſtellung der letztern überall unmittelbar auf die Höhen des Lebens, auf Kunſt und Wiſſenſchaft, die den Bau begründet und jetzt gleichſam von neuem wieder entdeckt haben. Die erſten drei Fenſter entſtanden nämlich durch die Beiträge der preuſſiſchen Gymnaſien; das vierte iſt ein Vermächtniß des Kriegsraths Scheffner in

Königsberg, eines ſeitdem verſtorbenen Kunſt- und Künſtlerfreundes; das fünfte aber in der ſchmalen Nordweſtſeite des Ganges von der Königsberger Univerſität errichtet, zeigt deren Stifter, Herzog Albrecht und ihren erſten Rector Georg Sabinus. Sie ſind, bis auf das vierte, ſämmtlich von Höker gemalt.

Aus dem Gange führen drei Thüren, die erſte durch eine Vorhalle in Meiſters kleinen Remter, den wir ſpäter betreten werden, die andere zu einer Windetreppe von 112 Stufen, welche aus Kalkſteinplatten ſo gearbeitet ſind, daß ſie ſelbſt durch ihr Aufliegen aufeinander zugleich die Treppenſpindel bilden. Dieſe Treppe verbindet nicht nur dieſes Geſchoß mit dem Erdgeſchoſſe, ſondern ſteigt auch aufwärts über den Gewölben zu den Zinnen hinauf. Sie war vom Gange ab bis in die Tiefe verſchüttet und in den untern Ausgängen vermauert. Noch im Jahre 1817 wurde ſie ausgeräumt und — Dank dem ſchirmenden Moder — in ihrem alten Zuſtande unverſehrt befunden. Die dritte Thüre aber bildet den Eingang zu Meiſters großem Remter.

Auch dieſer weite, hohe Eingang mit ſeinen ſteinernen Sitzbänken zu beiden Seiten und den zierlichen Stuckverzierungen darüber hatte ſich durch alle Verwüſtungen hindurch in der alten Pracht erhalten, nur die Tulpenblätter in den Verzierungen mußten neu eingeſetzt werden. Dagegen war der Saal ſelbſt bei ſeiner Einrichtung für den Schulmeiſter und die Weber um ſo unnachſichtlicher zerſtört worden, je ſpröder und unbequemer ſeine durchaus ritterliche Haltung ſich jenem Gebahren erwies. Die Wände, ja ſelbſt die ſich ſenkenden Gewölbegurten waren unbarmherzig zerhackt, die Fenſter zum Theil gänzlich, andere halb vermauert, die rund um den Saal laufenden, ſteinernen Sitzbänke überall hinweggebrochen. Alles dieß mußte wieder neu geſchaffen, ſowie die in das Gewölbe

eingeſchlagenen Löcher, durch welche die Schornſteine der eingebauten Wohnungen gezogen waren, wieder vermauert werden. Die Herſtellung der Fenſter aber erleichterte der Umſtand, daß man theils in einem der vermauerten, theils unter dem Schutte eines Kellerraumes noch eine ſteinerne Sohlbank nebſt mehreren hierhergehörigen Fenſterpfoſten entdeckt hatte, welche dabei zum Vorbild dienten, während die Stuckverzierungen in den Fenſtern nach dem gleichartigen Schmucke im Eingange abgeformt wurden.

Ein altes, großes Kamin auf der Südoſtſeite des Saales, obgleich durch eine Küche verbaut, war ganz unbeſchädigt geblieben und durfte nur, der Vorſicht wegen, mit einem eiſernen Träger verſehen werden.

Zwiſchen dieſem Kamin aber und dem Eingange fand man einen ſchmutzigen Durchgang, der ſogleich als neu erkannt wurde, denn die ſteinerne Einfaſſung an der Decke und an den Seiten deſſelben, nebſt Thürfalzen und Merkmalen ausgebrochener Thürhaken deuteten offenbar auf eine frühere anderweite Beſtimmung. Auch entdeckte man bald in der ſteinernen Seitenwand eine Oeffnung und eine noch vorhandene bleierne Röhre darunter, welche unter dem Abflußſteine bei Meiſters Brunnen im Gange endet. Endlich gab ein ſpäter aufgefundener Grundriß vom Jahre 1747 vollkommene Gewißheit, daß hier ehemals die Schenkbank des Remters geweſen. Auch ſie wurde vollſtändig hergeſtellt und durch eine neue hölzerne Thüre geſchloſſen, und ſeitdem ſind ſchon manchesmal bei Feſtmahlen, wie in alter Zeit, die Speiſen wieder hindurchgereicht worden.

Nach erfolgter Ablöſung des übertünchten Kalkes war überall noch deutlich zu erkennen, daß früher nur die Gewölbe des Saales weiß, die Wände aber, ſelbſt die Fenſtergewände

und Fenſterkreuze gelbröthlich angeſtrichen waren. An der Seitenwand zwiſchen dem Kamin und dem Eingange befanden ſich gemalte Wappen und eine Inſchrift in zwei Reihen lief zwiſchen den beiden Fenſterreihen rund um den ganzen Saal. Allein von den Inſchriften waren ungeachtet aller angewandten Vorſicht und Mühe nur unter dem einen Wappen die Worte: „als ich kommen bin“ noch zu entziffern. Der Saal iſt daher jetzt durchaus weiß gehalten worden.

In ſolcher Weiſe war dieſem Remter ſchon im Jahre 1819 im Weſentlichen ſeine alterthümliche Geſtalt wiedergegeben. Seine ſpätere würdige Ausſchmückung aber hat er der Munificenz der Prinzen des Königlichen Hauſes zu verdanken. Sie ließen die große hölzerne Thüre, ein tüchtiges Tiſchlermeiſterſtück, im Eingange einſetzen und den Fußboden mit kleinen verglaſeten, ſchwarzen und weißen Thonfließen ſluren, wie man deren bei Ausräumung des Saales noch mehrere vorgefunden hatte. Eine wahrhaft fürſtliche Gabe aber, wie ſie dem alten Fürſten-Saale geziemt, ſind die Glasgemälde ſeiner hohen Fenſter. Sie enthalten in den untern Fenſterreihen die Wappen des Königlichen Hauſes, in den oberen Darſtellungen der wichtigſten Momente aus der Geſchichte des Ordens, von ſeiner Stiftung bis zu Herzog Albrecht. Die Zeichnungen zu dem zweiten Fenſter ſind von Wach, die übrigen von Kolbe entworfen, ſämmtliche Bilder aber in Berlin unter Schinkel's Anleitung vom Maler Müller ausgeführt. Zu ihrem Schutze hat man ſie von außen mit einem Drathgeflecht und mit Vorfenſtern von hellem Glaſe verſehen.

Welch' ein Saal aber, der ſolchen überreichen Schmuck als freundliches Beiwerk hinnehmen darf, ohne davon erdrückt zu werden! Sein edles Gewölbe ruht bekanntlich in der Mitte kühn auf einem einzigen Granitpfeiler, als hätte der

alte Baumeiſter hier alle große Erinnerungen, alle Macht und Pracht des Ordens in einen Gedanken zuſammenfaſſen wollen, der Alles ernſt und ſtreng zum Himmel emporpfeilte. Und damit dieſes Emporpfeilern des Irdiſchen um ſo gewaltiger erſcheine, zeigen zehn hohe und breite Fenſter, in doppelter Reihe übereinander, eine unermeßliche Ausſicht eröffnend, ringsumher die Erde nur wie ein fernes ſchönes Bild, als ſtünde man hier auf den Gipfeln des Lebens, wo alles Gemeine ſein Recht verloren. Nach den alten Rechnungen war dieſer Remter zur Ordenszeit mit Krone und Wandleuchtern verſehen. Man denke ſich ihn ſo erleuchtet, die Gewölbe, Gurten und Verzierungen im wandelnden Widerſchein der Kerzen, wie lebendig in einander rankend, und draußen den Saal ſelbſt, faſt lauter Fenſter, bei dunkeler Nacht wie eine Lichtkrone über dem ſtillen Lande. —

Dieſer Saal hatte in früheſter Zeit eine Thüre nach dem ſüdöſtlich anſtoßenden kleinen Remter des Hochmeiſters; ſie wurde aber ſchon im Jahre 1414 vermauert und bei der Herſtellung nicht wieder geöffnet. Wir müſſen daher auf den oben beſchriebenen Gang wieder zurück und von dieſem durch eine kleine Vorhalle eintreten, aus der ein Gang in der Mauer rechts zu der Schenkbank des großen, links aber zu der des kleinen Remters führt und beide Schenkbanken weiterhin mittelſt einer Windetreppe mit Meiſters Küche im Erdgeſchoß und mit den Kellern in Verbindung ſetzt.

Die Wiederherſtellung des kleinen Remters begann im Jahre 1819. Auch das Gewölbe dieſes Saales ruht auf einem achteckigen Granitpfeiler, der ſich jedoch von allen andern dadurch unterſcheidet, daß er oben ſchmucklos und ohne alles Geſimſe die ſich ſenkenden Gewölbegurten aufnimmt, ſo gleichſam den Schlußſtein des ſchönen Gewölbes bildend. Dieſer

Pfeiler war zu polnischer Zeit, als man hier in zwei Etagen die Zimmer für die Gräfin Kosel einrichtete, völlig vermauert, sämmtliche Fenster bis auf den Boden waren vernichtet und selbst die Gewölbegurten, um für jene Zimmer geebnete Wände zu erhalten, über den Kragsteinen zerhackt worden. Glücklicherweise hatte man indeß ein Stück der alten Sohlbank eines Fensters, welche den geraden Sturz desselben deutlich erkennen ließ, sowie einen Theil der ehemals rings umlaufenden steinernen Sitzbänke in der neuen Mauer, unter der Mauer aber den alten Estrich aus Stuck noch vorgefunden, wonach dieß alles, nebst der Schenkbank von den ostpreussischen und litthauischen Ständen in seiner ehemaligen Gestalt wiederhergestellt wurde. Zu den theilweis schwarzen Füllungen der Thüren verwandte man mehrere Eichen, die man bei Reinigung des Flusses Tiege im Wasser entdeckte, wo sie vielleicht im Verlauf von einigen Jahrhunderten durch und durch geschwärzt worden. Die Fenster aber wurden mit den in Glas gemalten Hauswappen der Hochmeister geschmückt, welche in der Marienburg ihren Wohnsitz gehabt.

Auch hier waren, wie sich bei Ausräumung des Saales fand, die Seitenwände ursprünglich röthlichgelb und die Gewölbe weiß gehalten. In den oberen Theilen der Seitenwände aber zwischen den Gewölbebogen zeigten sich Spuren von alten farbigen Gemälden auf Kalk, überall im Vordergrunde ein geharnischter Ritter zu Pferde mit seinem Gefolge, an denen die weißen Mäntel mit den Ordenskreuzen noch deutlich zu erkennen waren, und im Hintergrunde Gebüsch, auch wohl Mauerwerk oder Häuser. Die alten Rechnungen bekundeten, daß diese Gewölbebogen einst die Bildnisse der Hochmeister zu Roß enthielten. Der Hochmeister Konrad von Jungingen ließ hier im Jahre 1403 seine Vorfahren malen und nach seinem Tode wurde

auch ſein Bild in die Reihe mitaufgenommen. Leider aber waren auch dieſe Gemälde ſchon ſo zerſtört und verſtümmelt, daß nichts davon beibehalten werden konnte. Ihre geſchickte Wiederherſtellung würde den ſtillen Zauber würdiger, fürſtlicher Ruhe und Häuslichkeit, den dieſer gewöhnliche Speiſeſaal des Hochmeiſters auch in ſeiner jetzigen Geſtalt auf jeden Beſchauer ausübt, ohne Zweifel bedeutend erhöht haben.

Am räthſelhafteſten erwies ſich der nun zunächſt angränzende Raum, Meiſters Stube, welche durch eine Thüre mit dem kleinen Remter in Verbindung ſteht. Hier hatte man in den Jahren 1785 und 1786 bei Einrichtung der Wohnungen für die Baumwollenweber Alles ſo gründlich zerſtört, verwandelt und verbaut, daß es auch den eifrigſten Nachforſchungen nicht gelang, den alterthümlichen Zuſtand des Ganzen mit einiger Sicherheit zu errathen. Aus dieſer Stube tritt man nämlich nordöſtlich in einen kleinen Gang, welcher, der Stubenthüre ſchräg gegenüber, in den großen Hausflur, links zu der zweiten Windetreppe und rechts in Meiſters Gemach führt. Die Scheidemauer zwiſchen dieſem Gange und der Stube erſchien jedoch ſo vielfach durchgebrochen und wieder vermauert und abermals durchgebrochen, daß ſie ganz weggenommen und völlig neu aufgemauert werden mußte. In der Stube ſelbſt aber war die Seitenmauer nach Meiſters Gemach hin über zwei Fuß weit abgehackt und ohne irgend eine Andeutung ehemaliger Gewölbe, wogegen in derſelben Mauer noch Merkmale eines vermauerten Kamins ſichtbar wurden. Um die Verwirrung vollſtändig zu machen, entdeckte man endlich auch noch Oeffnungen, Lochſteine und eine Wärmeröhre, welche in der Mauer ſenkrecht in die Höhe ſteigt, als ob in der Stube noch ein zweiter ähnlicher Raum, vielleicht für irgend einen Diener des Hochmeiſters erwärmt worden ſei. Nur die Seitenmauer nach dem kleinen

Remter, sowie die Fensterwand zeigte noch Spuren früherer Gewölbe, die aber vermuthen ließen, daß zwei Gewölbe und zwar das eine nach dem Remter hin niedriger als das andere hier einst zwei Gemache nebeneinander gedeckt haben, worauf auch zwei Kalksteinplatten als ehemalige Thürschwellen unter der Scheidemauer hindeuteten. Allein alle diese Andeutungen waren und blieben so nebelhaft und unzuverläßig, daß man sich endlich entschließen mußte, den zweifelhaften Raum als ein Ganzes zu behandeln.

Erst im Jahre 1824 ergab sich aus den Baurechnungen von 1785, daß derselbe allerdings einst zwei Gewölbe enthielt, die damals eingeschlagen wurden, wie denn auch die alten Rechnungsbücher des Hauskomthurs und Treßlers mehrmals Meisters Stube und Meisters Stübchen ausdrücklich unterscheiden, welche nach Vergleichung aller vorhandenen Angaben nur hier, und zwar letzteres wahrscheinlich unter dem niedrigeren Gewölbe gesucht werden können. Diese Entdeckung kann jedoch schon zu spät; die Stube war bereits im Jahre 1823 als ein Gemach ausgeführt worden und bietet auch in seinem gegenwärtigen Zustande mit seinen zartgrünen Wänden, mit dem wiederhergestellten schönen Sterngewölbe, Kamin und Fußboden, aus rothen und weißen Stuckplatten zierlich zusammengefügt, ein beruhigendes Bild heimischer Abgeschiedenheit und innerer Sammlung, wie wir es, zumal wenn draußen Zeiten oder Wetter stürmen, jedem Fürsten wünschen mögen.

Der Granitpfeiler in der Mitte nebst Untersatz und reichem Aufsatz ist alt und einer von denen, die bei der Zerstörung mannigfach zerstreut, für die Restauration wieder gesammelt worden. Alles Uebrige hat die Stadt Königsberg hergestellt, zu deren Andenken die Fenster mit Glasgemälden Königsberger Gebäude von Gersdorf geschmückt sind.

Das an Meisters Stube gränzende und mit jener durch eine Thüre verbundene Gemach bildet das Eckzimmer an dem Schloßhofe und dem trockenen Graben, über welchen hier die Brücke nach dem hohen Schlosse führt. Diese in den alten Rechnungen sehr genau beschriebene Lage bezeichnet es unzweifelhaft als des Hochmeisters größeres Wohnzimmer, **Meisters Gemach** genannt. Dieselben Rechnungen beweisen auch, daß dasselbe bei der Belagerung durch Jagiello vorzugsweise zerstört worden und ein Theil der Vordermauer im Jahre 1411 beinah ganz neu gebaut werden mußte. Denn das Gemach liegt zwar nach dem innern Schloßhofe hin, aber damals war der gegenüberstehende Raum zwischen der Schloßkirche und der ehemaligen Bartholomäus-Kapelle, welcher nachher durch das Jesuitengebäude ausgefüllt wurde, nur durch eine Brustwehrmauer geschlossen und ließ daher, nachdem letztere gefallen, den polnischen Kugeln freies Spiel.

Beklagenswerther aber war die spätere Zerstörung zur polnischen Zeit, als dieses Gemach gleichzeitig mit dem vorderen Theile des Hausflurs in zwei Stockwerke abgetheilt wurde. Da waren die Gewölbe eingeschlagen, die Granitpfeiler hinausgeworfen, die steinernen Fensterköpfe ausgebrochen und von außen an der Vorderwand, sowie bei dem Hausflur zwischen den Strebepfeilern neue Wände aufgeführt worden, welche dem Aeußern seine ganze Alterthümlichkeit raubten.

So wüst lag das Gemach, bis im Jahre 1825 auf die Aufforderung des Bürgermeisters Hüllmann in Marienburg die Magistratsmitglieder sämmtlicher preussischer Städte zusammentraten und die Wiederherstellung unternahmen. Noch war in den Seitenmauern die Spur des ehemaligen Gewölbes und an den vorhandenen Kragsteinen die Stellung zweier Pfeiler in der Mitte deutlich zu erkennen. Auch die Ueber-

bleibsel eines großen Kamins, einer alten Thüre nach dem Hausflur und einer Heizung unter dem Fußboden kamen allmälig zum Vorschein. Das Kamin wurde, wenngleich in geringerem Umfange neuaufgerichtet, Thüre und Heizung aber nicht wiederhergestellt. Eben so wenig konnten die beinah gänzlich zerstörten Wandmalereien (eine sitzende Figur mit einem Hündchen auf dem Schooß, am Kamin eine lebensgroße männliche Gestalt, Weinlaub zwischen den Gewölbebogen, Wappen und dergl.) berücksichtigt werden. Dagegen schwingt sich nun das herrliche Gewölbe wie ehemals wieder über zwei schlanken Granitpfeilern empor, der Fußboden glänzt wieder im alten Fliesenschmuck, von den Fenstern, deren eines das Andenken der gräflich Medenschen Familie bewahrt, leuchten buntfarbige Glasgemälde und draußen, zum Theil aus den Beiträgen der Fürsten Reuß von Plauen errichtet, prangt die Façade dem Gemach und Hausflur entlang wieder in seiner ursprünglichen Pracht. Dort nämlich auf den von den Fenstern kühn durchbrochenen Strebepfeilern tragen zierliche Granitpfeiler die oberen Bogen, über denen die starken Zinnen, bis über das Dach emporsteigend, sich wie eine Mauerkrone ernst im Abendhimmel abkannten. Ueber einem der unteren Eingänge aber erinnert das in Stein gehauene Wappen der fürstlich Reußischen Familie an ihren hohen Ahnherrn Heinrich von Plauen, der hinter diesen Pfeilern und Bogen in Meisters morgenhellem Gemache einst an einen großen Gedanken sein Leben eingesetzt.

Doch wir gehen nun aus diesem Gemach quer über den Hausflur und treten durch einen mächtigen, offenen Spitzbogen in die Vorhalle zu Meisters Kapelle. Das Kreuzgewölbe steht noch aus alter Zeit, die Halle selbst aber war ehemals vollständig ausgemalt gewesen. In jedem der vier Felder des

Gewölbes zeigte sich noch eine betende Figur vor einem Buche. An der dem Fenster gegenüberstehenden Wand befand sich ein schon völlig unkenntliches, großes Gemälde mit vergoldeter Einfassung und einer gleichfalls nicht mehr lesbaren Umschrift, während unter diesem Gemälde zwei gemalte Kreuze mit Löchern in ihrer Mitte sichtbar wurden, ohne Zweifel ehemals für Wandleuchter bestimmt, wie sie noch in alten Kirchen, z. B. in Pelplin eben mit solchen gemalten Kreuzen angetroffen werden.

Diese Halle bildete den Vorraum zu den in den Hausflur und in Meisters Gemach eingebauten Stuben. Schon im Jahre 1818 aber waren, wie bereits oben erwähnt, diese Einbauten gleich denen in der ganzen übrigen Hochmeisterwohnung ausgeräumt worden. Demnächst wurde Alles neu geputzt, der Boden mit Kalksteinfliesen belegt, der dem offenen Eingange gegenübergelegene, in die Kapelle führende Spitzbogen mit einer großen eichenen Thüre versehen, sowie das gänzlich zerstörte Fenster neu errichtet und in den untern Theil desselben ein kleines Glasgemälde, Christus mit der Dornenkrone und im Purpurmantel darstellend, eingesetzt, welches als ein Probebild von München eingesendet und für das Schloß angekauft worden war. — Die Wiederherstellung erfolgte, wie zur Sühne für polnische Frevel, durch die Familie Sartorius von Schwanenfeld, deren Ahnherr einst polnischer Beamter in Marienburg gewesen.

Hier in dieser Vorhalle war es auch, wo einst der Hochmeister Werner von Orseln meuchlings ermordet worden. Johannes Voigt erzählt in seiner Geschichte Marienburgs den Hergang folgendermaßen:

„Ein Ordensritter aus einem nahen Konvente, Johann von Endorf, aus der Mark gebürtig, ein Mensch, der schon

aus unlauteren Absichten in den Orden getreten und oftmals wegen seines unsittlichen Wandels getadelt und ermahnt worden war, trat vor den Meister mit der Bitte, ihm zu gestatten, an dem Kriegszuge gegen die Litthauer Theil nehmen zu dürfen. Weil er aber schon im ersten Kapitel, welches der Meister gehalten, mit freundlichen Ermahnungen und nachmals selbst mit Strafen wegen öfterer Vergehungen ohne allen Erfolg an seine Besserung erinnert worden war und der Meister meinte, er wolle sich im Kriegsgetümmel nur der strengeren Zucht und Aufsicht entziehen, so entgegnete ihm Werner auf seine Bitte: „„es sei kein Roß mehr für ihn vorhanden; auch sei es für ihn noch viel zu früh, gegen den Feind zu eilen und dem Tode entgegenzugehen; zuvor müsse er von seinem wüsten, unordentlichen Leben ablassen; die Seele, die einem solchen Kampfe entgegentrete, müsse zuvor ernste Buße thun und sich üben in Tugenden, guten Sitten und rühmlichen Werken.““ Der Abgewiesene, sich jetzt an seine Freunde in der Mark wendend, erhielt durch diese zwei gute Pferde zugesandt, worauf er es wagte, sein Gesuch bei dem Meister zu erneuen. Da aber Werner erst vor wenigen Jahren in jenem Kapitel das Gesetz aufgestellt: „„Es solle kein Ritterbruder ein eigenes Roß haben, sondern wer eines Rosses bedürfe, solle es von seinem Obern erhalten;““ so ließ er dem ungehorsamen Ritter beide Pferde wegnehmen. Vergebens wandte sich dieser an einige Ordensbrüder, um durch deren Fürbitte seine Rosse und die Erlaubniß zum Kriegszuge gegen die Litthauer zu erhalten. Der Meister blieb fest bei seiner Verweigerung. Da entfernte sich der Ritter von Wuth und Rache entbrannt heimlich in die Stadt und kaufte bei einem Krämer ein großes Messer „„der Art, womit man Fische pflegt zu reißen.““ „„Wollt Ihr die Scheide nicht auch mit Euch nehmen?““ rief ihm der

Krämer nach, als er ſich entfernen wollte. Der Ritter entgegnete: „„Ich werde dem Meſſer die koſtbarſte Scheide ſuchen, die in ganz Preußen zu finden iſt.““ So eilte er, das Meſſer in ſeinem Ermel verſteckend, wieder auf das Haus zurück. Auf dem Burghofe angelangt, bemerkte er an der Erleuchtung der Kapelle des Meiſters (denn es war Veſperzeit), daß dieſer einſam in ſeiner Kapelle ſein Gebet verrichte. Die Zeit zur Rache ſchien ihm günſtig. Die übrigen Ordensbrüder waren ſämmtlich in der Hauptkirche des Hauſes zur Veſper verſammelt und ſelbſt die Dienerſchaft des Meiſters zog ſich, wenn er zum Gebete ging, von ihm mehr zurück. So konnte es dem rachſüchtigen Ritter leicht gelingen, ſich unbemerkt bis in die Vorhalle der Kapelle hinaufzuſchleichen, wo er im Dunkeln lauerte. Als der Meiſter ſein Gebet verrichtet und nun durch die Vorhalle in ſein Gemach zurückkehren wollte, ſtürzte der Wüthende auf ihn ein, ſtach ihm das Meſſer in die Bruſt und rief die Worte: „„Nimm mir mehr das Meine!““ Der ſinkende Meiſter ſtammelte ihm die Worte zu: „„Das vergebe dir Jeſus Chriſt!““ Da ergriff der Unmenſch das Meſſer noch einmal, ſtieß es dem Meiſter noch tiefer in das Herz und entfernte ſich, von einem bellenden Hündlein des Meiſters verfolgt. Der Notar des Meiſters, der dieſem in ſein Gemach hatte folgen wollen, fand zuerſt zu ſeinem Entſetzen ſeinen Herrn in der Vorhalle röchelnd in ſeinem Blute liegen. Unter Angſtgeſchrei um Hülfe ſucht er den Meiſter aufzurichten; die Dienerſchaft, die ſonſt ihren Herrn begleitete, läuft eiligſt herbei. Alles iſt in Schrecken und Entſetzen. Ein Theil der Diener verfolgt alsbald den Mörder; es wird ergriffen; ſelbſt ſein blutbeſpritztes Kleid verräth ſogleich ſeine Gräuelthat. Man wirft ihn gefeſſelt in den Kerker. Die Diener tragen darauf den Meiſter in ſein Gemach, in welchem auf die ſchreckliche

Nachricht ſich alle Brüder des Hauſes verſammelten. Kaum vermochte es der Meiſter noch, die nöthigen Verordnungen mit wenigen Worten anzudeuten, denn ſchon nach einer Stunde gab er in den Armen ſeines Kaplans und Beichtigers ſein frommes und gottergebenes Leben auf. Es war am Abend von St. Eliſabethen-Tag am 18. November 1330, als die gräuelvolle That vollbracht wurde."

Wir haben dieſe Erzählung hier vollſtändig eingeſchaltet, weil die näheren Umſtände des Mordes eine Veranlaſſung wurden, die Vermuthung, daß hier Meiſters Kapelle zu ſuchen ſei, hiſtoriſch weiter zu verfolgen. Daß nämlich eine ſolche Hauskapelle in Meiſters Wohnung geweſen, ſtand bereits urkundlich feſt, und nur vor dieſer, nicht aber vor der Schloßkirche konnte der Frevel begangen ſein, da die Veſperzeit genannt wird, wo alle Ordensbrüder in der Hauptkirche des Hauſes verſammelt waren und mithin dort weder der Hochmeiſter allein, noch auch der Notar füglich der erſte ſein konnte, der ihm zu Hülfe eilte. Vielmehr führt Schütz ausdrücklich an: der Mörder habe den Meiſter, „als er nach gethanem Gebete aus ſeiner Kapellen gar einig (allein) ging, recht unter der Thüren erſtochen;" und eine der älteren Chroniken ſagt, noch genauer bezeichnend: interfectus est, dum exiret capellam, juxta porticum, was offenbar auf den großen Gang hinweiſt, der an die Vorhalle der Hauskapelle anſtößt. Weitere Nachforſchungen in den alten Ordensrechnungen haben übrigens dieſe Annahme ſpäterhin außer allen Zweifel geſetzt.

Doch die Schauer jenes Mordes, ſowie die ehemalige Weihe des Orts waren längſt vergeſſen und verwiſcht. Wir haben eben geſehen, wie dieſe Kapelle nebſt der angränzenden Schlafkammer des Hochmeiſters zu polniſcher Zeit in einen großen Hausflur mit einer Außentreppe verwandelt und ihre

urſprüngliche Beſtimmung zuerſt nach der Auffindung des Kirchenfenſters wieder geahnt wurde. Dieſes dem Eingange gegenüberſtehende, große Fenſter ward aus dem ſpäter abgebrochenen Anbaue entdeckt, welcher in dem Winkel zwiſchen Kapelle und Konventsremter an die erſtere angelehnt war. Man fand in der Mauer noch den alten Fenſterſtock nebſt dem geraden, einfachen Fenſtergewande und den ſchönen Stuckverzierungen im oberen Theile deſſelben, die bei der Herſtellung wieder eingeſetzt wurden. Bald darauf wurden auch die drei kleineren Fenſter in der ſüdöſtlichen Seite vorgefunden, das mittlere ganz in ſeiner alten Geſtalt, von den beiden andern wenigſtens die oberen Spitzbogen nebſt den äußeren Vertiefungen, welche jedoch gleichfalls vermauert und in eine glatte Wand verwandelt waren. Die Kapelle ſelbſt aber war in ihrem vordern Theile mit einem ſchönen Sterngewölbe, im Hintergrunde dagegen mit einem Tonnengewölbe verſehen. Die inneren Wände zeigten überall noch verblichene Spuren alter Malerei und oben im Gewölbe befand ſich eine kleine hölzerne Röhre, welche wahrſcheinlich für die Schnur zur Glocke oder zur Ampel vor dem Altare beſtimmt geweſen.

Schon im Jahre 1819 begann die Wiederherſtellung aus den Beiträgen der evangeliſchen Geiſtlichkeit, den erſten, welche überhaupt für den Bau eingingen. Nachdem man die von den Polen weggebrochene Zwiſchenmauer, welche die Kapelle von Meiſters Schlafkammer trennte und deren ehemaliges Daſein an den abgehackten Ziegeln der Seitenwände noch zu erkennen war, wieder eingeſetzt hatte, wurde das Gewölbe ausgebeſſert und neu geputzt, ein neuer Altar aufgerichtet, der Fußboden, ſoweit das Sterngewölbe reicht, mit großen ſchwarzen und weißen Marmorflieſen, unter dem Tonnengewölbe aber mit kleinen Kalkſteinflieſen belegt und dem Aeußern

durch eine verzierte Giebelmauer die alte Anſicht möglichſt wiedergegeben, während die Fenſter Glasgemälde (von Höfer) erhielten, in dem großen Fenſter die beiden Johannes, den Täufer und Evangeliſten, in den übrigen drei Engel auf verziertem Grunde darſtellend.

Durch die Theilnahme, welche die Entdeckung dieſer Kapelle überall erweckte, gelang es, ihr auch im Innern den würdigen Schmuck wieder zu verleihen, der ſie, den Ordensrechnungen zufolge, früher ausgezeichnet. Von allen Seiten gingen zum Theil ſehr werthvolle Geſchenke ein: eherne Altarleuchter, eine geſtickte weiße Altardecke, ein kunſtreich gearbeitetes Kreuz von Bernſtein, eine große Altarbibel und ein vergoldeter Meßkelch von Silber aus der Ordenszeit, zu welchem die Fürſtin Radzivil eine von ihr ſelbſt reich und prächtig geſchmückte Kelchdecke verehrte. Der König aber ſchmückte den Altar mit einem alten deutſchen Bilde, und der Kronprinz, des jetzt regierenden Königs Majeſtät, überſandte ein ſilbernes und vergoldetes, buchartig geformtes Altarbild, das in der Ordenszeit im Kriege für den Reiſe-Altar beſtimmt war. Ein Hauskomthur zu Elbing hatte es, wie die alte Aufſchrift beſagt, im Jahre 1388 anfertigen laſſen; in dem preußiſchen Bundeskriege aber war es, von irgend einem Polen geraubt, in die Domkirche zu Gneſen gekommen und von dem daſigen Domkapitel im Jahre 1822 dem Kronprinzen überreicht worden.

Man möchte Meiſters Kapelle, wie ſie war und jetzt wieder daſteht, eine fürſtliche Einſiedelei nennen; nirgends die Schauer eines mächtigen Doms, alles lieblich, in ſich beglückt und ahnungsvoll, wie der leiſe Flügelſchlag eines Engels, der durch die Stille eines heitern Sonntagmorgens grüßend vorüberzieht.

Im Orden war die Andacht noch kein fremdes, von der Tagesarbeit ängstlich geschiedenes Geschäft, sondern recht mitten in dem rüstigen Leben dieses stündlich verklärend und beseelend. Und so finden wir denn auch jene Kapelle rings von des Hochmeisters täglicher Wohnung umgeben, und eine Thüre derselben führt unmittelbar in seine Schlafkammer. Diese Kammer, von einem Kreuzgewölbe ohne Kragsteine überdeckt, bietet jetzt wieder den einfach würdigen Anblick dar, den sie nach alten Nachrichten und den vorgefundenen Spuren in Wand und Mauer vor Jahrhunderten gewährt haben mag. Die eichenen Wandschränke für Kleider und Harnisch, deren Mauervertiefungen und Einschnitte noch sichtbar waren, sind wieder eingesetzt, der Fußboden ist wieder mit grün und gelb verglaseten Thonfliesen bedeckt, wie man sie in einer Ecke des Gemaches noch vorfand, und zwei Sitzbänke, ein Tisch in der Mitte und alterthümliche Stühle stehen an den blaßgrünen Wänden geordnet umher. Es ist, als wäre der Meister eben nur über Land geritten und müßte jede Stunde wieder heimkehren. Die Wiederbestellung ist von der Familie der Grafen Dohna bewirkt, deren Wappen daher auch das eine große Fenster der Kammer ziert.

Aus der letztern führt rechts eine Thüre in Meisters Hinterkammer, einen langen Raum mit einem Tonnengewölbe und mehreren Mauervertiefungen zu Wandschaffen, wo ehemals des Hochmeisters Kasten und Laden standen und wahrscheinlich auch die Meßgeräthe der Hauskapelle aufbewahrt wurden, mit welcher die Kammer durch eine Thüre in Verbindung steht, während auf derselben Seite eine kleine steinerne Treppe zum anstoßenden Konventsremter hinabführt, die jedoch nur für den Meister bestimmt war, wenn er an dem Konventstische mitspeisen oder an der Collation der Ritter Theil

nehmen wollte. In dieſer Hinterkammer machte eine Mauervertiefung von ganz eigenthümlicher Art anfänglich viel Kopfzerbrechen. Sie iſt beſonders tief eingelegt, hat eine ſteinerne Einfaſſung und zwei vermauert vorgefundene Abtheilungen übereinander, deren jede wieder zwei Fächer enthielt und durch beſondere, mit eiſernen Ueberwürfen verſehene Thüren verſchloſſen werden konnte, wie nach erfolgter Ausräumung des Mauerwerks die noch bemerkbaren Mauereinſchnitte und die in den Stein eingelaſſenen Haſpen, Falzen und Thürhaken bewieſen. Im Hintergrunde der Vertiefung aber gab ein kleines, verſchließbares Fenſterchen Luft und Licht aus dem Konventsremter. Dieß verleitete Büſching zu der Vermuthung, daß dieſes myſteriöſe Behältniß eine ſchlaue Vorrichtung für den Hochmeiſter geweſen, um bedeutende Fremde im Konventsremter vor der Audienz von Angeſicht kennen lernen und beobachten zu können. Eine Annahme, der es, wenn ihr auch die vorbemerkten Fächerſpuren in Stein und Mauer nicht widerſprächen, an aller innern Wahrſcheinlichkeit gebricht, indem der Meiſter zu dieſem Zwecke ſich vornüber mit halbem Leibe in die Oeffnung hätte hineinzwängen und ſo in der unbequemſten und lächerlichſten Stellung verharren müſſen. Spätere Unterſuchungen ergaben vielmehr, daß es nichts anderes als ein beſonders verſicherter Mauerſchrank war, in welchem der Hochmeiſter Sachen von größerem Werthe aufbewahrte und zu dem ſein Kämmerer die Schlüſſel führte. Auch dieſer Schrank iſt, ſowie die ganze Kammer, in ſeiner alten Form wiederhergeſtellt worden und wird jetzt zur Verwahrung einiger Meiſters Kapelle angehöriger Koſtbarkeiten benutzt.

Als man demnächſt aus dieſen Kammern weiter vordrang, fand man einen von den Polen angelegten, ſchrägen Gang nach dem großen Gange vor den Remtern hin. Nachdem aber

die Seitenmauern des erſtern herausgenommen waren, erkannte man in den Abhackungen an Gewölbe und Mauer des alten Hausraumes ganz deutlich die Spuren eines früheren ſchmalen Ganges, der aus Meiſters Schlafkammer in den Hausflur führte. Er wurde gleichfalls hergeſtellt, desgleichen die zu beiden Seiten deſſelben gelegenen Räume, von denen in alter Zeit der zur Linken Meiſters Dienerkammer, der zur Rechten Meiſters Badeſtube geweſen.

So waren denn die Säle, Hallen und Pfeiler der eigentlichen Hochmeiſterwohnung überall aus dem Schutt der Zeiten neu erſtanden. Allein unter ihr wiederholt ſich in ſeinen Hauptzügen derſelbe Bau noch dreimal bis in den tiefſten Grund hinab, unten noch roh, niedrig und maſſenhaft, je höher er aber durch die Kellergeſchoſſe und das Erdgeſchoß emporſteigt, je freier, klarer und ſchlanker ſchon die obere Pracht erſtrebend und andeutend.

In das Erdgeſchoß gelangt man durch eine Thüre vom Schloßhofe, und zwar zunächſt auf einen Hausflur oder Gang, neben dem mehrere mit einfachen Tonnengewölben bedeckte Räume (ehemals Meiſters Küche, Küchenkammer und Wohnſtube des Kochs) ſich befinden, welche jetzt zur Wohnung des Oberſchloßwarts eingerichtet ſind und, wie wir oben geſehen, zu den Zweifeln über den Aufgang zur Hochmeiſterwohnung Veranlaſſung gaben.

Neben dieſem iſt in derſelben Richtung und nur um ſechs Stufen einer quer durch den Hausraum gehenden Treppe tiefer ein anderer, im ſchönen Spitzbogen hochgewölbter Gang.

Es iſt wie ein Traum von dem prächtigen Remtergange unmittelbar darüber. Da ſtehen wie droben die ſteinernen Sitzbänke in den Fenſtervertiefungen, rechts wieder der runde Brunnen, am Ende des Ganges der hohe, ſchönverzierte Eingang.

Dieſer Eingang aber führt zu vier nebeneinander liegenden Stuben, gerade unter Meiſters großem Remter, deſſen Bodenfläche hier gleichſam durch eine Kreuzmauer in vier gleiche Räume getheilt iſt, die jene überaus freundlichen Stuben bilden, während an die letztere, unter Meiſters kleinem Remter, ein langer Saal mit einer anſtoßenden kleinen Stube angränzt, alle unter ſich durch Thüren verbunden, was darauf hinweiſt, daß dieſe Gemächer einſt als ein zuſammenhängendes Ganze benutzt wurden. Nach den Ordensrechnungen waren dieſelben auch wirklich zu Geſchäftszimmern für die Landesverwaltung beſtimmt und zwar jene vier Stuben insbeſondere für Meiſters Schreiber, für die Kanzlei und für die Schäfferei. Zwei von ihnen konnten durch Oefen im Fußboden, die beiden andern durch Kamine erwärmt werden, eine jede hat ein hohes, ſpitzbogiges Gewölbe mit einem achteckigen Granitpfeiler in der Mitte. Die ſteinernen Sitzbänke an den ehemals durch ſtarke eiſerne Stangen vergitterten Fenſtern, ſo wie ein Theil der ſteinernen Fenſterkreuze und zierlichgegliederten Fenſtergewände ſind noch aus der alten Zeit. Alles Uebrige, mit Ausnahme des einen Kamins, wurde ſeit dem Jahre 1819 aus den Beiträgen der vier preußiſchen Regierungen wiederhergeſtellt, und die nördliche Eckſtube war das erſte Gemach, welches bei der Reſtauration des Schloſſes mit farbigen, verglaſten Thonfliſen aſſurt wurde und bunte Fenſter, wenn gleich nur gemalte Ränder erhielt.

Der zunächſtgelegene lange, zweifenſtrige Saal, welcher die Hälfte des Raumes unter Meiſters kleinem Remter einnimmt, wird in den alten Rechnungen als die „Rathsſtube“ oder „das Gebietiger-Gemach“ bezeichnet, wo die Ordensgebietiger, welche den geheimen Rath des Hochmeiſters bildeten, ihre Zuſammenkünfte hatten. Sein ſchönes, ſpitzbogiges Ge-

wölbe wird von drei ſchlanken, achteckigen Granitpfeilern getragen, im Fußboden befindet ſich ein Ofen mit vier Heizlöchern in den wieder neueingelegten Lochſteinen. Neben dieſem Saale aber liegt, ebenfalls noch unter dem kleinen Remter, die ehemalige „Briefkammer“ mit einem anſtoßenden, von einem Tonnengewölbe bedeckten Raume, der wie ehemals wieder zur Bewahrung des Schloß-Archives benutzt wird. Die Fenſter der Briefkammer ſind mit dem gemalten Siegelwappen des marienburgiſchen Konvents, die der Rathsſtube mit den Wappen des Ordens, des Hochmeiſters, Landmeiſters und der fünf Großgebietiger verziert, Rathsſtube und Briefkammer aber nach den in andern Gemächern noch vorgefundenen Spuren mit Eichen- und Weinlaubgewinden ausgemalt worden. Die Wiederherſtellung wurde durch die preußiſchen Juſtizbehörden bewirkt.

Steigen wir nun auf der Windetreppe weiter in das erſte oder obere Kellergeſchoß hinab, ſo finden wir noch einmal, wie oben, den Gang wieder, den runden Brunnen und zur Seite abermals vier Stuben mit Pfeilern. Aber die Thüre von der Treppe iſt hier ſchon auffallend enge, Gang und Stuben ſind niedrig in flachen Bogen überwölbt, die Pfeiler nicht mehr geſchliffen, als wäre Alles eben erſt im Wachſen und Werden begriffen. Dieſe ſämmtlichen Gelaſſe, die auch nicht, wie oben, unter einander zuſammenhängen, ſcheinen zu Wohnungen für die niedere Dienerſchaft des Hochmeiſters und zu Vorrathskammern beſtimmt geweſen zu ſein. Die Wände der Stuben waren zerhackt, durchbrochen, in Küchen und kleinere Wohnungen und in der neueren Zeit auch in Gefängniſſe verwandelt. Selbſt das Gewölbe unter dem Fußboden war an mehreren Stellen durchlöchert, um den Schutt und Unrath in die unteren Keller hinabzuwerfen. Da galt es rechte Berg-

manns-Arbeit! Alles indeß iſt im Jahre 1823 wiederhergeſtellt, Gang und Stuben neu geputzt und ausgeflurt, ja zwei der Stuben ſogar mit Stuckboden verſehen worden.

Immer tiefer endlich gelangen wir auf derſelben Windetreppe in das untere Kellergeſchoß; abermals der Gang und vier Keller daneben, jeder wie die Stuben über ihnen mit flachem Gewölbe und einem viereckigen, ungeglätteten Granitpfeiler, und ihnen zur Seite ein großer Keller, auf drei eben ſolchen Pfeilern ruhend. Auch hier kann man rechts am Gange aus dem Brunnen ſchöpfen, der durch alle Geſchoſſe in der Mauer hinauf ſteigt. Weiterhin aber unter einem gewaltigen Kreuzgewölbe noch aus der Zeit der früheren Vorburg, über welchem bei dem Aufbau der Hochmeiſterwohnung noch ein mächtiges Tonnengewölbe geſchlagen wurde, das alle oberen Quermauern trägt, ſtrecken ſich ungeheure Kellerräume unter dem ganzen Baue hin, als ob hier ein Rieſenbaum ſeine Wurzeln wie Gebirgsadern durch den Boden treibe.

Doch wir flüchten uns vor der faſt dämoniſchen Uebermacht dieſer unterirdiſchen Hallen und treten auf einer beſonderen Treppe unmittelbar wieder in's Freie, auf den Burghof hinaus.

Hier ſtoßen wir zunächſt bei Meiſters Kapelle auf die Trümmer einer alten Grundmauer, die noch deutlich durch den Boden heraufſchimmert. Sie gehört dem ſchon oft erwähnten weggebrochenen Nebengebäude an, das einſt den Winkel zwiſchen der Kapelle und dem Konventsremter füllte. Nur der obere Theil dieſes Gebäudes, welcher das große Kirchenfenſter der Kapelle verdeckte, war von den Polen neu aufgeſetzt, denn bis zum Erdgeſchoß deſſelben, aber auch nur bis zu dieſem hinab wurden, als man den Bau abgebrochen hatte, auf der nun freigewordenen Seitenmauer der Kapelle noch alte, mit Ver-

goldung verzierte Malereien sichtbar. Jenes ursprünglich alte Erdgeschoß enthielt in der Ordenszeit einen Gang und zwei Stuben für den Thorwart des Hochmeisters und hatte ein flaches Dach mit Zinnen und einem Altan, auf welchen eine Thüre aus Meisters Hinterkammer hinausführte. Nach Südosten hin stand dasselbe mit einer Vorhalle vor Meisters Kapelle, von der andern Seite aber mit einer Mauer in Verbindung, die in gleicher Flucht mit der Vorhalle und jener ehemaligen Thorwarts-Wohnung im Schloßhofe vor dem Konventsremter-Gebäude hinlief. An diese Mauer lehnte sich weiterhin zwischen den Thüren zur Konventsküche und zum Konventsremter, ohne jedoch die Wand des letztern zu erreichen, ein zweites kleines Gebäude mit zwei Oefen unter dem Fußboden, zur Wohnung für den Thorwart des Konvents bestimmt. Die Hauptzüge aller dieser Bauwerke wurden in ihren Grundmauern unter der Erde im Jahre 1823 entdeckt, als man nach dem alten, verschütteten Brunnen vor dem Konventsremter suchte. Eben so erkannte man bei weiteren Nachgrabungen in demselben Jahre die Fundamente eines Ganges zwischen zwei Mauern, der im Hofe von der Nordecke aus schief vorsprang. Wahrscheinlich liefen dergleichen Vertheidigungsmauern von mäßiger Höhe und mit Zinnen versehen um den ganzen Schloßhof her, um das Innere desselben überall von den Thüren zu scheiden und diese gegen die etwa bis in den Hof vorgedrungenen Feinde zu decken. Aber Alles war so zerstückt, zweifelhaft und weitgreifend, daß man es aufgeben mußte, auf so unsichere Spuren neue Baupläne zu gründen. Nur der im Schloßhofe endlich wieder aufgefundene Brunnen vor dem Eingange zum Konventsremter wurde hergestellt und im Jahre 1843 mit einem alterthümlich gehaltenen, hölzernen Gehäuse geschmückt.

Ueberschreiten wir nun, diesen Hof verlassend, auf der nach Süden gelegenen Brücke den dort abschließenden trockenen Graben, so kommen wir vor ein hohes, spitzbogiges und mit verglaseten Ziegeln reichverziertes Burgthor, den ehemaligen einzigen Eingang zum hohen Schlosse. Dieser Eingang ist wenigstens äußerlich in seiner alten Pracht erhalten und wie zur Ordenszeit durch eine große eichene Thorthüre mit einer kleinen Durchgangsthüre wieder geschlossen worden. Das hohe Schloß selbst aber, auch das rechte Haus genannt, bildet ein regelmäßiges Viereck, das einen Burghof von 85 Fuß Länge und 102 Fuß Breite umschließt, in dessen Mitte sich ein schöner, gleichfalls wiederhergestellter Brunnen befindet. Das 70 Fuß hohe Haus, ehemals ringsumher mit Zinnen und an jeder Ecke mit kleinen viereckigen Thürmen geschmückt, erhob sich in vier, bis unter das Dach kunstreich gewölbten Stockwerken. Auf drei der inneren Seiten der Burg liefen, wahrscheinlich in allen Stockwerken, gleichfalls gewölbte und auf gemauerten Pfeilern ruhende Umgänge umher, auf welche die Gemächer und Säle ihre Ausgänge hatten. An der nordwestlichen Seite, gleich an dem vorerwähnten Eingange, führte eine einfache, seitwärts gewundene, überwölbte Steintreppe aus dem Bogengange des Erdgeschosses durch eine ziemlich niedrige Thüröffnung in das erste Stockwerk, und zwar zunächst in den geräumigen Hausflur, von welchem man auf einem durch einen hohen offenen Bogen eröffneten Gange zu dem Kapitelsaal gelangte. Dieser befand sich auf der Nordostseite des Vierecks, deren andere Hälfte die Schloßkirche einnahm, welche früher nach dem Mittelschlosse hin mit drei hohen Fenstern und einem nach der innern Seite des Burghofes versehen war. Später verlängerte der Hochmeister Dietrich von Altenburg diese Kirche, sie durchaus neu überwölbend, weiter nach

Südoſten hin, gründete unter ihr die Annenkapelle und ſetzte daneben den Schloßthurm auf. Damals führte der Umgang im innern Schloßhofe vom Kapitelſaale zu dem im hohen Spitzbogen tief in die Mauer eingelegten und vorzüglich verzierten Eingange der Kirche, welcher wegen ſeiner reichen Vergoldung die goldene Pforte genannt wurde. Noch iſt die alte Thüre deſſelben vorhanden und an dem phantaſtiſch verſchlungenen Bild- und Blätterſchmucke aus gebranntem Thon die ehemalige Vergoldung ſichtbar. Jener Umgang aber wurde mit den übrigen Gängen, Sälen und Gemächern im Jahre 1801 bei dem Magazinbaue zerſtört, nur die Kragſteine und die buntverglaſeten Ziegeln in der Mauer bezeugen noch ſein früheres Daſein.

Indem wir in Betreff der Schloßkirche auf die ausführliche Beſchreibung in Büſchings Marienburg Bezug nehmen, bemerken wir nur noch zur Vervollſtändigung, daß dieſelbe in der Ordenszeit außer den noch vorhandenen drei Altären einen freiſtehenden Altar in ihrer Mitte und auf jeder Seite neben dem Hochaltar in der dicken Mauer zwei Sakriſteien hatte. Der Mittelaltar iſt von den Jeſuiten weggenommen, die Sakriſteien auf der einen Seite in eine größere Kammer, auf der andern zum Theil in einen Durchgang zu dem anſtoßenden Jeſuiten-Gebäude verwandelt worden. Die ſchöne Empore aber, Standbilder und Chorſtühle ſtehen noch in ihrer alterthümlichen Pracht. Man begnügte ſich bei der Wiederherſtellung einſtweilen Alles zu belaſſen, wie es ſeit der Jeſuitenzeit geweſen, nur die auf der ſüdlichen und öſtlichen Seite gänzlich verfallenen Mauern wurden durch die katholiſche Geiſtlichkeit gründlich ausgebeſſert, die Fenſter mit ihren Verzierungen und Fenſterſtöcken erneuert und im Innern die Gewölbe größtentheils neu geputzt.

Zu ebener Erde unter dem nach Südoſt vorſpringenden, von Dietrich von Altenburg auf dem Wallgange des hohen

Schloſſes hinausgebauten Theile der Schloßkirche befindet ſich die Annen-Kapelle mit zwei einander gegenüberſtehenden tief in die Mauer eingelegten, ſpitzbogigen Eingängen, deren jeder durch doppelte Thüren, eine innere und äußere, geſchloſſen war. Auch dieſe Kapelle hatte ehemals drei Altäre, von denen nur noch der Hauptaltar vorhanden, und zu beiden Seiten des letztern zwei Sakriſteien, deren eine vermauert, durch die andere aber, wie oben in der Schloßkirche, ein neuer Eingang aus dem Jeſuitengebäude gebrochen iſt. Wir haben ſchon oben erwähnt, wie der hintere Theil des Kapellenraumes im Jahre 1737 in ein Begräbnißgewölbe für die Familie des Staroſten von Kerin umgewandelt und über dieſem Gewölbe durch die einander gegenüberſtehenden Fenſter ein Durchgang, die ſogenannte Bullerbrücke, angelegt worden war. Gewölbe und Durchgang wurden, nachdem man die darin befindlichen Särge tiefer verſenkt hatte, bei der Wiederherſtellung abgebrochen, in der Kapelle ſelbſt aber aus den Beiträgen der katholiſchen Geiſtlichkeit die Wände und das Gewölbe neugeputzt, die beſchädigten ſteinernen Kragſteine durch Stuck ausgebeſſert, der Fußboden gefliſet und das große Fenſter in Südoſt mit einem (von Höcker) auf Glas gemalten Annenbilde verſehen. Das ſchöne Bild iſt leider im Jahre 1826 vom Sturme eingedrückt und zertrümmert worden.

Schon die ſorgfältig wiederhergeſtellten Stein- und Stuckverzierungen der Eingänge (worunter die klugen und thörichten Jungfrauen, der Engel des Gerichts, das Hinſcheiden Maria's und Chriſtus mit der Siegesfahne) deuten auf die todesernſte Beſtimmung dieſer Kapelle. Sie war die Ruheſtätte der Hochmeiſter und der letzte Gang aller Ritter des Haupthauſes. Denn jenſeits auf dem Wallgange (Parcham genannt) lag der Kirchhof der letztern und ihre Leichen mußten

durch die Kapelle, wo wahrscheinlich für jeden Ordensbruder das Todtenamt gehalten wurde, dorthin gebracht werden. Vor dem einzigen, noch übrigen Hochaltare befindet sich der Grabstein des Hochmeisters Dietrich von Altenburg mit der einfachen Umschrift: „† Do. Unsers. heren Christi. jar. was. M. Dri. C XLI gar. do. starb. d'. meist'. sinerich. von. Aldenburc. bruder. Diterich. hie. legen. di meistere. begraben. der. von. Aldenburgh. hat. angehaben. Amen." Unter diesem Steine, der zugleich die bewegliche Gruftdecke bildet, führt eine Oeffnung in ein 20 Fuß tiefes Tonnengewölbe. Man fand jedoch nur Jesuiten-Särge darin, welche bei der Wiederherstellung der Kapelle weggenommen und im Hintergrunde derselben versenkt wurden. Von dem Boden des Gruftgewölbes aber ist ein enger, unregelmäßig viereckiger Schacht senkrecht in die gewaltige Grundmauer des Gebäudes hineingehauen, etwa so tief als der äußere Schloßgraben, mit dem er jedoch in keiner Verbindung steht. Er war durchaus leer und seine Bestimmung ist bis jetzt unenträthselt geblieben.

Außerdem enthält die Kapelle nur noch zwei kleinere Grabsteine. Der eine, ein glatter Stein, hat in deutschen Buchstaben die Umschrift: „In der Jar czal Xti MCCCCXXIX do starp der erwirdige bryder heinrich von plawen." Ein abgebrochenes Stück dieses Steines lag in einem Winkel der Kapelle zwischen den Fliesen, ist aber dem Denkmal wieder beigefügt worden. Der andere Grabstein zeigt in schwachen, bereits gänzlich verwitterten Umrissen die Abbildung eines Ritters mit dem Schilde. Mit ziemlicher Gewißheit ist nur noch der Name: „winric" zu lesen.

So liegen denn die einfachen Denkmale der drei größten Hochmeister, die einzigen, welche die Zeit mit sinnreicher

Scheu verſchont, fortan in Frieden neben einander in der feierlichen Stille und lautloſen Abgeſchiedenheit, welche dieſem Orte jetzt wiedergegeben iſt. Auf der Schwelle des Einganges vom Hofe aber hält der vielgeprüfte Geſchäftsführer und Freund des Ordens, Dietrich von Logendorf, wie ein getreuer Eckard, wieder wackere Wacht. Man hat ſeinen Grabſtein im Jahre 1821 in der Lorenzkirche unter dem Schutte entdeckt und ihn, da dieſe Kirche zu andern Zwecken verwendet wurde, hierher verſetzt. Ruhe ihrer Aſche!

Unter den Denkwürdigkeiten Marienburgs hat wohl das große Marienbild an der Schloßkirche den verbreitetſten Ruf. In einer äußeren, weiten Mauerniſche an der Südoſtſeite dieſer Kirche, unmittelbar über dem Abgrund, den die Kirche und Annenkapelle hier über dem tiefen Burggraben bilden, ſteht, nur rückwärts an die Mauer gelehnt, die 25 Fuß hohe Geſtalt der heiligen Jungfrau, auf dem linken Arme das Chriſtkind, mit der vorgeſtreckten Rechten ein metallenes, ſtarkvergoldetes Zepter emporhaltend, das ſich in Eichenblätter und eine Eichel endet. Sie hat ein goldenes Gewand und einen rothen Mantel darüber, mit goldenen Vögeln gleichſam geſtickt und auf dem Haupte einen weißen, nonnenartig gefalteten Schleier mit einer prächtigen Krone darauf. Die Niſche, deren vorn abſchüſſiger Fußboden von gelben und grünen Flieſen glänzt, iſt im Hintergrunde ganz golden, an den Seiten aber blau, mit goldenen Sternen beſät.

Es iſt wie eine übermächtige Erſcheinung des Geiſtes, der in allen den pfeilernden Sälen und Gängen des Baues geheimnißvoll waltet. Nicht, wie die Burggeiſter anderer Schlöſſer, bei düſterer Nacht umherwandelnd, im vollen Licht der heiteren Morgenſonne zeigt er ſich, von den verwandten Strahlen

wunderbar entzündet und durchblitzt. Aber auch keine lieblich weiche Madonna iſt das rieſenhafte Bild, in der Nähe faſt ſchreckhaft durch die ungeheueren Dimenſionen, ſondern die mild-ernſte Himmelskönigin in allen Glorien ihrer übermenſchlichen Hoheit.

Das ganze Bild iſt aus Stuck geformt und auf eine über dieſe Form gezogene friſche Stuckmaſſe ſind kleine Paſten von farbigem Glaſe dicht nebeneinander eingedrückt. Auch die goldenen Paſten beſtehen aus einem Glasfluß (gleichviel von welcher Farbe), auf der glatten Oberfläche mit einem Goldblättchen belegt, über welches eine dünne, durchſichtige Glasſcheibe angeſchmolzen iſt. Die Maria mithin, das Chriſtuskind, Geſicht, Hände, Gewänder und Niſche, Alles iſt Moſaik, ein Kunſtwerk, auf deſſen uralte Vorbilder zwar dunkle Nachrichten noch hinweiſen, das aber gegenwärtig in Europa nicht mehr ſeines Gleichen hat.

Mehrere der Moſaikſtücke indeß, namentlich an Geſicht, Händen und Füßen, ſowie an den untern Rändern der Gewänder, waren bereits ausgefallen, was dem Ganzen das widerliche Anſehen eines fleckigen oder verwiſchten Gemäldes gab. Allein die Ausbeſſerung hatte hier beſondere Schwierigkeit wegen der anfänglichen völligen Unbekanntſchaft mit dem Material dieſer Paſten, welche Büſching irrthümlich zum Theil für eine Art Porzellan oder Steingut hielt. Man entſchloß ſich daher endlich, dergleichen Moſaik aus Rom zu verſchreiben. Inzwiſchen aber war es nach vielen Verſuchen dem unermüdlichen Eifer in Marienburg ſelbſt gelungen, die Glaspaſten, auch die goldenen, auf die vorbeſchriebene Art glänzender und dauerhafter zu verfertigen, als die römiſchen. Und ſo ging es nun ſofort an's Werk. Ein zufällig durchreiſender italieniſcher

Künſtler (Gregori), in Moſaikarbeiten wohlbewandert, ſetzte die neuen Paſten ein; der verewigte Fürſtbiſchof von Ermland, Prinz von Hohenzollern, gab allein 400 Thaler dazu, die katholiſche Geiſtlichkeit das Uebrige. Am 10. Juli 1823 aber wurde eine auf Pergament geſchriebene kurze Nachricht über die geſchehene Wiederherſtellung nebſt mehreren Landesmünzen in einer doppelten blechernen Kapſel wohlverwahrt, in die zu öffnende Eichel des Zepters niedergelegt und das Bild vom katholiſchen Ortspfarrer kirchlich eingeweiht. Möge es in ſeinem friſchen Farbenglanz noch viele Jahrhunderte ſegnend in's Land ſchauen!

Unfern dieſes Bildes erhebt ſich der ſchlanke Schloßthurm, ehemals auch der Thurm am oberſten Hauſe genannt. In der Ordenszeit hatte er offene Zinnen und vielleicht auch eine mit einem Knopfe und einer Fahne verſehene Thurmſpitze; wenigſtens iſt er mit einer ſolchen auf einem noch vorhandenen kleinen Kupfer vom Jahre 1649 und auf einem alten Oelgemälde im Rathhauſe zu Marienburg dargeſtellt. Jedenfalls aber wurde im Jahre 1736 von dem Staroſten von Rein eine moderne, dem Ganzen wenig entſprechende Thurmſpitze darauf errichtet. Auch dieſe drohte jetzt den Einſturz, ſie iſt daher abgebrochen und im Jahre 1841 durch eine neue Spitze erſetzt, das obere Mauerwerk des Thurmes aber mit Zinnen und gezinnten Giebeln verſehen worden.

Endlich wurde auch auf eine ſtärkere Befeſtigung des Regatufers Bedacht genommen, um das Schloß für kommende Zeiten vor dem heftigen Andringen der Fluthen zu ſichern.

Zu allen dieſen Bauten verwendete man größtentheils Ziegeln nach dem Vorbild der alten, welche mit beſonderer Sorgfalt verfertigt wurden. Alte Granitpfeiler lieferten die

ehemaligen Ordensburgen zu Brandenburg und Mewe, farbige Fliesen das abgebrannte Dominikanerkloster in Danzig und das Jesuiten-Collegium zu Graudenz, wo sie nicht mehr benutzt werden konnten. Sandstein wurde in Schweden gekauft und in Marienburg eine eigene Werkstatt von Steinmetzen unter der Leitung des Geh. Reg.-Raths Hartmann errichtet, dessen fortgesetzten, umsichtigen Versuchen es endlich auch gelang, den bildsamen und unverwüstlichen Stuck, wie man ihn im Schlosse vorgefunden, wiederherzustellen. Mancherlei Controversen erregte die ursprüngliche Einrichtung der Schloßfenster. Die ersten sowohl im Konventsremter als in der nördlichen Eckstube des Erdgeschosses hatte man, nach Art der alten Kirchenfenster, ohne Rahmen in die Fenstergewände fest eingesetzt. Bald jedoch erkannte und verbesserte man den Irrthum, indem alte Nachrichten und noch vorhandene Spuren es endlich unzweifelhaft machten, daß die Fenster in den Wohnstuben und Sälen zum Oeffnen eingerichtet gewesen. Dieser an sich geringfügige Umstand aber war für den Schloßbau von bedeutender Wichtigkeit; denn er gab noch zu rechter Zeit, schon im Jahre 1819, dem geheimen Archiv-Director und Professor Voigt die erste Veranlassung zum Aufsuchen und Ermitteln der alten Rechnungen im geheimen Archive zu Königsberg, wodurch allein es möglich wurde, Bedeutung, Zweck und Einrichtung der einzelnen Gemächer, Säle und Gänge gründlich zu erkennen.

Wir haben im Vorstehenden öfters bei den Fenstern der neuen Glasgemälde erwähnt, ohne des Mannes zu gedenken der dabei am bedeutendsten betheiligt war. Der Bauinspector Gersdorf nämlich führte seit dem Juli 1819 unter Hartmanns Leitung die unmittelbare Aufsicht über den ganzen Bau, welchen er mit wahrhaft künstlerischer Lust und durch

eine seltene Erfindungskraft auf das wesentlichste gefördert hat. Im Winter 1819, in der Einsamkeit seines Laboratoriums alles Aufsehen verschmähend, entdeckte er von neuem das Wesen der alten, verloren gegangenen Glasfarben, das Einbrennen und die ganze Behandlung derselben. Von ihm sind mehrere der früheren Fensterbilder und selbst auch die späteren und größeren vom Maler Höker aus Breslau mit Gersdorffschen Farben gemalt. Er war es ebenfalls, der die bunten und goldenen Glaspasten, womit das große Marienbild restaurirt wurde, wieder erfand und im Winter 1822 in der Glashütte zu Zechlinen selber ausführte.

Durch so getreue und umsichtige Anstrengungen war nun Alles, was noch zu retten stand, wieder zu würdiger und dauernder Erscheinung gebracht. Allein um das alterthümliche Bild zu vollenden, fehlte noch der rechte Farbenton. Die nächste Umgebung auf der ehemaligen Vorburg war noch wüst oder modern und unbedeutend, und im Schloßhofe blinzten und klapperten noch die luftigen Magazin-Luken wie zum Hohn der ernsten Pracht, die nichts mehr mit ihnen gemein hatte.

Da wurde denn zunächst vor dem nordöstlichen Burgthore Mauer und Graben angemessen geordnet und die von der Nogatseite angränzende, ehemalige Lorenzkirche, gegenwärtig zum Geschäftslokal des Landgerichts bestimmt, von außen alterthümlich ausgeschmückt. Um die weiterhin gelegenen Postgebäude und Stallungen zu decken, legte man vorn auf dem freien Platze der Vorburg ein Wäldchen, den sogenannten Schloßhain, an. Der Bürgermeister Hüllmann hatte dazu in Marienburg Beiträge gesammelt, der Prediger Häbler mit seinen Seminaristen pflanzte die Bäume und Sträucher, in denen nun fröhlich die Nachtigallen schlagen, wenn beim leisen Rauschen der Nogat der Mond den dunkeln Bau scharf und geisterhaft beleuchtet, wie denn

Kunſt und Natur immerdar geheimnißvolle Geſellen ſind. Ueber die Wipfel aber lugt der ſchiebelichte Thurm herüber, der, obgleich dicht am Strome und lange ohne Dach, ſeit Jahrhunderten Wetter und Eisſchollen gebrochen; ein ſchöner, zirkelrunder Wartthurm, in deſſen Inneres eine kleine, ſchmale Thüre von der noch vorhandenen Ringmauer der Vorburg führt. Er iſt im Mauerwerk gründlich ausgebeſſert.

Im Schloßhofe ſelbſt aber alles Störende hinwegzuräumen, bot ſich ſchon im Jahre 1823 eine willkommene Gelegenheit dar. Die Poſtverwaltung in Marienburg bedurfte nämlich dringend eines andern Lokals. Es wurde daher derſelben das in der Vorburg längs der Nogat belegene, bisherige Intendantur-Gebäude käuflich überlaſſen und aus dem Erlös dagegen der nordöſtliche Flügel des Mittelſchloſſes, welcher unbenutzt verfiel, für die Königliche Intendantur, ſowie zu Wohnungen der Magazin-Beamten ausgebaut, das Gebäude aber überall von den Magazin-Luken befreit und in ſeinem Aeußern der bedeutenden Nachbarſchaft wieder würdig gemacht. Auch der ſüdöſtliche Flügel, obgleich er Magazin blieb, ſo wie das ſich dort anreihende, ehemalige Jeſuiten-Gebäude, welches zum Landwehr-Zeughauſe beſtimmt wurde, erhielt wenigſtens äußerlich durch Ausbeſſerung und alterthümlichen Abputz einen möglichſt übereinſtimmenden Ausdruck. Bei weitem am bedeutendſten aber wurde endlich das ganze alte Bild, wie der Ritter durch den Helm, durch die Wiederherſtellung der Zinnen gehoben, womit in der Ordenszeit das obere Haus wie das Mittelſchloß gekrönt waren.

Es waren dieß nämlich zwei Vertheidigungs-Gänge über einander, ein verdeckter und ein offener, welche oben um die ganze Burg liefen. Der untere oder verdeckte Gang befand ſich zwiſchen dem oberſten Geſchoß und der Balkenlage

des Daches in der dicken Mauer ſelbſt, war durch die wieder zugewölbte Mauer gedeckt und hatte Schießlöcher nach Außen. Auch nach dem Burghofe hin enthielt die Mauer ſolche, nur etwas engere Gänge, die mit den äußeren durch quer neben dem Bodenraume unter den Balkenlagen durchlaufende Mauergänge in Verbindung ſtanden, um zur Zeit der Gefahr raſch von einer Seite des Schloſſes zur andern gelangen zu können. Auf der inneren Mauer jener Gänge ruhten die Dachbalken nebſt dem zurücktretenden Dache. Ueber dieſen Gängen ſelbſt aber, deren Gewölbe mit dicken Kalkſteinplatten belegt waren und zugleich die Abzugrinnen des Regenwaſſers bildeten, liefen neben dem Dache die offenen Gänge umher, mit jenen durch Mauertreppen verbunden und nach Außen durch die Bruſtwehr gedeckt, in welcher ſich die Zinnen-Einſchnitte befanden. Dieſe letzteren Gänge waren bei dem Umbau des Schloſſes an einigen Stellen unvermauert geblieben und ließen daher ihre ehemalige Beſchaffenheit noch deutlich erkennen.

Die Hochmeiſter-Wohnung jedoch hatte auch in der alten Zeit nur ſolche ringsumherlaufende offene Gänge, in denen namentlich die Hauptvertheidigung des vorſpringenden Flügels derſelben beſtand. Hier, über den Gewölbe-Bögen der äußeren Strebepfeiler von Meiſters großem Remter war der breite Gang durch eine 10 Fuß hohe und an der Außenſeite mit gegliederten Ziegeln und Stuckverzierungen beſonders reich geſchmückte Bruſtwehrmauer geſchützt. In den beiden Ecken gegen Norden und Weſten ſprang dieſe Bruſtwehr über die Mauer hinaus und bildete, auf gewaltigen Kragſteinen ruhend, in jeder Ecke einen ausgelegten und ſchön verzierten achteckigen Erker. Gang, Bruſtwehr und Erker wurde, gleichwie an den andern Seiten des Baues, im Jahre 1783 abgebrochen und

aus den herabgeworfenen Kalksteinplatten des Fußbodens Kalk gebrannt, über dem Ganzen aber ein widerliches, flaches Dach aufgesetzt. Nur an der nordöstlichen Seite hatte man einen Theil der Brustwehr stehen lassen, gleichsam als Zeugniß der zerstörten Herrlichkeit.

Nach diesen Trümmer-Spuren und den Andeutungen, welche alte Rechnungen und Bilder übereinstimmend darboten, wurde im Jahre 1823, aus einer Gabe der Königlichen Prinzen und den Beiträgen der Armee, die Wiederherstellung begonnen, und schon im Jahre 1831 waren rings um den Konventsremter die alten verdeckten Vertheidigungs-Gänge von neuem überwölbt, über dem ganzen nordwestlichen Flügel des Mittelschlosses aber die überhangenden Dächer zurückgelegt, die offenen Gänge mit Wasserfängen und blechernen Abfallröhren angelegt und an ihren Brustwehren die Felder der Zinnen mit Stuckverzierungen wieder stattlich ausgeschmückt.

So hängt der Baumeister, wenn Alles wohlgerichtet, fröhlich eine frische Blumenkrone über den fertigen Bau hinaus. Als Festredner dieses Baues aber wollen wir einen Mann vernehmen, dessen Stimme, obgleich zu früh von uns geschieden, immerdar einen guten Klang behalten wird. Schinkel nämlich, nachdem er im Jahre 1819 Marienburg zum erstenmal gesehen, berichtete an den Staatskanzler Fürsten von Hardenberg:

„Der Eindruck der Wirklichkeit hat nun bei mir den früher nur durch Zeichnungen erhaltenen um Vieles übertroffen, und als ich, um mein Urtheil bei mir fester zu begrün-

den, diejenigen Werke des Mittelalters in die Erinnerung zurück-rief, welche in dieſe Gattung fallen und die ich ſelbſt in Italien, Deutſchland und den Niederlanden geſehen, ſo mußte ich bekennen, daß bei keinem ſo, wie beim Schloſſe Marienburg, Einfachheit, Schönheit, Originalität und Conſequenz durchaus harmoniſch verbunden ſind. So findet ſich am Dogen-Pallaſte zu Venedig vielleicht viel Abenteuerliches, viel mehr Reichthum der Verzierung, aber auch viel Inkonſequenz und Mißverhältniß. Die Rathhäuſer zu Löwen und Brüſſel ſind prächtiger von außen, aber in einem ſpäteren, ſehr gezierten und mehr aus der Kirchen-Architektur entlehnten Styl. Schloß Karlſtein bei Prag, der Sitz Kaiſer Karls IV., iſt im Vergleich mit Marienburg ganz in roher Art ausgeführt. So würde es nicht ſchwer werden, mehr Vergleichungen beizubringen mit dem Beſten, was aus jener Zeit noch vorhanden iſt, welche zum Vortheil für Marienburg ausfallen müſſen. Die Schönheit der Verhältniſſe, die Kühnheit der Gewölbe in den Remtern, die Originalität und Conſequenz der Façaden am Hauptgebäude des Mittelſchloſſes ſucht man anderswo überall vergeblich."

Den wiederhergeſtellten Bau aber hat des Königes Majeſtät in die Hut des Mannes geſtellt, der ihn gleichſam neugegründet. Am 3. Juni 1842 wurde der Staats-Miniſter von Schön zum Burggrafen von Marienburg ernannt und ihm die bisher von dem Oberpräſidium der Provinz geführte Verwaltung aller das Schloß betreffenden Angelegenheiten und der dazu ausgeſetzten Fonds perſönlich übertragen.

Und er hatte ſich nicht geirrt, als er prophetiſch in Bezug auf Marienburg jedem Volke, wie in Alt-England, ſein fröhliches Weſtminſter wünſchte. Das Volk hat in Marienburg nicht nur mitgebaut, ſondern auch ſich ſelber daran erbaut.

Nicht etwa blos ſogenannte Kenner oder vorwitzige Touriſten füllen die aufgeſchlagenen Fremdenbücher mit ihren Erklamationen. Ein buntes Wallfahrten den ganzen Sommer hindurch führt Preußen, die früher nichts von einander gewußt, aus allen Gegenden des Landes in den Remtern zuſammen, und zwar nicht zu jenem faden Sommervergnügen, das mit Carouſſels, Feuerwerken und ſonſtigen Grillen eines verſchmitzten Reſtaurateurs alljährig launenhaft die Moden wechſelt. Es iſt die geheimnißvolle, ideale Uebermacht, die dort plötzlich mitten aus der fruchtbarlangweiligen Fläche alltäglichen Wohlbehagens gedankenreich wieder emporgeſtiegen. Es iſt die geſunde, kräftige und in ihrer Einfachheit Allen klare Schönheit der Formen, in welche das Volk unbewußt und zu innerem Frommen ſich allmälig hineinlebt, wie ja überall jene Geſchlechter die ſchönſten und kunſtſinnigſten ſind, die in großer Gebirgsnatur oder auf ihren mit Kunſtdenkmalen geſchmückten Plätzen täglich mit den Göttern verkehren. Es iſt endlich der deutſche Sinn und Geiſt, der wie ein friſcher Waldhauch durch dieſe Säle weht und die auf die Vorhut geſtellten Preußen mit ihren Stammgenoſſen im Weſten fortdauernd verbrüdert, die ſtete, durch den ganzen Bau und ſeine Geſchichte hindurchgehende Hinweiſung auf das Kreuz, unter dem das Volk ſchon einmal für König und Vaterland geſtritten und geſiegt.

Auch war ſein König der Erſte, der dieſe Bedeutung des Baues faßte und hochſinnig in's Leben gerufen hat. Schon am 20. Juni 1822, als ſich Alles eben erſt werdend geſtaltete, verſammelte Er, damals noch Kronprinz, viele edle Preußen in Meiſters großem Remter um Sich zu einem feſtlichen Ehrentiſch, nach dreihundert und ſechzig Jahren wieder dem erſten, den ein deutſcher Fürſt in dieſem Saale gegeben. Da weckte

Trompetenklang von der Empore manche große Erinnerung, die hier verkannt und verſchüttet ſeit Jahrhunderten geſchlummert, da leuchtete ringsumher die ſonnenhelle Landſchaft durch die hohen, wieder freigewordenen Fenſter herauf, im Hofe wimmelte es wieder bunt und jauchzend, wie in Meiſter Winrichs großen Tagen. Auch ein Liedſprecher in der alten Tracht hatte ſich aus Danzig eingefunden und begrüßte während der Tafel den hohen Herrn mit einem Liede zur Zither, das der Kronprinz, den friſch gefüllten Becher erhebend, mit einem Trinkſpruch erwiederte. Wir aber wüßten unſer Büchlein nicht ſchöner zu ſchließen, als mit den wahrhaft Königlichen Worten dieſes Spruchs:

„Alles Gute und Würdige erflehe wie dieſer Bau!“

Anhang.

(Hierzu die beifolgende Tafel.)

Der anliegende Plan des Schlosses Marienburg giebt eine faßliche Uebersicht von der Großartigkeit und dem bedeutenden Umfange, den dieses merkwürdige Bauwerk in früheren Zeiten gehabt hat. Die ehemalige Bestimmung der Räume und Plätze ist, um das verwirrende Aufsuchen der Ziffern zu vermeiden, im Plane selbst überall sogleich beigeschrieben. Wir beschränken uns daher darauf, nur bei einzelnen Theilen, wo es zum leichteren Verständniß nöthig schien, hier noch einige Erläuterungen und Bemerkungen hinzuzufügen.

Zunächst sehen wir das obere Haus und das Mittelschloß ringsumher theils von Gräben und starken, mit Thürmen versehenen Mauern, theils von der Vorburg mit ihren weitauslaufenden Vertheidigungswerken umgeben. Die Mauer, welche auf der Stadtseite den nassen Graben am Sperlingsthurme gegen den nordwestlichen Umhang der Vorburg schloß und die drei im Plane vermerkten Thürme in Verbindung brachte, theilte zugleich jenen Graben in einen äußern und innern. Der das hohe und Mittelschloß auf drei Seiten umlaufende, innere

Graben, in der Ordenszeit der Hausgraben genannt, hatte hier, so wie südöstlich vom hohen Schlosse noch eine besondere, freistehende Grabenmauer, die zum Theil noch vorhanden ist und ehemals mit einer Brustwehr und einem Gange versehen war. Nordwestlich schützte die Nogat das Schloß; doch zog sich auch hier die Vorburg, einen Umhang bildend, bis an das einzige zur Stadt führende Schuhthor hinauf. Außerdem war auch die Grabenmauer des hohen Schlosses von dem Sperlingsthore ab bis an das Mittelschloß fortgesetzt, wo sie durch eine Pforte mit dem trockenen Graben, welcher das letztere vom hohen Schlosse scheidet, in Verbindung stand. Vor der Grabenmauer floß der Mühlengraben, und an diesem zog sich eine zweite Mauer dem hohen und mittleren Schlosse entlang bis gegen das Thor bei der Lorenz-Kirche; von dieser Mauer konnten jedoch wegen der späterhin dort aufgebauten Häuser nur noch einzelne Bruchstücke erkannt werden. Eine dritte Mauer endlich, von dem Schuhthore ab längs der Nogat bis an den schiebelichten Thurm, mit Wehren und Bollwerken und mit den angelehnten, aber zur Vertheidigung eingerichteten Gebäuden, bildete an der Nogatseite die schützende Ringmauer des Ganzen. Diese Ringmauer zog sich ferner vom schiebelichten Thurme ab theils hinter dem viereckigen Thurme an der Nordwestseite der Vorburg bis an das Lorenzthor, theils eben so in der Fortsetzung um die nordöstliche und südöstliche Seite der Vorburg bis an den achteckigen Thurm der Stadt gegenüber und vertheidigte mithin die ganze Vorburg.

Die Gänge auf dieser Mauer zwischen den Thürmen waren durch aufgelegtes und zurücktretendes Holzwerk breiter gemacht und nach Außen mit einer gemauerten Brustwehr versehen. Auf den Thürmen und Wehren standen Winden, wahrscheinlich zum Hinaufschaffen der Geschütz-Bedürfnisse. Auch

werden in den alten Rechnungen Wächter auf der Wehre erwähnt, die mit einem Horne die Zeichen gaben. Gegen die Nogat aber war die äußere Mauer, namentlich bei der Niklas-Kapelle, der Badeſtube und dem ſchiebelichten Thurme durch Pfahl- und Strauchwerk geſchützt, welches auch damals ſchon Haupt genannt wurde.

Das ganze große Außenwerk oder der Umhang um die Vorburg mit den halbrunden Thürmen oder Baſteien (in der Ordenszeit auch Bollwerke geheißen), welchem die Bauten hinter dem ſchiebelichten Thurme, die Bollwerke bei und vor dem Schnitzthurme, der neue Thurm und die Wehre bei demſelben angehören, iſt nach der Belagerung Marienburgs durch Jagjello, alſo nach 1410 angelegt und der äußerſte, breite Graben, Hochmeiſters Karpfenteich, erſt im Jahre 1417 gegraben worden.

An dem inmitten des Grabens zwiſchen dem obern Hauſe und der Stadt gelegenen Dietrichsthurme führte eine ſchmale Brücke, die leicht abgeworfen werden konnte und nur für Fußgänger beſtimmt war, quer über den Graben nach der Stadt und zwar auf den Kirchhof der Johanniskirche. Noch in der ſpäteren, polniſchen Zeit war dieſe Brücke unter dem Namen Laufbrücke vorhanden. Der Thurm ſelbſt enthielt die Wohnung eines „Herrn Dietrich"; wer aber dieſer Herr Dietrich geweſen (vielleicht Dietrich von Logendorf?) läßt ſich nicht mehr ermitteln.

Er iſt eben ſo wenig mehr vorhanden, als der benachbarte Sperlingsthurm, welcher, da er in der Belagerung von 1410 wahrſcheinlich ſehr gelitten hatte, im Jahre 1411 zum Theil abgebrochen und wieder aufgebaut wurde.

Dagegen ſind von dem Brücken-Thor, dem obern Hauſe nordweſtlich gegenüber, an der Nogatſeite noch Trüm-

mer vorhanden, die ſeine ehemalige Schönheit ahnen laſſen. Es beſtand aus zwei Thoren neben einander, von denen jedoch das eine nur eine Pforte für Fußgänger enthielt, und war durch zwei runde Thürme und ein kleines, gleichfalls rundes Thürmchen über dem Spitzbogen der beiden Eingänge gedeckt. Dieſe Thürme hatte der Hochmeiſter Dietrich von Altenburg erbaut.

Der große Thurm, weſtlich vom hohen Schloſſe und mit der Weſtecke deſſelben durch eine breite, hohe Mauer verbunden, die zugleich einen Gang aus dem Eckthürmchen des Schloſſes zu dieſem Thurme bildete, ſteht noch in ſeinem ganzen Umfange und in einer Höhe von 40 Fuß, obgleich der obere Theil, welcher Wohnungen, Zinnen und Vertheidigungsgänge enthielt, im Jahre 1774 abgebrochen wurde, um den Bau als Speicher zu benutzen. Unter ihm hatte das Waſſer des Mühlengrabens, nachdem es die Stadt- und Schloßgräben gefüllt, ſeinen weiteren Abfluß, wie die noch vorhandenen, mächtigen Mauerbogen in der Tiefe bekunden. Er bildete ein Hauptaußenwerk des hohen Schloſſes, enthielt aber zugleich auch den Danzk für die Ritterbrüder, die in jenem wohnten, weshalb er in der Ordenszeit auch „der Herren Danzk" genannt wurde. Danzk aber hießen die Abtritte, welche hier, wie überall im Schloſſe, über dem unten durchfließenden Mühlengraben angelegt waren. Die Etymologie des Namens iſt nicht mehr nachzuweiſen.

Von der Niklas-Kapelle, zwiſchen dem Schub- und Brückenthor, iſt durchaus keine Spur mehr vorhanden. Sie muß ſchon früh in der polniſchen Zeit abgebrochen und ihre Stelle anderweit bebaut worden ſein.

Parcham wurde in der Ordenszeit der Wallgang genannt, der das hohe Schloß von allen vier Seiten umgab

und im ſchlimmſten Falle noch aus dem Erdgeſchoſſe der Burg vertheidigt werden konnte, zu welchem Zweck dieſes letztere mit vergitterten Schießſcharten verſehen war, von denen mehrere in Luken verwandelt, andere aber in der alten Geſtalt mit ihren ſteinernen Einfaſſungen noch jetzt ſichtbar ſind. Unter dem Parcham neben der Stützmauer deſſelben zog ſich, nur durch die Annen-Kapelle unterbrochen, ein unterirdiſcher überwölbter Gang um das ganze hohe Schloß, von dem noch Spuren vorgefunden wurden und den auch eine Oeffnung in den trockenen Graben zwiſchen dem hohen und mittlern Schloſſe in der Nähe des dortigen Treppenthürmchens noch andeutet. Er ſtand nicht nur gleichfalls unter der Erde mit dem Innern des Schloſſes, ſondern auch mit den Vertheidigungsgängen der innern Grabenmauer durch zum Theil noch erkennbare Treppen und Pforten in Verbindung.

Das runde Treppenthürmchen an der Brücke über den trockenen Graben, in welchem eine Treppe zu dem letztern hinabführte, iſt in ſeiner alten Form wiederhergeſtellt worden.

Dieſer trockene Graben war ehemals ſüdöſtlich zwiſchen der Annen-Kapelle, dem Pfaffenthurm und der Bartholomäus-Kapelle durch eine Mauer geſchloſſen und mit einem Bollwerke zur Vertheidigung verſehen.

Der Pfaffenthurm, auch Kaplanthurm genannt, enthielt die Wohnungen (Pfaffenkammern) der Pfarrer und Kapläne, die bei den verſchiedenen Kirchen des Hauſes angeſtellt waren. In der polniſchen Zeit verwandelten die Jeſuiten das Ganze in ein Wohngebäude für ſich (Jeſuiten-Collegium, jetzt Landwehr-Zeughaus), welches ſie bis an die Bartholomäus-Kapelle des Mittelſchloſſes verlängerten. In der Bartholomäus-Kirche aber wurde bei dem Magazinbaue im Jahre 1803, nachdem man die Vorhalle abgebrochen, das Gewölbe

eingeſchlagen und die Kirche ſelbſt mit dem ganzen anſtoßenden Flügel des Ritterſchloſſes zu Getreideböden eingerichtet.

Dieſer Kirche gegenüber konnten bei der Hochmeiſter-Wohnung im Plane nur die Säle und Gemächer des oberen oder eigentlichen Pracht-Geſchoſſes angegeben werden. Unter ihnen im oberen Erdgeſchoſſe befinden ſich die oben S. 122 beſchriebenen Räume, als: die vier Stuben des Schreibers, das Gebietiger-Gemach, die Briefkammer u. ſ. w. Die auf dem Plane weiter rechts vor dem Konventsremter und der Kirche vermerkten Gänge und Wohnungen für die Thorwarte des Meiſters und des Konvents ſind die S. 125 erwähnten und nicht wiederherſtellbaren Bauwerke, von denen nur noch die Grundmauern erkennbar waren.

Die Wohnung des Großkomthurs im nordöſtlichen Flügel des Mittelſchloſſes vom Schloßthore bis an die Oſtecke, welche im Erdgeſchoſſe Vorrathsräume, Küche und vielleicht auch Gelaſſe für die Dienerſchaft enthielt, zeichnete ſich im obern Geſchoſſe durch beſondere Pracht aus. An ein Gemach mit einem nicht aus Stuckguß, ſondern von Ziegelſteinen eigenthümlich geformten Gewölbe, ſtieß ein quer durch das Gebäude gehender Saal. In der Oſtecke aber befand ſich ein zweiter Saal, deſſen Gewölbe von einem achteckigen Granitpfeiler getragen wurde, und der ſowohl mit den Stuben im ſüdöſtlichen Flügel als auch mit dem Gange in Verbindung ſtand, welcher an dieſem Flügel auf der Hofſeite hinlief und auf welchen alle Gemächer deſſelben ihre Ausgänge hatten, wie dieß Alles in dem Plane möglichſt genau angedeutet iſt. Sämmtliche Gewölbe ſind im Jahre 1802 eingeſchlagen worden, der kleine viereckige Thurm aber an der Oſtecke des Schloßgrabens, welcher zugleich des Großkomthurs Danzk enthielt, ſteht noch jetzt.

Im andern Theile des nordöſtlichen Flügels, vom Schloßthor bis zur Nordecke befand ſich die Herren-Firmarie, d. i. die Anſtalt zur Aufnahme der kranken, ſowie der alten und ſchwachen Ordensritter. Die Firmarie für die Knechte oder das Geſinde war in der Vorburg an der Lorenzkirche. Die Herren-Firmarie hatte im Erdgeſchoß die auf dem Plane vermerkten Stuben, Küche, geräumigen Hausflur und einen großen Saal mit einem Granitpfeiler in der Mitte, deſſen Gewölbe im Jahre 1777 eingeſchlagen wurde. An die äußere Nordecke dieſes Saales lehnte ſich ein im hohen Bogen überwölbter Gang an, zu dem nur noch in ſeiner Grundmauer erkennbaren, ſchönen achteckigen Thurme an der Eckkante des Schloßgrabens führend, welcher zugleich einen Danzk enthielt und daher der Firmarie-Danzk hieß. Auf dem Thurme war, rundum auf ausgelegten zierlichen Kragſteinen von Kalkſteinblöcken eine achteckige Stube übergebaut, zu der außer einer Windetreppe im Innern des Thurmes auch noch über jenem hochgewölbten Bogen ein Gang aus dem oberſten Theile des Schloſſes hinführte und die von ihren Sitzbänken an den Fenſtern einen ſchönen Ueberblick über die Vorburg und ſeitwärts über die Nogat gewähren mußte. — Dieſer ganze nordöſtliche Flügel iſt, wie bereits weiter oben erwähnt, jetzt zu Wohnungen für die Intendantur- und Magazinbeamten eingerichtet und in ſeinem Aeußern alterthümlich wiederhergeſtellt worden.

Unter ihm hindurch führt ein ehemals ſtarkbefeſtigtes Thor nach der Vorburg. Die Spitzbogen in der innern und äußern Mauer des Gebäudes nebſt den eiſernen Thorangeln und Schließhaken ſind noch vorhanden. Nach Außen hatte das Thor noch einen Vorbau, gleichſam eine Verlängerung über die Breite des Wallganges bis an die Zugbrücke über den

Hausgraben, ebenfalls mit einem den vorigen ganz gleichen Spitzbogen, und bildete also eigentlich drei Thore hintereinander, welche zwischen dem äußeren und mittleren durch ein in den Mauerfugen noch kennbares Fallgatter gesichert waren. Auch der Vorbau, aus dessen Innerem auf jeder Seite eine Pforte nach dem Wallgange führte, war überwölbt und oben mit dicken Kalksteinplatten belegt, die eine Plattform bildeten. Dieser Vorbau mit dem äußeren Thore ist bei dem inneren Umbau der beiden Seiten des Mittelschlosses im Jahre 1603 weggebrochen, nur Mauerstücke bezeichnen noch seine frühere Stelle.

Der Lorenzthurm am Lorenzthore, wo jetzt anstatt der ehemaligen Zugbrücke eine gemauerte Brücke über den Mühlengraben führt, war schon im Jahre 1796 eingestürzt. Auch der Harnischthurm, das Schützenhaus, sowie die weiterhin nach der Nogat gelegenen Thürme sind nicht mehr vorhanden.

Die mannigfachen Gebäude der Vorburg waren zum Theil an die Ringmauern angelehnt und nach dem Graben hin mit Schießscharten, auch oben neben dem Dache hinter der gezinnten Mauer oder Brustwehr mit einem Vertheidigungsgange versehen. Alle diese Gebäude sind, wo im Nachstehenden nicht das Gegentheil bemerkt wird, jetzt spurlos verschwunden.

Das große Kornhaus an der Nogat, welches gleichfalls Zinnen und oben Umgänge hatte, wurde schon im Jahre 1754 abgebrochen und der Grund in kleinen Theilen zum Bebauen ausgethan.

Der schiebelichte Thurm, von dem schon oben die Rede war, ist in seiner alten Gestalt wiederhergestellt. Der Mühlengraben aber hat jetzt seinen Ausfluß durch Meisters Karpfenteich, seitdem schon in der polnischen Zeit die Festungswerke verfielen, die Schloßgräben wasserleer gelassen wurden

und der ehemalige Abfluß des Mühlengrabens unter dem Sperlingsthurme eingegangen war. Die weiter rechts gelegenen beiden Thürme ſind, nebſt der Pforte dazwiſchen im Jahre 1807 abgebrochen worden und nur von dem einen noch die Grundmauer zu erkennen.

Die Lorenzkirche, bis zum Jahre 1806 wenigſtens am St. Lorenztage als Kapelle benutzt, iſt in ihren äußeren Mauern noch vorhanden, enthält aber jetzt das Geſchäftslokal des Landgerichts, welchem äußerlich ein alterthümliches Anſehen gegeben worden.

Der am Hausgraben vor dem Thore des Mittelſchloſſes gelegene leere Platz war von einer 2 Fuß dicken und niedrigen Mauer eingefaßt.

In dem Steinhofe wurden auch die Vorräthe von Steinkugeln für die Geſchütze aufbewahrt.

Der Tempel enthielt die großen Vorräthe von Fleiſch, Schmalz, Häringen, Salz, Butter, Käſe, Erbſen, Grütze, Schüſſeln, Säcken u. dergl. Zugleich ſcheint mit dem Tempel eine beſondere Speiſeanſtalt für das Schloßvolk oder Geſinde in der Vorburg verbunden geweſen zu ſein, da derſelbe ſeinen eigenen Koch hatte. Auch wohnte der Tempelmeiſter in dieſem Gebäude, welches ſo geräumig war, daß es zum großen Kapitel drei Komthure aufnehmen konnte.

Der Briefſtall war ohne Zweifel für die Briefſchweiken (Poſtpferde) des Haupthauſes beſtimmt.

Dieſer ganze mittlere Theil der Vorburg, welcher gegenwärtig nach dem Mühlengraben hin von dem Poſtgebäude, auf der nordöſtlichen Seite aber von den dazu gehörigen Stallungen und Remiſen begränzt wird, war ſchon im Jahre 1780 ein wüſter Platz, wo er geebnet und zugleich der Teich hinter

dem Steinhofe zugeschüttet wurde. Jetzt ist auf demselben der oben erwähnte Schloßhain angelegt.

Das Gießhaus enthielt die Geschütz-Gießerei für das ganze Ordensland, welche im Jahre 1401, damals noch mit Verfertigung eiserner Büchsen begann.

Die Trapperie, die von dem Trappier des Hauses verwaltet wurde, enthielt die Vorräthe von Kleidungsstücken aller Art, von Pelzen, Tuch, Leinewand, Tischtüchern, Bettlaken u. s. w.

Im Karwan wurde das grobe Geschütz, der Vorrath an Büchsen, Büchsenwagen, Büchsenrädern und auch Geräthe für die Landwirthschaft, als Reise- und Wirthschaftswagen, Schlitten u. dgl. aufbewahrt. Ihm gehörte eine bedeutende Anzahl Knechte und ein großer Bestand von Arbeitspferden an. Das Ganze aber stand unter dem Karwansherrn, welcher selbst darin wohnte und zum großen Kapitel die Komthure von Schwez, Tuchel und Mewe bei sich aufzunehmen hatte. Eines von den zum Karwan gehörigen Gebäuden an der südöstlichen Seite ist noch vorhanden, wo seine mit Schießscharten versehene Hinterwand zugleich die Ringmauer der Vorburg bildet; es wird jetzt als Salzspeicher benutzt. Von den andern Gebäuden sind nur noch einige Mauern, auch Spuren an der Ringmauer sichtbar.

Das Schnitzhaus enthielt die Vorräthe von Armbrüsten nebst den dahin gehörigen Bedürfnissen und zugleich die Wohnung des Schnitzmeisters, in welcher während der Kapitel auch noch der Hauskomthur von Elbing aufgenommen wurde.

Das benachbarte Schnitzthor war durch eine Zugbrücke mit einem noch bis 1812 vorhandenen Fallgatter, durch Doppelthore und endlich durch zwei Thürme, den Schnitzthurm und den Thurm beim Schnitzhause geschützt. Der erstere,

kleinere wurde im Jahre 1812 größtentheils abgebrochen, der andere dagegen ſteht noch in ſeiner urſprünglichen Größe da und wird von dem anwohnenden Bürger als Speicher benutzt. Dieſer Thurm umfaßte ehemals zwei Gemache, deren jedes den ganzen innern Raum deſſelben ausfüllte. Das Gemach im Erdgeſchoſſe hatte ein noch erhaltenes ſehr zierliches Sterngewölbe und zwei ſpitzbogige Fenſter nach dem Burgplatze hin. Sie ſind jetzt verbaut und entſtellt, von dem Gemach im oberen Geſchoſſe aber ſind die ſchöngegliederten Fenſteröffnungen auch von außen noch zu ſehen. Aus einem Seitengebäude, das an den Thurm und die Ringmauer ſich anlehnte, führten die Eingänge, von denen die alten Thüröffnungen noch ganz vorhanden ſind, in dieſe Gemache. Auch im Kellerraume, der wahrſcheinlich zugleich eine Dienerwohnung war, iſt der Ofen noch erkennbar, welcher, gleich den Oefen im Mittelſchloſſe, die oberen Gemächer erwärmte.

Das alte Schnitzhaus, von dem nur die Grundmauern noch ſichtbar ſind, iſt ſchon in der Ordenszeit zu einer Wohnung umgewandelt worden. Dieſe Wohnung muß aber ſehr anſtändig geweſen ſein, da ſie bei Beſuchen hoher Gäſte benutzt und z. B. im Jahre 1400, „als Herczogs Wytowts Frauwe by was" noch beſonders ausgemalt wurde. Während der großen Kapitel war ſie dem Meiſter von Liefland angewieſen.

Das Vorthor wird in den alten Rechnungen ſehr früh erwähnt, noch ehe der Umhang um die Vorburg angelegt wurde. Der davor gelegene neue Thurm ſtand an dem hier anfangenden „wälſchen Garten," wie dieſe Gegend noch jetzt genannt wird.

Julian.

Von

Joseph Freiherrn von Eichendorff

Julian.

Von

Joseph Freiherrn von Eichendorff.

Leipzig,
W. Simion's Verlag.
1853.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

I.

Die Stadt Paris wogt festlich, vom alten Mauerkranz
Schaun Bürger bunt und Frauen im schönsten Sonntagsglanz,
Sie lehnen heiter plaudernd über der Zinnen Rand
Und eifrig weisen Andre hinaus in's grüne Land.

„Sie kommen!" ruft's da plötzlich, und still wird's auf dem Wall;
Schon hört man Rosse wiehern und fernen Waffenschall,
Und da und dort vom Felde blitzt's auf im Sonnenschein —
Das ist das Heer der Römer, das siegreich kommt vom Rhein.

Jetzt nahte sich das Fußvolk, der Boden bebt vom Tritt.
„Willkommen!" schrien die droben, „wen bringt ihr da uns mit?" —
„Gefangene Germanen." — „Wie die verächtlich schaun!
Die sehn ja aus wie Sieger, nicht möcht' ich denen traun!"

Auf einmal aber ſchmettert's herüber aus dem Thal —
„Das ſind die luſt'gen Reiter, gegrüßt viel tauſendmal!“
Und alle Blicke wenden, von dem Klange froh erſchreckt,
Sich nach dem Staubeswirbel, der noch die Schaar bedeckt.

Da theilt der Wind die Wolke, und hoch auf weißem Roß
Im Waffenſchmucke leuchtend, dem blanken Reitertroß
Voran mit web'ndem Helmbuſch, erſcheint der Julian,
Und ein Jauchzen von der Mauer hallt über den ganzen Plan.

Vom Mauerkranze aber flüſtert manch' ſchöner Mund:
„Wie zierlich läßt er tanzen ſein Röſslein über'n Grund,
Blickt aus der Nacht der Locken recht wie ein Morgen friſch,
So kühn die edle Stirne, die Augen ſo träumeriſch.“

Doch die Bürger ſchütteln die Köpfe und wundern ſich gar ſehr:
„Was reiten da für Geſellen hinter dem Julian her?
Philoſophen mit langen Bärten, Poeten ohne Schwert,
Das ſind gewißlich Griechen, denn der Julian iſt ſehr gelehrt.“

Er aber wandt' ſich ſcherzend zurück vom luſt'gen Sitz,
Da flogen ſpielend Witze, anmuthig Blitz um Blitz,
Und grüßend oft dazwiſchen ſein Blick über die Zinnen ſchweift,
Da ſenkt ſich manches Auge, wenn es ſein Blick geſtreift.

Und als er kam zum Thore, der Bischof trat hervor,
In festlichen Gesängen pries Gott der Priester Chor,
Daß Er für seine Kirche in wilder Heiden Schwarm
So wunderbar gestählet des jungen Helden Arm.

Fürst Julian sprang vom Rosse und kniete auf den Grund'
Aber ein spöttisch Lächeln spielt' ihm um Aug' und Mund,
Denn hinter ihm der Dichter flüstert' ihm leise zu:
„Wie lullt ihr wildes Kindlein die heisre Amm' in Ruh!"

„Dompfaffen lehrt man pfeifen," entgegnet Julian,
„Was sicht es in dem Walde die andern Vögel an!
Ihr Lied bleibt doch das alte" — „Und frei des Adlers Flug,"
Versetzt der bärt'ge Weise, „doch, hoher Herr, sei klug!" —

II.

Klangreich auf die Stadt hernieder
Sank die laue Sommernacht,
Zitherklänge, ſchöne Lieder
Waren da genug erwacht.

Kühl die alten Brunnen rauſchten,
Bei dem hellen Mondenſchein
Mädchen vor den Thüren lauſchten
Mancher Mähr' vom ſchönen Rhein.

Da wird's plötzlich ſtill, ſie laſſen
Lied und Zither bleich und ſtumm,
Und, wie Geiſter, durch die Gaſſen
Geben düſtre Kunden um.

Botſchaft, heißt es, iſt gekommen
Von dem Kaiſer aus Byzanz;
Weit im Orient ſei entglommen
Neuer Kriegesfackel Glanz.

Dorthin ſoll der Julian ſenden
Seines tapfern Heeres Kern
Und er ſelbſt, mit leeren Händen,
Gallien hüten ſeinem Herrn.

O Conſtantius, arger Kaiſer,
Lohnſt du ſo mit ſchnödem Hohn?
Windeſt ihm die Lorbeerreiſer,
Die er brach, zur Dornenkron'!

Und ſie wollen es nicht leiden,
Treu im Glück wie in der Noth,
Keiner will von Julian ſcheiden,
Ihres Ruhmes Morgenroth.

Fern des Schickſals Donner rollen,
Und durch das verſtörte Heer
Geht ein tiefverhaltnes Grollen
Wie vor nahem Sturm im Meer.

III.

„Wie ich auch rang und flehte und frug: Entſagen
War ſtets die Antwort, die mir Chriſtus bot.
Das ſchöne Leben an das Kreuz zu ſchlagen,
Iſt Chriſtenbrauch, und ihre Kunſt der Tod.“

„Wie anders einſt in Roma's großen Tagen,
Die jetzt der Glaubenswahn gebunden hält!
Da hieß ihr Loſungswort: lebend'ges Wagen,
Und vor den Kühnen beugte ſich die Welt.“

„Die Heldenſagen aber einſam ragen
Herein noch in's verwandelte Geſchlecht,
Und auf den Rieſentrümmern ſtehn und fragen
Die alten Götter nach dem alten Recht.“

„Da wacht allnächtig auf geheimes Sehnen,
Der Wald schaut träumend nach Diana aus,
Um Venus stehn die Blumen all' in Thränen,
Das Meer umwogt Neptun's kristallnes Haus."

„O heil'ge Nacht! Zuweilen nur Sirenen
Noch tauchen aus dem mondbeglänzten Grund
Und thun, wenn Alles schläft, in irren Tönen
Dem Menschenkind die tiefe Wehmuth kund."

So klagte Julian bei nächt'ger Stunde
Im Garten zu dem Sternendom empor,
Und draußen macht der Aufruhr seine Runde,
Schlug immer wilder an des Palasts Thor.

„Wer rief mich da? — Wie? schüttelt seine Locken
Der alte Löwe schon, den ich befreit?" —
Er hob sich rasch vom Sitz und blickt' erschrocken
Rings um sich in der stillen Einsamkeit.

Denn zwischen dem verwitterten Gesteine,
Den schönen Leib umrankt von Blumen wild,
Stand geisterhaft im bleichen Mondenscheine
Fernab manch' halbversunknes Götterbild.

Brünſtig umſchlungen hatt' der Lenz das eine,
Man ſah's vor purpurrothen Roſen kaum,
Er hieb ſich durch's Geflecht von wildem Weine,
Und ſtand erſchreckt — „Dich ſah ich oft im Traum!“

„Sei Roma, Venus — mahnend mir erſchienen,
Ich grüß' als Braut dich!“ und vom Finger wand
Er eines Ringes funkelnde Rubinen,
Steckt' ihn dem Liebchen an die kalte Hand.

Da war's, als ob ihr Auge ſich bewegte,
Leis flüſterte der alten Ulmen Rund'
Und wie aus Träumen Bild auf Bild ſich regte —
Er floh entſetzt, ihn graut im Herzensgrund.

Und immer näher draußen brauſt das Rufen
Gleichwie ein Sturmwind durch das öde Haus,
Schon donnert es herauf die Marmorſtufen —
Sie riefen ihn zu ihrem Kaiſer aus.

Und als er naht, umringen ihn die Wilden
Zudringlich roh — der ſtürzt ihm an die Bruſt,
Die heben ihn empor auf ihren Schilden,
Es war ein tödtlich Dräu'n in dieſer Luft.

Doch Einer riß der Ehrenketten Schlinge
Sich von der Bruſt und wand um Julian's Haupt
Als Herrſcher-Diadem die goldnen Ringe,
Das Keinen noch erfreute, der's geraubt.

IV.

Der Gegenkaiſer Heere, zu ringen um das Reich,
Standen gegen einander zwei Ungewittern gleich,
Conſtantius' Schaar verdroſſen lagert' im platten Land,
Der Julian mit den Seinen hoch auf der Alpenwand.

Die Waffen ruhn, der Himmel, der nächtlich Alles eint,
Mit ſeinem Sternenmantel bedeckte Freund und Feind,
Man hört' nur die Wachen rufen weit durch die ſtille Luft,
Der Roſſe Stampfen und Wiehern, ſie witterten Morgenduft

Der Julian lag entſchlummert — o Raſt voll kühler Pracht!
Hoch über ihm der Abgrund der ſternenklaren Nacht,
In weitem Ringe ſchimmernd der zack'gen Firnen Wall,
Fern der Lawine Donner und wilder Waſſer Fall.

So in den Schlaf der Menſchen graute die Nacht herein,
Da, bei der Lagerfeuer verworrnem Wiederſchein,
Trat eine hohe Frau gewappnet zu Julian:
„Gegrüßt, Caeſar Auguſtus!“ — Er ſtarrt erſtaunt ſie an.

Und wie er ſtarrt', erkannt' er das nächt'ge Marmorbild,
Den Ring an ihrem Finger, die Züge ſo ſchön und wild. —
„Was will in ſolcher Frühe dein räthſelhafter Gruß?
Noch dämmern die Geſchicke, noch lebt Conſtantius.“

Doch eh' er noch vom Traume ſich völlig aufgericht't,
War die Geſtalt verſchwunden, und durch das Dämmerlicht
Flogen Boten vom Thal her, daß Mann und Roß erwacht:
Conſtantius war geſtorben da unten dieſelbe Nacht.

V.

Und als nun der Traumberückte
Umherſchaut im Felſenſaal,
Ein früher Strahl da zückte
Schon weit über Berg und Thal,
Und ſchwindelnd vom Klippenrande
Im Morgengold
Sah er die thaufriſchen Lande
Rings unter ſich aufgerollt,
Und aus der Tiefe wehten Düfte
Verauſchend her,
Und hinaus in's Meer
Rief er der roſigen Lüfte:

„Steig', Helios, auf!
Von Gipfel zu Gipfel,
Entzünde flammend die Wipfel
Und der funkelnden Ströme Lauf,

Daß die Welt wieder, trunken von Licht,
Ein himmliſch Gedicht!
Die dunkele Waltung,
Der Zeiten Geſtaltung,
Der wunderbaren Schönheit Mythe,
Apollo, Zeus, Aphrodite,
Oder wie die begeiſterte Menge es heißt:
Es iſt des Menſchen ewiger Geiſt,
Der durch die Aeonen kreiſ't.
Wer kann dich knechten,
Du von Geſchlecht zu Geſchlechten
Sich leuchtend ſchlingende
Ewig verjüngende
Göttliche Kraft?
Was der Genius ſchafft
In ſchauerndem Entzücken,
Wölbt unſichtbar durch die Luft
Ueber der Jahrhunderte Kluft
Demantene Brücken,
Wo die verwegenen
Unſterblichen Aechter
Getrennter Geſchlechter
Sich freudig begegnen.

Alexander, du Dichterheld!
Dich hab' ich erkannt
Ueber den Wogen der Welt,
Dir reich' ich die Hand!
Was Du Großes gesonnen,
Dein Wagen, die Wonnen,
Die göttlichen Schmerzen
Der Schöpferlust:
Mir alles im Herzen
Erwacht ist's, und sprengt mir die Brust.
O du Frühlingssturm der Gedanken!
Deines Adlerflugs Wehen
Löset den Bann,
Und ein leis' Auferstehen
Hebt in den Gründen an:
Die die Tiefe durchranken,
Die verlorenen Bronnen
Dringen an's Licht der Sonnen,
Lebendig rührt sich der Hain
In Kron' und Zweigen,
Es bricht sein Schweigen
Der gefesselte Stein,
Und zwischen Trümmern steigen

Grathmend aus allen
Verſunkenen Hallen
Die uralten Lieder,
Die heiteren Götter,
Dem Menſchen als Retter
Hülfreich geſellt,
Und unſer iſt wieder
Die weite, ſchöne, herrliche Welt!“

Und zwiſchen den Felſenbogen
Die Schaaren zogen
Blitzend zu Thal hernieder,
Und die Sonne ging auf,
Und: Caeſar Auguſtus! wieder
Schallt' es jubelnd herauf.

VI.

Das war ein vergnüglich Leben!
Zwiſchen Palmen, ſchlank und glatt,
Funkelte im Abendwinde
Antiochia, die ſtolze Stadt.
Von dem Markte, von den Gaſſen
Stieg empor ein fetter Rauch,
Ganze Hekatomben Ochſen
Schlachtet' man nach altem Brauch.
Ueberall von den Altären
Wirbelt's durch die blaue Luft;
Die Germanen und die Gallier
Wittern bald den Bratenduft,
Und derweil der Heidenprieſter
Mit geprüftem Seherblick
Und Gebete heimlich murmelnd,
Künft'ger Zeiten Noth und Glück

In des Opferduftes Kräuseln
Und den Eingeweiden las,
Lagerten ſich die Soldaten
Gierig um den Götterfraß,
Achten nicht der würz'gen Hauche
Und der ſüßen Melodien,
Die vom nahen Hain der Daphne
Durch die Abendlüfte ziehn.
Halbe Heiden, halbe Chriſten,
Die das Kreuz ſchier wund gedrückt,
Freun ſich dort der neuen Freiheit
Und umarmen ſich entzückt.
Jungfrauen auch, die zweifelhaften,
Die längſt ſeitwärts ſchon geſchielt
Nach dem nackten Flügelknaben,
Der aus allen Hecken zielt,
Laufen aus den engen Kammern —
Ward der alte Gott zum Spott:
Draußen findet jede Nymphe
Herzhaft ihren jungen Gott.
Und zum ſel'gen Ringeltanze
Flöte nun und Leier klingt,
Trunken raſen die Mänaden,
Hinterdrein der Satyr ſpringt.

Und beim roſenduft'gen Becher
Fühlt der Weiſe, tiefgerührt,
Nach der finſteren Verdummung
Auch ſein Fleiſch emanzipirt.
Mitten durch den Jubel aber,
Reichgeſchmückt den ſchönen Leib,
Zog da auf ſchneeweißem Zelter
Das geheimnißvolle Weib;
Von der Hand ihr funkelt' wieder
Kaiſer Julian's goldner Reif,
Hinter ihr von alt und jungen
Rittern ein glückſel'ger Schweif.
Und es ging ein wirr Gerede
Und ſie ſchworen feſt und ſteif:
Fauſta ſei es, eine Fürſtin,
Die, aus ihrem Reich verbannt,
Um es wieder zu erobern,
Sich an Julian gewandt.
Hei, wie wimmelt's da von Rittern!
Tauſend Bolzen auf Ein Ziel,
Eiferſücht'ger Blicke Dolche
Und verliebter Augen Spiel.
Jeder fühlt von ihrer Schönheit
Sich ſelbſt wunderbar verſchönt

Während ſie die glatten Freier
Zugleich anlockt und verhöhnt,
Der muß ihr die Bügel halten,
Der zum Schämel ſein Genick,
Der mit Palmen Kühlung fächeln,
Keiner merkt den Marmorblick.

So durch Herzensfeuersbrünſte
Ritt ſie unverſehrt und ſtolz,
Und ſie ſchaudert', fröſtelnd rief ſie:
O wie trüb brennt faules Holz!
Beiher aber lief ihr Knappe,
Lächerlich und doch voll Graun,
Kürbisgleich auf dünnen Beinen,
Niemand mocht' dem Dickkopf traun:
Rothes Haar zerzauſt vom Winde,
Graue Augen ſchiefen Blicks,
Breiter Mund und ſpitze Naſe
Und ein Buckel hinterrücks.
Der Germanen ungeſchlachte
Rieſenleiber bei dem Mahl
Stichelt' er mit ſpitzen Witzen;
Zornig griffen die zum Stahl,
Doch wie ſie den Klammberg ſchwingen,

Sehn ſie den Verwegnen weit
Feldwärts ſchon in luſt'gen Sätzen,
Und das that den Recken leid.
Drauf den heil'gen Hain der Daphne
Streift er im Vorübergehn,
Miſcht ſich wüthend in den Reigen,
Eh' ſie deſſen ſich verſehn,
Macht ſo unerhörte Sprünge
So galant und ſo verliebt,
Daß da plötzlich ganz erſchrocken
Alles auseinanderſtiebt.
Vor Erſtaunen ſtockt die Leier,
Liebchen kreiſcht, der Liebſte ſchillt,
Hinter ihnen durch die Wirrung
Sein durchdringend Lachen ſchrillt.
Xaufta aber ſchaut' indeſſen
Halb erſchreckt, halb zornigwild
In die Ferne, rief dem tollen
Knappen, was ihn ſehr verdroß,
Und wandt' drauf ſich furchtbar'n Blicks
Waldwärts aus dem Freiertroß.
Denn da drüben in dem Haine
Hebt ein neuer Lärmen an,
Held Severus iſt gekommen,

Julian's alter Kriegskumpan.
Julian hatt' ihn mit dem Sohne
Zu entlegnem Kampf entſandt.
Da erſcholl ſo wirre Kunde
Bis zu ihm in's fremde Land,
Und dem Sohn' ließ er das Fäbulein
Nach ſiegreich vollbrachtem Strauß,
Eilte, wie vom Sturm getrieben,
Den Heimziehenden voraus,
Und kam eben ungeladen
Zu dem Feſt und Opferſchmaus,
Und beſchaut' mit ſchlechtverhaltnem
Grimm die loſe Neuigkeit.
Um ihn her die Tänzer höhnten:
„Seht die gute alte Zeit!“
Doch ſtumm blickt er in die Runde,
Achtend weder Spott noch Witz,
Jeder Blick ein Wetterleuchten,
Todeswunde jeder Blitz. —
„Und wenn — ſprach er — nein, unmöglich!
Das iſt nie und nimmer wahr!“ —
Vor den Blicken, vor der Stimme
Wich entſetzt die bunte Schaar,

Und durch die verſtörten Reigen
Lenkt er ſeines Roſſes Lauf
Ueber Kränze hin und Schleifen,
Sucht den Kaiſer Julian auf.

VII.

Schon dunkelte der Abend, kaum noch ein Vöglein ſang
Ueber den weiten Feldern, den finſtern Wald entlang
Spielten zuckende Blitze fern an des Himmels Saum,
Und prächtig über den Wipfeln ſtieg die Nacht auf wie ein Traum.

Nur eines Hüfthorns Laut noch tönt' aus den Bergen tief,
Es war der Kaiſer Julian, der die Gefährten rief,
Der hatt' ſich weit von ihnen verſtiegen auf der Jagd
Zwiſchen jähen Schlünden von Klippen ringsumragt.

Dort konnt' ihn Niemand hören, es lag zu weit
Die Welt, ſchon halbentſchlummert, von dieſer Einſamkeit.
Da ſah er ſich verwundert in ſeinem Reich allein,
Es fragte nach dem Caeſar hier weder Baum noch Stein.

Jetzt fuhr aus fernem Wipfel ein Aar mit wildem Schrei,
Ein Reh, wie vor dem Jäger, schoß an der Kluft vorbei
Und hinter ihm zum Abgrund rollten die Kiesel hinab —
Wer schreckt das Wild vom Schlafe in diesem Felsengrab?

Da plötzlich hört er Tritte, das Laub am Boden rauscht,
Schon flüstern nahe Aeste, und wie er steht und lauscht,
Bricht athemlos durch's Dickicht ein todtenbleicher Mann —
„Severus, du?!“ — ruft staunend der Kaiser den Wandrer an.

Der aber sprach voll Freuden: „mich rief des Hornes Laut.
O Gott, wer ist so teuflisch, daß ihm davor nicht graut,
Mit Höllenqualm zu schwärzen dies edle Angesicht!
Sie lügen! und fragt Keiner, ob mir das Herz auch bricht.“

„Sprichst irre wie der Nachtwind, Freund, ich versteh' dich nicht.“
„Laß nur! Derweil wir wandern, erfaß' ich dir Bericht.
Jetzt komm, denn wüst Gesindel, auf Mord und Raub bedacht,
Geht um in dieser Wildnis und lauert in der Nacht.“

Der Kaiser folgte schweigend, Severus sagt' im Gehn:
„Schau', wie die Sterne fragend auf dich herniedersehn,
Das ist die rechte Stunde, so still und ungestört,
Wo uns der ernste Wald nur und Gott im Himmel hört.

Sieh', Heer und Volk verwildert wie ein entfeſſelt Thier,
Vom Banner, ſtatt des Kreuzes, ſchau'n Götzenbilder hier,
Verkehrt in Wahn und Schande ſah' ich all' frommen Brauch." —
Julian entgegnet' lächelnd: „Kein Feuer ohne Rauch!

Schilt'ſt die Natur du, Alter, weil ſie ihr Joch zerbricht,
Aus Quell und Bäumen wieder die Götterſeele ſpricht,
Und Helios durch die Nebel den Siegeswagen lenkt,
Die Welt im Licht erathmet, der Menſch begeiſtert denkt?" —

„Ei Worte, Worte, Worte! ich weiß bloß: die Natur
Iſt nur eine arme demüthige Creatur,
Die ſchauernd von dem träumet, in deſſen Hand ſie iſt. —
Ja oder Nein verlang' ich: glaubſt du an Jeſus Chriſt?"

Der Kaiſer drauf unwillig und finſter: „Nein!"
Da ſtand ſein Führer plötzlich am Steinweg ſelbſt wie Stein,
Die dunkle Stirn umlodert von der Blitze rothem Licht,
Als ging' der Rache Engel da zu Gericht.

Er aber ſenkt' die Blicke und ſagte trüb in ſich:
„Wie oft auf meinen Knieen wiegt' ich als Knaben dich,
Hatt'ſt ſo ſchöne große Augen, wie in den Himmel frei
Und tief war's da zu ſchauen — das iſt nun alles vorbei!"

Und wie ſie weiter ſchritten, that's einen langen Blitz,
Da ſchwirrt' ein Pfeil herüber aus wüſtem Felſenritz.
Severʼ, den Schützen gewahrend, fing raſch der Waffe Lauf,
Die grad auf Julian herflog, mit Arm und Mantel auf.

Dann richtet hoch empor ſich der Kämpe treu.
Als ſchüttelte ſeine Mähne ein wunder Leu,
Und ſpäht nach allen Seiten noch einmal ſcharf umher.
„Du blutest," ſagt der Kaiſer. — „Mein Herz das blutet mehr." —

Und über Dorn und Gerölle, wo nur die Gemſe ging,
Führt' er nun ſeinen Herren raſch aus der Felſen Ring,
Bis auf den letzten Klippen, die über'm Lande ſtehn,
Auf einmal die weiten Thäler kühl ihnen entgegenwehn.

Das Wetter war verzogen, ſie ſahen von der Höh'
Tief unten Julian's Zelte, wie Schwäne auf ſtillem See.
Schon kamen einzelne Stimmen herüber durch die Luft —
Da ſtand der Kaiſer plötzlich ſtill an der Kluft:

„Mein alter Kriegsgeſelle, du haſt dich treu bewährt,
So ſei als mein Feldhauptmann vor Allen fortan geehrt!"
Severus aber ſchüttelt ſein Haupt: „Das kann nicht ſein,
Ich bin nicht mehr, wie ehmals, mit ganzem Herzen Dein.

Es ſcheiden unſre Wege an dieſer Felſenwand,
Wohin dereinſt ſie führen, das ſteht in Gottes Hand,
Dich rufen deine Schaaren, ich hab' ein andres Heer,
Geh' du dorthin, ich dahin — wir ſehn uns nimmermehr.

Und als des Kaiſers Tritt nun zögernd im Thal verklang
Setzt' ſich Severus nieder am Bergeshang,
Den Kopf er ſtützte, müde und leideswund,
In ſeine beiden Hände und weinte aus Herzensgrund.

VIII.

Unter ſchwankenden Palmen
So fremde Welt!
Wie von blitzenden Halmen
Ein wallendes Feld
Funkeln Helme und Speere,
Ziehen Julian's Heere.
Aus prächtigen Decken
Ueber die Felſen
Kameele ſtrecken
Traumhaft die Hälſe.
Und dem Zuge voran
Auf grünem Plan,
Gleich luſt'gem Gefieder
Bunt hin und wieder

Tummeln ſich Reiter
Zu Spiel und zu Wehr.
So immer weiter
Durch's Land ſich ſchlang es.
Aus dem heiligen Ganges
Ewige Jugend zu trinken,
Wo die Länder verſinken
In's endloſe Meer.
Aber die Schwellen
Zu des Orients hellen
Gärten voll Pracht
Ein Löwe beißblütig,
König Sapor, bewacht —
Julian, hüt' dich!

Und wie ſie ſo zogen,
Ein Kreuz da ſtand
Auf dem Felſenbogen,
Als ſegnet's das Land
Und des Stromes Grüßen,
Der ihm rauſchte zu Füßen:
Ein blühend Gehege
Die Reben drum ſchlangen,
Das hemmte die Wege.

Und Aexte bald klangen,
Daß klagend der Wald
Von Mord wiederhallt
Und Kreuz und Ranken
Schwankten und ſanken,
Vereint noch im Falle,
In den Abgrund hinab,
Wo des Stroms Kriſtalle
Es ſchauernd umfaſſen.
„Licht ſind nun die Gaſſen,
Rief Julian den Geſellen,
Mein Bild ſollt ihr ſtellen
Auf des Kreuzes Grab,
Daß die Jahrhunderte leſen,
Wer ſtärker geweſen
Und Sieger der Welt:
Der Jude lammsmüthig
Oder Roma's Held —"
Julian, hüt' dich!

Und weiter wieder
Am Bergeshang
In Flammen nieder
Ein Kirchlein ſank;

Durch die hohen
Blutrothen Lohen
Sah Julian erſchrocken
Fauſta dringen,
Mit wallenden Locken
Die Brandfackel ſchwingen,
Hatt' ſo furchtbarſchön
Sie noch niemals geſehn.
Und auf dem Fluß im Grunde
Zur ſelben Stunde
Glitt ſingend vorüber
Ein Chriſtenſchiff,
Als Maſt darüber,
Dem Strom enthoben,
Das Kreuz von droben,
Das leuchtet wie Feuer,
Severus am Steuer
Lenkte um's Riff. —
Fauſta lauſcht lange
Dem fremden Geſange,
Zu dem Kaiſer dann
Rief ſie zornmüthig:
„Vor dem Steuermann,
Julian, hüt' dich!“

IX.

Am Abend aus dem Walde that's manchen Waffenblick,
Es kehrte Octavian wieder, Severus' Sohn, zurück
Mit ſeinem Reiterfähnlein aus fernem Land,
Die Seinen hieß er raſten da an des Waldes Rand.

Er ſelber ſtieg vom Roſſe, ging ſchweigend in die Haid',
Er wußt' ein altes Kirchlein in dieſer Einſamkeit,
Dort wollt' er hin ſich knieen nach überſtandner Fahrt
Und Gott im Stillen danken, der ihn ſo treu bewahrt.

Hier war die alte Stätte, er hat ſie wohl erkannt,
Da rauſchte noch die Linde; doch wo das Kirchlein ſtand,
Lag wie ein Grabeshügel heute ein Trümmerhauf',
Die Linde ſtreut' im Winde all' ihre Blüthen drauf.

Und wie er naht, vom Schutte ein Knäul ſich wirrt
Verworrener Geſtalten, Weib, Jäger, Kind und Hirt,
Die blickten ſcheu herüber, doch da ſie ihn erkannt,
Umringten ſie ihn traulich und jeder reicht die Hand.

'S ſind Chriſten, die vor'm Glanze hoffärt'ger Niedertracht
Geflüchtet zu der Armuth der freien Waldespracht.
Da hörte er berichten von falſcher Liebe Gluth,
Von ſchnödem Abfall und von Julian's Frevelmuth.

Sie ſagten von einem Dämon, der, weder Mann noch Weib,
In güldne Zauberwaffen gehüllt den ſchlanken Leib,
Voranzög' ihrem Heere, und hinter ihm, wo er ritt,
Schlüg' Flammen aus dem Boden ſeines Roſſes Tritt.

Auf einmal ſchrie's: da kommt er! Entſetzt fuhr Alles auf,
Die Chriſten rings zerſtoben, und donnernd in wildem Lauf
Brauſt eine Horde von Söldnern über's Moor,
Ein Helm mit Geierflügeln ragt über Alle empor.

Octavian aber ſtürzt' ſich, wie's ſo vorüberſauſt,
Dem Führer keck entgegen, das Schwert in ſeiner Fauſt.
Der ſtutzt'; „Mach Platz da!" rief er, „du weißt nicht, wer ich bin!" —
„Und wäreſt du der Teufel, ſo fahr' zur Hölle hin!"

Sie fochten mit einander, dicht Schlag auf Schlag da fiel,
Der Stahl in Waldesstille klang wie ein Glockenspiel,
Der Augen Wetterleuchten sprüht zornig, o wie bald
Entströmt' Octavian's Blut da aus seines Helmes Spalt.

Und immer mehr der Quellen entlockt des Gegners Schwert,
Schon färben Purpurwellen den Panzer und die Erd',
Ihm flimmert's vor den Augen wie tiefes Abendroth,
So sank er auf den Rasen — wußt' niemand von seiner Noth.

Der Abend aber senkte in Thränen rings das Land,
Die Wälder glühten rauschend wie in Zornesbrand,
Der Vögel irres Singen durch alle Wipfel lief,
Als ob's für den Gefallnen um Hülfe rief.

Und als er wieder aufwacht', der Mond schon helle schien,
Ein wunderherrlich Frauenbild sich beugte über ihn,
Es war ihm wie im Traume, da er an dem Gewand
Den übermächt'gen Gegner in diesem Weib erkannt.

Sie kniete ihm zu Häupten, ihr Helm von rothem Gold
Lag neben ihr im Grase, und wallend aufgerollt
Umgab von allen Seiten der Locken dunkle Pracht
Den Traumestrunkenen wie eine Zaubernacht.

Die Wunden nicht mehr bluten; ihr eigenes Gewand
Hatt' eilig ſie zerriſſen zum heilenden Verband,
Warf hin ihr Schwert zu Boden, ließ ihren wilden Brauch,
Und lauſchte, Mund an Munde, auf ſeines Athems Hauch.

Doch als aus ſeinem Auge ſie traf der erſte Strahl,
Hob ſie ſich ſchnell vom Raſen, raſſelnd im blanken Stahl,
Schüttelt' die wilden Locken und band ſie wieder auf,
Drückt' mit den Geierflügeln den güld'nen Helm darauf.

Zurück noch einmal blickt ſie dann auf den Ritter wund:
„O hätt'ſt du mich erſchlagen in dieſem ſtillen Grund!“ —
„Wer biſt du?“ fragt er ſchauernd. — „Kaufta werd' ich genannt.“ —
Er konnt' ihr nicht mehr zürnen, da ſie ſich traurig wandt'.

X.

Ein Ritter zog im Thale, der Abend glüht' ſo ſchön,
Die Chriſten ſah'n ihn reiten von ihren Waldeshöhn:
„Der hielt einſt treulich zu uns in manchem harten Strauß,
Jetzt kennt er uns nicht wieder, ſieht ſo fremd und vornehm aus!“

Er ritt vorbei am Lager: „Hei, fröhlicher Kamerad!“
Dacht' mancher wohl im Stillen: „'s iſt um den Ritter doch ſchad.“ —
Doch wie er kam in's Freie, vom Berg zum grünen Plan
Ein Reiter zu ihm ſprengte: „Gegrüßt, Octavian!“ —

„Was bringſt du mir für Kunde?“ — „Severus ſchickt mich her,
Er zieht ſo eben heimwärts, will kämpfen nimmermehr,
Sein gutes Schwert ſoll roſten, frei graſen ſoll ſein Roß,
Und Ihr, Ihr ſollt heimkehren auf Eurer Väter Schloß.“

ctavian drauf finſter: „Das hat er nicht wohl bedacht,
er Perſer droht — heimkehren kann ich nicht vor der Schlacht,
eh', ſage meinem Vater, ich wäre nicht ſein Sohn,
rtrüg' daheim ich müßig des ganzen Heeres Hohn.

ag' ihm, ich würde kommen, doch nicht, eh' Waffenklang
ein wackres Schild mir geſcheuert rein und blank,
aß an dem Glanz die Zukunft ſich ſpiegelnd einſt erbaut,
er Kampf iſt meine Heimath, die Ehre meine Braut." —

Geb't Gott allein die Ehre, ſo ſcheint mir's fein und recht,
och Ihr ſeid hochgeboren und ich nur euer Knecht,
hr müßt das beſſer kennen und wiſſen, was Ihr ſollt,
ch brachte Euch die Botſchaft, ſo thu't nun, wie Ihr wollt." —

nd wie der gute Knappe, weil der Beſcheid ihn kränkt,
it einem leiſen Fluche nun wieder waldwärts lenkt',
ört' er es ringsher ziſcheln, ihm war, als ob die Nacht,
ie ſchon hereingebrochen, ihn ſchnöde da verlacht.

a ſaß ein bucklig Männlein am Weg, der konnt's nicht ſein,
er ſchlug den Takt, die Heimchen und Fröſche ſangen drein,
nd Nebel, wie Phantome, ſich wanden leis empor
it wehenden Gewändern und tanzten über'm Moor.

Und Fledermaus und Eule, das ſchwirrt und dreht und ſchwenkt,
Und ſchreit, wenn es ein Irrlicht in wildem Sprung verſengt,
Und zwiſchendurch das Männlein für Wurzelbäume ſchoß —
Den frommen Knappen endlich der Spuk gar ſehr verdroß.

„Das iſt ja ein toll Geſindel!“ rief er mit großem Zorn,
Zog ungeſäumt vom Leder, ſetzt' herzhaft ein die Sporn,
Und brach durch Moor und Aeſte, und hieb und ſchimpft' um ſich,
Daß Nebelfrau und Irrwiſch erſchreckt zur Seite wich.

XI.

Rings der Jubel krächt' ſchon heiſer,
Mancher lag in wüſtem Traum,
Ihres Lagerfeuers Reiſer
Flackerten im Winde kaum.

Auf der Götter Wohl den Becher
Stießen, die noch wachten, an
Mit dem wildeſten der Zecher,
Und das war Octavian.

Immer wieder mußt' der denken
An des Vaters Gruß und Haus;
Die Gedanken zu ertränken,
Stürzt er keck den Becher aus.

Drauf vom Sitz empor ſich reißt er:
„Flammen züngeln aus dem Wein,
Wildeſter der Lügengeiſter,
Ring' mit mir, ich lache dein!"

Und erbleichend warf den Becher
Mit des letzten Weines Giſcht
In das Feuer der wilde Zecher,
Daß die Gluth verlöſchend ziſcht.

Raſch dann ſchritt er in die Felder,
Schauert', als er draußen ſtand,
Wie ein dunkler Strand die Wälder,
Wie ein ſtilles Meer das Land. —

War das einer Nixe Klage,
Eine Nachtigall, die ſang?
Nacht, du Mutter wirrer Sage,
Haſt ſo wunderbaren Klang.

Und wie durch der Harfe Saiten
Windeshauch melodiſch zieht,
Hört er durch die Wipfel gleiten
Einer ſüßen Stimme Lied:

„Hörſt Du nicht die Quellen geben
Zwiſchen Stein und Blumen weit
Nach den ſtillen Waldes-Seen,
Wo die Marmorbilder ſtehen
In der ſchönen Einſamkeit?
Von den Bergen ſacht hernieder,
Weckend die uralten Lieder,
Steigt die wunderbare Nacht,
Und die Gründe glänzen wieder,
Wie du's oft im Traum gedacht." —

Drauf von neuem tiefes Schweigen,
Und der Ritter ſchritt voll Haſt,
Sah aus duft'gen Gärten ſteigen
Einen prächtigen Pallaſt:

Luft'ger Säulen ſchlanke Fülle,
Als hätt' jener holde Laut
In der träumeriſchen Stille
Sie aus Mondſchein aufgebaut.

Ueber blüh'nder Myrthen Krone
Leuchtend ſich ein Springbrunn ſchwang,
Und herüber vom Balkone
Wieder tönte der Geſang:

„Kennſt die Blume Du, entſproſſen
In dem mondbeglänzten Grund?
Aus der Knospe, halb erſchloſſen
Junge Glieder blühend ſproſſen,
Weiße Arme, rother Mund,
Und die Nachtigallen ſchlagen,
Und rings hebt es an zu klagen,
Ach, vor Liebe todeswund,
Von verſunknen ſchönen Tagen —
Komm', o komm' zum ſtillen Grund!"

Und fort tönt's, die Nacht rauſcht leiſe
Und der Mond ſo zaubriſch ſcheint,
Er erkannte Aaſta's Weiſe,
Wußt' wohl, wen das Singen meint.

Hat dem Klange folgen müſſen
In den duftberauſchten Grund —
Dort ſeitdem vor glüh'nden Küſſen
War verſtummt der Liedermund.

XII.

Aus Träumen um die Mittagſtunde
Fuhr plötzlich auf Octavian
Und ſchaut' erſchrocken in die Runde,
So fremd blickt' ihn der Garten an.

Da war's ſo wunderſam verwandelt,
So ſtill und geiſterhaft und bleich
Der Grund, wo er mit ihr gewandelt,
Die Schwäne ſchliefen auf dem Teich.

Wie mit dem Schlaf die Blumen rangen,
Liane müd' vom Baume ſank,
Die Waſſerkünſte nicht mehr ſprangen,
Kein Vogel in der Schwüle ſang.

Das Bächlein ſelber ließ ſein Wandern
Im unermeßnen Schweigen dort,
Ein Baum nur flüſterte zum andern
Leis ein geheimnißvolles Wort.

Verfallen aber, halbverſunken
Lag Fauſta's luft'ges Säulenhaus,
Giftblumen wuchſen traumestrunken
Aus allen Trümmern wild heraus.

Sie ſelbſt ſchlief auf den Marmorſchwellen,
Verlöſcht der muntre Augenſchein,
Erſtarrt der ſchönen Glieder Wellen,
Ihr Angeſicht ſtreng wie von Stein.

Dem Ritter graut' vor ihren Wangen,
Er ſann, und wußt' nicht, wo er iſt,
Doch wie er aufſprang, ſchlüpften Schlangen
Grüngolden züngelnd in's Geniſt.

Entſetzt in dieſer öden Schwüle
Durchirrt' er nun den Trümmerhauf,
Und athmet' in der Waldeskühle
Erſt wieder tief und freier auf.

Da ſah er durch der Bäume Spitzen
Die Ströme unten wieder gehn,
Fern ſeine luſt'gen Reiter blitzen,
Ihr Banner hoch im Winde wehn.

Die bliesen friſch zum Kriegestanze,
Und wie er aus dem Walde ſchritt,
Bluthell in vollem Waffenglanze
Ihm Julian entgegenritt.

„Wo warſt ſo lange du, Geſelle?"
Rief der ihm zu, „jetzt gilt das Schwert,
Wir ſtehn an der Entſcheidung Schwelle,
Voran nun, wer des Ruhmes werth!" —

Hier ſtockt er plötzlich und ſchaut wilde —
Den Ring, den er als Liebespfand
Einſt angeſteckt dem Marmorbilde,
Gewahrt er an Octavian's Hand.

Der that weithin da einen langen
Blutrothen Blick im Sonnenſchein. —
„Von wem haſt du den Reif empfangen?" —
„Es gab ihn mir die Liebſte mein." —

Da ſtarrt Julian in finſterm Sinnen,
Daß Jener tief zuſammenſchrickt,
Dann ſtürzt er wüſt und bleich von binnen,
Als hätt' er ein Geſpenſt erblickt.

XIII.

Unter kühlen Waldesſchatten
An Aſſyriens Wüſtenrand,
Als die letzte Chriſten-Warte,
Starr die Burg Severus' ſtand.
In dem Garten vor dem Hauſe,
Von der Wüſte angeglüht,
War ſchon lange von der neuen
Zeit die alte überblüht;
Ueber eines Heidentempels
Halbverſunknem Steingebild
Brütete der junge Frühling,
Hatte, was da unten wild
Aus der Götterdämm'rung Abgrund
Noch die Menſchenſeele ſchreckt,
Heiter mit unſchuld'gen Blumen
Und mit Reben überdeckt.

In der Väter Halle aber
Barg Severus streng sein Schwert,
Denn es schien ihm, es zu schwingen,
Diese Welt nicht länger werth.
Sinnend unter einem blüh'nden
Sonndurchblitzten Lindenbaum
Bei der Bienen Schlummerliede
Saß der Alte wie im Traum,
Ueberschaut' die Weingelände,
Die im Mittagsglanze glühn,
Sah die Aehrenfelder wogen
Und die Wolken drüber ziehn,
Tiefe Rast auf Berg und Thalen —
Nur ihn, schien es, mied die Ruh,
Denn scharf durch die weite Stille
Flog sein Blick der Ferne zu.

Plötzlich sprang er auf: „Da kommt er!"
Und ein Reiter funkelnd bricht
Aus dem Wald, steht und blickt um sich —
Doch es war Octavian nicht,
Der von Stund' zu Stund' Erharrte! —
Rings noch einmal in die Rund'
Schaut der Fremde, winkt dann rückwärts

Und weiſt freudig nach dem Grund.
Und nun immer mehr Geſtalten
Sah man von der Höhe ziehn,
Bald hellleuchtend in der Sonne,
Bald verdeckt vom Waldesgrün.
Zelter führten ſie am Zügel,
Drauf im Arm manch' lieblich Kind,
Schöne Frauenbilder ſchwebten,
Mit den Schleiern ſpielt' der Wind;
Und ſo auf gewundnem Pfade
Senkten ſie vom Waldeshang
Sich zu Thal wie Wandervögel,
Und herüber tönt' Geſang.

An den frommen Wanderliedern
Hat Severus ſie erkannt:
Chriſten waren's, die der Heiden
Zorn von Hof und Heerd verbannt.
Und er ſandte ihnen Boten,
Ließ ſie laden auf ſein Schloß,
Und empfing am offnen Thore
Brüderlich den müden Troß.

Da begann ſich's bald zu regen
In dem ſtillen, finſtern Haus,
Fremde Trachten, fremde Stimmen
Gingen plaudernd ein und aus,
Auf der Raſenflur im Garten
Glänzte feſtlich Tiſch an Tiſch,
Durch die Wipfel über ihnen
Strich der Wind ſo reifefriſch,
Und die Diener unverdroſſen
Rannten hülfreich ohne Raſt,
Denn in abgeſchiedner Stille
Stets willkommen iſt der Gaſt,
Der, in langentbehrten Lauten,
Draußen aus den Ländern weit
Freundesgrüße bringt und Kunde
Von des Lebens Luſt und Leid.
Sie erzählten von des Kaiſer
Julian's ſtolzer Heeresfahrt,
Wie er alle falſchen Götter
Wider den wahrhaft'gen ſchaart;
Sie erzählten von einem Ritter,
Der da ſchnöde Seel' und Leib
Und ſein Chriſtenheil verkaufte
An ein ſchönes Zauberweib,

Selber nun der Chriſten Geißel. —
„Den vernichte Gottes Hand!
Fluch ihm!“ rief Sever' da, füllend
Seinen Becher bis zum Rand.
„Und wie heißt der falſche Ritter?“ —
„Octavian wird er genannt.“ —
Bei dem Klange dieſes Namens
Ward Severus todtenblaß
Und zerſchmetterte am Boden,
Als enthielt' es Gift, ſein Glas.

Da auf einmal durch den Garten
Ruft es: „Rette ſich wer kann!
Unaufhaltſam wie ein Waldbrand
Schon dringt Julian heran!“
Und nun ſchwirrt es durcheinander,
Weiber weinen, Kinder ſchrein,
Tiſche werden umgeſtoßen
Und verſchüttet wird der Wein.

In der Wirrung da Severus
Wie aus Träumen ſich beſann,
Hieß ſich die Erſchrocknen ſchaaren,
Legte ſeine Rüſtung an

Und führt' drauf auf öden Pfaden
Eilig Weib und Mann und Roß
Zwiſchen Klippen, durch Geſtrüppe
In die Wildniß über'm Schloß.
Hinter ihren Tritten wieder,
Sie zu ſchützen vor Verrath,
Schlugen Zweig und Gras zuſammen,
Und kein Fremder ahnt den Pfad,
Der in Wolken ſich verloren;
Denn todtſtill und einſam war
Dieſer Gang, hoch in den Lüften
Nur gewahrte ſie der Aar.
Droben aber eine Aue
Hat der alte Wald umſtellt,
Den ein Kranz von Felſenzacken
So geſchieden von der Welt,
Daß verhallend kaum des Lebens
Fluth den Felswall noch beſpült',
Auf dem ein verfallnes Kirchlein,
Immer treu noch, Wache hielt.

Dort jetzt lagerten die Chriſten
In der rauhen Einſamkeit,
Wie wenn ſpäte Herbſteslüfte

Buntes Laub durchs Grün verſtreut;
Frühling aber wirkt den Teppich,
Den mit Silber ſäumt der Bach,
Auf den ſchlanken Säulen drüber
Wölbt der Wald ſein luft'ges Dach.
Und die Wipfel alle rauſchten
Und die Vögel ſangen hell,
Kinder da und Blumen ſpielten
Miteinander an dem Quell,
Als wär' eben nichts geſchehen
Und auf Erden Alles gut,
Wußten doch die Blumenkinder,
Daß ſie all' in Gottes Hut.
Und als drauf im Abendgolde
Berg und Thal verſunken war,
Kinder ſchon und Vögel ſchliefen,
Sang ihr Abendlied die Schaar,
Und es ſtimmt' des Waldes Rauſchen
Und von fern die Nachtigall
In die wunderbaren Weiſen
Träum'riſch ein mit ſüßem Schall.

Doch Severus zog indeſſen
Mit den Sternen auf die Wacht,

Er konnt' nicht mit ihnen ſingen,
Ihm ward wohl erſt in der Nacht.
In die Tiefe horcht' er nieder
Und vernahm der Ströme Lauf,
Heerestritt und Hörnerklänge
Wehte oft der Wind herauf.
Und es rührten dieſe Laute
Wild ihm in der feſten Bruſt
Seiner Jugend Angedenken
Und die alte Kriegesluſt.
Und da, immer mächt'ger ſteigend,
Mit der dunklen Wetterpracht
Ihre Fahnen nun entfaltet
Ueber'm Himmelsgrund die Nacht,
War es ihm, als ſäh' er Krieger
Zornig reiten durch die Luft
Und den Rache-Engel ſchreiten,
Der da zu Gerichte ruft,
Und ſie ſchleudern glüh'nde Speere,
Und es zündet jeder Speer
Grimme Flammen ihm im Herzen. —
Da klang's von dem Waldplatz her:

„Sieh, die Wetter ſind verzogen
Und die Erde glänzt verweint,
Wölbe, Herr, den Friedensbogen
Milde über Freund und Feind!“

Und Severus bei dem Klange
Stürzt' erbebend auf die Knie:
„Du, der in der Todesſtunde
Seinen Feinden einſt verzieh,
Hilf, daß mich Erbarmungsloſen
Nicht der Hölle Wahnſinn faß'!
Einen Hauch nur deiner Liebe!
Löſch das Feuer, brich den Haß!“ —
Und derweil er im Gebete
Alſo mit dem Teufel rang,
Tönt' aufs neue da herüber
Von dem Walde der Geſang:

„Ave Maria, benedeite!
Um uns in der falſchen Nacht
Deinen Sternenmantel breite,
Schütz' uns vor des Böſen Macht!“

XIV.

Schon hat der Perſerkönig ſein Banner aufgerollt,
Und wie ein feurig Wetter, das immer näher grollt,
Rings ſteigen die Geſchicke ſtill und verhängnißſchwer,
Dem letzten Kampf entgegen zieht Kaiſer Julian's Heer.

Durch glüh'nden Staubes Wirbel ſucht das Kameel den Weg
Und hinter ſeiner Fährte verweht der Wind den Steg,
Da rieſelt keine Quelle, da rauſcht nicht Halm noch Baum,
Blutroth die Wüſtenſonne droht aus dem öden Raum.

So lautlos gehn die Schaaren, kaum hört man ihren Tritt,
Es hält der Tod mit ihnen unſichtbar gleichen Schritt,
Und lauernd über'm Schweigen der unermeßnen Gruft
Hängt beutelluſtig der Geier hoch in der fahlen Luft.

Geſpenſtiſch nur zuweilen ein Strauß vorüberſchweift,
Die Luft lügt ferne Auen, von Strömen kühl durchſtreift,
Daß der Soldat im Traume noch einmal Labung trinkt,
Bevor er in das Sandmeer verſchmachtend niederſinkt.

Und als die Wüſte dunkelt, einſam vor ſeinem Zelt
Späht Julian in den Sternen, wem zugedacht die Welt,
Befragt den Flug der Wolken um's Loos der nahen Schlacht,
Lacht ſeines Aberglaubens, und glaubt was er verlacht.

Da ſprengt heran ein Bote. — „Was bringſt du ſo ſchreckensbleich?“ —
„O Herr, ſetz' heut, nur heut nicht auf's Schwert dein junges Reich!
Mars hat, das du entzündet, verſtört dein Opfermahl,
Dein Marmorbild auf dem Felſen zerſchlug ein Wetterſtrahl.“

Ein Hauptmann drauf ſich nahte: „dumpf Grollen geht durch's Heer,
Sie blicken ſcheu zurücke, ſie blicken nach dem Meer,
Nach den rettenden Schiffen — der ächzet und der flucht,
Und jedes Aug' verzweifelnd die ferne Heimath ſucht.“ —

Da hob ſich Julian finſter in Trotz und Hohn:
„O falſche, falſche Götter, karg lohnt ihr eurem Sohn!“
Da hieß er verbrennen die Schiffe all' im Meer,
Daß fortan keine Hoffnung, als nur im Siege wär!

Eine Höhle rauh ſich klüftet, der finſtern Schrecken Haus,
Da ziehn bei Nacht die Winde wehklagend ein und aus,
Es windet ſich und ringelt aus feuchtem Felſenſpalt
Viel' giftgeſchwellner Würme verworrne Mißgeſtalt.

Da iſt nicht Tag, iſt Nacht nicht, kein Laut den Ton dort ſtört,
Kaum daß den leiſen Flug man der ſcheuen Eule hört,
Nur unten in der Tiefe ein dunkles Waſſer rauſcht,
Von Wahnſinn wird ergriffen, wer da hinunterlauſcht.

Ein Kind, das Julian opfert', liegt dort in ſeinem Blut,
Vor dem Sterbenden der Kaiſer auf ſeinen Knieen ruht,
Wühlt in den Eingeweiden, horcht auf des Herzens Schlag,
Ob keiner ihm der Götter draus Heil verkünden mag.

Da war es ihm aufeinmal — er meint' allein zu ſein —
Als kauert' Kauſta's Kobold ſeitwärts beim Fackelſchein,
Sein Aug' wie eine Kohle durch's Grau herüberglüht;
Er warf ihm an's Hirn die Fackel, daß ſie verlöſchend ſprüht.

Und als er draus heraustritt, der Morgen ihn erſchreckt,
Er ſah mit Schaudern ſeine Hände blutbefleckt;
Da tönte eine Glocke fern durch den Morgenduft,
Der Kaiſer fuhr zuſammen: „Wer iſt's, der da mich ruft?“

Severus' Kirchlein, hieß es, dort über'm Walde ſteht,
Die Luft in ſolcher Frühe den Klang herüberweht. —
„Vor dem Severus hüt' dich — das war der Götter Wink!“
Er dacht' der alten Warnung, dacht' an Octavian's Ring.

Und haſtig zu den Seinen wandt' er ſich und gebot,
Sie ſollten ihm beide bringen, ſei's lebend oder todt!
Und über ihm der Morgen flammt' in blutrother Pracht,
Am Himmelsgrund verlöſchend den letzten Stern der Nacht.

XV.

Severus' Schloß inmitten mit seinem Mauerkranz
Lag, von der Welt vergessen, in klarem Mondesglanz.
Geschlossen alle Fenster, als ob es träumend schlief,
Der Garten, der verwildert, begrub's in Blüthen tief.

Vorüber an dem Monde flogen die Wolken schnell,
Daß finster bald der Garten, bald wieder seltsam hell.
Die alten Bäume ragten wie Geister über's Haus,
Als sahen ihre Wipfel in andre Welt hinaus.

Da fuhren plötzlich Rehe, die um das Schloß gegrast,
Erschrocken über die Beete, die längst schon überrast,
Ein Wandrer, von den Dornen zerrissen, wüst und bleich,
Schlüpft durch das Waldgehege in dies verschwiegne Reich.

Der ſtand erſt ſtill und horchte, dann ſchlich er heimlichſacht
Durch das Gebüſch, ſtand wieder und lauſchte in die Nacht;
Todtſtille war's in die Runde, von fern nur hallte Tritt,
Als ob zum Ueberfalle ein Häuflein Krieger ſchritt.

„Und wenn's zu ſpät ſchon wäre!" dacht' er in ſeinem Sinn
Warf kurze ſcharfe Blicke durch alle Gänge hin,
Seitwärts in dem Gebüſche ſchlug eine Nachtigall,
Er fuhr erſchreckt zuſammen bei dem unſchuld'gen Schall.

Jetzt kommen immer näher die Tritte aus dem Wald,
Schon zeigte zwiſchen den Bäumen ſich manche wilde Geſtalt,
Und aus dem Dunkel traten der Männer immer mehr,
Fauſtina, waffenglänzend, ſchritt raſch vor ihnen her.

„Was folgſt du mir ſo früh ſchon?" rief ihr der Wandrer zu,
„Scheu flieht das Wild von dannen, ſtör't ihr die nächt'ge Ruh." —
Durch die zerriſſnen Wolken ſah ſtreng der Mond ihn an,
Die Wipfel rauſchten zornig — es war Octavian.

Da nun erkannt die Andern ſein wüſtes Angeſicht,
Die ganze Horde plötzlich aus allen Hecken bricht,
Ein jeder, ihn zu fangen, will da der erſte ſein;
Da wendet ſich Fauſtina: „Zurück! denn der iſt mein!"

Sie kannt' wohl ſeine Liebe und ihres Zaubers Macht,
So hatt' ſie ihn geworben zum Führer in dieſer Nacht
Und ſelber an die Spitze der Scherzen ſich geſtellt,
Um ihren Dublen zu retten, derweil Severus fällt.

„Das Neſt iſt ausgeflogen," rief jetzt Octavian,
„Harret lauernd in dem Grunde und laßt mich raſch voran,
Ich weiß hier aller Pfade verſchlungnen Lauf
Und ſtöbre die Mauerfalken aus ihren Klüften auf."

Drauf ſah'n ſie ſchnell ihn klimmen hinan die ſteilen Höh'n,
Bald ſchwindelnd über'm Abgrund auf jäher Klippe ſtehn,
Bald wie ein Tieger ſich ſchwingend von Fels zu Felſenbang,
Als jagten ihn Grimmen auf dieſem wilden Gang.

Jetzt von dem letzten Steine betrat er droben die Haid',
Da ſchien der Mond ſo helle durch die Waldeinſamkeit,
Ein Mann, gleich einem Steinbild, dort eingeſchlummert ſaß,
Sein Schwert, ſein Schild und Mantel lag neben ihm im Gras.

Severus war's. — „Dich ſuch' ich!" rief da Octavian.
Sever, vom Schlaf auffahrend, ſtarrt die Erſcheinung an,
Dann rafft er ſich vom Boden: „Entſetzlich Traumgeſicht!
Du blickſt wie Baſiloſen, weg! mit dir fecht' ich nicht!"

Und fort zum Walde ſtürzt' er, wie vor der Hölle Macht,
Der Sohn ihm nach. — Vergebens! die trügeriſche Nacht
Mit ihrem Dämmer hatte die Pfade all' verwirrt,
Der Wiederhall der Tritte nur durch die Steine irrt.

Im Thale aber hatte Fauſtina nicht länger Raſt,
Ihre Blicke folgten dem Ritter in wilder Haſt,
Die enge Schlucht, die einz'ge die durch's Geſtein da brach,
Führt' ſie die Ihren ſchweigend dem Liebſten nach.

Und Einer nach dem Andern, gleichwie ein Lindwurm, ſchlang
Hinan die tückiſche Rotte ſich durch den ſchmalen Gang,
Jetzt hört' man Waffen klirren und einzle Stimmen ſchon —
„Dortbin! rief Einer plötzlich, der Alte iſt entflohn!"

„Ihr lüg't, hie bin ich!" donnert's da von der Felſenwand,
Ein hoher Mann ſtand droben, das Schwert blitzt in der Hand,
Der Helmbuſch rollt wie Mähnen — wohl ſeinen letzten Gang
That da, wer aus der Felsſchlucht ſich keck in's Freie ſchwang.

Doch immer mehr' der Krieger hoben ſich nun empor.
Aus vielen Todeswunden verblutend am Felſenthor,
Schon auf ein Knie geſunken, von Leichen rings umwallt,
Focht wie ein wunder Löwe die ſchreckliche Geſtalt.

Faustina wohl erkannte Severus' Helm und Schild,
Ihr Herz in wildem Grimme lechzt nach dem edlen Wild,
Sie prüft des Pfeiles Spitze, sie zielt und zielte gut,
Der Pfeil schwirrt rasch vom Bogen, der Held sinkt in sein Blut.

Drauf wie ein schlanker Panther schwingt sie sich schnell herbei —
Doch wie sie lüpft den Helmbusch: mit einem gellenden Schrei
Sie über dem Erschlagnen da plötzlich zusammenbricht —
Es war des Oc[illegible]anus todtschönes Angesicht!

Dem war in tödtlicher Reue die alte Treu' erwacht,
Sein Haar vor Gram und Schrecken ergrauet über Nacht,
Den Vater zu warnen trieb es voran ihn unverweilt,
Als auf der letzten Höhe Faustina ihn ereilt.

Da hatt' er lebensmüde, da rings die Dränger nah'n,
Des Vaters Helm und Waffen vom Boden angethan,
Und täuschend so die Pfeile, in herber Todeslust,
Die dem Severus galten, gelenkt auf seine Brust.

Ein Siegesjubel jauchzte jetzt auf in wildem Chor,
Da richtet sich Faustina auf einmal hoch empor,
Und wie sie sich gewendet, faßt All' ein tiefes Graun,
Da sie in ihr entsetzlich verwandelt Antlitz schaun.

Gleich Geiersflügeln flattert der Locken dunkle Pracht,
Ihre wilden Blicke funkeln wie aus des Wahnſinns Nacht,
So drängt und treibt ſie raſend von Fels zu Fels hinab
Mit ihrem Schwert die Horde in ein gemeinſam Grab.

Und als ſie dann alleine am jähen Felſenrand
Zwiſchen den ſtarren Zacken über dem Abgrund ſtand,
Nach dem die Tanne ſchwindelt und die wilden Waſſer gehn,
Stürzt' ſie ſich ſelbſt hinunter, und ward nie mehr geſehn.

Aber in ſtillen Nächten von unſichtbarem Mund
Hören noch Hirten und Jäger oft aus dem finſtern Grund
Troſtloſe Klagen tönen, und wer's vernommen, flieht,
So wild und herzzerreißend tönt dieſes irre Lied.

XVI.

Es hatte längſt der Sünden blüh'nde Saaten
Gereift die Sonne blutigroth,
Und durch das üpp'ge Feld der Frevelthaten
Ging nun der grauſe Schnitter Tod.

Schon ringt die wilde Feldſchlacht um die Brücke,
Die überführt in's Morgenland,
Und über'm Kampfgewühl lenkt die Geſchicke
Unſichtbar des Allmächt'gen Hand.

Es dröhnt das Land von Rom's geſchloßnen Maſſen,
Und wider ſie hat wild der Orient
Die Meute ſeiner Wüſten losgelaſſen
Und ſein verſengend Element.

Wie Schakal's gier'ge Reiterſchwärme ſchweifen,
Der Elephant, ein wandernd Schloß,
Bricht Speer und Schwert, und mit den Zähnen greifen
Einander ſterbend Mann und Roß.

Schon ſieht der Julian die Römer ſchwanken
Und wie ein mürbes Wurmgeniſt
Im Sturm der Weltgeſchichte wanken
Der Herrſcherlüſte Prachtgerüſt.

Und wütend greift er in des Schickſals Zügel,
Und wo der Bau zuſammenkracht,
Hebt er den Adler über Leichenhügel
Und wendet noch einmal die Schlacht.

So vorgeſprengt, des Feindes Lanzengittern
Und ſeinem eignen Heer gleich fern,
Stand plötzlich er wie zwiſchen zwei Gewittern,
Einſam, ein halbverlorner Stern.

Da mäht' hervor recht aus des Kampfes Mitte
Ein Ritter ſich auf ſchwarzem Roß,
Nicht achtend Freund noch Feind im tollen Ritte,
Der Tod nur ſchien ſein Kampfgenoß.

Und wie durch's Meer der Luft mit ſcharfem Sauſen
Ein Speer nach ſeinem Ziele ſchnellt,
Flieht dieſes kühnen Reiterbildes Grauſen
Grad auf den Kaiſer über's Feld.

„Allein jetzt, rief der Reiter, ſtehn wir beide
Vor des Allmächt'gen Antlitz hier,
Auf! wehre dich, du ungetreuer Heide!
Gott richte zwiſchen dir und mir!“

Den Kaiſer ſchaudert bei dem Klang der Stimme;
„Stehn denn die Todten wieder auf?“
Der Reiter aber gab in wildem Grimme
Nur mit dem Schwerte Antwort drauf.

So fochten Beide nun in furchtbar'm Schweigen
Wie zwei Gewitter Strahl auf Strahl,
Und wo ein Schwertblitz niederzuckt, entſteigen
Purpurne Wellen heiß dem blanken Stahl.

Der Schilde Riß hemmt das gewalt'ge Ringen,
Sie ſchleudern kühn die Trümmer fort
Und bieten unbewehrt die Bruſt den Klingen,
Als hing' die Welt an dieſem Mord.

Es flammt ein wunderbar verſengend Feuer
Aus dieſes Reiters Aug' hervor,
Schon wankte Julian ſcheu und immer ſcheuer —
Dann rafft er nochmals ſich empor.

Doch wie er ausholt weit, ſein Schwert zu ſchwingen
Zum letzten unheilvollen Streich,
Fühlt er des Gegners Stahl ſein Herz durchdringen
Und ſinkt vom Roſſe todesbleich.

Da rollten des erneuten Kampfes Wogen
Dumpf über den Gefallnen her,
Und mit Wehruf auf Geiſterroſſen flogen
Die alten Götter durch das Heer.

Dem noch die Welt zu klein vor wenig Stunden,
Hatt' nun am Streifen Sand genug;
Im Schlachtgewühle aber war verſchwunden
Der Schreckliche, der ihn erſchlug.

XVII

„O Herr, du haſt die Waffe zerbrochen dem Verrath,
Schon' nun des Waffenloſen, er wußt' nicht was er that,
Und rufe Alle wieder zu dir, die da verirrt,
Auf daß fortan auf Erden Eine Heerde und Ein Hirt!"

So beteten die Chriſten am Morgen nach der Schlacht,
Als kaum noch über ihnen die erſte Lerch' erwacht,
Mit ihrem Liede weckend die Welt zu Gottes Lob,
Der vom Gebirg allmählig die Nebelſchleier hob.

Da hörten ſie voll Staunen, eh' noch begann der Tag,
So früh ſchon in der Tiefe des Lebens Wellenſchlag,
Weit durch den Riß der Nebel blitzt's manchmal feſtlich auf,
Ein unermeßner Jubel ſteigt aus dem Thal herauf.

Ueber die Klippen aber ſchwingt ſich ein Burſch hinan:
„Victoria! frohe Botſchaft! Sie haben den Jovian
Zum Kaiſer ausgerufen, der unſerm Glauben treu,
Nun danket All' dem Herren, die Welt iſt wieder frei!“

Und wie die frohe Kunde jetzt flog von Mund zu Mund,
Begann ein buntes Wirren über den ganzen Grund,
Sank Mancher auf die Kniee, betend vor Freuden ſtumm,
Die Kinder alle jauchzten, und wußten nicht warum.

Da plötzlich bricht durch's Dickicht ein tottmüder Mann —
Severus! rufen Alle und ſehn entſetzt ihn an,
So wunderſam beleuchtet ſchien er von Morgengluth —
Es waren nicht Morgengluthen, er war ſo roth von Blut.

Und ringsher rief's: „Du führteſt aus Knechtſchaft uns hinaus,
Nun führe auch die Deinen zurück in's freie Haus!
Sieh, friedlich glänzt da unten dein Schloß im Morgenſchein,
Die Vögel und Quellen wieder laden zum Garten dich ein“

Er aber ſprach gar traurig: „Ich führ' euch nimmer mehr,
Laßt die Vögel verfliegen, die Quellen rinnen in's Meer,
Die Mauern ſollen zerfallen und der Garten mag verblüh'n, —
Ich hab' den Kaiſer erſchlagen — ich kann nicht mit euch ziehn!

Ich kann nicht mit euch beten: vergieb uns unſre Schuld!
Ich übt' an meinem Schuldner Erbarmen nicht, noch Huld!
Betet für meine Seele, mein Tagewerk iſt vollbracht
Und über mir herein ſchon dämmert die ew'ge Nacht."

Und als die Sonne aufging, und Alle zogen hinab,
Da ſank der Todeswunde todt auf des Sohnes Grab,
Und in den Morgenjubel, der durch die Thäler ſchallt,
Rauſcht von der ſtillen Höhe ſo feierlich der Wald.

Ob ihm verzieh'n? — die Sage berichtet nicht den Spruch,
Denn Keiner hat geleſen in des Gerichtes Buch —
Du aber hüt' den Dämon, der in der Bruſt dir gleißt,
Daß er nicht plötzlich ausbricht und wild dich ſelbſt zerreißt.

Berlin. Druck von Wiecke & Tetzlaff.

In demſelben Verlage iſt erſchienen:

Werke, von Joſeph Freiherrn v. Eichendorff. 4 Bände.
Geheftet . . . . . 4 Thlr. 20 Sgr.

Inhalt: I. Gedichte. II. Ahnung und Gegenwart. III. Dichter und ihre Geſellen. Krieg den Philiſtern. IV. Kleinere Novellen.

Gedichte, von Joſeph Freiherrn v. Eichendorff. 3. Auflage.
Miniatur-Ausg. in engl. Einband mit Goldſchnitt. . 2 Thlr.

Aus dem Leben eines Taugenichts, von Joſeph Freiherrn v. Eichendorff. Novelle. 3. Auflage. Miniatur-Ausgabe in engl. Einband mit Goldſchnitt . . . . . 1 Thlr.

Graf Lukanor, von Joſeph Freiherrn v. Eichendorff. Nach dem Alt-Spaniſchen. Neue Ausgabe mit Zeichnungen von Theodor Hoſemann.
Geheftet . . . . . 22½ Sgr.

Gedichte, von Emil Grundmann.
(Von den vielen überaus günſtigen Urtheilen citiren wir einige Sätze aus den Hamburger literar. u. krit. Blättern von **L. Niebour** [No. 85, vom 23. Oct. 1852]: „Emil Grundmann iſt der Name eines wahren Dichters, der da zu ſchöpfen hat aus einem reichen Borne edler Begeiſterung, der da verſteht, der Lyra die ſchmeichelndſten, ſanfteſten, aber auch wehmüthigſten Klänge zu entlocken. — Er hat mehr Herzen ſich gewonnen durch ſeine Lieder, als er vielleicht hoffet und erwartet. — Wir ſollen ſie kritiſiren, das iſt ſchwer möglich; ihr lieblicher, reizender Inhalt, bei dem das Herz ſo lange und gerne weilt, laſſen das Auge und das Ohr die Form vergeſſen, in welche die Gefühle des Dichters gekleidet ſind; und dennoch, wenn wir auch nur die Form allein betrachten, wir finden keinen Fehl und keinen Mangel.")
Miniatur-Ausgabe, geheftet . . . . . 15 Sgr.

Geschichte der Literatur der Gegenwart. Vorlesungen über deutsche, französische, englische, spanische, italienische, schwedische, dänische, holländische, vlämische, russische, polnische, böhmische und ungarische Literatur von dem Jahre 1789 bis zur neuesten Zeit. Von Dr. **Theodor Mundt**, Professor u. Bibliothekar der Königl. Universitäts-Bibliothek in Berlin. Zweite, neu bearbeitete Auflage.

(Dies Werk hat sich bereits durch die erste Auflage in der modernen Literarhistorik einen ausgezeichneten Platz erworben, dem die neue, stark vermehrte Auflage durch eine gründliche Vervollständigung des Materials und durch Fortführung der Darstellung bis auf die neueste Zeit zu entsprechen gesucht hat. — Dies Buch hat allseitig und namentlich auch in der englischen und französischen Presse, ausführliche und günstige Beurtheilung erfahren, als ein feiner, geistreicher Führer, der durch seine anziehende, als klassisch anerkannte Form, wie durch die Vielseitigkeit und Zuverlässigkeit seiner Angaben den Leser auf allen Gebieten der Literatur gründlich orientirt. Die neue Auflage umfaßt gegen 800 Autoren in characteristischen Anführungen und mit literarischen und bibliographischen Nachweisungen.)

Gebunden (57 Bogen) . . . . . 2 Thlr. 15 Sgr.

Andersen's Märchen. Aus d. Dänischen von **Julius Reuscher.** Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Illustrirt von Th. Hosemann, Graf Pocci, Ludwig Richter und Raymond de Vaux. Vollständige Gesammt-Ausgabe in einem Bande.

Geheftet in illustrirtem Umschlag . . . 1 Thlr. 15 Sgr.
Gebunden in engl. Einband mit Golddruck . . . 2 Thlr.

Winterabend-Geschichten. von **H. C. Andersen.**

(Schließt sich durch seinen meist ganz neuen Inhalt den Märchen und dem Bilderbuch ohne Bilder desselben Dichters würdig an.)

Miniatur-Ausgabe, gebunden mit Goldschnitt . . 15 Sgr.

Norwegische Volksmärchen. Gesammelt von **P. Asbjörnsen** und **Jörgen Moe.** Deutsch von **Friedrich Bresemann.** Mit einem Vorworte von **L. Tieck.** 2 Theile.
Geheftet . . . . . 1 Thlr. 15 Sgr.

Wallfahrt in Palästina, von **Julius Kossarski,** (Gedichte.)
Geheftet . . . . . 1 Thlr.

Meister Franz. Erlebniß von **Fr. von D.**
Geheftet . . . . . 15 Sgr.

Gedichte, von **A. Glaßbrenner.** 3. Auflage. Miniatur-Ausgabe in engl. Einband mit Goldschnitt . . . . . 1 Thlr. 5 Sgr.

Stadtgeschichten, von **Max Ring.** 4 Bände.
1. Band: Christkind-Agnes.
2. „ Die Chambregarnisten.
3. „ An der Börse.
4. „ Feine Welt.

(In diesen Stadtgeschichten, deren jeder Band eine abgeschlossene Novelle enthält, spiegelt sich das Leben einer großen Stadt, zum Theil mit bekannten Persönlichkeiten, ab. — Die vollkommenste Lebenswahrheit und künstlerische Abrundung, welche die Kritik bei Besprechung aller vier Bände in der ehrenvollsten Weise fast einstimmig hervorgehoben hat, machen das Werk nicht nur zu einer höchst anziehenden Lecture, sondern sichern ihm auch einen bleibenden Platz in unserer Literatur und in jeder gewählten Bibliothek.)
Elegant geheftet. Jeder Band . . . . . 25 Sgr.

Moritz, Novelle aus der Gegenwart, von **Leo Assil.**
Geheftet . . . . . 25 Sgr.

Blüthen deutscher Poesie. Herausgegeben und den deutschen Frauen und Jungfrauen zugeeignet von **Ferdinand Schmidt.** Mit Titelkupfer.
Geheftet . . . . . 15 Sgr.
In engl. Einband mit Goldschnitt . . . . . 1 Thlr.

Souvenir. Ein Album für deutsche Frauen und Jungfrauen. (Ein Blüthenkranz aus der jüngsten poetischen Literatur, der, jährlich erscheinend, einen fortlaufenden Musen-Almanach bildet, und so mit den hervorragenden poetischen Erscheinungen der Gegenwart bekannt macht. Die sehr sorgfältige Redaction ist von **H. Kletke.** Mit Monats-Gedichten, Monats-Blättern und trefflichen Monats-Vignetten.)

Gebunden mit Goldschnitt . . . . . 20 Sgr.

Die Diſtelbinger. (Humoriſtiſche Novelle) von **W. v. Merckel.**

(Das Volk der Diſtelbinger zeichnet ſich dadurch aus, daß es in keiner Weiſe zu einiger Berühmtheit gelangen kann, indem ſich nichts in ſeinem kleinen Staate ereignet. Eben dies negative Factum erwirbt den Diſtelbingern im Jahr 1848 den Ruf einer „deutſchen Vendée," womit all ihr Wünſchen wider Erwarten in Erfüllung geht.)

Miniatur-Ausgabe, elegant geheftet . . . . 7½ Sgr.

Unter der Preſſe:

Gedichte, von Edmund Höfer.

(Wir hoffen mit dieſen Werken einer ächten und hochbegabten Dichterſeele den Freunden deutſcher Poeſie eine ausgezeichnete Gabe darzureichen.)

Zur

Geschichte des Dramas.

Zur

Geſchichte des Dramas.

Von

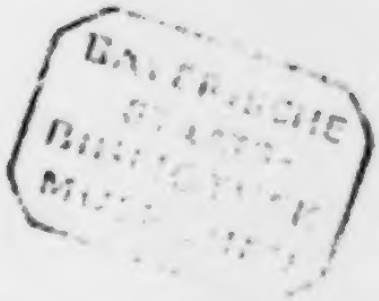
Joſeph Freiherrn von Eichendorff.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1854.

Inhalt.

	Seite
Im Alterthum	1
Das chriſtliche Drama	13
Das moderne heidniſche Drama	76
Die neuere Zeit	123



Im Alterthum.

Alle Poesie wurzelt ursprünglich in dem religiösen Gefühle der Völker; der frühesten, dem Epos, liegt überall die Sage, der Sage aber die Mythe, d. i. der Götterglaube zu Grunde. Man könnte das Epos in gewissem Sinne das paradiesische Zeitalter der Poesie nennen. Da ist noch Alles objectiv, das noch ungetrübte Naturgemüth, das, ohne subjective Eigenmacht alle äußern Erscheinungen in dem durchleuchtenden Mythus gläubig abspiegelt. So sind bei Homer die Helden Halbgötter und die Götter menschlich; die nordische Edda ist eigentlich eine epische Religionslehre; ja selbst das Nibelungenlied erinnert in dem Untergange seines Lieblingshelden noch an die Anschauungen der verklungenen nordischen Naturreligion. Erst wenn dieses Naturgefühl sich selbst bewußt und die wachsende Bildung complicirter wird, entstehen die Gegensätze von Innerlichem und Aeußerem, und somit auch das Bedürfniß, diese Conflicte künstlerisch dargestellt zu sehen, was eben die Aufgabe des Drama ist. Sowie dort der Mensch als ein Ereigniß der Naturgewalten und das beschauliche Element vorherrschend erscheint, so tritt nun im Drama

der Mensch selbstthätig, ja im Kampfe mit den Naturgöttern, mit einem Worte: die Handlung in den Vordergrund.

Das Drama ist hiernach wesentlich tragischer Herkunft, und in der That sehen wir auch, wo es sich künstlerisch zu entwickeln beginnt, zuerst die Tragödie auftauchen, und zwar im genauen Zusammenhange mit der gleichzeitigen religiösen Volksanschauung. Die mannichfaltigen Religionsansichten der verschiedenen Völker können wir aber unmöglich als ein zufällig zusammengewürfeltes Chaos untereinander beziehungsloser, willkürlicher Meinungen betrachten. Die Weltgeschichte der Religionen weist vielmehr unverkennbar auf ein untergegangenes Gottesreich zurück, von dem die in alle Welt zerstreuten Geschlechter mehr oder minder lebhaft noch träumen; und zwischen den Trümmern dieses Reichs, deren Hieroglyphenschrift sie nicht mehr zu deuten wissen, geht ununterbrochen eine historische Strömung von Erinnerungen, Wehmuth und Ahnung sehnsüchtig nach endlicher Wiederversöhnung durch das Christenthum. Schon das älteste Schauspiel, das wir kennen, das indische, wurde für ein Geschenk des Gottes Brahma gehalten und handelt in seiner Hauptgattung von der achten Erscheinnng des Wischnu auf Erden, nämlich von den Thaten des jugendlichen Gottes Krischna.

Wir wollen indeß versuchen, was wir hier meinen, insbesondere an dem griechischen Drama, als dem bedeutendsten und uns zugänglichsten des Alterthums, klar zu machen.

Es ist bekannt, daß das griechische Schauspiel aus dem religiösen Cultus, als wesentlicher Schmuck desselben hervorgegangen, und namentlich der Chor durch die Festlich-

keiten des Bacchus veranlaßt worden ist und daher auch fortwährend etwas gemessen Feierliches beibehalten hat. Dem religiösen Ursprunge entsprechen denn auch zwei charakteristische Eigenthümlichkeiten dieses Schauspiels, die beständige Richtung nämlich von der gemeinen Wirklichkeit nach dem Idealen, und der fast ausschließlich mythologische Stoff. Die idealische Bestrebung zeigt sich oft in merkwürdiger Weise schon in der ganzen äußerlichen Form und theatralischen Vorrichtung. Die ungeheuern Dimensionen des Theaters unter freiem Himmel rückten das Spiel in wunderbare Ferne, der Vorplatz der Scene mit dem Opferaltar der Schutzgötter beseitigte alle profane Stimmung, die Maske veredelte die wirklichen Gesichter und verstärkte zugleich die Stimme, der Kothurn erhöhte die Gestalten über das gewöhnliche Maß; es war eine größere, gleichsam überirdische Welt. Noch entschiedener aber bekundet sich die Idealität in der innern Anlage des Schauspiels selbst. Es ist in der alten Tragödie überall nicht die Darstellung einzelner wirklicher Charaktere oder Leidenschaften nach gemeiner Erfahrung, sondern das mächtige, plastische Herausarbeiten des menschlichen Urtypus aus den alten Felsenklammern der Naturgewalt. Die handelnden Personen, gleichviel ob Verbrecher oder Wohlthäter, sind sämmtlich durch eine übermenschliche Hoheit geadelt, die mit der Wirklichkeit nichts als die tiefere menschliche Wahrheit gemein hat. Es ist mit Einem Worte das selbstbewußte Erwachen der innern Freiheit, welche sich ihren Göttern, die ja auch nur Naturmächte sind, gleichstellt und, über diese hinweg in eine andere übernatürliche Region hinausgreifend, dort an der ewigen Grenze alles Menschlichen, mit einer höhern unergründlichen Macht in tragischen Con-

hier gerath. Man sieht, es ist die dunkle Ahnung einer höhern Weltordnung, die über Göttern und Menschen waltet, und die sie, da sie die leitende Vorsehung nicht begriffen, in dämonischer Auffassung das Schicksal nannten. Ja, die Opferfreudigkeit, womit diese Helden, um ihre innere Göttlichkeit zu wahren, dafür alle Leiden erdulden und das irdische Dasein gering achten, gemahnt geradezu schon an das christliche Heldenthum der Entsagung.

Wir sagten ferner, daß der Stoff des griechischen Schauspiels wesentlich mythologisch sei. Diese Mythologie ist aber durchaus symbolisch. So sind die Götter, wie bereits erwähnt, die geheimnißvollen Naturmächte, wie sie in dem erwachenden Bewußtsein der Menschen sich abspiegeln, die Titanen, die hier eine so bedeutende Rolle spielen, sind die dämonischen Urkräfte des menschlichen Gemüths, die Furien die unabweisbare furchtbare Gewalt des Gewissens. Bei Aeschylus, der die Tragödie geschaffen, ringt noch das alte dramatische Chaos mit dem neuen Licht, aber mit solchem Ernst und Tiefsinn, daß man den Dichter beschuldigte, die Mysterien der eleusinischen Geheimnisse verrathen zu haben. Der Riesenkampf und endliche Untergang der alten Götter und jener Titanen vor der zermalmenden Uebermacht des unerbittlichen Schicksals ist das Grundthema, sein „Gefesselter Prometheus", der mit seiner unendlichen Anlage an das endliche Dasein festgeschmiedete Titane, der eigentliche Repräsentant dieser Tragödie. Daher Alles hier noch zwiespaltig, furchtbar, wildschön und gigantisch, und über den Trümmern der alten zerschlagenen Welt bleibt nichts, als der Heldenschmerz und die einsame Größe einer ungebeugten Willenskraft. Und doch bricht auch bei Aeschylus schon die Dämmerung einer

höhern Versöhnung leise hindurch, in seiner großartigen Trilogie der Orestie: wie Orest, durch die Ermordung seiner Mutter den Eumeniden verfallen, allein in der heiligen Freistätte von Delphi, in der Zuflucht zur Religion, Ruhe vor seiner Gewissensqual findet, und der ganze Handel, der entsetzliche und dem Menschensinn unlösbare Zwiespalt zwischen den heiligsten Gefühlen und Pflichten, endlich nur in einer übermenschlichen Region von den Göttern selbst geschlichtet werden kann.

Ueberhaupt aber geht durch alle innere Geschichte der Griechen ein gewisses sittliches Maß: der, freilich noch sinnlich getrübte Zug nach harmonischer Geistesbildung und Lebensordnung, auf der das Geheimniß der Schönheit beruht, und welche in ihrem höchsten Sinne auch die eigentliche Aufgabe des Christenthums ist. Daher auch bei den hervorragendsten Griechen oft eine überraschende Ahnung des Göttlichen und am hervorleuchtendsten gerade bei Sophokles. Wie bei Aeschylus die Größe, so tritt bei Sophokles die menschliche Schönheit in den Vordergrund, es ist überall noch ein Heroengeschlecht, aber diese Heroen sind keine unbändigen Titanen mehr. Wenn Aeschylus seine Titanen trostlos zerschmettert, so liebt es Sophokles, den Tod seiner Helden wie einen Triumph mit den Glorien unsichtbarer Zukunft zu feiern, die Idee des Schicksals hellt sich oft bis zu Andeutungen einer leitenden Vorsehung auf; seine Mythologie ist eben durch dieses ahnende Vorgefühl durchaus mild und wunderbar verklärt; und sein Chor, als der über der Handlung schwebende Gedanke, streift manchmal schon ganz nahe an die Lösung des großen Räthsels alles menschlichen Daseins.

Aber das waren eben nur gleichsam prophetische Ab-

nungen einzelner bevorzugter Geister, für welche die allgemeine Weltansicht noch keineswegs vorbereitet war. Der alte sinnliche Naturglaube vielmehr, je ferner die darin waltenden Erinnerungen des Göttlichen verklangen, senkte sich immer sinnlicher ins Materielle hinab, und zog natürlicherweise auch die Tragödie in seinem Sturze mit fort. Schon Sophokles' unmittelbarer Nachfolger, **Euripides**, räumt wacker rationalistisch auf. Er schämt sich, als gebildeter Mann, schon auffallend des einfältigen Volksglaubens, suchte ihn daher überall vornehm, sophistisch und freigeisterisch ins Allegorische und Philosophische umzudeuten und, bei aller Frivolität der Gesinnung, durch wohlfeile Moral, durch poetische Gerechtigkeit, Sittensprüche, sentimentale Rührung, glänzende Effecte ꝛc. zu modernisiren und zu verbessern; fast ebenso wie wir es ja bei ähnlichen Zuständen heutzutage gleichfalls erlebt haben. Das wunderbare, geheimnißvolle Schicksal muß sich bei ihm zu der Rolle des bloßen Zufalls bequemen, der heldenmüthige Kampf, da ihm somit der würdige Gegner fehlt, verpufft in einer prächtigen Rhetorik der Leidenschaft, der tragische Conflict der sittlichen Freiheit wird zur Intrigue, und seine Götter und Helden, wie er, um seine Aufklärung zu zeigen, häufig recht absichtlich merken läßt, sind im Grunde nichts weiter als athenienſische Bürger seiner Zeit.

So führt dieser ebenso leichtsinnige als talentvolle Dichter bereits von der alten idealen Tragödie zu dem neuen Charakter-Schauspiel der Wirklichkeit über. Aber nicht ohne heftigen Widerstand. Denn auch das griechische Lustspiel, die **Komödie**, hatte ihren Ursprung in dem religiösen Naturdienste der Alten, in den bachantischen Sa-

turnalien, deren ausgelaſſene Ungebundenheit wir nicht vergeſſen dürfen, um die alte Komödie und das unſer Sittlichkeitsgefühl oft gröblich Verletzende derſelben begreiflich zu finden. Es war der Carneval der Poeſie, die Trunkenheit des Witzes, der in ſchrankenloſer Maskenfreiheit keck das Gewöhnlichſte an das Unerhörteſte knüpft; eine durchaus märchenhafte Weltanſicht, in ihrer Art nicht minder ideal als die Tragödie. Denn es iſt im Grunde ganz gleich, ob der Dichter das Ideale unmittelbar durch erhabene Geſtaltungen zur Anſchauung bringt, oder ob er umgekehrt die Höhen des Lebens, dieſe gleichſam ignorirend, durch ihre materiellen Gegenſätze und Schatten erſt in das rechte ſcharfe Licht zu ſtellen ſucht. Und dies letztere eben thut Ariſtophanes, der Hauptrepräſentant der alten Komödie, in vollem Maße. Schon in der künſtleriſchen Vollendung des Verſes und der ganzen Behandlung, die ſich in den ernſten Stellen den beſten Tragikern ebenbürtig zeigt, fühlt jeder Unbefangene leicht heraus, daß hier von bloßem willkürlichen Spaße, von ordinärer Parodie, oder gar von Luſt am Gemeinen nicht die Rede ſein kann. Es geht vielmehr mitten durch dieſen ſprühenden Funkenregen von Phantaſie, Witz und ſinnreichen Erfindungen eine höhere Sittlichkeit, die ethiſche Entrüſtung und poetiſche Reaction gegen alles Gemeine, wo und wie es damals irgend auftauchte, gegen den Materialismus der Wirklichkeit, gegen die ſpitzfindigen Sophiſten, und die Alles überflutende Anarchie einer dünkelhaften Demokratie; lauter Kämpfe, die nicht nur einen begeiſterten, den Beifall der Menge gern aufopfernden Patriotismus, ſondern ohne Zweifel auch nicht geringen perſönlichen Muth erheiſchten. Es iſt die glänzendſte Schlacht, die jemals die Poeſie gegen

das Philisterthum des Lebens gewonnen, und man begreift hiernach leicht, weshalb dieser außerordentliche Dichter gerade gegen den weichlich realistischen Euripides überall so unerbittlich und mit wahrhaft ergötzlicher Unermüdlichkeit die Waffen gekehrt.

Als aber bald nachher die politische Freiheit zu Grunde ging, und mit ihr das nationale Leben, auf dem das Drama wesentlich beruht, so mußte auch dieses der allgemeinen Abspannung folgen. Da es nicht mehr ungestraft von dem, was das Volk bewegte, zum Volke sprechen durfte, zog es sich allmälig von der Weltbühne in das Privatleben zurück, um dort fortan für den häuslichen Bedarf seine Ideen in deren correspondirende Begriffe herabzustimmen. Das Schicksal, wie wir bereits bei Euripides bemerkt, wurde zum Zufall vernüchtert, für die Schauer und Ahnungen des Unendlichen trat die Erhabenheit, für die sittliche Freiheit der Verstand, für die tragische Erhebung die moralische Belehrung, für die tiefere Wahrheit die prosaische Wahrscheinlichkeit, für die großen politischen Tendenzen der lebensklage Egoismus ein. Der Egoist aber mit seinen kleinen Nöthen, Intriguen und schlauen Beobachtungen ist der eigentliche Held des neuern Lustspiels, oder der zahmgewordenen alten Komödie, wie dasselbe treffend genannt worden. Je nach der verschiedenen Mischung jener Elemente theilt sich diese Gattung in Charakter- und Intriguenstücke, in Posse oder feines Lustspiel. Ihr gemeinsamer Charakter ist die Darstellung des wirklichen Lebens, ihr poetischer Antheil das Durchleuchten des Gemüths und innern Lebens durch diese äußere Oberfläche: dem geschickten Portraitmaler gleich, der uns durch das Auge seines Bildes in die Seele blicken läßt. — So

vereinzelt ſich alſo das griechiſche Drama, je weiter es ſich von der urſprünglichen Quelle ſeiner Wunderheimat entfernt, allmälig im flachen Lande in mannichfach gewundene Bächlein, und die Strömung war nicht mehr mächtig genug, ſie durch die Jahrhunderte bis zu uns zu tragen. Die Literaturgeſchichte nennt für dieſes Luſtſpiel mehre Dichternamen, wie Diphilus, Philemon, Apollodor, unter denen Menander der ausgezeichnetſte und berühmteſte war. Aber von ihren Dichtungen blieben uns nur einzelne, zufällig und gelegentlich erhaltene Bruchſtücke und die, wie es ſcheint, wenig getreuen Ueberſetzungen von Plautus und Terenz.

Ganz anders verhält ſich das Drama bei den Römern. „Die Römer", ſagt A. W. Schlegel, „waren ſelbſt die Tragiker der Weltgeſchichte, die eiſerne Nothwendigkeit der Völker". Dieſer ihr welthiſtoriſcher Beruf mußte natürlich auch auf ihre Geſinnung und ganze innere Textur von weſentlichem Einfluſſe ſein. Er erzeugte jene großartige Idee des alten Roms: des Ruhms, der Vaterlandsliebe, der Sitten- und Geſetzesſtrenge, welche Idee ihrerſeits wiederum in ihrer Lieblingsphiloſophie, der ſtoiſchen, ſich abſpiegelt; und ihre männlich-ernſte religio war eben die heroiſche Unterwerfung aller menſchlichen Gefühle, Künſte und Leidenſchaften unter dieſe, das ganze Leben heiligende Idee, alſo an ſich ſchon tragiſch. Man ſollte daher vorausſetzen, daß die tragiſche Literatur der Römer beſonders reich ſein müſſe. Dies iſt aber bekanntlich keineswegs der Fall; ein ſcheinbarer Widerſpruch, der ſich bei näherer Be-

trachtung leicht lösen läßt. Die Römer erscheinen nämlich, seit wir von ihnen wissen, als ein Kriegervolk im Feldlager. Bei dem stürmischen Ungestüm, womit ihre Geschichte sich aufrollt, in dem fortwährenden Gemenge mit den verschiedensten Nachbarstämmen, mit denen ihre Eroberungen sie in Berührung brachten, war ihre ursprüngliche vaterländische Heroensage, der eigentliche Grundton des nationalen Dramas, allmälig verklungen oder durch die fremden Einflüsse verwandelt. Allerdings bot ihre eigene bewundernswerthe Geschichte, zumal zur Zeit der Republik, mehr wahrhaft tragische Momente als die irgend eines andern alten Volks. Allein der tumultuarische Schauplatz der Gegenwart ist nirgends die rechte Bühne des Dramas. Das wußten die feinsinnigen Griechen sehr wohl, indem sie einmal selbst ihren Sophokles verurtheilten, weil er eine nationale Niederlage, die noch im schmerzlichen Andenken Aller war, zum Gegenstande einer Tragödie gemacht hatte. Die Gegenwart, um poetisch erfaßt zu werden, muß überall erst in malerisch übersichtliche Gruppen aufgehen, die Staubwirbel der Leidenschaften und Parteiungen müssen sich theilen, um in der furchtbaren Wirrung die stillwaltenden Götter zu erkennen; mit Einem Wort, die Geschichte muß erst, gleichsam als Sage, sich in das religiöse Volksgefühl versenkt haben. Als aber bei den Römern überhaupt zuerst das Bedürfniß künstlerischer Darstellung erwachte, war ihr alter ernster frommer Glaube bereits verloschen und eine wesentlich politische Staatsreligion geworden, die niemals tief greift. Und als sie nachher, zu Augustus' Zeiten und später, einen Anlauf zu selbständiger Dichtung nahmen, waren, bei der ganz veränderten Weltlage und Gesinnung, die ungeheuern Kämpfe

zwischen den Patriciern und Plebejern und ihre republikanischen Heldengestalten nicht mehr hoffähig.

Daher die seltsame Erscheinung, daß dieses stolze weltbeherrschende Volk sich sein Drama bei den unterjochten Griechen erbetteln mußte. Seit Ennius, also von ihren ersten dramatischen Versuchen an, sind sowol ihre verschollenen Tragiker Pacuvius und Attius, als ihre Komiker Plautus und Terenz bloße Uebersetzer, und die wirklich einheimischen Atellanen (Possenspiele in oscischer Mundart) nur noch der piquante Sardellensalat zu dem literarisch aristokratischen Gastmal der Vornehmen. Jene Uebersetzungen aber beruhten im Lustspiele auf specifisch athenischen, den Römern mithin mehr oder minder fremden Sitten, und in den Tragödien auf einer Mythologie, die von der römischen wenigstens im Einzelnen und Localen bedeutend abwich, oder auf heroischen Familiensagen, wie von Oedipus, Iphigenia, den Atriden u., welche mit ihrem religiösen Volksglauben keinen lebendigen Zusammenhang hatten. Weder diese Tragödie noch jenes Lustspiel konnte demnach in Rom jemals national werden. Sie blieben literarische Kunststücke, die unter solchen Verhältnissen ganz folgerecht theils in Effectmacherei und scheußliche Ungeheuerlichkeiten ausarteten, theils in der hohlen Phraseologie und dem rhetorischen Zopfstil des sogenannten Seneca erstarrten. Das wahrhaft nationale Schauspiel dieses durchaus praktischen und etwas grobnervigen Volks waren vielmehr die pantomimischen Darstellungen und Tänze, und jene entsetzlichen Kämpfe in der blutigen Arena, gleichsam der Wiederhall der rücksichtslosen Gewalt, womit dieses Volk die andern Völker niedertrat

Der einzige wahrhafte Tragiker, freilich auf einem andern Gebiete, war Tacitus, indem er mit echtrömischer Kühnheit den tragischen Untergang dieses großen Volkes selbst zum Gegenstande seiner ergreifenden Darstellung machte.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Das chriſtliche Drama.

Als das Unterſcheidende zwiſchen Epos und Drama bezeichneten wir oben die weſentlich ſubjective Grundlage des letztern, indem es der Begebenheit die Handlung, der Handlung das innerliche Motiv entgegenſtellt. Dies kann aber natürlich überall nur nach der Richtung der jedesmaligen Lebensſtimmungen geſchehen. Das Drama iſt folglich mehr als jedes andere poetiſche Erzeugniß ein Spiegel der Gegenwart, und mußte daher auch nach dem endlichen Siege des Chriſtenthums nothwendig der neuen chriſtlichen Weltanſicht anheimfallen. Und ſo ſehen wir denn in der That — zugleich zum Beweiſe, wie tief das alte Drama, trotz ſeiner ſpätern Entartung, noch immer mit dem alten Glauben zuſammenhing — daß daſſelbe in den Ländern, wo es ſich von den Römern her noch erhalten, wie in Konſtantinopel, in Frankreich und Spanien, vom Chriſtenthum ſofort als ein fremdartiges Element erkannt und ausgeſchieden wurde, und zwar nicht etwa um ſeiner eingeriſſenen Unſittlichkeit willen aus blos moraliſchen Rückſichten, ſondern vorzugsweiſe aus religiöſen, wegen ſeiner mythologiſchen Grundlage. Tertullian und der hei-

lige Auguſtin eiferten dagegen und ein ſpaniſcher Biſchof in Barcelona wurde abgeſetzt, weil er in ſeinem Sprengel Schauſpiele mit Anſpielungen auf heidniſche Götterlehre geſtattete.

Man hat hiervon gern und häufig Veranlaſſung genommen, dem Chriſtenthum den Vorwurf zu machen, daß es das Drama durch barbariſchen Zelotismus vernichtet habe. Aber da war, wie wir bereits früher geſehen, eigentlich nichts mehr zu zerſtören, das antike Schauſpiel hatte ſich ſchon ſelbſt gerichtet. Auch war jener Eifer keineswegs unbegründet in einer Zeit, wo der mythologiſche Stoff und alles Das, was wir freilich jetzt längſt nur als ein geiſtreiches Spiel der Phantaſie zu betrachten gewöhnt ſind, noch heimlich im Volksglauben fortwurzelte. Wenn aber allerdings hier für den Augenblick eine Stockung eintrat, ſo lag der Grund davon theils in der Natur der Dinge überhaupt, die nirgend einen plötzlichen geiſtigen Umſchwung geſtattet, theils in den beſondern hiſtoriſchen Verhältniſſen. Denn die damaligen gebildeten Völker, in Rom und Byzanz, waren längſt ſittlich zu tief entwürdigt, alt geworden und abgenutzt, um neue lebenskräftige Keime zu treiben, die neubekehrten nordiſchen Völker dagegen, die erfriſchend dazwiſchentraten, noch zu ungebildet für das Drama, das ja überall die letzte Blüte der Civiliſation darſtellt. Die Welt, möchte man ſagen, hatte damals noch Größeres und Wichtigeres zu thun, als Komödien zu ſchreiben. Am wenigſten aber trifft jener Vorwurf das Weſen des Chriſtenthums ſelbſt. Denn wenn wir die tragiſche Stimmung überhaupt als das Gefühl der Nichtigkeit und Begrenzung alles Endlichen durch die in der menſchlichen

Natur begründete Forderung des Unendlichen erkennen müssen, so ist ohne Zweifel grade das Christenthum die tragischste Religion, und konnte mithin nimmermehr der Idee der Tragödie, als der vollendetsten dramatischen Form, feindlich entgegentreten. So mächtig vielmehr war dieses höhere dramatische Element im Christenthum, daß dasselbe, nachdem es die alte Bühne überwunden, sofort den Bildungsproceß von seinem religiösen Ursprunge ab wieder aufnehmend, das neue Schauspiel aus der Kirche selbst herausbildete; und zwar am selbstständigsten in Deutschland, wo die Erinnerungen an das Antike am wenigsten verbreitet, die heimatlichen heidnischen Traditionen aber noch nicht künstlerisch genug ausgeprägt waren, um wesentlich hemmend und störend einzuwirken.

Es ist von Andern bereits hinreichend nachgewiesen, wie dramatisch bald im Anfange der christliche Gottesdienst sich gestaltete. Die ganze christliche Weltansicht von Erschaffung der Welt bis zu Christus war durch correspondirende Wechselgesänge und mimisch plastische Darstellungen schon in der zwölfstündigen Urliturgie angedeutet, deren tiefe Symbolik, in ihre Hauptzüge zusammengedrängt, uns noch bis heute in dem heiligen Meßopfer bewahrt ist. Fast ebenso alt war die Sitte, während der Passionszeit die Leidensgeschichte Christi in der Kirche aus den Evangelien vorzulesen, wobei die Reden Christi von dem Priester, dagegen die Reden der Apostel, des Herodes, des Pilatus, der Hohenpriester und des jüdischen Volkes von verschiedenen Personen vorgetragen wurden. Es ist aber leicht begreiflich, daß man hierbei in den Text der Evangelien, theils zur Erläuterung, theils zur Verstärkung des Eindrucks, sehr bald Versification, kirchliche Tradi-

tionen, ja sogar Recitative und einzelne Gesangstücke mit hineinweb, während schon im 12. Jahrhundert ein Costüm der Vortragenden und höchst wahrscheinlich auch eine Art von Action hinzukam.

Allein Gottesdienst und Drama, Glauben und Dichten, obgleich in ihrer Wurzel eins, sind dennoch grundverschieden. Der eine nimmt gleichmäßig den ganzen Menschen, das andere vorzugsweise Gefühl und Phantasie in Anspruch. der Glaube geht unmittelbar in die Tiefe auf Erkenntniß oder vielmehr Anschauung der Wahrheit, die Poesie nach außen auf Schmuck und künstlerischen Ausdruck des gläubig Erschauten. Sie wird daher, um dieses ihres Amtes wahren zu können, stets eine selbstständigere Richtung anstreben, und es ist von nicht geringem Interesse, diesen Bildungsgang in der Geschichte des christlichen Dramas näher zu verfolgen.

Was hier zunächst auffällt, ist die Großartigkeit, womit dasselbe eben jenes tragische Element der christlichen Religion, von dem wir eben sprachen, sofort erkannt, und dadurch die verhüllte Idee der alten Tragödie erst zum Selbstbewußtsein gebracht und abgeschlossen hat, indem nun das neue Liebesgefühl den trostlosen Kampf des Endlichen gegen das Unendliche in freudige Aufopferung, den starren Gegensinn des Unendlichen, oder des Schicksals, in milde göttliche Leitung verwandelte und verklärte. Was die Alten dunkel ahnten, träumten und vergebens erstrebten und doch nimmer davon lassen konnten, die uralte Verheißung in der Menschenbrust, die unvergängliche Sehnsucht der Völker nach höherer Vermittelung des Irdischen und Göttlichen und die endliche Erfüllung und Versöhnung, mit Einem Wort: das Erlösungswerk des Gottmenschen

ist der welthistorische Inhalt des ersten christlichen Dramas, der Mysterien; der tragische Held ist Christus selbst, seine Geburt, sein Wandel, sein Leiden und sein Sieg. Später erst wurden allmälig auch einzelne Momente und Gestalten des großen Weltdramas, wie die Jungfrau Maria, die Heiligen und Märtyrer, in deren Leben sich das Mysterium besonders leuchtend abspiegelt, zum Gegenstande eigener Darstellungen gemacht. Immerhin aber konnte diese Aufgabe, das Uebersinnliche darzustellen, nur annähernd und sinnbildlich gelöst werden; und so reihten sich sehr bald an das Mysterium die wesentlich allegorischen Moralitäten, wo Fels und Wald, die einzelnen Seelenkräfte, die biblischen Gedanken, ja der Gedanke selbst, neben historischen Personen, wie eine wunderbare Hieroglyphenschrift, redend und handelnd auftreten.

Die Spur dieser geistlichen Dramen läßt sich mit Sicherheit bis in das 4. Jahrhundert verfolgen, aus welchem ein aus dem Griechischen übersetztes Passionsspiel, angeblich von dem Kirchenvater Gregor von Nazianz, bis auf uns gekommen ist. Auch aus dem 9. Jahrhundert, wo sie wahrscheinlich unter Karl's des Großen geistreicher Mitwirkung allgemeiner wurden und wobei besonders der Abt Angilbert thätig war, besitzen wir noch ein lateinisches Drama in Versen über die Geburt Christi, und aus dem 10. die sechs legendarischen Moralitäten der Benedictinernonne Roswitha (Helene von Rostow, im Kloster Gandersheim am Harz). Im 12. Jahrhundert aber sehen wir schon in den meisten großen Städten eigene Brüderschaften zur Aufführung von Passionsspielen sich vereinigen; so in Rom die Del Gonfaloni; die der Battuti in Treviso, und 1404 die Confrérie de la Passion

in Paris. Während alſo Myſterium und Moralität hiernach im Süden und Weſten Europas, ſowie in England, ſchon längſt einen Cyclus ſtehender Vorſtellungen bildeten, der ſich den Feſten des Kirchenjahres anſchloß, ſcheinen ſie in Deutſchland erſt im 14. Jahrhundert ſich allgemein verbreitet zu haben. Wenigſtens erhalten wir wunderlicherweiſe durch Eulenſpiegel die früheſte Andeutung davon, welche aber zugleich beweiſt, wie bald das geiſtliche Schauſpiel hier national geworden, indem dort von einer ſolchen Vorſtellung auf einem *Dorfe* die Rede iſt. Die erſte Aufführung dagegen, von der wir *beſtimmte* Kunde haben, iſt ein Spiel von den klugen und thörichten Jungfrauen, welches 1322 die Predigermönche in Eiſenach gaben.

Dem gottesdienſtlichen Urſprunge und Charakter entſprach auch die ganze äußere Erſcheinung dieſer Schauſpiele. Gleich den Liturgien, aus denen ſie hervorgegangen, beſtanden ſie in lateiniſchen Recitativen, erſt ſpäter wurden zur Erklärung und Erweiterung des Bibeltextes gereimte Verſe in der *Landesſprache* eingeſchoben und geſprochen. Die Schauſpieler waren Geiſtliche, der Schauplatz die Kirchen, oder wenn dieſe nicht Raum genug boten, die Kirch- und Kloſterhöfe; die Bühne ſelbſt aber hatte gewöhnlich drei Stockwerke übereinander, von denen das obere und untere Himmel und Hölle, das mittlere die Erde vorſtellte. Das geſammte Perſonal ſtand oder ſaß im Halbkreiſe auf der Bühne in der jedesmaligen Tracht der Zeit, nur Gott Vater, die Engel und Apoſtel in prieſterlichen Gewändern, Chriſtus als Biſchof. Alle intonirten vor Beginn des Schauſpieles das: veni sancte spiritus, worauf der „expositor ludi", als Heiliger oder

wol auch als der „alte Heidenmann" Virgilius, mit den nöthigen Aufklärungen über Zeit, Ort und Gegenstand das Spiel eröffnete und überhaupt die Stelle des Prologs und Chorführers vertrat, während die Andern, wenn die Reihe an ſie kam, aus jenem Halbkreiſe vortraten und dann wieder dahin zurückkehrten, die Chorknaben aber die geiſtlichen Zwiſchengeſänge ausführten. Die Vorſtellung, meiſt an den Nachmittagen, dauerte oft mehre Tage (Tagewerke, Jornadas), und bedurfte beſonders in der ſpätern Zeit eines ſehr zahlreichen Perſonals; ja ein im Jahre 1498 zu Frankfurt gegebenes Paſſionsſpiel hat nicht weniger als 265 Perſonen.

Dieſer ganze ſceniſche Apparat mag unſerer modernen Angewöhnung fremd und wunderlich erſcheinen, und ließe ſich vielleicht am beſten mit einem großartigen lebenden Bilde vergleichen. Gewahrt man aber die über alles Gemeine oder auch nur Gewöhnliche weit erhabene Bedeutſamkeit dieſes Bildes, den oft bewunderungswürdigen Tiefſinn, womit das ganze Menſchenleben zum Symbol des größten Ereigniſſes der Weltgeſchichte ſich geſtaltet, denkt man ſich endlich zu der künſtleriſchen Gruppirung der Maſſen, zu den maleriſchen Trachten und prächtigen Gewändern noch die unſichtbare Macht der feierlichen kirchlichen Geſänge, die wie aus einer andern Welt herüberklangen, ſo erſtaunt man nicht darüber, daß dieſe Darſtellungen in dem poetiſchen Mittelalter überall national werden konnten, ſondern daß wir, nach ſolchen Anfängen, uns heutzutage mit ſo ordinärem Theaterplunder jämmerlich begnügen mögen. Wenn dieſer jetzt für den alltäglichen Hausbedarf unſerer kleinen Leidenſchaften und Gelüſte nett und wohnlich zugerichtet wird, ſo erſcheinen

dagegen jene alten Dramen wie die unvollendeten Münster jener Zeit, wo aus derselben geistigen Triebkraft Stein und Erze, Blumen und Palmen, der Menschen Sehnsucht und betende Heiligengestalten, in organisch-dramatischer Gliederung, gleich sprossenden Gedanken zum Kreuze emporrankten. Wie tief aber dieser Wunderbau überall auf dem Volksleben ruhte, ersieht man aus dem verschiedenen Schicksal jener Schauspiele bei den verschiedenen Völkern. Das frommernste, halbdeutsche England bewahrte sie am längsten, über 400 Jahre in ihrer ursprünglichen Würde und Gestalt. In Frankreich entwickelten sie gleichzeitig den glänzendsten, fast schon an die moderne Oper mahnenden Theaterluxus; während Spanien, in jahrhundertlangem Kampfe um das Kreuz großgewachsen, das einzige Land ist, wo sie, mitten unter den glühenden Blüten weltlicher Dichtung, die höchste Ausbildung und künstlerische Weihe errangen. Als aber nachher überall der Fanatismus der Aufklärung alle Poesie vom Erdboden fegte, flüchtete sich das proscribirte geistliche Drama vor den gebildeten Vandalen in die abgelegensten Gebirgsthäler Deutschlands und der Schweiz, wo die Wälder noch ungestört zu Gottes Lobe rauschen, und wo wie in Wallis jährlich an einem bestimmten Heiligentage, sowie zu Oberammergau in Oberbaiern alle zehn Jahre noch bis jetzt von den frommen Landleuten Passionsspiele mit alter Liebe und Treue im Freien aufgeführt werden. Und welche Macht dieses Schauspiel, selbst in dieser verkümmerten, in Wort und Musik schon bedeutend modernisirten Gestalt, noch immer auf empfängliche Gemüther auszuüben vermag, mögen hier die Worte eines kunstverständigen Augenzeugen bekräftigen. „Als der Heiland", sagt Eduard Devrient,

„nun gebunden mit Hohngelächter hinweggeführt wird, und Alle, auch die liebsten Jünger entflohen ſind, vollendet ſich uns der Eindruck von der unermeßlichen Einſamkeit des Erlöſers unter ſeinen Mitmenſchen auf eine erſchütternde Weiſe. Wir haben es mit angeſehen und erlebt, wie Alles um ihn her, auch ſeine vertrauteſten Jünger, ihn immer misverſtanden, wie er zu ihnen faſt immer in den Wind geredet, wie es den vier Vertrauteſten in der Stunde ſeines Ringens mit dem Opferungsentſchluß möglich war zu ſchlafen und wieder zu ſchlafen, trotz der dringenden Mahnung des Meiſters. Wie nun Petrus nichts kann als einmal dreinſchlagen und dann davonlaufen, um ſich ſogar dreimal zu verſchwören und zu verfluchen, daß er den Meiſter nicht kenne. Wie keiner, auch nicht Johannes, den wir beim Abendmahl ſo zärtlich an des Freundes Bruſt liegen geſehen, mit ihm geht und ſagt: Wo du biſt, will ich auch ſein, und wo du leideſt, will ich mit leiden. Wie Alle, auch Alle ihn verlaſſen und fliehen und Er allein dahingeht, gebunden und verhöhnt, mit der unermeßlichen Liebe in der Bruſt, um für dieſes elende, klägliche Geſchlecht zu ſterben. Dieſe ungeheuere einſame Größe hat mir erſt die Gewalt der dramatiſchen Kunſt (wenngleich nur in einem Vorſchauſpiele) vor die Seele gebracht."

Uns aber überkommt ein ähnliches ſchmerzliches Gefühl von der Schwachheit der menſchlichen Natur bei der Betrachtung des weitern Verlaufes oder vielmehr Verfalles dieſes Schauſpiels, welcher häufig dem Umſtande zugeſchrieben wird, daß man demſelben Zwiſchenſpiele einzumiſchen begann. Allein dieſe dem Alten Teſtamente entnommenen Zwiſchenſpiele bezeugen im Gegentheil eine

große künſtleriſche Einſicht in den lebendigen Organismus des Ganzen, indem ſie jederzeit auf die evangeliſchen Stellen des Dramas, wo ſie eingefügt ſind, gleichſam prophetiſch hinweiſen, wie z. B. die Geſchichte der Suſanna vor dem Vorfall zwiſchen Chriſtus und der Ehebrecherin. Auch daß darin allmälig das komiſche Volkselement Eingang fand, konnte an ſich nicht ſchaden, denn der gläubige Ernſt, eben weil er damals noch ſicher und rein war, fühlte ſich dadurch auf keine Weiſe geärgert oder geirrt, und in Spanien und Deutſchland wenigſtens blieb dieſer Scherz, wie keck er auch häufig auftritt, ſtets harmlos und naiv, und diente, ohne allen frivolen Beiſchmack, vielmehr nur dazu, das Heilige durch ſeinen Gegenſatz zu heben. Ja, es iſt in dieſem Betracht ſehr charakteriſtiſch, daß gerade der Teufel, als überkluger, armer oder dummer Teufel, hier überall wider Willen die komiſche Rolle übernehmen mußte.

Aber der wacker gehetzte Teufel war nicht ſo dumm, als er ausſah, und hatte, während ſie gutmüthig über ihn lachten, heimlich im ſchönen Garten ſein Unkraut dazwiſchengeſät, das nun mit raſchem, knolligem Wuchs die ſchlanken Traumblumen überwucherte. Eine trockene, feinzerſetzende Luftſchicht von Zweifeln und übermüthigem Halbwiſſen hatte ſich unvermerkt wachſend über den Erdkreis gelagert, und in der ungewiſſen Dämmerung des falſchen Lichts waren in Walſchland die alten heidniſchen Götterbilder wieder erwacht und von ihren Spielgeſellen, den Gelehrten, neben Chriſtus auf die Bühne geſtellt worden, daß ſie unter der fremden Wucht zuſammenbrach. Da griff zunächſt das an ſich ſelber irregewordene geiſtliche Schauſpiel über das Myſterium und die Heiligen-

legende immer mehr in Sagen und weltliche Geſchichten hinaus. Das Zwiſchenſpiel, ſeines urſprünglichen Berufes und Zuſammenhangs vergeſſend, verwilderte in iſolirter Ungebundenheit zur gemeinen Poſſe, und das ganze profanirte Drama, da der Mangel an wahrhaftem Inhalt immer mehr äußerlichen Schein und Beiſtand nöthig machte, ging endlich von den Geiſtlichen zu den Handwerkern, aus der Kirche in die Kneipe über.

So hatte alſo aus dem allgemeinen Schiffbruch eigentlich nur das Zwiſchenſpiel ſich gerettet und als Faſtnachtspoſſe emancipirt; der weichenden Glaubensfreudigkeit des mittelalterlichen Dramas, da es ſich ſelber nicht mehr herzhaft glaubte, trat ſofort die ironiſche Parodie auf die Ferſen, deren Wortführer in letzter Inſtanz unſer Hanswurſt iſt. Der Umſchwung aber erfolgte natürlicherweiſe auch hier nicht plötzlich. Schon durch die ältern Intermezzos der Myſterien laufen einzelne Ahnherren des Hanswurſts: der Bott Jan Poſſet, der niederländiſche Pickelhering und Stockfiſch, der franzöſiſche Jean Potage (zu deutſch: Schampitaſche), der Marktſchreier, der den zum Grabe wallenden Frauen Salben verkauft u. ſ. w. Auch manche, durch die Jahrhunderte heimlich fortgeerbten heidniſchen Elemente tauchten jetzt allmälig wieder lebendiger auf; bei den ſüdweſtlichen Völkern aus der Erinnerung an das altrömiſche Theater die improviſirten Maskenſpiele, im Oſten aus den nebelhaften Traditionen der altnordiſchen Mythologie der tolle Teufels- und Zauberſpuk, und aus allen dieſen verworrenen Ingredienzien zuſammengenommen das deutſche Faſtnachtsſpiel.

Das Faſtnachtsſpiel iſt oft als Kern und Anfang eines wahrhaft nationalen Schauſpiels gerühmt worden; wir

möchten es vielmehr das Ende desselben nennen. Das Komische ist überall nur da von Bedeutung, wo es auf einer großen sittlichen Grundlage ruht, der es zur Folie dient, wie wir oben bei Aristophanes gesehen, wie wir es bei Shakspeare's tiefsinnigen Narren, bei dem wesentlich tragischen Don Quixote, und wol auch an der seltsamen Erfahrung bemerken, daß selbst die darstellenden Komiker außer der Bühne meist ernste, ja melancholische Leute sind. De mortuis nil nisi bene. Wir wollen daher auch dem verstorbenen Hanswurst keineswegs die wohlverdiente Ehre abschneiden, wo er wirklich sein Handwerk verstand und mit dem Narrenschwert des gesunden Volkswitzes gegen die monströsen Auswüchse des Hohen, gegen alles Gemachte, Krankhafte, Affectirte und Superkluge, mit Einem Wort: auf den welthistorischen Zopf, den der Teufel aller Menschenweisheit anhängt, derb und lustig losschlug. Allein wenn wir das Charakteristische des Fastnachtsspiels, wie es im Allgemeinen einer unbefangenen Betrachtung sich darbietet, kurz bezeichnen sollen, so ist es im Grunde doch nur die Negation des Mittelalters, d. h. Dessen, was dieses groß gemacht, des Ritterthums, der Liebe, der Tapferkeit und Religion, und insofern allerdings ein Symptom, daß das Mittelalter damals schon innerlich faul und abgenutzt war. Aus der bloßen Negation aber, die ja selbst nur eine Krankheit ist, geht nie und nirgends das gesunde Neue hervor.

Und eben dieser verwandtschaftliche negirende Familienzug führte das Fastnachtspiel auch sehr bald der Reformation in die Arme, die es sofort als willkommene Waffe gegen die Kirche wandte. Es ist bekannt, mit welcher wahrhaft stupiden Roheit viele dieser Schwänke gegen

ıpſt, Meſſe, Ablaß und die Verehrung der Heiligen ıthen, und daß ihrem Einfluſſe von einem gleichzeitigen ɔyroniſten z. B. der Uebertritt Berns zu der neuen Lehre zugeſchrieben wird. — Aber auch noch von einer andern Seite griff die Reformation hier ſtörend ein. Die Jeſuiten verſuchten nämlich mitten in dieſer Verwilderung die Myſterien wiederherzuſtellen, indem ſie dergleichen Schauſpiele in ihren Convictorien von den Schülern in lateiniſcher und deutſcher Sprache aufführen ließen, und dem großen Inhalt allen Schmuck der glänzendſten Ausſtattung hinzufügten. Dieſe letztere Conceſſion an den Zeitgeiſt deutet freilich ſchon auf eine gewiſſe Hülfsbedürftigkeit, und es iſt in der That ſehr zweifelhaft, ob der Verſuch bei der allgemeinen religiöſen Zerfahrenheit, von der begreiflicherweiſe auch die Katholiſchen nicht unberührt blieben, überhaupt von Erfolg ſein konnte. Jedenfalls aber war es, wie die Sachen einmal ſtanden, das einzige Rettungsmittel, das ewige Banner der Poeſie über dem trüben Strome wenigſtens für eine beſſere Zukunft unbefleckt emporzuhalten, und es zeugt von nicht geringer Einſicht, daß ſie dabei, anſtatt die alten Formen des Myſteriums ängſtlich feſtbannen zu wollen, vielmehr auf die größten Vorbilder dieſer Art in der neuern Zeit, auf Lope de Vega und Calderon, zurückgriffen. Denn in ſolchen Zeiten gilt es nicht, eigenſinnig Renaiſſance zu treiben, ſondern dem Kleinen und Erbärmlichen das Große reſolut entgegenzuſtellen und ſomit die verworrene Aufregung in Begeiſterung für das Höhere und Wahre zu verwandeln, nach welchem die Menſchen auch in ihrer tiefſten Verirrung, immerdar eine unüberwindliche Sehnſucht fühlen.

Nun kann man aber leicht ermeſſen, welch ein Schrei

von Reaction und Verfinsterung bei diesen Bestrebungen unter dem gegenüberstehenden Heereshaufen ausbrach. Jeder wollte an dem jesuitischen Drachen sich die Sporen verdienen und ein protestantischer Calderon werden. Pfarrer, Magister, Rectoren und Cantoren schrieben jetzt hurtig ebenfalls Schulkomödien, Studenten, Professoren, Schüler und Bürger führten sie in Hörsalen und Rathhäusern und Schützenhöfen auf, mehre Genossenschaften traten als theatrum academicum zusammen, Luther selbst lobte, trieb und schürte: es war, als hätte ein epidemisches Theaterfieber das ganze nördliche Deutschland ergriffen. Da gab es „Johann Huß in Kostnitz", „Lutherus redivivus", „Der kalvinische Postreuter", „Tegelocramia" u. s. w. In Neubauer's „Pammachius" ergibt sich der Papst gegen die dreifache Krone dem Teufel, und schickt Christus die Wahrheit und den Apostel Paulus an die Elbe zu Luther, um wider Rom zu kämpfen. Ja, untereinander selbst geriethen sie hierbei nicht selten in das ingrimmigste Handgemenge: so u. A. im „Phasma" des Nikodemus Frischlin, der die zelotische Verketzerung, die sie an der Kirche gotteslästerlich fanden, mit gedoppelter Wuth gegen die eigenen abgezweigten Genossen wendet, und wo im letzten Act von Christus alle und jede Lehre, die mit der lutherischen nicht streng übereinstimmt, zur Hölle verdammt wird. — Nun führte zwar dasselbe Bedürfniß der Popularität, welches schon früher die Paraphrasen der Mysterien in der Landessprache veranlaßt hatte, auch hier immer mehr zum Deutschen. Allein in diesen Stücken war eigentlich nichts populär als der Haß gegen die Kirche; und der Haß zerstört, aber erobert nicht. Kein Wunder daher, daß dieselben sehr bald ein

Schisma auch im Drama herbeiführten, welches wir bis heute nicht überwunden haben, die widernatürliche Zerklüftung nämlich in gelehrtes Schauspiel und in Volksschauspiel, die doch beide nimmermehr ohne einander bestehen können. Denn indem die Schulkomödie theils in theologischer Spitzfindigkeit und Klopffechterei, theils in einer unzeitigen Nachahmung der Alten, namentlich des Terenz, aufging, mußte sie nothwendig immer exclusiver, ein Professorenspiel für Professoren werden. Und ebenso natürlich folgte hieraus, daß das höchst gelangweilte Volk, um sich zu erholen, desto ungestümer wieder nach seinem Fastnachtsschwank zurückgriff, und daß dieser, also von den Gebildeten verlassen und verachtet, nun unaufhaltsam verwilderte.

Vergebens stemmten sich jetzt die erschreckenen Führer der Reformation selbst diesen wilden Wassern entgegen. Es erging ihnen wie Goethe's Zauberlehrling, der, weil er die alte Formel vergessen, die Geister, die er heraufbeschworen hat, nicht wieder zu bannen vermag. Denn nicht diese Schwänke hatten die Sitten, sondern die durch die religiöse Anarchie zerfressenen Sitten den Schwank verdorben. Das an seinem Heiligsten irregewordene Volk taumelte in der neuen Freiheit, und man weiß, wie erstaunt und verzweiflungsvoll Luther oft über die pestartige Demoralisation klagt, die seinem Unternehmen durch ganz Deutschland folgte. Ueberdies ruhte das Fastnachtsspiel wesentlich auf einer harmlosen Lust und Schalkhaftigkeit, welche überall, wo sie ihre unbefangene Unschuld verloren und tendentiös und polemisch geworden, in Ausgelassenheit und Bosheit umschlägt. Wie abschreckend aber jene Sittenverwilderung, selbst bei Hans Folz und Hans Rosen-

rius, die doch als Begründer des weltlichen Dramas in Deutschland gelten, in den gleichzeitigen Fastnachtsspielen sich abspiegelt, ahnen Diejenigen kaum, die die Sache blos vom Hörensagen kennen und nicht etwa selbst auf einer literarhistorischen Wanderschaft unverhofft in diesen Cloak von Schmutz, Zoten und Unfläterei gerathen sind. Das ist keine unbefangene Lustigkeit mehr, die dem ernsten Deutschen so wohlansteht, noch etwa eine ethische Entrüstung über das Niedrige im Leben; es ist die thierische schamlose Lust am Gemeinen, und bei allem Patriotismus werden wir doch unsern Hanswurst größtentheils nur als eine plumpe Vergröberung des spanischen Gracioso, ja selbst des, in seiner affenartigen Beweglichkeit noch anmuthigen, italienischen Arlechin betrachten müssen.

Wenn hier Jemand hätte helfen können, so war es ohne Zweifel der wackere Nürnberger Hans Sachs. Auch lenkte er wirklich mit poetischem Instinct auf die alte Bühne zurück, soweit es ihm irgend möglich war. Allein es war eben nicht möglich, denn er war durch und durch ein Dichter des Protestantismus, und man kann nicht niederreißen und bauen zugleich. Im vollen Gefühl der Prosa der Gegenwart griff er nach allen Seiten umher nach mittelalterlichen Ritterstoffen, ja selbst in die Geschichte des Alterthums zurück, und schrieb wieder religiöse Schauspiele in der Weise der alten Mysterien. Aber aus seinem Mittelalter sind die Heiligen, der Muttergottesdienst und der Wunderglaube, also der eigentlich poetische Accent gestrichen, und das Mysterium wird ihm zur bloßen Moral. Und eben diese durchgreifende praktische Tendenz, verbunden mit einer reichsbürgerlich bornirten Kleinstädterei der Weltansicht, gibt seinen Dramen

eine nüchterne, ſcholaſtiſche Färbung; er erkennt in allen großen Conturen der Weltgeſchichte, wie der Bibel, nur ihre moraliſche Phyſiognomie, die aber bekanntlich noch keineswegs die poetiſche iſt. So wird in einem ſeiner Stücke Epikur mit wahrhaft poetiſcher Gerechtigkeit übergelegt und von Cacus durchgepeitſcht, der dazu ein langes moraliſches Lied ſingt; und in ſeiner Komödie von den ungleichen Kindern Eva's iſt Gott Vater, wie Tieck ſagt, ein ſtrenger, doch herablaſſender Superintendent, der die Kinder Eva's im lutheriſchen Katechismus examinirt. So ſind alle ſeine Helden mehr oder minder ehrbare nürnberger Patrizier, und ſein Kothurn hat überall etwas vom Schuſterleiſten; er treibt die Poeſie friſch und fröhlich wie ein löbliches Handwerk. Wahrhaft liebenswürdig dagegen iſt er in ſeinen ſpätern Faſtnachtsſpielen, wo ſein ſpecifiſch volksthümliches Talent endlich durch Halbgelehrſamkeit, Politik und Theologie ſich ſiegreich und ergötzlich hindurchſchlägt, wie z. B. in ſeinem Schlaraffenlande, oder in dem Schwank von den eiſenfreſſeriſchen Landsknechten, die den Himmel ſtürmen und die doch weder St. Peter im Himmel, noch der Teufel in der Hölle mag. Da iſt ihm, weil er hier bequem zu Hauſe iſt, die ganze Moral unverſehens in ein herzhaftes Verlachen aller Philiſterei und Niedertracht des Lebens umgeſchlagen, das unwiderſtehlich anſteckt, da man überall herausfühlt, wie grundehrlich er es meint.

Wenn hiernach Hans Sachs mit richtigem Takt die Bühne wieder dem Volke vindicirt hatte, ſo ſchien jetzt ein anderer unerwarteter Umſtand dieſe Eroberung erſt recht wirkſam und dauernd machen zu ſollen. Gegen das Ende des 16. Jahrhunderts nämlich zog, von den Nieder-

tauchen der, die erste fahrende Schauspielerbande, die englischen Komödianten, durch ganz Deutschland wie ein Meteor, dessen Ursprung und eigentliche Bedeutung noch immer räthselhaft ist. Tieck meint, es seien junge deutsche Comptoristen der Hansa aus London gewesen, die diesen abenteuerlichen Streifzug improvisirten. Dagegen deuten neuere Forschungen darauf hin, daß sie sich von einer wirklich englischen Truppe in den Niederlanden abgezweigt, ja, daß sogar Shakspeare selbst, noch vor Beginn seiner dichterischen Laufbahn, sich unter ihnen befunden. Wir wissen indeß nur sehr wenig von ihnen, nicht einmal mit Gewißheit, ob sie ihre Vorstellungen in englischer oder deutscher Sprache gaben, und ihre erst im Jahre 1624 (deutsch) gedruckten Stücke zeugen allerdings noch von einem niedern künstlerischen Standpunkte. Ihre Liederschwänke wurden bänkelsängerartig durchweg nach einer Melodie abgesungen, während die ernsten Schauspiele, fast wie blutige Stiergefechte, nur auf rohe Kraft und brutale Nerven-Erschütterung ausgehen, wie denn z. B. im Titus Andronikus zwei Personen auf der Bühne die Gurgeln abgeschnitten werden, um ihre Köpfe kleinzuhacken und in Pasteten zu backen. Bei alledem aber war es dennoch ein bedeutender Fortschritt, daß diese Abenteurer auf ihrem Siegeszuge einerseits die Bühnen der pedantischen Schulkomödie überall niederrannten, und auf der andern Seite, den von Hans Sachs gezogenen Kreis plötzlich erweiternd, das Volksdrama aus der dumpfigen Stubenluft der Handwerkerzechen befreiten, indem sie den genialern Maßstab des altenglischen Theaters herüberbrachten, das sich bereits früher volksthümlich zu entwickeln begann. Denn in diesen elementarischen Schauspielanfängen,

in dieſer wilden Schlacht der Leidenſchaften rumort, wenngleich noch völlig unbeholfen, doch überall ſchon die tragiſche Jugendkraft einer durch große Geſchicke ernſtgeſtimmten Nation, in allen Richtungen ungeſtüm und täppiſch nach ungeheuern Stoffen umhergreifend. Dieſe altengliſchen Komödien ſind gleichſam die Flegeljahre des Volksdramas, das rohe Material, aus denen bald darauf Shakſpeare wie mit einem Zauberſchlage ſeine unvergänglichen Dichtungen ſchuf. Die Jugendarbeiten des großen Dichters weiſen noch deutlich auf dieſen Urſprung und Zuſammenhang hin; er änderte nichts, er erlöſte nur den gefeſſelten ringenden Geiſt, den ſein wunderbarer Kunſtverſtand in dem wirren Chaos erkannt hatte. Wie verwandt aber dieſer Geiſt dem Deutſchen war, bezeugt die allgemeine Aufregung, die den engliſchen Komödianten vom Rheine bis zur Weichſel folgte, der Jubel, womit ſie in den Städten von Volk und Magiſtraten feierlich empfangen wurden. Auch hallte der Anklang, den ſie geweckt, weithin noch lange nach. Zunächſt wurde, wie zu erwarten, von dem Beifallsſturm das in Deutſchland allzeit bereite Heer der Nachahmer, aber leider kein deutſcher Shakſpeare, alarmirt. Unter dieſen ragen aber nur Zwei bemerkenswerth hervor: der nürnberger Procurator Jakob Ayrer und Herzog Heinrich Julius von Braunſchweig. Der Erſtere geht (in ſeinem Opus theatricum 1618) wie ein lechzender Löwe der blutigen Fährte der engliſchen Komödianten nach, mit ſeinen Gräuel- und Schauderſtücken, Galgen- und Prügelſcenen ihren Mordlärm noch überbrüllend, während er dabei doch, mit echtdeutſcher Tugendhaftigkeit, von dem Hans Sachſiſchen Moraliſiren nicht laſſen kann, was eine ganz abſonderliche Confuſion

gibt. Beſonnener und auch talentvoller zeigt ſich der Herzog H von Braunſchweig (geſt. 1613) in ſeinen Luſtſpielen, indem ſeine ausgezeichnete Perſönlichkeit, ſowie ſeine verſuchte Einrichtung eines ſtehenden Hoftheaters, ſchon von ſelbſt die extreme Rohheit ausſchloß. Inzwiſchen aber hatte jener Feldzug der ſogenannten Engländer überall ſich immer wieder neu rekrutirt aus Schülern und Studenten, die nun ganz Deutſchland unter Führung von „Komödiantenmeiſtern" durchzogen, davon einer ſich Präſes und Herzog Italiens, und ſeine Schauſpieler Parnaßbrüder oder Emporiumsſaſſen nannte; ein Künſtler-Freicorps, deſſen jugendliche Begeiſterung und Hingebung recht dazu gemacht ſchien, die Sache des jungen Volksdramas gegen Gelehrte, Superintendenten und Schulmeiſter durchzufechten.

So war denn auch bei uns Alles im herzhafteſten Zuge nach einer künftigen naturwüchſigen Entwickelung, als das Ungewitter über Deutſchland losbrach, deſſen Blitze ſchon lange die drückende Schwüle von ferne unheimlich durchzuckt hatten. Der Dreißigjährige Krieg machte plötzlich furchtbar Ernſt aus dem tragiſchen Spiel, da ging es leibhaftig an das Gurgelabſchneiden, Hängen und Würgen, das ſie ſo luſtig agirt, die Bühnen brachen unter der Wucht des Getümmels zuſammen, die Studenten gingen unter die Landsknechte, und die Kriegsfurie rührte und brodelte Katholiſch und Proteſtantiſch, Einheimiſches und Fremdes wild durcheinander, bis zuletzt auf dem blutigen Boden des Hexenkeſſels von all dem fröhlichen Schauſpielweſen nur die gemeine Luſt am Gräßlichen, das ſogenannte „Mordſpectakel", übrigblieb.

Nirgend iſt wol das Weſen der durch das Chriſtenthum bedingten neuern Poeſie ſchärfer ausgeprägt worden, als im ſpaniſchen Drama. Wollen wir aber dieſes Weſen präcis bezeichnen, ſo können wir es nur Romantik nennen; freilich nicht die um das Jahr 1796 künſtlich gemachte, ſondern die aus dem religiöſen Bedürfniß der Völker erwachſene Romantik. Dieſe Romantik iſt uralt und datirt eigentlich ſchon von Homer; aber erſt das Chriſtenthum gab ihr den vollen, reinen Ausdruck. Sie iſt bei den neuern Völkern im Grunde nichts Anderes als der ſich immer wiederholende und nach den verſchiedenen Nationalitäten mannichfach geſtaltende Verſuch, die große Aufgabe des Chriſtenthums, die Vermittelung des Ewigen und Irdiſchen, auch auf dem Gebiete der Poeſie annähernd darzuſtellen. Dies kann aber, wie wir ſchon oben erwähnten, da das Ueberſinnliche an ſich undarſtellbar iſt, überall nur ſymboliſch geſchehen; und zwar entweder durch eine Symbolik von oben herab, die den ganzen chriſtlichen Begriff ſinnbildlich gleichſam in ein poetiſches Dogma zuſammenfaßt, um es dann auf das Einzelne im irdiſchen Leben anzuwenden, wie bei Dante; oder umgekehrt durch eine organiſche Symbolik, wo, wie bei Calderon, die im Einzelnen ſchlummernden Keime, die verhüllte Bedeutung des Irdiſchen in Leben, Sage, Legende, ja ſelbſt in einzelnen Momenten der heidniſchen Mythologie, geweckt und nach dem höhern Lichte gewendet und emporgerankt werden. Der Nerv des Ganzen iſt hier ein tieferes Liebesgefühl, das, ſehr verſchieden vom antiken Schickſal, nicht erbarmungslos vernichten, vielmehr das irdiſche Daſein mit allen ſeinen Freuden und Leiden zur chriſtlichen Schönheit verklären will, indem es das Grundübel, das alles

Leben häßlich macht, den Egoismus in seinen vielfachen Gestalten, in den Brennpunkt jenes höhern Lichtes stellt und dadurch in sein Gegentheil verwandelt. Daher wird die eigensüchtigste der menschlichen Leidenschaften, die Geschlechtsliebe, über allen sinnlichen Genuß hinaus, ja bis zum Symbol der himmlischen Liebe in der Jungfrau Maria, vergeistigt: die Eifersucht geht nicht mohammedanisch auf den materiellen Besitz, sondern auf dessen innerliche Bedeutung, die schon ein Blick, ein Laut verletzen kann; die Ehre, als ein Symbol des religiösen Gewissens, fragt nichts nach den persönlichen Erfolgen ihrer Ehrenhaftigkeit; der Held, weil er sich zugleich als Ritter eines höhern Reichs betrachtet, bleibt, auch äußerlich überwunden, noch im Untergange Sieger und heiter. Und diese Opferfreudigkeit, und die auf solche Weise idealisirte Liebe, Eifersucht und Ehre sind in der That die belebenden Elemente des spanischen Dramas, in der Tragödie wie im Lustspiel.

Warum aber diese Romantik gerade in diesem Drama vorzugsweise zur Erscheinung kommt, läßt sich aus der Geschichte Spaniens leicht erklären. — Ludwig Clarus sagt in seiner trefflichen Darstellung der spanischen Literatur im Mittelalter: „Die Kunst hat nur ein wahres Leben, wenn ihre göttliche Abkunft und Bedeutung dem Künstler immer gegenwärtig bleibt. Darum ist die heilige und religiöse Kunst der Gipfelpunkt, der Sonnenherd, der freiheitsprießende Kern aller Kunst. Sie geht als Dienstmännin zu Leben beim höchsten Herrn und ist im Hause der Kunst die wahre Gebieterin. Die weltlichen Fächer und Sprößlinge haben nur erlaubnißweise neben dieser Meisterin ihre Fächlein und Zellen angelegt, weil die ihren Vortheil verstehende Kirche als Bewahrerin und Pflegerin

alles Guten und Schönen tolerant genug iſt, alle jene Richtungen der Kunſt gewähren zu laſſen, welche mit ihrer eigenen Aufgabe für die Menſchheit nicht im Widerſpruche ſtehen. So hat denn auch die Wiege der Schauſpielkunſt im Hervorgang aus einem innern Verhältniſſe überall neben dem Altar geſtanden und ihr Patriotismus dieſe ihre Geburtsſtätte zu verſchönern ſich mächtig angetrieben gefühlt. Der heutige proteſtantiſche Cultus, welcher die Vermittelung der innern Anſchauung des Gemüths nach außen faſt überall abweiſt, Anſchaulichkeit und Sinnlichkeit verbannt wiſſen und allein durch das Wort der Predigt, welche ſich ſo leicht zu kahlen Dogmen vereinfacht, wirken will, verkennt bei ſolcher Anſicht durchaus die innerlich nothwendige und hiſtoriſch gerechtfertigte Zuhülfenahme der äſthetiſchen Einwirkung auf das Gemüth und verwiſcht damit das Gepräge des Chriſtenthums. Denn er trennt, was Gott und Natur vereinigt oder was die Geſchichte als zuſammengehörig offenbart, und behandelt ſeine Gläubigen ſpiritualiſtiſcher Weiſe als reine Intelligenzen. Er ſchweigt auf die Foderungen der ſinnlichen Natur, ſtatt ſie zu läutern und zu veredeln, gänzlich und weigert ſich hartnäckig, auch in den unentbehrlichen Aeußerlichkeiten den Wiederſchein Gottes anzuerkennen und wirken zu laſſen.“ — Dieſem in der Geſchichte aller Kunſt tiefbegründeten Urtheile ſtimmen wir vollkommen bei und müſſen ſonach als Hauptgrund der bewunderungswürdigen Blüte des ſpaniſchen Dramas zunächſt die Treue erkennen, womit die Spanier ſtets zur Kirche geſtanden und jenes abſtracte und unkünſtleriſche Princip des Proteſtantismus zurückgewieſen haben, welches, wie wir oben geſehen, insbeſondere auch in Deutſchland der naturgemäßen

Entwickelung des Volksschauspiels sich entgegengestemmt. Seinen Katholicismus aber bewahrte dieses hochbegabte Volk darum so streng und rein, weil es sich ihn selbst erobert, weil es das Schwert, da wo die Kreuzfahrer der andern Länder es kampfesmüde niedergelegt, von neuem aufgenommen und Jahrhunderte lang gegen die Mauren für das Kreuz gestritten hatte, welches hier zugleich das Banner der Kirche und der nationalen Freiheit war; ja selbst nach dem endlichen Sturze Granadas war die Eroberung von Amerika, ihrer eigentlichen Bedeutung nach, auch nur eine Fortsetzung jenes großartigen Kreuzzuges. Daher sehen wir, nachdem das übrige Europa schon längst in fahle Dämmerung verschwommen, die Hochebene Spaniens in Leben und Sitte noch immer vom Abendrotb der scheidenden Romantik scharf und wunderbar beleuchtet. denn ein Krieg um die höchsten Interessen der Menschheit verwildert nicht, sondern hebt und kräftigt die Gemüther. Als aber der Erdgeist des Goldes den Kampf um Amerika säkularisirt, als nachher der ganz unpopuläre und daher stets argwöhnische Philipp II. die Kirche durch die Inquisition in eine Polizeianstalt zu verwandeln versucht und mit dem Machiavellismus seiner Politik den Heldengeist der hochherzigen Nation nach außen gebunden hatte, flüchtete sich dieser Geist zur Poesie, um im Drama seine alte Größe nachzuträumen.

Auch in Spanien war also das Schauspiel aus der, alles Leben mütterlich umfassenden, Natur der Kirche hervorgegangen, und auch hier hatte, bei dem natürlichen Doppelcharakter aller Kunst, sich sehr bald dem Mysterium das Weltliche, die Posse, beigemischt. Sie konnte aber hier niemals ihren Mutterboden gänzlich überwuchern, oder

ſich frech und feindlich gegen die Kirche wenden, weil die religiöſe Volksgeſinnung einem ſolchen Attentate jederzeit entſchieden widerſtand, und weil, aus demſelben Grunde, das Profane, wo es ſich mit der kirchlichen Abkunft des Dramas nicht mehr zu vertragen ſchien, früher und ſtrenger, als in andern Ländern, von dem Myſterium geſchieden wurde. So finden wir ſchon in den siete partidas König Alfonſo's X. angeordnet: „Die Prieſter ſollen keine Poſſenſpiele darſtellen, damit die Leute herbeikommen, um dieſe zu ſehen, wie es wol geſchehen iſt. Wenn Andere es thun, dürfen die Prieſter nicht dazukommen, weil dabei viele Derbheiten und Unanſtändigkeiten vorfallen. Auch ſollen dergleichen Stücke nicht mehr in den Kirchen aufgeführt werden; wir befehlen vielmehr, daß man mit Schimpf und Schande Diejenigen hinausweiſen ſoll, die dergleichen vornehmen; denn die Kirche Gottes hat die Beſtimmung, daß man darin betet und nicht Poſſenſpiele darin aufführt. Unſer Herr Chriſtus ſprach im Evangelio, daß ſein Haus ein Bethaus genannt, nicht aber zu einer Räuberhöhle gemacht werden ſolle. Doch gibt es Vorſtellungen, die den Prieſtern erlaubt ſind, z. B. die Geburt unſers Herrn Chriſti, in welcher gezeigt wird, wie der Engel zu den Hirten kam und ihnen ſagte, daß der Heiland geboren worden, oder die Erſcheinung deſſelben, als die Heiligen Drei Könige ihn anzubeten kamen, oder die Auferſtehung, worin gezeigt wird, wie er gekreuzigt wurde und am dritten Tage wieder auferſtand. Sachen, wie dieſe, welche den Menſchen ermuntern, Gutes zu thun und Andacht im Glauben zu haben, können ſie aufführen, zumal die Leute ſich dabei erinnern mögen, daß, wie dies

hier dargeſtellt wird, ſich einſt Alles in der Wirklichkeit begab u. ſ. w."

Das hiernach von der Kirche mild ausgewieſene weltliche Schauſpiel konnte indeß noch lange nicht von derſelben laſſen. Die ſogenannten Eklogen von Juan del Encina, Gil Vicente u. A., wo die Hirten oft mitten aus einem kleinen Liebes- oder Intriguenſpiel von Engeln zur Krippe des neugeborenen Kindes gerufen werden, bilden den allmäligen Uebergang, der erſt bei Torres Navarro und Lope de Rueda, ſowie in der vielfach nachgeahmten Novelle „Céleſtina" von Fernando de Rozas faſt ganz vollendet erſcheint. Doch blieb die Tradition von dem kirchlichen Urſprung des Dramas noch immer ſo ſtark, daß der Gewinn aus ſolchen Darſtellungen nur zu frommen Zwecken, und den herumziehenden Schauſpielergeſellſchaften ihre Schauplätze durch die geiſtlichen Brüderſchaften angewieſen wurden, und zwar endlich im 16. Jahrhundert bleibend auf zwei Hofräumen der madrider Straßen Principe und Cruz, wo noch bis jetzt die beiden Hauptbühnen Madrids ſtehen. Wie wenig aber damals noch die rege Phantaſie des Publicums der äußerlichen Stimulation bedurfte, zeigt die Schilderung von der Bühnenwirthſchaft des eben gedachten Schauſpielers und Schauſpieldichters Lope de Rueda, welche Cervantes in der Vorrede zu ſeinen eigenen Komödien gibt, und die wir beifügen, da ſie mehr oder minder für alle Theater jener Zeiten gilt. „Zur Zeit dieſes berühmten Spaniers", ſagt nämlich Cervantes, „war die ganze Geräthſchaft eines Schauſpieldichters und Theaterdirectors in einem Sacke enthalten und beſtand in vier weißen Schäferpelzen, mit vergoldetem Leder beſetzt, vier falſchen Bärten und Aexeln und vier

Schäferſtäben oder mehren oder wenigern. Die Schauſpiele waren nur Unterredungen, wie Eklogen zwiſchen zwei oder drei Schäfern und einer Schäferin; man verſchönerte und verlängerte ſie mit zwei oder drei Zwiſchenſpielen von einer Negerin, Kupplern, Tölpeln und Biscaiern. Derſelbe Lope ſpielte dieſe vier Rollen mit aller Vortrefflichkeit und Wahrheit, die man erdenken kann. Zu jener Zeit gab es keine Couliſſen, keine Gefechte zwiſchen Mauren und Chriſten zu Fuß und zu Pferde; da gab es keine Geſtalt, welche durch die Theaterverſenkung aus dem Mittelpunkte der Erde hervorſtieg oder emporzuſteigen ſchien. Die Bühne beſtand aus vier in ein Viereck geſtellten Bänken, mit vier oder ſechs Bretern darüber, ſodaß ſie ſich vier Hände breit über dem Boden erhob. Man ſah keine Engel oder Geiſter auf Wolken vom Himmel herabſteigen; der ganze Zierath des Theaters war ein alter an Schnüren zu beiden Seiten aufgehängter Teppich; er trennte den Platz der Zuſchauer von der Bühne. Dahinter ſtellte man die Muſiker, welche ohne Guitarre irgend eine alte Romanze ſangen."

Aus dieſem marionettenartigen Zuſtande ſtrebte nun Cervantes ſelbſt das Schauſpiel emporzuheben. Er ſchrieb in ſeinen jüngern Jahren 20 bis 30, damals mit Beifall aufgeführte Schauſpiele, wovon jedoch nur zwei, „Die Lebensweiſe in Algier" („El trato del Argel") und die „Numancia" ſich erhalten haben. Das erſtere hat, bei großen dichteriſchen Schönheiten, noch wenig dramatiſches Geſchick, bietet aber ein eigenthümliches biographiſches Intereſſe, da es die eigenen Leiden und Heldenthaten des Dichters als Sklave in Algier darſtellt. In der „Numancia" dagegen, die von dem tragiſchen Untergange dieſer

Stadt durch die römiſche Uebermacht handelt, ſehen wir zugleich die merkwürdige Vermittelung eines literariſchen Kampfes, der unter den Tramen aller Nationen eine große Verwüſtung angerichtet hat und eigentlich bis jetzt noch nicht beendigt iſt. Schon damals war nämlich auf andern Gebieten der Poeſie die epidemiſche Nachahmung der Alten auch in Spanien eingedrungen, und durch Vermudez und Argenſola ſelbſt im Schauſpiel, wenngleich mit geringem Erfolge, verſucht worden. Cervantes folgte, vielleicht in unbewußter Connivenz, dieſem Zuge. In ſeiner „Numancia" erkennen wir in der That faſt alle hervorragenden Momente der alten Tragödie, den leiſen Todesſchritt des Schickſals und den gedankenvollen Geiſt des Chors in den zwiſchen den Acten erſcheinenden allegoriſchen Perſonen, ja auch die Selbſtopferung der überwundenen Numancier hat durchaus die Größe antiker Tugend, während andererſeits doch wieder der romantiſche Klang des Ganzen und das durchgreifende Volkselement begeiſterter Vaterlandsliebe das wunderbare Stück bis auf den heutigen Tag vollkommen national macht: ein praktiſcher Beweis, wie die eingebildete Todfeindſchaft der rechten Romantik und des wahrhaft Alten im Grunde nur illuſoriſch und ein eigenſinniges Misverſtändniß der Gelehrten iſt. Trotz jenen geiſtreichen Verſuchen wurde indeß Cervantes hier ſehr bald von einem neuaufgehenden dramatiſchen Dichtergeſtirn verdunkelt, und als er ſpäter, der volksmäßigen Richtung unbedingt nachgebend, noch einmal mit acht Schauſpielen hervortrat, war er ſchon zu alt und wol überhaupt auf dieſem Felde zu wenig eingeboren, um einen ſolchen Wettkampf ſiegreich zu beſtehen.

Was demnach Cervantes kaum nur angebahnt, führte

Lope de Vega mit überraſchendem Erfolge aus, indem er, ohne ſich von der Dictatur der neuern Kunſtdichter irre machen zu laſſen, ſeine Bühne aus dem rohen und zerſtreuten Material des bisherigen Volksſchauſpiels kühn herausbaute und kein Bedenken trug, dieſem Grundgedanken alle vornehmen Prätenſionen proſaiſcher Wahrſcheinlichkeit, hiſtoriſcher Pünktlichkeit, ſittlicher Pruderie oder gelehrter Schauſtellung aufzuopfern. Er ſagt ſelbſt: „Wenn ich ein Schauſpiel ſchreiben will, ſchließe ich alle Vorſchriften ſorgfältig ein, und bringe Terenz und Plautus aus meinem Zimmer heraus, damit ſie nicht gegen mich ſchreien, wie die Wahrheit wol aus ſolchen ſtummen Bänden zu ertönen pflegt, denn ich ſchreibe gemäß der Kunſt Derjenigen, welche den Beifall der Menge ſuchten, der man in ihrer Thorheit zu Willen leben ſoll, weil ſie es iſt, die dafür zahlt.“ — Das Letztere iſt, wie man ſieht, nur ein ungeſchicktes Compliment für die Kunſtdichter, eine ſchlechte Entſchuldigung für etwas, das keiner Entſchuldigung bedarf. Denn von dem Beifall der Menge lebt das Schauſpiel überall, und es kommt dabei lediglich auf das Verhältniß des Dichters zu dieſer Menge an. Lope de Vega aber ſchmeichelt nicht etwa buhleriſch den confuſen und gemeinen Gelüſten des Publicums, ſondern weckt und hebt die edlern Gefühle der Nation, indem er, ihre wundervollen Romanzen dramatiſirend, ſie beſtändig an ihre große Heldenzeit erinnert, und zwar nicht durch populärſüchtige Herabſtimmung, ſondern mit einer reizenden Anmuth des Ausdrucks, die oft bis an die höchſten Höhen der Poeſie ſtreift. Und in der That, ſein unerſchöpflicher Reichthum von Erfindungen, ſowie die außerordentliche Biegſamkeit ſeines Geiſtes, war recht dazu ge-

ſchaffen, das Leben in ſeinen mannichfaltigſten Erſcheinungen und Beziehungen zum poetiſchen Volksbewußtſein zu bringen.

Es wäre daher eine ſehr vergebliche Mühe, ſeine Schauſpiele nach unſern modern äſthetiſchen Begriffen rubriciren zu wollen. Sie ſind weder Trauerſpiele noch Luſtſpiele. Denn wie in Leben und Geſchichte Luſt und Leid, Tragiſches und Komiſches beſtändig ineinanderlaufen, ſo iſt auch dem lebendigen Volksdrama jene ſcharfe Scheidung völlig fremd; und wir ſehen bei Lope de Vega nicht nur allen ſeinen ernſten Stücken poſſenhafte Nebengeſchichten eingeflechten, ſondern auch den, von ihm eingeführten, Gracioſo das Pathos ſeiner Helden beſtändig ironiſiren. Ebenſo willkürlich aber iſt die gewöhnliche Eintheilung dieſer Schauſpiele in Mantel- und Degenſtücke (Comedias de capa y espada) und in Helden-Schauſpiele (Comedias heroicas) aus dem zufälligen Grunde, weil in den erſtern nur Leute höhern Standes, die damals ſtets mit Mantel und Degen erſchienen, in den andern dagegen auch Könige auftreten ſollen. Eine ſo lächerlich ariſtokratiſche Rangordnung findet aber begreiflicherweiſe in Wahrheit gar nicht ſtatt, in vielen Stücken beider Gattungen laufen Edelleute, Könige, Bauern und Narren mit und ohne Mantel und Degen friſch und fröhlich durcheinander, und alle zuſammen, auch die alten Griechen und Römer, ſind ausgemachte Spanier: wie denn z. B. in Lope de Vega's „Brennendes Rom" („Roma abrasada") Kaiſer Nero, als ein echter Caſtilier, Nachts unter den Fenſtern ſeiner Dame ein Sonett ſingt und nach blutigem Zweikampf mit Vermummten kaum der nachſetzenden Scharwache entwicht. Man kann vielmehr dieſes unermeßliche Repertoir

nur nach ſeinem weſentlichen Inhalt in weltliche und geiſtliche Schauſpiele abtheilen, indem man zu jenen die Mantel- und Degenſtücke ſowie die, mehr geſchichtlichen, heroiſchen Dramen mit ihren obligaten Nebengeſchichten und Zwiſchenſpielen (Entremeses, Farsas, Sainetes, Eglogas ꝛc.); und zu den geiſtlichen die bibliſchen oder legendariſchen Darſtellungen und die eigentlichen Fronleichnamsfeſtſpiele (Autos sacramentales) rechnet, auf welche wir weiter unten noch beſonders zurückkommen. Bedenken wir aber, daß Lope de Vega in allen dieſen Gattungen höchſt Ausgezeichnetes geleiſtet, daß er überhaupt, mit Ausſchluß der kleinern Stücke, 1800 weltliche und 400 geiſtliche Schauſpiele gedichtet und manche davon in fünf Tagen niedergeſchrieben hat, ſo werden wir eine hiernach ſehr begreifliche, häufig fühlbare Flüchtigkeit in Plan und Charakteren, die oft nur ſtehende Masken des Verliebten und Eiferſüchtigen ꝛc. ſind, zwar bedauern, jedenfalls aber in das Erſtaunen Cervantes', welcher ihn ein Wunder der Natur genannt, mit einſtimmen müſſen. Er war und blieb bis in ſein hohes Alter der Liebling und Stolz ſeiner Zeitgenoſſen; trotz ſeinem Glück und Ruhm aber ſtarb er (1635) mit dem ſchmerzlichen Wunſche, nie etwas Anderes als reingeiſtliche Dinge getrieben zu haben.

Und in der That, dieſer gewaltige Genius erſcheint uns ſelbſt wie ein wunderbares Naturereigniß, das eben unaufhaltſam wirkt, weil und wie es muß. Denn in ſeinen müßig grübelnden Stunden mit dem dramatiſchen Regelzwang der gelehrten Humaniſten eigentlich vollkommen einverſtanden, trieb ihn dennoch eine unwiderſtehliche Neigung beſtändig zu dem entgegengeſetzten Volksthümlichen; und auch das Raſche und Raſſenhafte ſeiner Wirk

samkeit schien nöthig, um die Massen zu bewältigen, die überall nur durch eine unausgesetzte Reihefolge gleicher Effecte in Bewegung zu setzen und an das Höhere gleichsam erst zu gewöhnen sind. Nachdem er aber auf solche Weise den schweren Dunstkreis der alten Nacht zertheilt hatte, sehen wir plötzlich einen ganzen Sternenhimmel von dramatischen Dichtern überraschend hervortreten. Die hervorragendsten unter ihnen sind: Tarega, Aguilar, Guevara, Montalvan, Moreno, Mendoza, Alarcon, mit seinem unsterblichen „Weber von Segovia", sowie Guillen de Castro, dessen „Jugendthaten des Cid" („Las mocedades del Cid") das Vorbild des zur Ungebühr berühmteren „Cid" von Corneille geworden, und Tirso de Molina (eigentlich Gabriel Tellez), der in seinem „Verführer von Sevilla oder der steinerne Gast" („El burlador de Sevilla y convidado de piedra") den tragisch-wilden Geist heraufbeschworen, welcher seitdem als Don Juan durch die ganze Welt umgeht und den Mozart wohl am tiefsten erkannt hat. Und so allgemein und hinreißend ward die nachhaltige Begeisterung für die Bühne, daß außerdem noch eine Menge anonymer Dichter, deren hohe Stellung diese Art von Oeffentlichkeit nicht zu vertragen schien und zu denen selbst der kunstverständige König Philipp IV. gehörte, unter der gewöhnlichen Bezeichnung „Von einem Geistreichen an diesem Hofe" (por un Ingenio de esta Corte) sich dabei betheiligte.

Alle diese überaus fruchtbaren Dichter sind jedoch keineswegs etwa bloße Nachahmer Lope de Vega's, und bilden nur insofern eine Schule, wenn man es so nennen will, als sie sämmtlich der volksthümlichen Richtung ihres Meisters folgen. Es ist wie ein schöner Wald, demselben

Boden entſproſſen und von denſelben Lüften ernährt, in Wuchs, Blätterſchmuck und Blüte aber ſich mannichfach und ſelbſtändig geſtaltend. Nur Einem unter ihnen war es vorbehalten, die Andern merklich zu überragen. Was Lope de Vega eigentlich gemeint, aber in eroberner Haſt nur geiſtreich zu ſkizziren vermochte, hat Calderon in großen, unvergänglichen Zügen ausgeführt, und da hiernach bei ihm das ſpaniſche Drama erſt zu ſeiner vollen Geltung gelangte, ſo wollen wir verſuchen, Das, was wir oben über die Bedeutung dieſes Dramas überhaupt geſagt haben, hier in einigen ſeiner Schauſpiele näher nachzuweiſen.

Wir ſagten, daß in Spanien das Drama niemals ſeine religiöſe Abkunft vergeſſen oder verleugnet hat. Dieſer religiöſe Grundcharakter zeigt ſich bei Calderon ſelbſt in denjenigen ſeiner weltlichen Schauſpiele, welche mit unſerm Luſtſpiele noch am meiſten übereinſtimmen, und zwar in dem eigentlichen Hauptelemente ſeiner Intrigue. Bei uns wird die ſentimentale Geſchlechtsliebe mehr oder minder als ein ernſthaftes Geſchäft getrieben, bei deſſen pflichtmäßiger Ausübung Religion, Ehre und Gewiſſen mit nichten in Betracht kommen dürfen. Bei Calderon iſt es gerade umgekehrt: hier iſt die Liebe unbedingt der Ehre unterthan und die Ehre empfängt ihre Weihe von der Religion, welche, wie Schlegel treffend ſagt, Calderon's Liebe iſt. Es iſt ein hergebrachter Irrthum, daß dieſe Ehre eine blos conventionelle war; das damalige Leben in Spanien war allerdings noch ritterlich genug, um ein ſo hoch geſtimmtes Princip vollkommen zu begreifen, aber keineswegs mehr identiſch mit den ſtrengen Conſequenzen deſſelben. Denn jene Ehre iſt eigentlich nur das geſteigerte

werthen, gleichsam eine empfindlichere Sittlichkeit, die, auf das an ſich Gleichgültige, Zufällige oder Conventionelle angewendet, dieſes vergeiſtigt, mithin die Gegenwart in eine höhere Region hebt und das Luſtſpiel zum idealen Reflex des gewöhnlichen Lebens macht. Hier aus der Menge nur ein Beiſpiel dafür. In dem Calderon'ſchen Mantel- und Degenſtücke: „Der Verborgene und die Verkannte" hat Don Cesar einen andern Cavalier im Zweikampf getödtet, weil er ſeiner geliebten Dame mit Liebesanträgen nachgeeilt hatte. Vater und Vetter des Getödteten, ſowie der Bruder der Dame halten es nun für ihre ritterliche Ehrenpflicht, den Don Cesar auf Tod und Leben zu verfolgen: Jene wegen des Mordes, Dieſer, weil Don Cesar durch jenen Zweikampf den Ruf ſeiner Schweſter gefährdet hat. Aber daſſelbe tiefe Ehrgefühl, gegen welches die Liebe bei aller Leidenſchaftlichkeit überall unbedingt zurücktreten muß, und das eine ſinnreiche Reihe der ergötzlichſten Verwickelungen veranlaßt, führt auch wieder durch das ganze Labyrinth derſelben zu einer heitern Löſung. Denn der Vetter vergibt dem Don Cesar, da er erfährt, daß der Ermordete „Mann gegen Mann in gleichem Kampfe" gefallen; der Vater, weil er dem Don Cesar, ohne ihn zu kennen, das Wort gegeben, ihn zu ſchützen, und der Bruder der Dame, weil Don Cesar, wie ſich endlich ergibt, ihr Verlobter iſt; eine Scrupuloſität, die ſeitdem auf den modernen Bretern der louveränen Komödienliebe gegenüber allerdings ziemlich altfränkiſch geworden iſt.

Aus jenem idealen Princip der Ehre aber und deſſen religiöſem Charakter ſtammt noch eine andere Grundkraft des ſpaniſchen Schauſpiels: die Heiligkeit der Lebenstreue.

Sie bildet unter andern die Seele eines der herrlichsten Trauerspiele, die jemals gedichtet worden; wir meinen „Den standhaften Prinzen“ von Calderon. Sonst ist es in der Tragödie fast überall der dämonische Titan in der Menschenbrust, der potenzirte Egoismus übermenschlicher Thatkraft, der an der Gewalt des Irdischen scheitert. Hier dagegen ist es gerade umgekehrt eben das Widerspiel alles Egoismus, die Kraft der Entsagung, mit Einem Wort: der christliche Heldenmuth, der das irdische Dasein besiegt. Don Fernando, der Bruder des Königs von Portugal, ist in dem Kriege gegen die Mauren als Gefangener in die Hand des Königs von Fez gefallen, und da dieser als Lösung für ihn die christliche Stadt Ceuta fodert, versagt Fernando, obgleich sein königlicher Bruder selbst hierzu die Vollmacht ertheilt, dennoch die Uebergabe der Stadt, „weil sie Gottes ist, nicht seine“. Und somit nur Gott als seinen höchsten Lehensherrn anerkennend, zerreißt er die Vollmacht, ergibt sich dem Könige von Fez unbedingt als Sklave und weist selbst die Ehrenbezeigungen seiner Mitsklaven zurück. Denn

> Wer bin ich? Mehr als ein Mensch?
> Und weil doch unsre Sachen,
> Wo heut' nicht, morgen gleich der Tod wird machen
> So wäre wohl geborgen,
> Wer heut' nichts übrig ließ zu thun für morgen

Das ist ein echter Liberalismus, der sich, wie man sieht, mit dem Christenthum gar wohl verträgt, ja mit demselben großgewachsen ist. — Darauf wird uns Fernando in seinem tiefsten Elende vorgeführt; aber es überkommen uns dabei anstatt der hier so naheliegenden weichlichen Rührung alle geheimnißvollen Schauer geistiger

Uebermacht. In Lumpen, verhungernd, den Tod schon in den Gliedern und um Brot bettelnd, ist er mitten unter seinen Peinigern der unabhängige Sieger, in seinen Leiden sich so frei bewegend, daß die Sklavenketten beständig melodischen Klang geben. Und als endlich sein Leib zusammenbricht, und nun der König von Portugal, zu spät, zur Befreiung seines Bruders herbeieilt, richtet sich der verklärte Heldengeist des Todten noch einmal auf und führt, bei stiller Nacht im Ordensmantel mit brennender Fackel voranschreitend, das christliche Heer zum Siege; ein Triumph des Ewigen über das Irdische von so tragischer Gewalt wie sie kein Schauspiel aller andern Nationen aufzuweisen hat.

Man sieht schon aus diesen Andeutungen, wie bei Calderon die Grenzen des weltlichen und geistlichen Schauspiels überall ineinanderlaufen. Noch deutlicher wird dieser Uebergang in seinem „Wunderthätigen Magus". Dieses Schauspiel behandelt die Sage von Faust, und es ist nicht ohne Interesse, die ganz religiöse Auffassung Calderon's mit der Goethe'schen zu vergleichen. Bei Calderon ist es ein durchgehendes Hereinragen der Höllenmacht mit allen ihren Schrecken, während dieselbe bei Goethe nur als ein Spiel der dämonischen Mächte im Menschen erscheint; hier tritt der Teufel als Pudel auf, dort als ein furchtbares Gewitter. Auch Cyprianus, der spanische Faust, beginnt voll Wissensgier mit religiösem Grübeln, aber es sind nicht Zweifel, sondern dunkle Ahnungen der göttlichen Wahrheit. Auch hier drängt die irdische Liebe zu Justina sich zwischen ihn und den Himmel, aber diese Liebe ist kein blasirtes Lüsteln, wie bei Faust, sondern brennende Leidenschaft. Auch er verschreibt, aber mit tiefem Grauen, seine

Seele dem Teufel, und der Teufel verheißt ihm dafür Juſtinens Genuß. Allein er hat keine Gewalt über reine Seelen, der hölliſche Zauber bricht vor Juſtinens Gottvertrauen zuſammen, und Cyprianus umarmt ein Trugbild, einen Leichnam. Und nun zum Schluß zeigt ſich die ganz verſchiedene Richtung. Während den deutſchen Volks-Fauſt der Teufel holt, welchem der Goethe'ſche nur durch ein poetiſches Kunſtſtück ſcheinbar entgeht, wendet ſich Cyprian erſchüttert vom Gefühl der Nichtigkeit alles Endlichen, entſchloſſen zu Chriſtus, bezwingt in deſſen Namen den Teufel und ſtirbt, ſeine Frevel ſühnend, den Märtyrertod mit Juſtina in höherer Liebe vereint, die ſich wie ein Phönix aus der Aſche der irdiſchen erhebt.

In dem geiſtlichen Schauſpiele: „Die Andacht zum Kreuze", dagegen tritt jenes religiöſe Princip ganz unverhüllt hervor. Es iſt in ſeinen äußern Umriſſen ein heutzutage ſehr gebräuchliches Thema. Euſebio liebt Julia, die als Nonne für das Kloſter beſtimmt iſt, und ihn wiederliebt; alſo ein Feld, auf dem ſich in neuerer Zeit ſeit Sigwart die fruchtbarſten Gemeinplätze und menſchenfreundlichſten Fußtritte gegen Pfaffen, Aberglauben ꝛc. faſt müde getummelt haben. Aber wer dieſe Geſchichten in unſern Leihbibliotheken ſtudirt und liebgewonnen hat, dem rathen wir durchaus nicht, zu dem Calderon'ſchen Trauerſpiel zu greifen, es dürfte nicht ohne großes Aergerniß ſeiner Aufklärung abgehen. Da hat z. B. Euſebio gleich anfangs den Bruder ſeiner Julia im Zweikampf ermordet. Flüchtig und verfolgt wird er dann Räuberhauptmann und ſteigt, in völliger Verwilderung, Nachts in das Kloſter ein, um Julien zu entführen. Doch ein Kreuzesmal, das er auf ihrer Bruſt entdeckt, erfüllt ihn

plötzlich mit solchem Entsetzen, daß er ihr zuruft: sie solle ihr Gelübde halten' — Auch Julia ist eine schlechte Nonne: sie willigt zögernd in die Flucht, ja, nachdem Eusebio das Entsetzen ergriffen, steigt sie dennoch auf derselben Leiter, die ihn zu ihr geführt, ins Freie, um ihm zu folgen. Aber ganz unerhörterweise ist nun bei ihr durchaus keine Rede von jener sophistisch zimperlichen Flicktugend, die den Frevel ästhetisch beschönigt. Vor sich selber schaudernd fühlt sie recht gut den Abgrund in sich und hört des Nachhalls Stimme wider sie das Urtheil sprechen. Es ist die volle dämonische Gewalt der Leidenschaft, die sie unaufhaltsam fortreißt, daß sie auf ihrer Flucht, um nicht verrathen zu werden, die ihr Begegnenden ermordet und dann in männlicher Jägertracht im Räuberwalde vor Eusebio erscheint, ihm zurufend:

— es fiel
Blutenden Geschossen, Vielen,
Schnellen Pfeilen gleich das Weib
Das nach seinen Zielen schweifet.

Man sieht, hier erscheint die Sünde nicht als ein selbst verzogenes Theaterkind, das sich nur für eine geniale Unart geben will, sondern mit allem Entsetzen der Hölle im Herzen. Aber eben diese, wenngleich in ihrer Verirrung dämonische Kraft hat immerdar den Muth zur Umkehr und, wie sie die Hölle stürmt, auch die Macht, dem Himmel Gewalt anzuthun, der um ihretwillen gern Gewalt erleidet. Und hier zeigt sich denn, wie nirgend sonst die Grundverschiedenheit des antiken und des christlichen Dramas in seiner ganzen Schärfe. Wie in der antiken Tragödie waltet auch in diesem Schauspiel ein geheimnißvolles Fatum, aber es ist nicht das alte Schicksal,

das ſich damit begnügt, das Räthſel des Daſeins in ſeiner unverſöhnten Herbigkeit hinzuſtellen, ſondern die chriſtliche Liebe, die dieſes Räthſel zu löſen trachtet, indem ſie aus den unvermeidlichen Trümmern des Irdiſchen unſichtbare Brücken nach dem Himmel ſchlägt. Euſebio und Julia gehen durch alle Labyrinthe der Sünde, aber das Zeichen des Kreuzes, das Beide als Mal an der Bruſt tragen, begleitet ſie überall mahnend, ſchreckend, führend; man fühlt über allen Gräueln jene höchſte Liebe, die nicht will, daß der Sünder ſterbe, ſondern daß er lebe und ſich bekehre. Beider irdiſche Liebe, Luſt und Ehre müſſen untergehen, denn ſie werden an dem Kreuze auf ihrer Bruſt als Geſchwiſter erkannt. Der verfolgte Räuberhauptmann Euſebio, todeswund, verblutend, wie ein Wild bis zum Tode gehetzt, und ſo in der Waldeinſamkeit plötzlich unter demſelben Kreuze angelangt, an deſſen Fuße einſt ſeine unglückliche Mutter ihn und Julia geboren, wendet ſich mit aller Kraft des Glaubensmuthes, der ihn nie verlaſſen, zu Gott zurück, und ſinkt, nachdem er gebeichtet, todt zu des Prieſters Füßen nieder. Julia aber, da ſie der eigene Vater durchbohren will, umklammert inbrünſtig bereuend, das Kreuz, und wird mit demſelben der Welt enthoben. — So brennt das heilige Kreuz, als ein chriſtliches Fatum, düſter durch das ganze Stück, bis es zuletzt, alles Irdiſche verzehrend und verklärend, in ſtillen Flammen emporleuchtet.

Am ſchlagendſten endlich bekunden den Schlegel'ſchen Ausſpruch: daß die Religion Calderon's Liebe ſei, ſeine Opferdarſtellungen (Autos sacramentales): Schauſpiele, die am Fronleichnamsfeſte und an den folgenden Tagen auf einer Straßenbühne in Gegenwart des Hofes mit

großem Prachtaufwande gegeben wurden. Das Personal ist fast überall allegorisch: die menschliche Natur, die Weisheit, das Heidenthum, das Judenthum, die Jahreszeiten, die Laster, der Teufel, welcher gewöhnlich einem Drachen rachen entsteigt, ja selbst der menschliche Gedanke in Narrentracht, werden redend und handelnd eingeführt. Der Stoff ist meist biblisch, zuweilen aus der vaterländischen Geschichte, manchmal sogar aus der Mythologie. Alles aber, der speciellen Bestimmung gemäß, in steter Beziehung auf das Geheimniß der Gegenwart Christi in der Hostie, dessen Verherrlichung eben die Aufgabe war. Ein auf das tiefsinnigste mannichfach variirtes Lieblingsthema ist hierbei der Sündenfall und die Erlösung des Menschengeschlechts. So betritt z. B. in „Gift und Gegengift" („El Veneno y la Triaca") die menschliche Natur, als Infantin, in Begleitung ihres Mentors, des Verstandes, und der Unschuld, ihrer Gespielin, in strahlender Schönheit den Paradiesesgarten ihres Reiches, wo Blumen, Quellen und Vögel singend ihre junge Herrin begrüßen. Während sie aber so zwischen den lieblichen Klängen weiter wandeln, erscheint von der andern Seite Lucifer (der gefallene Morgenstern), als Gärtner verkleidet, und begegnet, nachdem er durch einen wundervollen Monolog sich eingeführt, der unbefangen umherschweifenden Unschuld, welcher er sogleich lustig seine Freundschaft anträgt. Diese fühlt sich jedoch unheimlich bei dem Anblicke des stolzen Mannes und sucht ihm zu entfliehen. Darüber kehrt die Infantin wieder zurück, die Scheue fürstlich ermuthigend: sie habe nichts zu fürchten, wo ihre Herrin gegenwärtig sei. Auf ihre Fragen dann antwortet Lucifer, er stamme aus einem fremden Lande, ein erlauchter Fürst von so leuchtender

Herkunft, daß die Strahlen der Sonne an den Funken erglühen, die er scheidend versprüht. In seinem Vaterlande habe ihn der König selbst so hoch gehalten, daß er ihm einst vertrauensvoll das Bildniß seiner Braut gezeigt. Bei dem Anblick dieses Bildes aber in Neid und Liebe entbrannt, habe er sofort ein Heer von gleichgestimmten Vasallen geworben und einen Bürgerkrieg entzündet, um die Braut für sich zu gewinnen und sich selbst auf den Thron zu schwingen. Mit wenigen großartigen Zügen schildert er den furchtbaren Kampf, der mit dem Sturz und der ewigen Verbannung der Rebellen geendet. Das Original jenes Bildes aber sei die Infantin selbst.

Es folgt nun eine feurige Liebeserklärung, die jedoch von der sich rasch entfernenden Infantin entrüstet zurückgewiesen wird. Darüber entflammt der Vulkan in des Dämons Brust in voller Zornespracht. Er beschließt, Blumen, Lüfte und Quellen zu vergiften, und beschwört zu seinem Beistande das Schrecken der Sterblichen, den Richter alles Lebenden, den Gesellen der Sünde — den Tod herauf, der auf seinen Ruf aus einem Baumstamm hervortritt, um die Befehle seines Fürsten zu empfangen.

Auf Lucifer's Frage, wohin er, um die widerspenstige Schöne zu bezwingen, seinen Zauber niederlegen soll, räth ihm der Tod, den Vorüberzug der Jahreszeiten abzuwarten, welche soeben nahen, um der Infantin ihre Gaben darzubringen. Der Winter bringt einen Krystallbecher mit Wasser, der Frühling Blumen, der Sommer Aehren und der Herbst seine Früchte. Allein Lucifer wagt es nicht, sein Gift einzusenken; nicht in das Wasser, weil darin ein ihm unbekannter sacramentalischer Abgrund verborgen, nicht unter die Blumen, weil eine derselben das

Abbild einer andern Blume von fleckenloſer Jungfräulichkeit: nicht in die Aehren, denn in ihnen ſei ein großes Myſterium verhüllt; dagegen wählt er die Früchte, falls eine von ihnen vom Wurme angefreſſen ſei. Scheu aber überläßt er die Vergiftung dem Tode, der auch heimlich eine Schlange aus ſeinem Buſen unter die Früchte gleiten läßt.

Darauf ſehen wir die Infantin ſich in einer Quelle ſpiegeln, wie ſie in ihre eigene Schönheit ſich verliebt und wünſcht, daß die ganze Welt nur eine Spiegelquelle wäre. Jetzt kommen die Jahreszeiten in Begleitung des Todes und bieten unter Geſängen ihr ihre Gaben dar. Der Tod, der ſich für den alten Gärtner ihres Reichs ausgibt, reicht ihr den ſchönſten Apfel: wenn ſie davon eſſe, werde ihre Weisheit noch ihre Schönheit übertreffen. Vergebens warnt die Unſchuld, daß es darunter auch eine verbotene Frucht gebe. Die Infantin findet es ſehr thöricht, ein ſolches Glück von der Hand zu weiſen und beißt in den Apfel. Die Jahreszeiten ſingen wieder ihre Feſtlieder, ſie aber ſchaudert plötzlich zuſammen, denn ſie ſieht auf einmal Alles ringsumher verwandelt. Die Muſik erklingt ihr wie ein Wehgeſchrei der Lüfte, die Blumen ſind verblaßt, die Bäche trübe, die Bäume ſtarren wie Gerippe des Lenzes, ja die Thiere ſelbſt, die ſonſt vertraulich mit ihr gekoſt, fliehen vor ihr, oder kehren feindlich ihre Wildheit gegen ſie. Sie erkennt die Unſchuld nicht mehr, die ſich in Schlauheit verkehrt hat. Vergeblich ſuchen die Jahreszeiten ſie zu tröſten, ſie entſetzt ſich vor ihnen, denn der Winter erſtarrt ſie durch ſein Eis, die Frühlingsblumen ſind voll Dornen, der Sommer verſengt ſie, die Früchte des Herbſtes ſind erkrankt, und als ſie ſich wieder

in dem Bache erblickt, ſtiert ſie daraus, anſtatt der vori gen Schönheit, ein Leichnam an. Voll Verzweiflung will ſie ſich vom Felſen in das Meer ſtürzen, wird aber von dem herbeieilenden Verſtande zurückgehalten, welchem ſie, wie von Wahnſinn ergriffen, entflieht. Da verſchwören ſich die Jahreszeiten, ihr nicht länger zu gehorchen, da eine Verſtandesloſe nimmermehr des Reiches Erbin und ihre Herrin ſein könne. Allein der Verſtand beſchwichtigt ſie, und läßt von der Fama im Namen des Königs durch alle Welt verkünden, daß die Infantin als Braut heimführen ſolle, wer ſie von ihrem ſchweren Unfall heilt. — Während darauf der grämliche Winter in Feld und Wald alle grüne Pracht zerſtört, vernimmt man von ferne einen wunderbaren Klang und ſieht ein Schiff, worauf ein Pilger ſteht, ſich dem Strande nahen. Der Pilger, die Seinigen auf dem Schiffe zurücklaſſend, beſteigt das Land, und beklagt ſich über den rauhen Empfang, der ihm vom Winter in der fremden Oede zutheil wird, nimmt jedoch die ihm dargebotene Herberge in einer ſchlechten Hütte und das ärmliche Strohlager demüthig an. Als er aber berichtet, wie er, von der allgemeinen Klage gerührt, gekommen ſei, die ihm von Mutterſeite verwandte Infantin herzuſtellen, ruft der Winter ſogleich die Kunde ringsumher aus, und tritt voller Freuden ſein Regiment dem Frühling ab, und unſichtbare Stimmen ſingen: Ehre ſei Gott in der Höh', und Friede den Menſchen auf Erden.

Jetzt ergehen ſich Lucifer und die Infantin in der ſchönen Jahreszeit; er umſtrickt ſie mit falſchen, ſüßen Worten, und wenn ihre Vaſallen ſie verbannt, gebe er ihr dafür ein ſchöneres Reich im Centrum der Erde mit Allem, was da unten glüht und funkelt. Allein auch die

Unſchuld die nun als Dame in buntem Flitterſtaat erſcheint, vermag mit ihrem Geplauder ihre Herrin nicht zu erheitern. Die Infantin iſt müde und krank, aber eben in ihrer Krankheit gefällt ſie dem Lucifer nur um ſo mehr.

Da kommt der Verſtand und kündigt die verheißungsvolle Ankunft des fremden Pilgers an. Lucifer ſpottet über die Vermeſſenheit deſſelben, denn da das Gift ein unendliches, ſo müſſe auch das Gegengift unendlich ſein, und dazu genüge keines Menſchen Kraft. Der Verſtand erwidert aber, der Pilger habe zwei Naturen, eine menſchliche und eine göttliche. „Wer ſagt das", ruft Lucifer trotzig. — „Mein Wort, das Lichtes Blitz und Donner iſt", entgegnet der Fremde hervortretend und ein Piſtol auf ihn abfeuernd, daß Lucifer vor Schreck zuſammenſtürzt. Die betroffene Infantin erſtaunt über die ſchöne milde Geſtalt des Fremdlings. Dieſer aber ruft ſie freundlich zu ſich und heißt ſie, ihm ohne Rückhalt, Urſache und Verlauf ihres Uebels zu vertrauen, und infolge dieſes reuigen Bekenntniſſes verordnet er nun gegen das Feuer, das ſie verzehrt, das Waſſer der Taufe; gegen die Lügenworte, die ſie verführt, das Wort der Wahrheit; gegen den Todesbaum den Baum des Lebens, gegen die vergiftete Speiſe des Apfels eine andere heilende Zehrung. Die Infantin wäſcht darauf ihr Angeſicht in einer klaren Quelle und erſcheint wie neugeboren. Nun erblickt ſie, zu Leid und Buße, einen Baum, in deſſen Höhlung ein Todtengerippe aufgerichtet ſteht. Der Anblick erfüllt ſie mit Entſetzen; aber der Tod iſt überwunden und der Baum, friſche blühende Zweige treibend, gipfelt ſich in einem Kreuz, über welchem als Krone die reine unbefleckte Hoſtie ſchwebt. „Das iſt mein Leib", ſagt der Pilger, „und

dies ist das Wort des Lebens." Nun wird die genesene Infantin als Braut dem Pilger übergeben, der sie auf sein Schiff führt und Alle, die sich mitzufahren sehnen, dazu einladet, doch nur freiwillig und ohne Zwang, denn es sei keine Galeere, sondern das Schiff der Kirche. Und nun sieht man sie bei heiterm Sonnenschein dahinschweben, die Infantin sitzt am Vordertheil unter der Leuchte des ewigen Lichts, die Unschuld, wieder in ihrem angeborenen Zustande, lehnt am Mast, der Verstand führt das Steuer und Lucifer sendet ihnen ingrimmig machtlose Flüche nach, und die Andern singen: fahre wohl, fahre wohl! — — Und dies ist wohl eines jener Autos, bei dessen Schluß, wie Augenzeugen berichten, sämmtliche Zuschauer in ihre Knie sanken und, in den Gesang mit einstimmend, das Schifflein wohl zu fahren hießen.

Die Calderon'schen Autos sind die poetische Verklärung der alten Mysterien und Moralitäten, und vorzugsweise eine Poesie des Unsichtbaren. Wir sagen: vorzugsweise, denn im Grunde geht alle Poesie auf nichts Geringeres, als auf das Ewige, das Unvergängliche und absolut Schöne, das wir hienieden beständig ersehnen und nirgends erblicken. Dieses aber ist, wie wir schon oben bemerkten, an sich undarstellbar, und kann nur sinnbildlich, das ist in irdischer Verhüllung und durch diese gleichsam hindurchschimmernd, zur Erscheinung gebracht werden. Alle echte Poesie ist daher schon ihrer Natur nach eigentlich symbolisch, oder mit andern Worten eine Allegorie im weitesten Sinne. Es kommt dabei nur auf die künstlerische Vermittelung, d. h. darauf an, daß das Ewige, nicht als metaphysisches Abstractum, das verhüllende Irdische nicht als bloße todte Formel dafür erscheine, sondern

daß beide einander innig durchdringen und also die Allegorie lebendig wird, die poetiſchen Geſtalten nicht blos bedeuten, ſondern wirkliche, individuelle, leibhaftige Perſonen ſind. Und eben dieſes Außerordentliche iſt hier dem bewunderungswürdigen Genie dieſes Dichters faſt überall vollkommen gelungen. Indem das Göttliche menſchlich, das Irdiſche aber, die ganze Natur, gottestrunken in Stern und Baum und Blumen mitredend, zum Symbol des Ueberſinnlichen wird, ſpielt das Ganze in einer Höhe, wo das Diesſeits und Jenſeits wunderbar ineinanderklingen und Zeit und Raum und alle Gegenſätze in dem Geheimniß der ewigen Liebe verſchwinden. Wir fühlen, es ſchlummert unter dem irdiſchen Schleier ein unergründlich Lied in allen Dingen, die da ſehnſüchtig träumen, Calderon aber hat das Zauberwort getroffen, und die Welt hebt an zu ſingen.

Es iſt hiernach kaum glaublich und dennoch wahr, daß die Calderon'ſchen Autos in neueſter Zeit von proteſtantiſchen Literaturhiſtorikern, die ſie aber ſchwerlich geleſen haben, für baaren, ja unerträglichen Unſinn erklärt worden ſind. Wir erlauben uns daher hier noch das Urtheil eines unbefangenen und mit der Sache vollkommen vertrauten Proteſtanten hinzuzufügen. Adolf Friedrich von Schack ſagt in ſeiner vortrefflichen Geſchichte der dramatiſchen Literatur und Kunſt in Spanien: „Die Nachwelt kann nicht umhin, die Bewunderung des 17. Jahrhunderts für dieſe Dichtungen zu theilen, ſobald ſie nur Selbſtverleugnung genug beſitzt, um ſich aus dem ſo ganz verſchiedenen Ideenkreiſe des Tages in die Weltanſchauung und die Vorſtellungsweiſe zu verſetzen, aus denen die ganze Gattung von Dramen hervorgegangen iſt. Der, welcher ſich auf dieſe

Art in den Geiſt eines vergangenen Jahrhunderts zu vertiefen vermag, wird die Wundergebilde von Calderon's Autos etwa mit denſelben Empfindungen vor ſich aufſteigen ſehen, mit denen ein Seher, das Auge mit weittragendem Rohre bewaffnet, ferne Himmelsräume durchfliegt, in denen ſich die Milchſtraßen zu Sonnen vertheilen und aus der dämmernden Tiefe des Alls neue Welten von ungeahntem Glanze emportauchen. Oder wählen wir ein anderes Gleichniß, ſo mag ihm zu Sinne werden, wie dem Seefahrer, wenn er die weite Waſſerwüſte durchſchnitten und nun ein neues Erdreich betritt, das ihn mit unbekannten und wunderbaren Geſtalten umgibt, in dem Brauſen ſeiner Rieſenwälder und Ströme mit geheimnißvollen Klängen zu ihm redet, und wo in einer andern Natur andere Gattungen von Weſen ihn mit fremden Blicken anſchauen. In der That, wie ein ſolches Reich der Wunder umfangen uns dieſe Dichtungen. Ein Tempel thut ſich vor uns auf, in deſſen Bau, wie in dem Grabestempel des Titurel, ſich das ewige Wort ſinnbildlich geſtaltet hat. Beim Eintritt weht es uns entgegen, wie ein Geiſterhauch der Ewigkeit, und eine heilige Morgenröthe, wie vom Glanze der Gottheit, wallt durch den hehren Raum. Im Mittelpunkte ragt, als Centrum alles Seins und aller Geſchichte, das Kreuz, an dem ſich der unendliche Geiſt ſelbſt in unendlicher Huld für die Menſchheit geopfert hat. Am Fuße des hohen Symbols aber ſteht der Dichter als Hierophant und Prophet und deutet die Bilder an den Wänden und die ſtumme Rede der Ranken und Blüten, die ſich an den Säulen emporſchlängeln, und die Töne, die klangreich vom Gewölbe niederrinnen. Er ſchwingt den Stab und die Hallen des Tem-

reis dehnen ſich aus ins Unermeßliche; ein Säulengang führt durch die Jahrhunderte und Jahrtauſende hindurch bis zur dämmergrauen Vergangenheit, da zuerſt der Quell des Lebens aufrauſchte und die Sonnen und Sterne, dem Schooſe des Nichts entſtiegen, ihren Lauf begannen; und der begeiſterte Seher enthüllt das Geheimniß der Schöpfung und zeigt uns den Hauch Gottes über dem Chaos brütend, die Erdenfeſte von den Gewäſſern trennend, dem Monde und den Geſtirnen ihre Bahnen anweiſend und den Elementen befehlend, wie ſie ſich fliehen und ſuchen ſollen. Wir fühlen uns umwallt von dem Flügelſchlage des Weltgeiſtes und hören die Jubelchöre der neugebornen Sonnen, wie ſie feiernd auf ihren Bahnen einherziehen und den Ruhm des Ewigen verkünden. Von der Dämmernacht an, die den Urſprung aller Dinge verhüllt, ſehen wir dann den Zug der Völker durch die aufblühenden und hinwelkenden Geſchlechter der Menſchen hindurch jenem Sterne folgen, der die Weiſen aus dem Morgenlande leitete, und der Stelle der Verheißung entgegeneilen; nach vorwärts aber liegt, vom Glanze der Erlöſung und Verſöhnung überſtrahlt, die Zukunft mit ihren noch ungeborenen Generationen. Und der heilige Dichter weiſt rings umher ins Grenzenloſe, durch die Schranken der Zeit in die Ewigkeit hinaus, zeigt die Beziehungen alles Geſchaffenen und Ungeſchaffenen zu dem Symbol der Gnade und wie alle Völker andachtsvoll zu ihm emporſchauen; das Weltall in ſeiner tauſendfachen Erſcheinung wird mit dem Chore aller ſeiner Stimmen ein Pſalm zum Preiſe des wunderbar Herrlichen; Himmel und Erde legen ihre Gaben vor ihm nieder, die Sterne, «die nie welkenden Blumen des Himmels», und die Blüten, «die vergängli-

chen Sterne der Erde», müſſen ihm huldigen; der Tag und die Nacht, das Licht und die Finſterniß liegen anbetend vor ihm im Staube, und der Menſchengeiſt öffnet ſeine verborgenſten Schachten, um alle ſeine Gedanken und Gefühle in der Anſchauung des Unendlichen zu verklären."

Ein ſolcher Genius geht nicht ſpurlos vorüber. Eben weil Calderon an dem vorgefundenen Drama nichts änderte, ſondern ihm nur den höchſten volksthümlichen Ausdruck gab, ſo hat auch der Klang, den er angeſchlagen, noch lange nachgeklungen. Wir wollen aus der großen Reihe ſeiner Nachfolger hier nur an Moreto, Roras und Solis erinnern, die in ihren glücklichſten Momenten ihrem Meiſter faſt noch gleichſtehen, und von denen der Erſtere auch uns durch ſeine „Donna Diana" wohlbekannt iſt. Im Jahre 1632 zählt man 76 Schauſpieldichter allein in Caſtilien, und zu Anfang des 18. Jahrhunderts über 30,000 Theaterſtücke. Gelehrte und Ungelehrte, Handwerker, Handelsleute und Fürſten, ja die Könige ſelbſt dichteten in gleichem Sinne für die Bühne; dieſelben Schauſpiele, an denen der hohe Adel in Buen Retiro und den andern königlichen Schlöſſern ſich ergötzte, entzückten auch das Volk auf den Hofplätzen von Madrid, eine Thatſache, die dem Volke wie dem Adel zu gleichem Ruhme gereicht, und bei der Bedeutſamkeit des größten Theils dieſer Schauſpiele einen Maßſtab für die ſtaunenswerthe poetiſche Ausbildung der Nation gibt. Aber das ſpaniſche Schauſpiel jener Zeit war eben kein willkürliches Kunſtſtück, ſondern das gleichſam mitdichtende Volk ſelbſt, ſein innerſtes Erinnern, Lieben und Leben. Und dieſes Leben war durch die ganze Geſchichte, durch die Jahrhundert langen Kämpfe

und die glänzende Weltherrſchaft der Nation ſo hochgeſtimmt, daß es ſo bald nicht erſchüttert werden konnte. Daher die ſeltſame Erſcheinung, daß das Drama dort weder von der finſteren Engherzigkeit Philipp's II. verſchüchtert, noch durch die Gunſt des prachtliebenden Philipp's IV. verführt wurde, ſeine ſchönſte Blüte vielmehr gerade mit dem längſt hereingebrochenen äußern Verfall zuſammentrifft.

Allein es iſt dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen. Als die dem Volke fremden Bourbonen endlich dieſes Volk ſich ſelbſt entfremdet hatten, mußte nothwendig auch das Drama, eben weil es lediglich auf dem Volke beruhte, dem herabſinkenden Zuge folgen. Und ſo ſehen wir, wie immer in ſolchen Fällen, dem großen Zwecke die kleinlichen Mittel ſich vordrängen, anſtatt des Reinmenſchlichen den einzelnen Menſchen mit ſeinen zufälligen Beſonderheiten, ſtatt der Idee die Charakterzeichnung immer deutlicher hervortreten. So entſtand das Figurenſpiel (Commedia de figuron), das ſich weſentlich um Eine lächerliche Perſon dreht, und wovon ſchon Moreto in ſeinem „Süßen Don Diego", ein Vorbild gegeben, das aber dann ſehr bald in Carricatur und leere Poſſe ausartete. Ebenſo verklingen nun die alten Romanzen, die in und zwiſchen den Schauſpielen geſungen wurden; das Muſikaliſche, das bei Calderon nur als Schmuck und tieferer Accent gedient, macht ſich nach und nach von der Poeſie unabhängig und als ſelbſtändige Oper geltend; bis zuletzt die Geiſter Seuche, die durch ganz Europa ging und von der wir weiter unten ausführlicher reden werden, das ſchon ſieche Drama vollends dahinraffte, und die Poeſie, das Volk verachtend, bei Hofe zu Lehen ging. — Jedenfalls

aber iſt das ſpaniſche Theater, ungeachtet des verhältnißmäßig kurzen, kaum ein Jahrhundert umfaſſenden Zeitraums, wo es unverbrüchlich auf religiös-nationalem Boden ſtand, das reichſte aller gebildeten Nationen der neuern Zeit.

Auch in England iſt das Drama aus der religiöſen Volksanſchauung entſtanden, deren poetiſcher Ausdruck: die Myſterien und Moralitäten, dort, wie wir ſchon oben bemerkt haben, am längſten bewahrt und gepflegt wurde. Beide, das engliſche und ſpaniſche Schauſpiel, entwickelten ſich zu gleicher Zeit, aber durchaus unabhängig voneinander, ſowie von dem Einfluſſe aller andern Nationen, organiſch aus der Geſchichte und dem geiſtigen Bedürfniß des Volks. Daher ſind ſie in ihrem Grundweſen einander oft ſo überraſchend ähnlich, denn das Reinmenſchliche iſt überall daſſelbe, aber auch wieder ſo eigenthümlich verſchieden, wie dieſe Völker ſelbſt, deren geiſtige Phyſiognomie ſie darſtellen. Der Spanier, von Natur poetiſch geſtimmt, ernſt, tapfer, ſtolz, verſtändig, war durch eine harte Schule gegangen; faſt unausgeſetzt im Feldlager oder auf kühnen Entdeckungsfahrten in eine unbekannte Welt, hat er ein tiefes Gefühl für das Große, Edle und Wunderbare; aber die heimiſche Luſt am häuslichen Stilleben, das was wir Gemüthlichkeit nennen, iſt ihm fremd. Um ſeine Religion hat er Jahrhunderte lang blutig geworben, ſie iſt ſein Vaterland, ſeine Braut, und er liebt ſie mit aller Leidenſchaft des Südländers und ſchmückt

ſie mit den Farbengluten, die er von ſeinen gebildeten Todfeinden, den Mauren, ſich erobert. Der Sprecher dieſer Altſpanier war Calderon. — Ganz anders dagegen verhielt es ſich in England, als dort das Drama zur Herrſchaft kam. Die Kirche war zerfallen, aber ihre Ruinen ſtanden noch ehrfurchtgebietend und weckten die alten Erinnerungen, und auf den Trümmern ſtand ein ſtarkes, lebenskräftiges Geſchlecht an der Wetterſcheide zwiſchen der alten und neuen Zeit. Der junge Proteſtantismus drängte, wie überall ſo auch hier, von der Phantaſie zum Verſtande, vom Glauben zur praktiſchen Moral, aber das eigenthümliche, tiefe Naturgefühl der Nation, das ſie mit allen germaniſchen Stämmen gemein hat, ſträubte ſich gegen dieſen zerſetzenden Proceß, und ſuchte den Proteſtantismus, wo er ihn nicht überwinden konnte, wenigſtens erfriſchend zu durchdringen. Das engliſche Drama iſt ein beſtändiger, unverſöhnter Kampf dieſer beiden Elemente, und der große Vorkämpfer iſt Shakſpeare.

Es kann hier überhaupt, wo bloße Umriſſe und Deutungen gegeben werden ſollen, eigentlich nur von Shakſpeare die Rede ſein. Denn unter ſeinen namhaftern Vorgängern kann Lilli gar nicht, Marlow nur wenig in Betracht kommen. Der Erſte war ein pedantiſcher, gelehrtwitzelnder Süßling, das tüchtige Talent des Andern dagegen rang noch unbeholfen mit den Rohheiten des Anfängers, wenngleich nicht ohne häufig überraſchende Lichtblicke, die bereits die künftige Größe ahnen laſſen. Das freilich ſehr hoch anzuſchlagende Verdienſt dieſer Vorſchule war eigentlich nur ein negatives, daß ſie nämlich, mit richtigem Inſtinct weder nach dem claſſiſchen Alterthum noch nach den gelehrten Prätenſionen ihrer franzöſiſchen

Nachbarn fragend, den nationalen Grund und Boden ſich bewahrte, auf welchem dann Shakſpeare ſeinen Wunderbau aufgerichtet, der noch heute das Staunen der Welt iſt, und den, ſeit der Meiſter ſchied, kein Sterblicher weiter fortzuführen vermochte.

Manche Literarhiſtoriker der neuern Zeit gefallen ſich darin, Shakſpeare den Dichter des Proteſtantismus zu nennen und ihn als ein Product der Reformation darzuſtellen. Wir geſtehen, daß wir dieſe Behauptung kaum begreifen könnten, wenn wir von dieſer Seite nicht längſt ſchon an jene Art von Selbſtüberſchätzung gewöhnt wären, welche alles Große und Schöne, das ſich ſeit drei Jahrhunderten irgendwo hervorgethan, ihrem Parteibegriffe zueignet. Wir dagegen meinen vielmehr: nicht infolge der Reformation, ſondern trotz derſelben iſt dieſe Dichtererſcheinung einzig nur durch ihre geſunde, jedes Hinderniß überwältigende Kraft möglich geworden. Der Charakter des proteſtantiſchen Dramas beſtand damals überall wo die Reformation herrſchend wurde, darin, daß daſſelbe, mehr oder minder vom Volke abgewendet, ſich entweder in theologiſcher Polemik verlor, oder humaniſtiſch auf das Alterthum und auf Gelehrſamkeit, auf die ſogenannten Realien, ging. Von dem Allen aber iſt bei Shakſpeare keine Spur. Er dichtete ſeine Schauſpiele in der vorgefundenen volksthümlichen Form lediglich für das engliſche Volk, mit dem er durch ſeine Vaterlandsliebe innig zuſammenhing. Auch das Alterthum war ihm, wie bei Calderon, nur eine poetiſche Symbolik mit entſchieden nationaler Färbung, und von dem ordinären Schulkram endlich, auf den jene proteſtantiſchen Dramatiker ſo großes Gewicht legten, macht er ſo wenig Gebrauch, daß er

z. B. ganz sorglos Seeschiffe in Böhmen landen läßt, und daher von den entrüsteten Gelehrten als ein Ungebildeter aus ihrem Zunftregister gestrichen wurde.

Ebenso wenig ist auch seine religiöse Weltansicht etwa specifisch protestantisch. Er konnte natürlicherweise nicht dichten wie Calderon, weil er eben kein Spanier und, soviel wir wissen, auch kein Katholik war. Aber durch das eigenthümliche starke Naturgefühl, das bei ihm überall wunderbar hervorbricht, repräsentirt er recht eigentlich jene Naturseite des Christenthums, die in der alten Kirche von jeher in ihren Traditionen, Bildern und Legenden vertreten war und dem damaligen starrorthodoxen Dogmatismus der Protestanten geradezu entgegenstand. Hier nur einige dahingehörende Züge aus seinen Stücken. So erscheint sein Richard II., wie er, der irdischen Krone beraubt, in seiner tiefsten Noth und äußerlichen Erniedrigung erst wahrhaft königlich wird, ganz in der Glorie der kirchlichen Märtyrer. Wenn ferner, im zweiten Theile „Heinrich's VI.", der fromme König, gleichsam als das Symbol der himmlischen Gnade, vor den sterbenden Cardinal Beaufort tritt, so darf man sich in dieser erschütternden Scene, aus der uns alle geheimnißvollen Schauer der Ewigkeit anwehen, nur einfach an die Stelle des Königs einen Priester denken, und sie ist in jedem Worte der getreueste Ausdruck der katholischen Auffassung von den letzten Dingen. Im „Lear" muß der Seelenschmerz nachdem er durch alle Irrgänge des menschlichen Elends gegangen, sich zuletzt bis zum Wahnsinn steigern, weil der trostlose Heidenglaube der Leidenden nur in dem Erdenleben Hülfe sucht, dieses nicht als ein bloßes Vorspiel des vergeltenden Jenseits zu erkennen vermag. Im „Mac-

beth" endlich ſcheint durchaus ein heidniſches Fatum zu walten. Die Orakelſprüche der Hexen reißen den Helden von Frevel zu Frevel bis zum endlichen Siege fort. Aber droben iſt es anders beſtimmt. Macbeth's irdiſcher Glanz wendet ſich für ihn zum Fluche, und dieſer Fluch wird zum Segen der Unterdrückten. — Das Alles aber iſt nicht nur eine chriſtliche, ſondern weſentlich die katholiſche Weltanſchauung, am allerwenigſten alſo eine neue Errungenſchaft der Reformation; und es kann uns hiernach die fühlbare Vorliebe nicht mehr überraſchen, womit dieſer Dichter, im ſchärfſten Gegenſatz gegen die damals herrſchende Zeitrichtung, ſeine Mönche überall als chriſtlichmilde und wohlthätige Weſen darſtellt.

Aus dieſem innerlichen Gegenſatze wird dann auch eine andere Eigenthümlichkeit Shakſpeare's, welche ihn von allen gleichzeitigen Dichtern unterſcheidet, erſt verſtändlich: die geheimnißvolle Trauer wie über den Untergang einer ſchönern Welt, die ſelbſt über ſeine heiterſten Gebilde wie ein Wolkenſchatten hinzieht, ein wahrhafter Weltſchmerz, der um ſo erſchütternder wirkt, da er nicht in weichlich-elegiſchen Klagen austönt, ſondern mit der vollen Beſonnenheit eines durchdringenden Verſtandes ſich geltend macht. Daher der melancholiſche Scharfſinn und kriegeriſche Witz, womit ſeine Nerven oft bis ins innerſte Mark des Lebens einſchneiden; ſehr verſchieden vom ſpaniſchen Gracioſo, der im Behagen innerer Befriedigung anmuthig und harmlos nur an der Oberfläche mit den Erſcheinungen ſpielt. Alles Herbe dieſes Schmerzes aber, das ganze, ohne Religion unlösbare Räthſel des irdiſchen Daſeins, concentrirt ſich in dem troſtloſen Tiefſinne Hamlet's, den er daher auch, obgleich er der vorhiſtoriſchen Sage ange

hört, zu Wittenberg, dem damaligen Herde der skeptiſchen Grübelei, ſtudiren läßt.

Ueberhaupt liegt Shakſpeare's Bedeutung zum großen Theil in ſeiner eigenen Charakterſchönheit, in der ethiſchen Gabe, überall nur mit dem Hohen, wo und wie es ſich äußere, zu ſympathiſiren und das Gemeine zu haſſen. Es iſt mit Einem Wort die poetiſche Gerechtigkeit: nicht die, welche am Schluß des fünften Actes die Tugend belohnt und das Laſter beſtraft, ſondern das tiefe Wahrheitsgefühl, das unbeſtechlich den irdiſchen Dingen durch allen Schein der Lüge und die verſchlungenen Labyrinthe der Leidenſchaft bis auf ihren letzten Grund ſchaut. Was die erſtaunten Aeſthetiker von der ſchaffenden Dichterkraft ſagen, wird bei keinem andern Dichter ſo klar, als bei Shakſpeare. Ohne alle pragmatiſchen Anſtalten, Erklärungen oder Entſchuldigungen, wie durch einen Zauberſchlag, ſtehen ſeine Perſonen leibhaftig vor uns, haben ihre unverkennbare Signatur und Berechtigung ſchon in ſich, und reden und thun eben, wie und weil ſie jeder in ſeiner Art nicht anders können. Denn weil er ſelbſt ſo ohne Falſch, ſo hat ſich ihm auch die Welt vertraulich gezeigt in ihrer urſprünglichen Schönheit, und mit allen Schauern und Abgründen, die auf die arme Schönheit lauern. Er idealiſirt nirgend willkürlich, denn er hat eine höhere Idealität in den Geſchicken erkannt, und deutet nur die geheimnißvolle Hieroglyphenſchrift, in der der Herr die Weltgeſchichte dichtet, ſodaß wir in ſeinen hiſtoriſchen Stücken beſtändig das Gefühl haben, als ſähen wir das Auge Gottes mild und ernſt durch die irdiſchen Nebel blicken.

Das iſt in der That eine ſittliche Hoheit, von der ſich

die damaligen Theologen nichts träumen ließen, und von welcher der noch jetzt öfters gehörte Vorwurf einer rücksichtslosen Laxität Shakspeare's in Bezug auf die Geschlechtsliebe verschwinden müßte, wenn er überhaupt gegründet wäre. Allerdings mag sich heutzutage das kranke Ohr einer defecten Unschuld hier von manchem derben Witze verletzt fühlen. Man muß jedoch, hier wie überall, die Tugend von ihrem bloßen Scheine, dem Anstand, unterscheiden; jene bleibt freilich jederzeit dieselbe, während der gesellschaftliche Anstand die Mode wechselt, und dieser war ohne Zweifel damals noch weniger empfindlich, und bei jeder Gelegenheit gewöhnt, den Teufel ohne weitere Complimente und Umschweife bei den Hörnern zu fassen. Auch darf hierbei nicht übersehen werden, daß zu jener Zeit die weiblichen Rollen noch von Knaben dargestellt wurden, und die Frauen nur im Hintergrunde und verlarvt, gleichsam als ein unsichtbares Publicum, das Theater besuchen durften, mithin eine freiere Bewegung auf der Bühne allgemein herkömmlich war. Jedenfalls aber erscheint gerade Shakspeare unter den gleichzeitigen Dramatikern wahrhaft jungfräulich, und Frauengestalten wie z. B. seine Julie in „Romeo und Julie", oder Isabella in „Gleiches mit Gleichem" wiegen leicht einige Dutzend moderner Tugendheldinnen auf.

Nicht minder wunderlich und unklar ist auch die noch immer nicht ganz überwundene Meinung, welche diesen Dichter durchaus zu einem bloßen Naturalisten machen will, weil er Vers und Prosa, Ernstes und Komisches angeblich verworren und willkürlich durcheinandergemengt, und überhaupt die sogenannte wilde Natur, nach ihrer Ansicht, nicht gehörig gemaßregelt hat. Allein Kunst und

Natur ſind glücklicherweiſe keineswegs ſo ſcharf geſchieden, beide ſind vielmehr nur der Unnatur entgegengeſetzt, welche aber ebenſo durch geregelte Künſtelei als durch Uebertreibung und ein verwildertes Sichgehenlaſſen erzeugt wird. Es iſt allgemein anerkannt, und von uns und Andern ſchon vielfach geſagt worden, daß es überhaupt zweierlei Hauptarten des Dichtens gibt; die eine vom Allgemeinen nach dem Beſondern gerichtet, für die fertige Idee den irdiſchen Ausdruck ſuchend, während die andere vom Beſondern der irdiſchen Erſcheinung nach deren tieferer Bedeutung, nach dem Ewigen und Wahren emporſtrebt. Man hat die erſtere Kunſtpoeſie, die andere Naturpoeſie genannt. Beider Unterſchied aber iſt, wenn wir ſie nicht nach ihrer Manipulation, ſondern in ihrem Endreſultat faſſen, eigentlich nur ein ſcheinbarer. Denn die Kunſtdichtung wie die Naturdichtung werden ja eben erſt dadurch Poeſie, daß jene ihre weſenloſen Gedanken in einzelnen wirklichen Naturgeſtalten verkörpert, dieſe dagegen daſſelbe Material nach demſelben Lichte wendet und emporveredelt laßt. Beide alſo treffen, gleichviel ob herabſteigend oder aufſteigend, auf dem gemeinſamen Boden der Natur zuſammen, und es wird uns, wenn die Geſtalten nur wahrhaft lebendig geworden, gar nicht einmal einfallen danach zu fragen, wie und woher ſie ihre Seele empfangen haben. In der Natur aber, in den Träumen der Waldeinſamkeit wie in dem Labyrinth der Menſchenbruſt, ſchlummert von jeher ein wunderbares unvergängliches Lied, eine gebundene verzauberte Schöne, deren Erlöſung eben die That des Dichters iſt. Und dieſe Aufgabe hat Shakſpeare mit ſolchem Tiefſinn und Kunſtverſtande gelöſt, daß, wie die Erfahrung lehrt, an ſeiner

vermeintlich willkürlichen Gruppirung der Charaktere, der Scenen und des Dialogs selten etwas verrückt oder geändert werden darf, ohne den Bau des Ganzen zu stören. Ja am augenfälligsten vielleicht zeigt sich jene Naturkunst in seinen Lustspielen. Sie versetzen uns fast ohne Ausnahme mitten in das nationale Leben seiner Zeit, aber in dieses Alltagsleben, wo er es nicht geradezu auf märchenhaften Boden stellt, blitzt und leuchtet unversehens durch irgend eine offengelassene Thür oder Dachluke der Glanz eines fernen Wunderlandes herein. So geht in „Was ihr wollt" eine Liebesgeschichte melodisch mitten durch den tollen Rumor der Narren. In den „Lustigen Weibern von Windsor" spielt wenigstens der Schluß durch den Spuk eines poetischen Volksaberglaubens noch ins Wunderbare; und die Charaktere, obgleich sichtbar aus der unmittelbaren Gegenwart gegriffen, verhalten sich überall zur Wirklichkeit, wie etwa ein Vandyk'sches Porträt zu einem Daguerreotypbilde.

Wo aber ein wirkliches tüchtiges Leben für sich selbst eintritt, braucht es keine Lebensversicherung der sogenannten Illusion. Die damalige Bühne wußte daher nichts von täuschendem Luxus, weder von Decorationen, noch von ethnographischen Schneiderstudien, denn das Publicum, dem unser prosaischer Unglaube völlig fremd war, hatte noch Phantasie genug und bedurfte keines gemalten Pomeranzenbaums, um sich nach Italien zu versetzen. Unbekümmert um diese Nothbehelfe einer hülflosen Poesie, ergötzte sich das fröhliche Altengland allein in London in 17 gleichzeitigen Theatern an Stücken, wie wir sie seitdem nicht wieder gesehen haben. Denn Shakspeare hatte Alles unaufhaltsam mit sich fortgerissen. Massinger

und das Dioskurenpaar Beaumont und Fletcher, alle Drei höchst bedeutende Talente, dichteten ganz in seiner Art und Weise. Allein sie folgten ihm leichtsinnig in den Zauberwald, den er aufgethan, ohne die ihm eigenthümliche „Andacht des Gefühls", ohne seinen Ernst und seine tiefsinnige Orientirungsgabe und mußten sich demnach mehr oder minder verirren, zum abermaligen Zeugniß, wie unerläßlich für die Schönheit der Poesie die eigene Charakterschönheit des Dichters sei. Auch mochten sie wol selbst fühlen, daß sie es nicht machen konnten wie er, und versuchten es daher noch besser zu machen, indem sie ihn und die Natur überboten, die Tugend prunkvoll ausstaffirten, und das ekelhafteste Laster in lüderlichen Stücken zur Schau stellten. Es war ihnen überhaupt schon weniger um die Natur als um das Publicum zu thun, in dessen Gunst sie, weil sie ihm nicht so viel als Shakspeare zuzumuthen hatten, auch in der That ihren Meister eine Zeit lang verdunkelten. So unzuverlässig und wetterwendisch ist der Beifall der leichtzutäuschenden Menge! Ganz aus der Art geschlagen dagegen war Shakspeare's Schüler und Zeitgenosse Ben Johnson, ein Mann von großem, nur nicht künstlerischem Verstande, der die Welt nicht poetisch, sondern kritisch betrachtete und sich vornehm über das Volk stellen wollte, wofür ihn dieses denn auch glücklicherweise unbeachtet auf der Gelehrtenbank sitzen ließ.

Wir nannten oben das alte englische Schauspiel einen Kampf des nationalen Naturgefühls gegen das eindringende protestantische Wesen. In den protestantischen Ländern wurden mit dem alten Glauben auch die damit zusammenhängenden Vorstellungsarten, poetischen Ueberlieferungen, Sagen und Legenden verworfen und vergessen.

Dies konnte allerdings in England nicht in gleichem Maße ſtattfinden, da hier die alte Kirche wenigſtens in ihren äußern Umriſſen ſtehengeblieben war und fortdauernd noch traditionelle Anknüpfungspunkte darbot. Daher konnte und mußte hier das nationale Schauſpiel überhaupt ſich reger und ungehinderter entwickeln, als da, wo die Reformation gänzlich mit der Vergangenheit gebrochen und alſo den hiſtoriſchen Fortgang des Volkslebens geſtört hatte. Als aber nun in England das proteſtantiſche Element in den Puritanern ebenfalls zum unbedingten und extremen Siege gelangte, war es auch um das engliſche Schauſpiel geſchehen. Es hatte nämlich der immer intenſiver um ſich greifende Proteſtantismus nun auch gegen die Poeſie proteſtirt. Die praktiſche Moral, da ſie ſich auf einmal über den Trümmern des alten Glaubens faſt als die alleinige Religion erblickte, war hochmüthig und ſo reizbar und empfindlich geworden, daß ſie durchaus keine Berührung mit der Welt mehr vertragen konnte. Alles dicke Blut dieſer Krankheit concentrirte ſich in den Rundköpfen der Puritaner, und aller Groll der Puritaner wandte ſich gegen die Bühne, als die Repräſentantin der verhaßten, angeblich gottloſen Welt. Sie ſetzten ſofort terroriſtiſch ihre bibliſche Phantaſterei an die Stelle der Phantaſie, mittels Parlamentsacte wurden ſämmtliche Theater aufgehoben und blieben 13 Jahre hindurch (1647 bis 1660) geſchloſſen, jeder Komödiant ſollte mit dem Staupbeſen, jeder Zuſchauer mit 5 Schilling beſtraft werden. Durch dieſe zelotiſche Barbarei der Republikaner wurde aber das Drama, wo es noch verſtohlen fortlebte, gewaltſam aus dem Volke in das Feldlager der gebildetern Royaliſten gedrängt. Die zahlreichen Schauſpieler-

banden, nachdem ſie ſo lange auf den Bretern Krieg geſpielt, machten jetzt aus der Noth eine Tugend und fochten wirklich mit für den König, während ſie einzelne Momente der Waffenruhe benutzten, um in den zerſtreuten Schlöſſern des Adels, der ſie in Schutz genommen, heimlich Vorſtellungen zu geben.

Als jedoch unter Karl II. mit dem Bürgerkriege auch jener Druck endlich wieder aufhörte, war der goldene Faden ſchon zerriſſen und von den alten Kunſttraditionen nur ihr äußerlicher Schein noch zurückgeblieben; und wie es in ſolchen Fällen jederzeit zu geſchehen pflegt, die elaſtiſche, ſo lange unnatürlich niedergehaltene Triebkraft ſchnellte plötzlich um ſo ſtärker in das andere Extrem hinüber. Der ſittliche Rigorismus ſchlug plötzlich in zügelloſe Frivolität um, man wollte keine Poeſie mehr, man wollte blos Unterhaltung, um ſich von der ungeheuern Langweiligkeit jener brutalen Moral zu erholen, und die, durch den Bürgerkrieg verwilderten Sitten, obgleich das Drama unter die ſogenannten Gebildeten gefahren, verlangten nach gröberer Koſt. Das Theater ging in Glanz, Luxus, Decorationen, prächtigem Coſtüm und Oper auf. Anſtatt Shakſpeare kam Dryden und erfand, zur anſtändigen Ergötzung des Hofes, das heroiſche Schauſpiel voll Unnatur und großſprecheriſchem Bombaſt. Die nackteſte Lüderlichkeit des vom Volke geſchiedenen Luſtſpiels (von Wycherley, Congreve u. A.) hatte frech das modiſche Mäntelchen höfiſchen Anſtandes angethan, um ſich gleichfalls ſalonfähig zu machen. Alle Räckelei der Vornehmen, Verſpottung der Ehe, Bublerei, Geckenhaftigkeit und Freigeiſterei waren in dem Lieblings-Charakter des londoner Wüſtlings (rake) zuſammengeſchmolzen; und bei dieſer exclu-

ſiven Wendung nach den höhern Geſellſchaftsregionen ermangelten auch die Gelehrten nicht, ſofort in Reih und Glied zu treten. —

So waren denn alſo das ſpaniſche und das engliſche Schauſpiel gleichzeitig und ohne voneinander zu lernen oder nur zu wiſſen, weil aus derſelben Wurzel ſtammend, ein Jahrhundert lang dieſelbe Bahn nebeneinander fortgegangen, bis Calderon und Shakſpeare das nationale Entwickelungswerk vollendeten, und ſomit das Mittelalter abſchloſſen, indem ſie alle Strahlen deſſelben noch einmal, zum ewigen Angedenken der künftigen Geſchlechter, in dem Zauberſpiegel ihrer Dichtungen auffingen.

Das moderne heidniſche Drama.

Die alte claſſiſche Literatur war im Mittelalter keineswegs untergegangen, oder auch nur in dem Maße und Sinne vernachläſſigt worden, als man in neuerer Zeit gewöhnlich angenommen hat. Wir erinnern hier nur an die Nonne Roswitha, die ihre Schauſpiele in lateiniſcher Sprache und ausdrücklich zu dem Zwecke ſchrieb, um die Vorliebe ihres Kloſters für Terenz zu paralyſiren. Ferner an das Alexandergedicht des Pfaffen Lamprecht, an die mannichfaltigen Sagen von Frau Venus u. ſ. w. Wie hätte wol auch die Reformation plötzlich ſo gründliche Kenner des Alterthums, wie Erasmus u. A., vorfinden können, wäre die alte Literatur nicht ununterbrochen in den Klöſtern gekannt und gepflegt worden? Allein die Auffaſſung war eine durchaus chriſtliche, die alten [illegible]en und Tugenden wurden in die neue Anſchauungsweiſe aufgenommen und mit ihr vermittelt, die alte Mythologie diente nur als allegoriſcher Schmuck des Chriſtenthums, das letztere wurde nicht dem Heidenthum, ſondern das Heidniſche dem Chriſtenthum accommodirt.

Parallel mit dieſer chriſtlichen Strömung aber läuft auch ſchon frühe durch das Mittelalter der in dem alten Zwieſpalt der menſchlichen Natur wurzelnde Geiſt der Negation, der durch die Reformation nur erſt zum Selbſtbewußtſein gelangte, und Namen und ſelbſtändige Geltung empfangen hat. Hierher gehört in ſtaatlicher Beziehung der Kampf der Hohenſtaufen gegen die Kirche, der in dem geiſtreichen Kaiſer Friedrich II. culminirt; auf religiöſem Gebiet die Oppoſition der Albigenſer; in der Literatur endlich, unter vielen zerſtreuten Symptomen, die fortſchreitende Bearbeitung des Reineke Fuchs, welcher von ſeiner urſprünglichen allgemeinen Weltanſicht immer fühlbarer zu einem ſatiriſchen Feldzuge gegen die Geiſtlichkeit hinabgleitet.

Am wenigſten konnte jedenfalls der Cultus des Claſſiſchen bei einem Volke gänzlich unterbrochen werden, das mitten unter nationalen Erinnerungen antiker Größe auf den Trümmern einer untergegangenen Welt wohnte, von der ſeine eigene Sprache noch ein lebendiger Nachklang war. Und ebenſo mußte jene Negation dort am ſichtbarſten hervortreten, wo das Alte und Neue, die niemals völlig erloſchenen heidniſchen Traditionen und die entſchiedenſte chriſtliche Richtung, dicht nebeneinander gingen und, wie immer in ſolchen Fällen, durch ihren unvermeidlichen Zuſammenſtoß die wechſelſeitige Reaction beſtändig wach erhielten und verſchärften. Daher ſehen wir auch wirklich in Italien ſchon lange vor der Reformation einen verhüllten Proteſtantismus ſich regen und, in heimlicher Verbrüderung mit dem Heidniſchen, die nationale Literatur auf eine, dem Volk entfremdete, künſtliche Nachahmung der Alten wenden, welche in der Folge für die Literatur

von ganz Europa ſo verhängnißvoll werden ſollte. So ſtand ſchon Dante, mit altrömiſchen Hintergedanken, entſchieden zur Fahne der kirchenfeindlichen Ghibellinen, während ſpäterhin Machiavelli, als gäbe es überhaupt kein Chriſtenthum, mit dämoniſcher Conſequenz einen, auf den Egoismus der menſchlichen Geiſteskraft gegründeten Polizeiſtaat herſtellen will. Petrarca, den wir nur als zärtlichen Verehrer ſeiner Laura zu betrachten gewöhnt ſind, begeiſterte ſich gleichwol für die, von dem politiſchen Phantaſten Rienzi improviſirte Wiederbelebung der antiken Republik, und Boccaccio verſuchte alles Ernſtes die heidniſche Mythologie dem Chriſtenthum zu aſſimiliren. Beide aber achteten wenig auf ihre in der Volksſprache geſchriebenen Dichtungen, die Sonette und Canzonen und den Decameron, die ſie berühmt gemacht, ſondern erhoffſten ihre Unſterblichkeit von gelehrten Nachahmungen des Claſſiſchen, die längſt vergeſſen ſind. Bei weitem unmittelbarer und prätentiöſer tritt dieſe Nachahmung ſpäter ſchon bei Triſſino auf, deſſen unbeholfene gelehrte Pedanterie ihm aber unverſehens zum bloßen Zerrbild des antiken Dramas umſchlug und, wie billig, ſpurlos wieder verſchwunden iſt. Mit großem poetiſchen Verſtande dagegen haben Taſſo und Guarini in ihren Schäferſpielen, beſonders der Letztere in ſeinem berühmten „Pastor fido", das Weſentliche des alten Dramas (Schickſal, Chor und Idealität der Perſonen) mit der neuen Zeit kunſtreich zu vermitteln gewußt.

Den Franzoſen aber war es vorbehalten, dieſer neuen Richtung, deren ſie ſich ſehr bald faſt ausſchließlich bemächtigten, ein ſeltſames Misverſtändniß des Alterthums hinzuzufügen, und dadurch Alles zu verwirren.

Nach Frankreich war der Proteſtantismus in ſeiner knappſten und herbſten Geſtalt von den Schweizeralpen herabgeſtiegen, und hatte in dem Souveränetäts-Gelüſten der alten Feudalherren einen eifrigen Bundesgenoſſen gefunden. Allein eben wegen dieſer gleich anfänglich politiſchen Beimiſchung war er dort weniger intenſiv als in Deutſchland, und die monarchiſche Centraliſation war in Frankreich ſchon zu mächtig vorgeſchritten, um eine religiöſe Oligarchie aufkommen zu laſſen. Der franzöſiſche Proteſtantismus, im wirklichen Leben überall aus dem Felde geſchlagen, gewaltſam unterdrückt aber keineswegs vernichtet, ergriff daher, anſtatt des ihm entwundenen Schwertes, die Feder und warf ſich ganz und gar auf die weltliche Literatur, um deſto ſiegreicher ſein Reich mit Gedanken zu erobern. Auf dieſem Gebiete nun ſehen wir dieſe verhüllte Reformation unverkennbar dieſelben Evolutionen ausführen, wie die theologiſche, und nach mancherlei Phaſen und künſtlichen Verlarvungen endlich bei dem offenen Antichriſtenthum anlangen. Auch hier wie überall iſt es eine totale Reaction gegen das Mittelalter, nur gründlicher als anderswo, an der Wurzel aller geiſtigen Manifeſtation, mit der Sprache ſelbſt, ihr Werk beginnend. Die franzöſiſche Literatur des 16. Jahrhunderts befand ſich allerdings in einem Zuſtande vollkommener Anarchie, die jederzeit den Abſolutismus gebiert. Sie rang, zumal im Drama, noch unbeholfen und rathlos mit den erſten barbariſchen Rudimenten der Bildung, während die italieniſche und ſpaniſche ſchon ihre ſchönſten Blüten entfaltet hatte. Daher war die Einwirkung der von Richelieu gegründeten Akademie ohne Zweifel eine zeitgemäße, wohlthätig, ja gewiſſermaßen nothwendig.

Allein ſie griff, wie alle Reaction, zu weit, ſie wollte nicht nur die Anarchie, ſondern zugleich auch jede freie Regung binden. Demzufolge ernannte ſie den Verſtand zum Dictator über die Phantaſie und machte willkürlich einen ganz unhiſtoriſchen Abſchnitt, hinter welchem auf einmal nichts als mittelalterliche dicke Finſterniß liegen ſollte. Alles ſelbſtändige Erkühnen, jeder provinzielle Naturlaut, jede nationale Erinnerung, woran das poetiſche Frankreich einſt ſo reich geweſen, wurde ſtreng verpönt, und der auf ſolche Weiſe ausgenüchterten Sprache eine grammatikaliſche Zwangsjacke octroyirt, die ſie, wie es ſcheint, noch bis heute eines naturwüchſigen poetiſchen Ausdrucks unfähig macht. Durch dieſes Schulmanoeuvre mußte aber das geſammte Schriftthum natürlich gleich von vornherein ausſchließlich in die Hände der literariſchen Bureaukraten, der Gelehrten, kommen, welche, gleich den Reformatoren, weil ſie die Vergangenheit weggeworfen und die Gegenwart nicht begriffen hatten, auf einen imaginären Boden zurückdrängten, den ſie, wie Jene im angeblichen Urchriſtenthum, hier im claſſiſchen Alterthume zu finden vermeinten. Daher wurde nun namentlich das Drama bei Ariſtoteles in die Schule gegeben, der aber unglücklicherweiſe gerade in Sachen der Poeſie am wenigſten competent iſt, und noch überdies in ſeinem corrumpirten Fragment der Poetik offenbar mißverſtanden wurde. Und ſo entſtand denn auf der franzöſiſchen Bühne der berühmte Abſolutismus der drei Einheiten, nämlich der Einheit der Handlung, der Zeit und des Ortes.

Nun wird ſchwerlich Jemand leugnen wollen, daß wenigſtens in Bezug auf Zeit und Handlung eine ſolche Einheit in der Natur des Dramas begründet, mithin

überall zu wahren ſei; aber zu wahren nach einer andern Logik, als hier beliebt worden, nicht eine mechaniſche, ſondern eine organiſche Einheit. Eine Einheit nämlich der Handlung, inſofern dieſe mit ihrer ganzen Entfaltung in eine obere leitende Idee hineinwachſen muß, eben deshalb aber einer freien Bewegung der verſchiedenartigſten Lebensbilder, Gefühle und Geſinnungen bedarf, gleichwie ein geſunder Baum, unbekümmert um die Regeln der Symmetrie, mit mannichfach verſchlungenen Zweigen, Laub und Blüten zum Himmel gipfelt, oder eine Landſchaft nur mit allem ſcheinbar verworrenen Reichthum von Wäldern, Bergen und Strömen erſt den vollen Ausdruck verhüllter Schönheit gibt. Ferner eine Einheit der Zeit, nämlich die der naturgemäß fortſchreitenden Entwickelung jener Handlung, ohne Rückſicht auf Tage oder Jahre. Daraus folgt aber von ſelbſt, daß die gleichfalls ſtreng vorgeſchriebene Einheit des Orts völlig unnütz, unverſtändlich, ja in den meiſten Fällen unſinnig und unmöglich iſt. Denn nur in wenigen abſonderlichen Fällen wird hier, wie draußen im wirklichen Leben, jenes organiſche Wachsthum einer irgend bedeutenden Handlung mit ihrer natürlichen Mannichfaltigkeit von Verzweigungen, ſich gleich einer bleichen Treibhauspflanze, in Einem Salon, Einer Straße oder Gartenlaube abſperren laſſen. Ueberhaupt aber beruhen alle dieſe franzöſiſchantiken drei Einheiten eigentlich blos auf der Chimäre der ſogenannten Illuſion, und dieſe wiederum nur auf einer Lahmheit der kränkelnden Phantaſie, die den Sturmſchritt der Weltgeſchichte nach ihrer Taſchenuhr regeln möchte, und anſtatt der poetiſchen Wahrheit proſaiſche Wahrſcheinlichkeit begehrt, um nur nothdürftig glauben zu können. Entweder taugt alſo

hier die Phantaſie nichts, die dieſer Krücke bedarf, oder die Poeſie nichts, die den Zuſchauer über ſolche äußerliche Erbärmlichkeiten nicht emporzuheben vermag. Ja wir fragen, ob denn in den Shakſpeare'ſchen Dramen, die doch häufig ganze Generationen und Länder durchſchreiten, nicht nur mehr innere Wahrheit, ſondern ſogar auch mehr Wahrſcheinlichkeit iſt als in dem franzöſiſchen Trauerſpiele, in welchem unmögliche Thüren und ganz unglaubliche Abgänge erfunden werden müſſen, um ein vertrautes Geſpräch oder einen einſamen Monolog nur einigermaßen möglich zu machen, ja nicht ſelten die Helden weitläufige Verſchwörungen in dem unvermeidlichen Salon oder Marktplatz anſpinnen, wo ſie doch jeder Unberufene oder Vorübergehende mit leichter Mühe belauſchen kann. Eine ſolche Wahrſcheinlichkeit verhält ſich zur Wahrheit wie der Aberglaube zum ſinkenden Glauben, denn hier waltet allein die Logik der Phantaſie, die nur einen idealen Raum und eine ideale Zeit kennt.

Ebenſo peinlich, aber glücklicher als in dieſen Formbeſtimmungen, ahmt das franzöſiſche Trauerſpiel das eigentliche Weſen der antiken Tragödie nach. Es iſt in der That merkwürdig und lehrreich zugleich, wie mühſam dieſe gelehrten Dichter vor dem Mittelalter die Augen zudrücken und das Chriſtenthum völlig ignoriren, um nur die alte Weltanſicht geltend zu machen. Mit ſehr wenigen Ausnahmen, die wir weiter unten erwähnen wollen, ſchließen faſt alle franzöſiſchen Trauerſpiele, als gäbe es keine mildernde chriſtliche Verheißung und keinen verklärenden Kampf für das Jenſeits, mit einem vollkommenen Untergange, oder höchſtens mit einer noch halbſchmerzlichen unklaren Verſöhnung. Kein Wunder daher, daß ſie ſo ängſtlich auf Illuſion

ausgehen, da ſie thöricht einen verſtorbenen Glauben wieder zu erwecken unternommen. Denn was in der alten Tragödie uns erſchüttert und wahrhaft tragiſch iſt: dieſes vergebliche Ringen nach einer höhern Verſöhnung, das Prophetiſche und Ahnungsvolle, dieſer verhüllte Naturſchrei nach Wahrheit; alles Das kann uns in einer modernen Tragödie nur noch wie ein muthwilliges Spiel mit gemachter Noth, als ein künſtliches Heidenthum berühren, den Juden vergleichbar, die ebenſo hartnäckig an der Prophezeiung feſthalten und von der längſt ſtattgefundenen Erfüllung nichts wiſſen wollen.

Am freieſten unter den franzöſiſchen Tragikern bewegt ſich noch **Corneille** in dieſen Feſſeln. Sein ernſtes Gemüth hält mehr zu den Spaniern als zu den Alten, wie denn z. B. ſein früheſtes und zugleich beſtes Trauerſpiel, der „Cid", in Plan, Geſinnung und Ausdruck faſt ganz dem „Cid" des Guillen de Caſtro entnommen iſt. Gleichwol konnte auch er ſich dem Joche der Novantile nicht mehr völlig entſchlagen. So macht ſich in ſeinen Trauerſpielen faſt überall ſchon eine Vorliebe für heidniſche Tugend fühlbar, eine Vergötterung bloßer Charaktergröße, die den Verbrecher durch Heldenmuth, Seelenſtärke und Kühnheit als Gegenſtand der Bewunderung darzuſtellen ſtrebt, während die Liebe, kalt und unempfunden, meiſt nur zur Aufſtachelung jenes falſchen Heroismus dienen muß. Daher auch bei ihm, um dieſe Unnatur möglichſt glaubhaft zu machen, der ebenſo unnatürliche Pomp der Declamation, und ein gewiſſes diplomatiſches Spiel mit den geiſtigen Motiven, welche, anſtatt das Labyrinth der Leidenſchaften zu beleuchten und zu entwirren, vielmehr die Wahrheit künſtlich verſchleiern ſollen. Am fühlbarſten

aber und jene mangelnde Liebe auf dem religiöſen Gebiet. Wenn er, wie im „Polyeucte", wahrhaft chriſtliche Geſinnungen würdevoll ausdrückt, ſo iſt der Glauben hier doch immer nur eine bloße Pflicht, ein Demonſtriren, aber kein Schauen; gerade umgekehrt wie bei Calderon, wo die innige Begeiſterung für die Religion das Wunderbare derſelben ohne alle Erörterung unmittelbar zur lebendigen Erſcheinung bringt.

Was dem Corneille fehlt, hat Racine vollauf. Racine iſt ganz Liebe, mit welcher er die antiken Stoffe, die er faſt ausſchließlich ſich gewählt, ſo zu durchdringen weiß, daß ihm das ganze Alterthum zum Idyll wird. Wie bei Corneille die Liebe nur um des Heroismus willen, ſo erſcheint bei Racine das Heldenthum faſt nur um der Liebe willen. Dennoch hat er unverkennbar eine tiefere Empfindung von dem eigentlichen Weſen der antiken Tragödie, als die Andern, und gleichwie uns in dieſer oft die verhüllte Ahnung des Höhern überraſcht, ſo tönt bei ihm nicht ſelten durch das künſtliche Theatergeſchnörkel ein elegiſcher Schmerz um die verkannte Schönheit und die Sehnſucht nach poetiſcher Naturwahrheit. Seine Seelengemälde von Luſt und Schmerz der Liebe ſind, wie z. B. in der „Andromaque" und „Phedre", ſelbſt in der barocken Hoftracht, rührend und ergreifend. Dieſer zärtlichen Stimmung entſpricht auch durchaus der melodiſche, zu zuweilen wollüſtig aufathmende Strom ſeiner Verſe. Sein eigentliches Innere aber enthüllt ſich, nach vielfachen Verſuchen und Wendungen, zuletzt ſiegreich in ſeiner „Athalie", einem religiöſen Schauſpiele, welches das richtigſte Verſtändniß der alten Lyrik und des Chors mit der chriſtlichen Begeiſterung verbindet und mitten in dem irdi-

ſchen Kampf des Guten und des Böſen die göttliche Waltung hindurchleuchten läßt. — Racine's Unglück, und folglich ein Unglück für die damalige dramatiſche Literatur überhaupt, iſt die Ungunſt der frivolen Zeit, in der er lebte und dichtete. Von Natur innigfromm, war er gleichwol zu zart und biegſam, um den herben Conflict ſeines Gemüths mit dem Zeitgeiſte zu überwinden und poetiſch zu vermitteln. Er zog es daher vor, da er das Lügenhafte einer ſolchen künſtlich verſchraubten Poeſie als ſündlich erkannte, in der Blüte ſeiner Geiſteskraft der Dichtkunſt gänzlich zu entſagen.

Nicht ſo gewiſſenhaft war Voltaire, bei dem endlich das antichriſtliche ſchleichende Fieber des Jahrhunderts zum offenen Durchbruch kommt. Man iſt in neuerer Zeit daran gewöhnt, dieſem Dichter alle Schuld, oder wie Andere wollen, allen Ruhm der falſchen Aufklärung allein zuzuſchreiben. Uns aber erſcheint er nicht als der Urheber, ſondern nur als Organ der allgemeinen Zeitſtimmung, indem er ihr Geſtalt und den rechten Ausdruck gab, und dieſelbe dadurch allerdings um ſo mehr verſchärfen mußte, je bedeutender ſein Talent war. Es war lediglich ein revolutionäres Talent, durch das ätzende Gift ſeines Witzes den ſchon wankenden Bau der vergangenen Geſchlechter in allen Fugen völlig zerſetzend, ohne die größere und allein berechtigende Macht, über dem Schutte einen neuern und feſtern Bau herzuſtellen. Mit gutem Recht proteſtirte er zunächſt gegen den antiken Regelnzwang des Dramas und ſuchte es den freien Engländern anzuſchließen, aber er ſelbſt war den Feſſeln keineswegs entwachſen; und welche tiefere Einſicht darf man überhaupt wol von einem Manne erwarten, dem Shakſpeare's

„Hamlet" als das Werk eines betrunkenen Wilden vorkam! In diesem Gefühle der eigenen reformatorischen Ohnmacht daher bei ihm der ingrimmig verbissene Haß gegen alles Höhere und der Menschheit Ehrwürdige, das nicht in ihm war. Gleichwie er den ehrlich schwärmenden Rousseau schlechtweg für einen Narren erklärt und in seiner „Pucelle d'Orléans" die schönste Nationalerinnerung Frankreichs schadenfroh in den Koth tritt, so wendet er endlich alle seine destructiven Kräfte gegen das Christenthum und misbraucht das Drama zu bloßen Tendenz-Experimenten, um an die Stelle der Religion eine vage Philosophie zu setzen. Schon in seiner frühesten Tragödie, dem „Oedipe", eröffnet er den Feldzug mit den seitdem bis zum Ekel verbrauchten Plänkeleien gegen Priester, Aberglauben u. s. w. Im „Mahomet" dagegen macht er einen systematisch maskirten Angriff; während er uns nämlich weißmachen will, blos gegen den religiösen Fanatismus zu kämpfen, verdächtigt er hämisch allen und jeden Offenbarungsglauben, und verzerrt auf diese Weise den großen historischen Charakter des Propheten, der hier trotz allen Kunststücken nur als ein gemeiner Betrüger erscheint. Doch die Eitelkeit überwog bei ihm noch die Erbitterung gegen die Religion, und überhaupt war ihm die Poesie eigentlich nur ein Doppelrock, der, nach Laune und Bedürfniß, auf beiden Seiten zu tragen ist. Um daher seinen christlichen Gegnern ein Schnippchen zu schlagen und zu zeigen, daß er es auch anders könne, kehrte er einmal plötzlich die fromme Seite heraus und schrieb seine „Zaire", ein religiöses Drama, wo das Christlichste vortrefflich gemacht ist und von großer Wirkung sein würde, wenn es eben nicht gemacht wäre. Im Grunde

aber hatte ſein ganzes Weſen, gleich ſeinem Aeußern, etwas Affenartiges: Eitelkeit, leicht reizbare Tücke, Neid und Wolluſt, wie dort mit menſchlicher, hier mit philoſophiſcher Prätenſion. Kein Wunder mithin, daß er, ungeachtet der ſeltenen Beweglichkeit ſeines Geiſtes und einer faſt drei Menſchenalter überdauernden unausgeſetzten Thätigkeit, doch nur eine zweifelhafte Stellung in der Literatur zu erringen vermochte, von der einen Hälfte der Nation verachtet, von der andern kaum ihren eigentlichen Claſſikern beigezählt.

So war denn dort aus einer oberflächlichen, von den Poeten nur verſchönerten und in weitem Kreiſe vertragenen Philoſophie allmälig die Irreligioſität entſtanden. Aus der Irreligioſität aber entſtand im natürlichen Lauf der Dinge eine allgemeine Sittenloſigkeit, und aus dieſer das franzöſiſche Luſtſpiel, das mit dem eigentlichen Volke nichts gemein hat und ſich eben lediglich an die Corruption der höhern Stände anlehnt. Es könnte auf den erſten Anblick befremden, daß hier eine Reaction von unten herauf nicht einmal verſucht wurde. Allein die Franzoſen leiden in der Poeſie von jeher an zwei Grundübeln, an einem Zuwenig und einem Zuviel. An einem Mangel nämlich an wahrhaft ſchaffender Phantaſie, der jedoch bekanntlich die Phantaſterei ebenſo wenig wie der Unglaube den Aberglauben ausſchließt, ſondern vielmehr erzeugt. Noch bedenklicher aber leiden ſie an einer überflüſſigen Nationaleitelkeit, d. i. an einem, unſerm deutſchen Weltbürgerthum gerade entgegengeſetzten Spießbürgerthum, das ſeinen geiſtig beſchränkten Kreis für die Welt, ſeine Hofgeſchichten für die Weltgeſchichte hält, das an die Stelle der innerlichen Ehre ſeine ganz äußerliche gloire ſetzt und

von kleinen Gefühlen gern große Worte macht. Dieſe Eitelkeit, weil ſie ſonach auf bloßen Schein geht, wird nothwendig conventionell, nimmt für die Natur den eben gültigen geſellſchaftlichen Begriff derſelben, ſtatt der erſchütternden Herzenslaute der Leidenſchaft die prahlende Rhetorik, anſtatt der Tugend den Anſtand, anſtatt der Welt den Salon. Nun ſteht aber die Eitelkeit überall unter der Schreckensherrſchaft des Lächerlichen; lächerlich aber iſt, was gegen die wandelbaren Regeln der Schicklichkeit verſtößt, und dieſe Regeln hängen jederzeit von der Laune der gebildeten Claſſen der Geſellſchaft ab. Daher ſah das franzöſiſche Volk beſtändig ängſtlich auf ſeinen glänzenden Adel, der Adel auf Paris, und ganz Paris auf den Hof. Alſo wurde das franzöſiſche Luſtſpiel, was ein geſundes Luſtſpiel am wenigſten ſein ſollte, reinhöfiſch. Dieſer Hof aber war, namentlich ſeit Ludwig's XIV. Tode, ganz und gar ſittenlos. Und ſo ſehen wir denn auch beſonders das ſpätere Luſtſpiel mit eitler Selbſtgefälligkeit alle Verkehrtheit und Verderbenheit jener Geſellſchaftskreiſe in glänzender Hoftracht als einzig faſhionable zur Schau ſtellen: den ekelhaften Scheinkrieg zwiſchen Gecken und Coquetten, den blaſirten homme à bonnes fortunes, der freigeiſterisch mit ſeinen Verführungskünſten prahlt, eine bereits ganz invalide Lüderlichkeit und allen Stank ſittlicher Auflöſung mit den raffinirteſten Parfüms überſtäubend.

Bei weitem reiner, ja vergleichungsweiſe dagegen noch unſchuldig erſcheint ihr früheſter und bedeutendſter Luſtſpieldichter, Molière. Und doch fühlt man auch hier ſchon den fatalen Druck der Hofatmoſphäre und den Anfang des künftigen ſittlichen Verfalls. Am Hofe Lud-

wig's XIV. als Luſtigmacher angeſtellt, hatte Molière, ohne genügende Erfindungsgabe, die Pflicht und das Geſchick, die befohlenen oder unbedenklich anderwärts entlehnten Stoffe hofmäßig zuzurichten. Damals war aber die Sittenloſigkeit bei Hofe noch nicht offen zugeſtanden, ſondern durch eine würdevoll ſein ſollende Etiquette und Scheinheiligkeit nothdürftig gebunden. Molière ſah ſich daher genöthigt, den Spaß mit gehöriger Salbung zu verſetzen, was mehre ſeiner Luſtſpiele, z. B. den „Tartuffe" und den „Misanthrope", in ſüßſauere Satiren verwandelt, wo die Luſtigkeit ſich in den Banden ernſter Wechſelreden und Erörterungen ziemlich ſchwerfällig bewegt. In dieſem peinlichen Conflicte aber entwickelte ſich bei ihm eine, in höherm Sinne ſehr unmoraliſche, Kammerdienermoral, wie es Schlegel treffend nennt, eine beſtändige verdeckte Conceſſion an die Prätenſionen der hochadeligen Verderbtheit. So macht er in ſeinen „Gelehrten Frauen" gegen die mit Recht verſpottete Ruhmredigkeit leerer Vielwiſſerei offenbar Partei für den gegenüberſtehenden Stolz auf eigene Unwiſſenheit und die vornehme Geringſchätzung aller höhern Bildung. Ebenſo feiert er im „George Dandin" auf eine alles ſittliche Gefühl verletzende Weiſe die Vorrechte der höhern Stände durch den entſchiedenſten Triumph ihres empörenden Uebermuths. Das war aber am wenigſten der Weg zu bleibendem Nachruhm bei einer ſo empfindlichen Nation, und ſo ſind denn auch die meiſten ſeiner Stücke, weil ſie nicht die ewige Natur der Menſchen, ſondern nur ihren wandelbaren höfiſchen Schein abſpiegeln, in der That bereits wieder vollkommen veraltet.

Gegen alle dieſe Unnatur wurde nun die Natürlichkeit erfunden. Rouſſeau hatte die Sache ſchon im großen

Ganzen aufgenommen und versucht, Staat und Religion auf einen angeblichen Urzustand zurückzuführen. Die Menschheit sollte, als wäre seit der Erschaffung der Welt eben nichts Sonderliches geschehen, die gesammte moderne Bildung ignoriren und das Werk der Civilisation gleichsam von vorn bei den Wilden wieder anfangen: eine Art utopischen Paradieses, wobei nur unglücklicherweise der sehr ungelegene Sündenfall und das bedenkliche Urgeschlecht der Kainiten nebst andern störenden Incidenzpunkten gänzlich außer Berechnung gelassen werden. Diderot, obgleich persönlich durchaus kein Schwärmer, übernahm es nun, diese philosophische Schwärmerei speciell auf die Bühne anzuwenden, und regte auf diese Weise den uralten Streit zwischen Kunst und Natur lebhaft von neuem auf. Dieser Widerstreit ist aber, wie wir schon oben nachzuweisen versucht, überall ein bloß scheinbarer und besteht in der That nur zwischen Kunst und Natur einerseits, und Künstlichkeit und Natürlichkeit auf der andern Seite. Denn die Kunst ist im Grunde nichts Anderes, als die von allem zufälligen, niederhaltenden und unschönen Beiwerk befreite Naturwahrheit, wogegen die Künstlichkeit und sogenannte Natürlichkeit, bei aller Verschiedenheit der Bahnen, die sie eingeschlagen, den Familienzug miteinander gemein haben, daß beide, eben weil ihnen jene tiefere poetische Wahrheit fehlt, auf Täuschung ausgehen. Der prosaischen Illusion wegen wollte daher auch Diderot, um die Bühne in diesem bornirten Sinne menschlicher zu machen, das Schauspiel aus den Königshallen in die Bürgerstuben, vom antiken Kothurn auf den häuslichen Pantoffel setzen. Gleichwie jene natürliche Philosophie in Staat und Kirche keine göttliche Offenbarung und überhaupt nichts Wunderbares

erkannte, ſo wurden auch hier die mythiſchen, über das gewöhnliche Menſchenmaß hinausgehenden Heroentugenden zu bloßer Moral abgezähmt, womit ſich allerdings der gehobene Ausdruck des Verſes nicht weiter vertrug, der demnach gleichfalls von den Bretern verbannt wurde. So hatte man denn jetzt eigentlich nur eine Uebertreibung für die andere, für die geſpreizten Fürſtenhelden weinerliche Tugendmuſter, anſtatt der courfähigen Tragödie das bürgerliche Rührſpiel. Diderot hatte gewiß vollkommen Recht, dem Drama den Zopf abzuſchneiden, den die Gelehrten ihm angehängt, denn die Poeſie iſt durchaus nicht ariſtokratiſch und lieber beim Volke als bei Hofe. Nur darin lag ſeine beklagenswerthe Befangenheit, daß er das Uebel einzig in den Aeußerlichkeiten, in dem declamatoriſchen Pomp ſuchte, und nicht in der unpoetiſchen Affectation überhaupt, die ſich ebenſo leicht in die Hütten wie in die Paläſte einſchleicht, und ſich dort nur noch jämmerlicher ausnimmt. Diderot's eigene Productionen in dieſem Fache, wie „Der Hausvater“ und „Der natürliche Sohn“, hatten indeß nicht nachhaltige Kraft genug, um der von ihm verſuchten Herabſtimmung allgemeinen Eingang zu verſchaffen, auch waren die Franzoſen ganz und gar nicht geneigt, den gewohnten vornehmen Glanz ihrer Bühne ſich nehmen zu laſſen. Und ſo blieb denn, da die gleichartigen Verſuche von Beaumarchais und andern Schülern Diderot's kaum in Betracht kommen können, dort nach wie vor Alles ſo ziemlich beim Alten.

Ueberdies hatte dieſe ganze Hofpoeſie Ludwig's XIV. unſtreitig etwas durchaus Charakteriſtiſches, das ſie von allen vorgängigen und gleichzeitigen Literaturen anderer Länder ſcharf unterſcheidet, unter denen ſie wie ein Cavalier

unter gemeinem Volke dahergeht. Alle jene Zustände, wie sie nun einmal waren, als das nothwendige Product vornehmer Ueberbildung zugegeben, können wir das französische Drama auch nur als consequent, gewissermaßen als eine künstliche Nationalität anerkennen. Ihre Tragödien sind im Grunde eben nichts Anderes als ihre versailler Gärten, wo geradlinige, mathematisch verschnittene Alleen den Wald vorstellen und rhetorisch verschnörkelte Scherbenbeete Blumen lügen, wo zwischen marmorkalten Nevantiken und Wasserkünsten gepuderte Helden mit Zirkelperücken und Galanteriedegen anmuthig conversiren, und die Vögel selbst französisch singen. Lenôtre wollte die ganze Natur zum Salon machen, und Boileau war der Lenôtre dieser Salonpoesie.

Es mag auf den ersten Blick unerklärlich scheinen, daß dieses künstliche System poetischer Unnatur, wie es in der französisch classischen Literatur sich entwickelt, das ganze gebildete Europa erobern und über ein Jahrhundert lang tyrannisch beherrschen konnte. Verfolgen wir aber genauer den historischen Hergang dieser Erscheinung, so wird sie leicht begreiflich. Die Reformation hatte eben damals in das Völkerleben einen tiefen Einschnitt gemacht und durch ihren revolutionären Umschwung der religiösen Weltansicht die organisch nationale Entwickelung momentan fast überall gestört. In solchen Uebergangsperioden entsteht aber jederzeit ein noch ungewisses geistiges Schwanken, das die Menge für jederlei Neuerung doppelt empfänglich macht.

In den protestantischen Ländern hatte man mit dem Mittelalter und seiner Romantik offen gebrochen und dafür, zum Theil aus philologischem Bedürfniß der souveränen Bibelerklärung, immer dringender auf die Kenntniß des Alterthums hingewiesen, mithin dem Einflusse der französischen Gelehrtenpoesie in ihren zwei Hauptmotiven bedeutend vorgearbeitet. In England machte sich dieser Einfluß, namentlich auf die Bühne, später geltend, weil er dort auf ein bereits fertiges, im Volksleben wurzelndes Drama stieß. Um desto intensiver dagegen zeigte er sich in Deutschland, wo gerade damals das kaum erst entstandene Schauspiel noch unbeholfen mit einer völlig verwilderten barbarischen Sprache rang, und daher von dem vollendeten Glanze der französischen Rhetorik geblendet und wie verzaubert wurde. Dazu kommt, daß die glatte und gefällige Oberflächlichkeit, mit welcher die französischen Hofdichter das classische Alterthum auffaßten, etwas Gemeinfaßliches und Einschmeichelndes hat, und somit überall leichtern Eingang findet als ein tieferes Eingehen in das eigentliche Wesen. — Aber auch die katholischen Länder konnten von diesem Einflusse nicht verschont bleiben. Man täusche sich nicht. Die Reformation war keineswegs plötzlich aus den Wolken gefallen, ihre vorbereitenden Symptome waren lange vorher durch ganz Europa gegangen, und hatten sich nur, je nach der verschiedenen Eigenthümlichkeit und Lage der Völker, verschieden verhüllt und gestaltet. Wir haben bereits oben gesehen, wie auf ähnlichen Gründen in Italien die Nachahmung der Alten schon weit früher einheimisch und gewissermaßen national geworden: während die Spanier durch ihre damalige Weltherrschaft mit der neuen Lehre mannichfach in Berührung

kamen und unwillkürlich das unsichtbare Miasma einathmeten.

Wir wollen, was zunächst Italien betrifft, dem Metastasio und Alfieri auf ihr Wort gern glauben, daß sie das französische Theater nicht studirt haben, ja nicht einmal kennen lernen mochten, um ihre Selbständigkeit zu wahren. Und doch hat der Erstere den französisch aristotelischen Regelnzwang willig adoptirt, und der Andere ihn sogar noch überboten. Sehr natürlich. Denn der Dichter, er stelle sich wie er wolle, ist mehr oder minder ein Kind der öffentlichen Meinung, diese aber wird von den Gebildeten bestimmt, und die Gebildeten waren in ihrer Kunstansicht französisch. Nirgends aber macht sich jenes Schwanken der Uebergangszeiten fühlbarer als auf der Bühne der lebhaften Italiener. Ihre Tragödie bewegt sich mehre Generationen hindurch in lauter Gegensätzen. Metastasio (denn seine Opern sind musikalische Tragödien) war ein Hofdichter, bei dem aller vorgebliche Heroismus, alle Gesinnung und Handlung in einem zauberischen Wohllaut der Sprache austönt. Diese „Liebeschmachtende Nymphe" aber, in die ein halbes Jahrhundert verliebt war, rief die Reaction Alfieri's hervor, des entschiedensten Gegentheils von Metastasio: herb bis zu langweiliger Trockenheit, das Höfische aus Stolz verachtend, mistönig, voll antiker Grundsätze und stoischen Eigensinns, der im Heldenthum nur die Kraft, von aller Tugend nur die politische begriffen. Er erinnert lebhaft an die Starkgeister unserer Sturm- und Drangperiode; unter denen er selbst mit Klinger die meiste Aehnlichkeit hat.

Ebenso gegensätzlich erscheint auch das italienische Lust

ſpiel, in rathloſer Haſt von einem Extrem zum andern umſpringend, ohne die rechte nationale Mitte finden zu können. Das Volk hatte noch von den Alten die Erbſchaft der improviſirten Maskenkomödie überkommen, die es mit dem ihm eigenthümlichen Witz und Geſchick für das Poſſenhafte munter fortſetzte. Dabei mag nun ohne Zweifel manches Unſaubere, Verkehrte und Geſchmackloſe mit untergelaufen ſein; jedenfalls war es doch ein geſundes reiches Material, aus dem ein wahrer Dichter wenigſtens die Anfänge einer tüchtigen Volksbühne herausbilden konnte. Allein anſtatt eines ſolchen Meiſters kam Goldoni, ein verſtändiger wohlgeſinnter Mann von eigentlich blos negativem Talent ohne Phantaſie und Erfindungskraft. Dieſer nahm aus der tollen Maskenwirthſchaft nur Arlechin, Brighella und Pantalon in ſeinen Dienſt, die ſich nun zu einem feinbürgerlichen Haushalt bequemen mußten. Das ſtand aber den phantaſtiſchen Geſellen gar übel an, ſie wurden, da ſie nicht mehr ausgelaſſen ſein durften, aus Langeweile ſelbſt langweilig, der ſpecifiſche Nationalcharakter, der unverkennbar in ihnen lag, löſte ſich in eine ſich unaufhörlich wiederholende Reihe alltäglicher Charaktere auf, und dieſe für die Dauer unerträgliche Einförmigkeit provocirte nun abermals die Reaction. Gozzi, unbedenklich der genialſte Bühnendichter der Italiener, gab ſämmtlichen Masken ihre volle Freiheit zurück, verſetzte ſie aber mit ſtaunenswerthem Takt in eine durchaus poetiſche Feen- und Märchenwelt, deren Wunder und gehobene Sprache die über ihre neue Heimat höchſtverwunderten Geſellen in ihrem Volksdialekt auf das ergötzlichſte ironiſiren; das Alles freilich nur erſt in roher Anlage, keck und faſt improviſatoriſch ohne die letzte künſt-

lerische Vollendung. Man sieht indeß, er verstand das eigentliche Bedürfniß vollkommen, aber er kam zu spät, und das verwöhnte Publicum verstand ihn nicht mehr. Die delicate Menschenwürde der vermeintlich Gebildeten wandte sich entrüstet von diesem poetischen Spectakel, vertrieb den Harlekin zu den Marionetten, und begnügte sich prosaselig wieder mit Goldoni und Nachahmungen Alfieri's, sehr häufig sogar mit ungeschickt übersetzten Rührspielen und sonstigem Auswurf fremder Bühnen. Seitdem ist die Oper mit Ballet und Posaunenlärm dort feierlich eingezogen, und hier gerade wären die phantastischen Gozzi'schen Märchen und Masken recht an ihrem Platze gewesen. Aber man wollte keine Poesie, damit sie den unpoetischen Klingklang nicht störe, die Oper zog statt dessen Castraten vor, und wurde immer mehr Sache der Kehle als des Gemüths. Dafür wird wol auch in keinem Lande das Theater so schnöde und wegwerfend behandelt wie in Italien. Man plaudert in den Logen, und horcht nur vornehm hin, wenn die Primadonna eine tausend mal gehörte Arie mit neuen Schnörkeln versieht. — So schmachvoll muß das Drama überall verkümmern, wo es seinem natürlichen Volksboden entrissen wird.

Es gibt im geistigen Leben, wie im leiblichen, gewisse krankhafte Dispositionen, die überall dieselben Uebel erzeugen. Wir möchten die Verstimmung, welche der Reformation auf dem Fuße folgte und bis weit in das 18. Jahrhundert hineinreicht, einen allgemeinen Katzenjammer nach dem poetischen Rausche des Mittelalters nennen, dessen starkem Weine die müdegewordenen Epigonen sich nicht mehr gewachsen fühlten. Die alten Traditionen waren ihnen durch eine zugleich nüchterne und hoffärtige Philosophie

verleidet, die begeisternde Kraft des religiösen Glaubens gebrochen; auf beiden aber ruhte die Poesie der frühern Jahrhunderte Europas. Die Poesie suchte daher, da ihr auf solche Weise die Gegenwart verschlossen war, in möglichster Ferne einen neuen Boden und andere Götter, und glaubte Beides im classischen Alterthume gefunden zu haben, ohne zu bedenken, daß seitdem die ganze Weltlage eine andere geworden, und daß überhaupt das Alte, willkürlich neugemacht, jederzeit nur eitel Roccoco werden kann. Und so sehen wir denn ziemlich genau dieselben Erscheinungen, wie in Italien, auch in England und Spanien sich wiederholen.

In England hatte, wie oben erwähnt, Ben Jonson schon frühzeitig mitten aus der Shakspearewelt die Brücke nach der Gelehrtenbühne zu schlagen versucht, aber ohne Glück und Nachfolger, da Shakspeare noch zu mächtig war. Mit Dryden dagegen beginnt schon das unselige Schwanken, wie ein defectes Gewissen, das noch nach der alten Tugend zurückblickt und doch von der neuen Verführung nicht lassen kann. In seinen verworrenen sogenannten historischen Schauspielen kämpfte wunderlich eine große Reimfertigkeit mit dem verfehlten Pathos, und die im Grunde sehr nüchternen Helden müssen sich erst durch bombastische Renommisterei in eine eben nicht liebenswürdige Betrunkenheit hineinrasen. Dem gefeierten Addison endlich war es vorbehalten, den Geschmack gründlich von der Poesie zu reinigen. Sein berühmter „Cato" hat eigentlich nichts vom Alterthum als den französischen Zopf und gab willkommene Anregung zu zahllosen Uebersetzungen und Nachahmungen französischer Trauerspiele, die jedoch sämmtlich die würdige Stimmung und höfische Grazie der

Originale nicht im mindesten erreichen. Alles dieses aber hatte natürlicherweise auch hier den allmäligen Verfall zur Folge, welchen der momentane Enthusiasmus, den Garrick durch seine meisterliche Darstellung Shakspeare'scher Rollen erweckte, nicht mehr aufzuhalten vermochte. Auch hier verfiel das an sich selbst irregewordene Theater zuletzt auf absonderliche Gelüste nach unsern moralischen Thränenstücken und unmoralischen Kotzebueaden.

Härter war der Kampf in Spanien. Hier galt es nicht blos eine ästhetische Revolution, sondern die gänzliche Umwandlung der Nationalität, mit der die Bühne, noch inniger als in England, auf Tod und Leben verbunden war. Es mußte erst die Nation in zwei feindliche Feldlager, in Volk und vorgeblich Gebildete, zerspalten werden; eine dort bisher ganz unbekannte Erscheinung, da in diesem hochgestimmten Volke die wahre poetische Bildung so allgemein verbreitet war, daß Vornehm und Gering in ihrem Geschmacke vollkommen zusammentrafen. Eine solche allmälige Zersetzung sehen wir denn in der That nach dem Erlöschen der östreichischen Dynastie mit dem Regierungsantritt der Bourbonen ihren Anfang nehmen. Der neue König brachte nicht nur französische Kammerherren, sondern die ganze Camarilla fremder Sitten und Ideen aus Paris mit, zu deren Katechismus ganz vorzüglich die Boileau'sche Zwangsjacke gehörte. Es ist sehr natürlich, daß die dem Throne Zunächststehenden diese Hofatmosphäre einathmeten, und sie nach und nach in immer weitere Kreise vertragen mußten, und ebenso natürlich, daß nun auch die schon längst im Hintertreffen ungeduldig harrenden Gelehrten vorrückten und gemeinschaftlich mit den Vornehmen gegen das Volk Front machten. Und so entspann

ſich dort ein idealer Bürgerkrieg, der unausgeſetzt bis in das 19. Jahrhundert mit unerhörter Hartnäckigkeit fortgeführt wurde.

Den Feldzug eröffnen die höfiſchen mit geringſchätzigem Achſelzucken, Spottwitzen und einer, zunächſt nur erſt zum Druck beſtimmten, Ueberſetzungen des Corneille'ſchen „Cinna". Allein Cinna declamirte in die leere Luft, Niemand verſtand noch ſeinen pariſer Jargon, und die feingeſchliffenen claſſiſchen Pfeile zerſchellten an der dichtgeſchloſſenen Phalanx unerſchütterlicher Gleichgültigkeit. Jetzt fuhren die Gelehrten entrüſtet ihr grobes Geſchütz auf. Luzan ſeine Poetik, Blas Naſarre ſeine Abhandlung über die ſpaniſche Komödie, Moratin, Jovellanos und Andere Aehnliches. Aber das tapfere Volk war ſo leicht nicht einzuſchüchtern, es ließ durch ſeine, der alten Nationalfahne treugebliebenen, wenngleich ſchon etwas kriegslahmen Theaterdichter Candamo, Cañizares und Zamora die kritiſche Batterie demontiren, wobei beſonders Ramon de la Cruz ſich auszeichnete, indem er in ſeinem „Manolo" den Pathos der neuclaſſiſchen Tragödie auf das ergötzlichſte parodirte. Vergebens predigte Luzan das Evangelium der drei Einheiten und verordnete, daß die Sprache des Schauſpiels der des gewöhnlichen Lebens möglichſt treu bleiben, und daß in der Komödie keine Könige und Fürſten, in der Tragödie keine Leute aus den untern Volksclaſſen auftreten ſollen. Blas Naſarre nennt Lope de Vega und Calderon Corruptoren der Bühne voll Verſtöße gegen Vernunft und Kunſt, indem namentlich der Letztere „die ſpaniſche Nation als einen Haufen von irrenden Rittern und leichtſinnigen Frauenzimmern ſchildere, den Zuſchauern heftige und ſtrafbare Leidenſchaften zeige und unvorſichtige

junge Damen auf den Weg des Verderbens führe, weil er ſie die Mittel lehre, um unehrbare Liebeshändel anzufangen". Ja, Moratin behauptet, durch die verworrenen Gewebe Lope's, Calderon's und ihrer Nachfolger ſei das ſpaniſche Drama in einen Zuſtand der äußerſten Verderbniß verſetzt worden! — Das Volk antwortete darauf einfach und factiſch dadurch, daß es ein nach dem neuern Kanon umgeregeltes Stück des Moreto ſtürmiſch auszizſchte und die Schauvieler zwang, daſſelbe den nächſten Tag in ſeiner urſprünglichen Geſtalt zu geben. Endlich aber waren die Spaniſchfranzoſen, nachdem ſie ſich durch Ueberläufer hinreichend verſtärkt ſahen, mit einer franzöſiſch geregelten Originaltragödie (der „Hormesinda" des Moratin) wirklich bis auf die Bühne vorgerückt. Da ſchickten die Andern den ganzen Schwarm ihrer Vorfechter noch einmal muthig entgegen; leider nur noch eine wüſte Freibeuterbande von Nachahmern des Alten, die in dem Kriegslärm und verlaſſen von aller Theilnahme der Gebildeten, bereits verwildert war. So hatte das Volk am Ende ſich gänzlich verſchoſſen, und die franzöſiſche Tragödie behauptete die Wahlſtatt. Allein die Einen hatten von Anfang an nicht wahrhaft gelebt, die Andern ſich überlebt; es war kein Sieg von keiner Seite, keine Capitulation, kein Krieg und kein Frieden, ſondern Alles unaufhaltſam in bloße Anarchie umgeſchlagen, wo jetzt Racine und Lope de Vega, Moreto und Goldoni, Calderon und Kotzebue in beiſpielloſer Verwirrung durcheinander rannten, während mitten in dieſer Lächerlichkeit durch ein königliches Decret die Darſtellung der Autos Sacramentales verboten wurde, weil man ſich dadurch den Ausländern lächerlich mache — ein im Grunde zeitgemäßes Decret, wodurch das endliche Da-

hinſcheiden nicht nur der Nationalbühne, ſondern der eigentlich ſpaniſchen Nationalität ſelbſt amtlich beſcheinigt ward.

Es iſt vielfach die Rede von den Nachtheilen, welche die ſpaniſche Bühne durch die Feindſeligkeit der Kirche erlitten haben ſoll. Allerdings hat die Inquiſition dort fortwährend das Theater überwacht, und eine Menge von Schauſpielen unterſagt Allein dieſe Verbote wurden zu allen Zeiten im ganzen Lande, und namentlich in Madrid, ſo wenig beachtet, daß von einer weſentlichen Wirkſamkeit derſelben oder gar von einer Unterdrückung der Bühne überhaupt nicht die Rede ſein kann. Ueberdies hatte ſich die Inquiſition ſchon längſt in eine bloße Polizeianſtalt verwandelt, bei welcher nicht die Religion, ſondern die Hofpolitik und andere weltlichen Intereſſen, zu gleichgroßem Schaden von Kirche und Staat, maßgebend waren. Mit gerechtem Befremden finden wir daher in ihrem Index expurgatorius vom Jahre 1790 — alſo gerade zur Zeit der zuletzt geſchilderten Verwilderung, wo eine nachdrückliche Oppoſition von Seiten der Kirche am rechten Orte geweſen wäre — viele der beſten alten Dramen von Calderon, Alarcon und Andern unter den verbotenen aufgeführt; und der gründlichſte Kenner der ſpaniſchen Literatur, Don Auguſtin Duran, berichtet, „daß dieſe Verbannung von Stücken gewiſſermaßen die Folge des Einfluſſes Derjenigen war, welche die franzöſiſchen Lehren unterſtützten.“

So ungefähr ſtanden die Sachen noch in den erſten Decennien unſers Jahrhunderts. Seitdem hat dieſes ernſte Volk, wie es ſcheint, ſich beſonnen und in ſeinen alten großen Dichtern, faſt überraſcht, ſich ſelbſt wiedererkannt. Dieſe Umkehr gehört aber ſchon einer ſpätern Zeit an, von der wir weiter unten ausführlicher reden wollen.

Wir verließen oben das deutſche Drama in ſeiner höchſten Noth, im Dreißigjährigen Kriege. Man kann gern zugeben, daß die tiefe Erſchütterung eines ſolchen Kriegs anregend und für die poetiſche Production im Allgemeinen förderlicher ſei, als die ſchlaffe Ruhe eines langen Friedens wie wir denn auch wirklich gerade aus jenen Kriegstroubeln zwei der mächtigſten Erſcheinungen hervorgehen ſehen: Opitz und den Simpliciſſimus. Allein für das Drama ſpeciell war der furchtbare Kampf höchſt verderblich. Das Lied tönt ſeinen Schmerz und ſeine Luſt in der Abgeſchiedenheit der Berge und Wälder aus, der Roman und das Lehrgedicht finden am Ende überall ihren einſamen Leſer. Das Drama dagegen iſt von Natur geſellig und bedarf, um wirken zu können, einer gewiſſen Centraliſation der Geſelligkeit, und dieſe hatte der Krieg von Grund aus zerſtört. Indeß hätten ſich dieſe immerhin mehr materiellen Störungen vielleicht ſehr bald verwinden laſſen. Beiweitem tiefer aber ſchnitten zwei andere Wunden in das geſammte Leben ein. Einmal nämlich hatte dieſer Krieg allmälig ſeine Farbe, aus der urſprünglich religiöſen in die politiſche, gewechſelt. Katholiſche fochten unter proteſtantiſchen, Proteſtanten unter katholiſchen Fahnen, nicht für den beſſern Glauben, ſondern um beſſern Sold, während dem Volke, je nach dem wechſelnden Kriegsglücke, von den Fürſten bald dieſe bald jene Religion gewaltſam octroyirt wurde. So entwickelte ſich nach und nach ein allgemeiner religiöſer Indifferentismus, welcher naturgemäß nun von den innern höhern Gütern auf das Materielle, in der Kunſt auf bloßen Sinnenreiz ging und, weil die Sinne durch die beſtialiſche Gewöhnung an Entſetzen und Gräuel längſt abgeſtumpft wa-

ren, auch im Schauſpiel ſich nur noch in Blut berauſchen konnte. Ebenſo entſtand aber aus dieſem verworrenen Völkergemiſch und Gemenge von Sitten und Geſinnungen, wiederum zum größten Nachtheil der Bühne, auch die politiſche Indifferenz bis zu völliger Vernichtung alles Nationalgefühls, indem der Krieg die Proteſtanten auf das Ausland, Schweden und Frankreich, ſtellte, und der darauf folgende Weſtfäliſche Frieden, die urſprüngliche Aufgabe des Kampfes verewigend, ganz Deutſchland gleichſam in zwei Völkerſchaften, in Katholiken und Proteſtanten zertrennte. Ohne dieſen unſeligen Zwieſpalt hätte niemals die katholiſche Literatur ſich aus keuſcher Scheu ſo hermetiſch abſchließen, die proteſtantiſche nicht ſo bodenlos, wie ſpäter geſchehen, in der Negation ſich überſtürzen können. Und dieſe krankhafte Fibration, die nach jenen beiden Richtungen hin von dem Kriege ausgegangen, können wir in unſerer dramatiſchen Literatur noch bis heute verfolgen.

Gleich im Anfange zwar, als die Kriegeswogen ſich verlaufen hatten, tauchten noch einige Trümmer der alten nationalen Bühne wieder auf. Aber in welchem jämmerlichen Zuſtande! Es ſchien, als wäre von dem ganzen Bau eben nur der Schutt geblieben: die Roheit, die Polemik, der Haß. Ja das geiſtliche Schauſpiel mußte ſich, als wäre es noch nie dageweſen, gleichſam aus ſeinen erſten Geburtswehen wieder hervorarbeiten. Johann Klai in Nürnberg declamirte ſeine Geburt Chriſti, ſeinen Leidenden Chriſtus, die Himmelfahrt, Auferſtehung ꝛc. nach beendigtem Gottesdienſte in der Kirche wie ein Improviſator ganz allein, nur von Chören unterbrochen, ohne Dialog, bald erzählend, bald in ſchwülſtige Reden einzelner Perſonen ausbrechend. Aber dieſer Kirche fehlte das Meßopfer,

an welches ſich die Myſterien ehemals ſymboliſch anlehnten, es fehlte mit der höhern Bedeutſamkeit die rechte gläubige Vertiefung, und ſo leiteten dieſe neuen Verſuche lediglich das moderne Oratorium ein. Ueberhaupt nahm Alles nun einen durchaus weltlichen Charakter an. Chriſtus holt ſich ſeine Seelenbraut im Luſtſpiele, die Heiligen und Märtyrer werden von heidniſchen Göttern verdrängt, anſtatt der kirchlichen Proceſſionen ſehen wir Bürgerauf-züge, pomphafte Actionen, Pantomimen und Ballete. Auch aus den alten Moralitäten hatte ſich die Allegorie herüber-gerettet, aber nicht mehr im Dienſte der Religion, ſondern der Polemik, der Politik, der Höfe und einer unerſättlichen Schaugier der Menge. So beſtand denn damals das Drama faſt nur in Gelegenheitsſtücken, die gewöhnlich mit dem Knalleffect eines Feuerwerks ſchloſſen, wie: „Kriegs-beſchluß und Friedenskuß, oder das Frieden wünſchende Deutſchland", wo Mars auftritt, „heraufbrauſend mit Trommelſchall und Büchſenknall, mit einem blutigen De-gen in der Fauſt, brüllend und das Maul voll Tabacks-rauch, den er herausbläſt."

Dies Alles zählt natürlich nicht zur Literatur und entbehrt aller innern Berechtigung. Es hatten daher die Gelehrten leichtes Spiel und diesmal vollgültige Veranlaſ-ſung, dieſer totalen Confuſion geharniſcht entgegenzutre-ten. Hier aber zeigt ſich auch ſogleich der Riß, den, wie oben erwähnt, der Dreißigjährige Krieg durch Deutſchland gemacht. Anſtatt naturgemäß an das alte Volksthümliche anzuknüpfen, wobei freilich viele katholiſche Traditionen und Erinnerungen nicht zu umgehen waren, wandten ſich die meiſt proteſtantiſchen Gelehrten lieber in das graueſte Al-terthum, und noch lieber nach dem confeſſionell befreunde-

ten Holland, wo gerade damals der berühmte Vondel blühte. Opitz, obgleich persönlich nichts weniger als ein protestantischer Zelot, gab doch insofern den Ton an, daß er Seneca's Trojanerinnen und Sophokles' Antigone übersetzte, sowie ein ebenso auf neutralem und chimärischem Boden ruhendes schäferliches Singspiel des Italieners Rinuccini zu einem fürstlichen Hochzeitsgedicht umarbeitete, und dadurch einen ganzen Schwarm von Schäferdramen hinter sich herzog. Allein solche unselbständige Nachahmereien konnten begreiflicherweise nicht nachhaltend durchgreifen. Erst mit dem Schlesier Andreas Gryphius (1616 — 64) beginnt die neue Aera. Gryphius steht noch ungewiß zwischen Volk und Gelehrtenzunft. Zu dieser gehört er durch die eigensinnige Verblendung, womit er zu einem alten Dichter hält, der eigentlich kein Dichter ist: durch seine Seneca'schen Trauerspiele, die sich heutzutage mit ihrer epigrammatisch-schwülstigen Rhetorik fast wie ungeheuerliche Schulexercitien ausnehmen. Zum Volke aber zählt er mit mehrern romantischen Stoffen: z. B. in „Cardenio und Celinde" ꝛc. und mit seinen Lustspielen. Ja er hat sogar noch Schauspiele, die man zu den geistlichen rechnen könnte, wie seine „Katharina von Georgien", die mit christlichem Muthe in den Märtyrertod geht, um dem um sie werbenden Schah Abbas nicht ihre Hand zu reichen. Aber es ist die alte Glaubensfreudigkeit nicht mehr, die uns unwillkürlich von der Wahrheit eines solchen übermenschlichen Heroismus überzeugt; die Stelle der unmittelbaren göttlichen Leitung und höhern Gerechtigkeit, die allein hier die Versöhnung bieten kann, nehmen in seinen Trauerspielen fast überall allegorische Gottheiten, Furien, Zauberer und Geister ein, welche, wie ein heidnisches Fa-

tum, prophetiſch und anſtachelnd in das Schickſal der Helden eingreifen und uns, weil wir eben nicht an ſie glauben können, vollkommen kalt laſſen. Gryphius iſt ohne Zweifel ein bedeutendes und ernſtgeſtimmtes Talent. Er ſelbſt ſagt, „daß er die Vergänglichkeit der menſchlichen Dinge in etlichen Trauerſpielen vorzuſtellen ſich befliſſen, nachdem das Vaterland in ſeine eigene Aſche ſich verſcharrt.“ Gewiß eine große, des Dichters würdige Aufgabe. Aber er war ein düſterer und gewaltſamer Charakter, der eben nur die Nachtſeite des Lebens erkannte. Daher ſeine abenteuerliche Vertiefung in Alchymie, in Vorbedeutungen und in die Geſpenſterwelt, über die er ein eigenes Buch geſchrieben; daher ſchlagen ſelbſt ſeine harmlos und volksmäßig genug angelegten Luſtſpiele ihm großentheils nur in Satire um; ſo in ſeinem, dem Shakſpeare'ſchen „Sommernachtstraum“ entlehnten „Peter Squenz“ gegen die Meiſterſänger und Bettelkomödianten, im „Horribilicribrifax“ gegen die damaligen Sprachmiſcher und prahleriſchen Bramarbaſſe. Wir glauben gern, daß der Schmerz um ſein Vaterland, ſowie die vielen Unglücksfälle ſeines eigenen unſtäten Lebens ihn noch mehr verbittert und verdüſtert haben, meinen aber, daß er auch unter günſtigern Verhältniſſen ſich nicht zum Wiederherſteller eines wahren Nationaltheaters geeignet hätte. Ihm fehlte durchaus jene heitere Umſchau und tiefſinnige Milde, womit z. B. Shakſpeare wie mit leichtem Flügelſchlage über den irdiſchen Dingen ſchwebt.

Nach Gryphius aber geht das Schauſpiel endlich immer entſchiedener zu den Gelehrten über, die denn auch ſofort ihr unpopuläres Handwerk beginnen. Wie wenig oder vielmehr gar nicht dieſes Schauſpiel mit dem Volke

zuſammenhing, zeigt ſich ſchon darin, daß es nicht aus dem Leben, ſondern aus Romanen entſtand, alſo ein Bücherſchauſpiel war. So wurde z. B. aus der Aeneide ein Roman, aus dieſem ein Schauſpiel gemacht, die Hirten der Schäferromane mußten mit Perücken und Reifrock zu galanten Feſtſpielen bei Hofe erſcheinen, auch das Trauerſpiel nahm ſeinen Stoff nicht aus der Gegenwart oder der Geſchichte, ſondern gleichfalls aus den damaligen dickleibigen ſogenannten heroiſchen Romanen und Staatsactionen; mithin überall die Natur aus der dritten, vierten Hand, oder vielmehr die ſtupide Nachahmung einer ſchon urſprünglich verzwickten Unnatur. Hieraus wird denn auch der ſonſt ganz unbegreifliche barocke Charakter dieſes Schauſpiels einigermaßen erklärlich. Weil es nämlich nichts Urſprüngliches und Erlebtes, ſondern blos Erlerntes war, ſo mußte wol der Mangel an eigener Schöpferkraft und die totale Nüchternheit durch den ungeheuerlichen Schmuck der „durchdringenden und löblichen Beiwörter", und durch eine wahrhaft raſend gewordene Declamation erſetzt und verdeckt werden, gleichwie man faulen Pferden Pfeffer und Salz unter die Schwänze ſtreicht, um ſie auf dem Roßmarkt in ſtattlichen Trab zu bringen. Es konnte ferner nicht fehlen, daß man aus den meiſt franzöſiſchen Muſtern die unerhörteſten und dem Volke noch völlig fremden Schlüpfrigkeiten als „galante Poeſie" herüberholte, während dabei die Dichter ſelbſt, weil eben Dichten und Leben hier ganz gleichgültig nebeneinanderlagen, die ordentlichſten Familienväter, Bürger und Beamte waren; eine Erſcheinung, die ſich ſpäter, aus demſelben Grunde, auch bei Wieland wiederholte. Endlich mußte, da ihnen der höhere Glaube an die überirdiſchen Dinge völlig ab-

handen gekommen, natürlicherweiſe aller Stolz und Nachdruck auf das weltliche Wiſſen gelegt werden. Daher zerfallen dieſe Schauſpiele auch weſentlich in zwei Hauptgattungen. Die Einen fegen mit faſt wahnwitziger Selbſtgefälligkeit einen ganzen Bazar von Realien, Beſchreibungen fremder Länder und Sitten, geographiſche, ethnographiſche und hiſtoriſche Curioſitäten in einen ungeheuren Haufen zuſammen, deſſen monſtröſe Wucht Helden und Handlung erdrückt, wogegen die Andern, noch gründlicher, uns lieber geradezu in die Gelehrtenwerkſtatt, in die vier Facultäten und ihre theoretiſchen Disciplinen mitten hineinführen. So hat Kaſpar von Stieler in ſeinem Luſtſpiele „Willmut" die ganze Ethik, Harsdörfer in einem ſeiner Stücke die Grammatik abgehandelt. Der eigentliche Koryphäe dieſer Periode aber iſt Daniel Kaſpar von Lohenſtein aus Breslau (1635—83), der vorzüglich dadurch ſo berühmt geworden, daß er Alle überbot und, wie in ſeinem Romane „Arminius" ſo auch im Schauſpiel jene beiden Richtungen in einen breiten ſeichten Strom vereinigte. In ſeiner „Agrippina" mindeſtens fehlt von allen gelehrten Materien ſichtbar nichts als die Poeſie. Denn dazu kam eben, daß er eine durchaus proſaiſche Natur war, die ſich daher, da es nun einmal gedichtet ſein ſollte, durch breitmäuligen Bombaſt erſt hinaufzuſchrauben ſtrebte. Die Greuel der römiſchen Kaiſerzeit ſind ſein liebſter Schauplatz, ſeine gangbarſten Motive Mord, Nothzucht und Blutſchande, die ſich in dem gezierten Marino'ſchen Stile doppelt wunderlich ausnehmen. In ſeiner „Epicharis" wird jubelnd Gift getrunken, gefoltert, geköpft, Zungen ausgeriſſen und Adern zerſchnitten. Da iſt überall nichts als Schall und Knall, ſeine Helden, die nach jeder Mücke mit Karthau-

nen feuern, machen vollkommen den Eindruck wie Shakſpeare's berühmter Fähnrich Piſtol, und könnten jetzt nur noch einen parodiſchen Sinn beanſpruchen. Hier zu unſerer Rechtfertigung nur eine Probe, und zwar aus einem ſeiner gemäßigtſten Dramen: „Ibrahim Baſſa", das ſogleich durch folgenden Monolog der Aſia eröffnet wird:

Weh! weh! mir Aſien! ach! weh!
Weh mir! ach! wo ich mich vermalebeien,
Wo ich bei dieſer Schwermuthsſee
Bei ſo viel Ach ſelbſt mein bethränt Geſicht verſpeien,
Wo ich mich ſelbſt mit Heuln und Zeter-Rufen
Durch ſtrengen Urtheilsſpruch verdammen kann!
So nimm dies lechzend Ach, beſtürzter Abgrund an!
Beſtürzter Abgrund! O die Glieder trieſen
Voll Angſtſchweiß! Ach des Achs! Der laue Brunn
Der dürren Augen ſchwellt den Jäſcht der Purpurflut!
Mein Blutſchaum ſchreibt mein Elend in den Sand!

Zur Ehre deutſcher Nation müſſen wir jedoch hinzufügen, daß Lohenſtein's Trauerſpiele, trotz den unausgeſetzt ſchmetternden Lobpoſaunen, niemals zu öffentlicher Aufführung gelangen konnten; das Volk, wenngleich verwildert, war beſſer und geſcheiter als ſeine Gelehrten.

Dies merkte ſich der Schulrector Chriſtian Weiſe in Zittau (1642 — 1708), und trat mit lobenswürdigem Muth und voller Hingebung jener unnatürlichen Anſpannung entgegen, um das Schauſpiel wieder volksmäßig zu machen. Er verſchmähte alle Regel der Alten, er wollte „bei ſeiner Freiheit bleiben, an der Einfalt ſeiner Luſt behalten, die der Natur am nächſten komme, und jede Perſon nach ihrem Naturell reden laſſen". Seine Perſonen reden daher wie ihnen der Schnabel gewachſen, nicht

in Alexandrinern, sondern in schlichter Prosa, nicht mehr in hyperheroischen Metaphern, sondern in der sprunghaften und derben Sprache, die er auf der Straße, in Werkstätten und Bierstuben geflissentlich studirt hat; und es ist in der That ebenso ergötzlich als erbaulich, wie wacker in seinem Lustspiel, und noch mehr in seinen trefflichen Possenspielen, der Volkswitz unter den gepuderten Schäfern und gespreizten Fürstenhelden aufräumt. Allein bei alledem ist Weise im Grunde doch auch ein Gelehrter, der sich gewissermaßen nur herabläßt, ja zuweilen trotzig zwingt, populär zu sein. Das ist aber jederzeit eine misliche Stellung, die, weil sie in sich des rechten sichern Halts entbehrt, leicht des Guten zu viel thut. So hatte auch er sich eine Theorie des Gegensatzes systematisch zurechtgelegt, seine Komödien sollen durchaus nichts sein als „eine accurate Vorstellung einer Begebenheit". Und eben diese Accurateſſe war die Klippe, an der er scheiterte, indem er einerseits aus der verstiegenen Welt seiner Vorgänger in die hausbackene Alltäglichkeit abglitt, andererseits aber durch diese laxe Manier zu einem allgemeinen Dilettantismus führte.

Es war überhaupt der verhängnißvolle Fluch jener Zeit und ihrer Literatur, daß sich die Gebildeten so vornehm von dem Volke getrennt hatten, am schwersten aber lastete dieser Fluch gerade auf dem deutschen Drama. In Spanien und in England war, als jene Scheidung eintrat, das Volksschauspiel bereits vollendet und für alle Zeiten festbegründet, weil es dort auf der Religion, hier auf den, mehr oder minder gleichfalls dahin zurückweisenden nationalen Erinnerungen des Mittelalters stand. Ja selbst in Frankreich hatten, wie wir gesehen, durch die

Gunſt ganz beſonderer Verhältniſſe die excluſiven Dichter ſich doch wenigſtens einen neuen Boden angeblicher Claſſicität zu erobern gewußt, deſſen gloire ſich die geſchmeichelte Nation gern unterſchieben ließ. In Deutſchland dagegen war das noch ganz unreife Schauſpiel gleich in ſeinen erſten Keimen durch die Reformation überraſcht, dann vom Dreißigjährigen Kriege faſt vernichtet, und ſein etwaiges Wiederaufleben nun endlich durch die Gelehrteninvaſion niedergehalten worden. Und dieſe Gelehrten fanden keinen Hof Ludwig's XIV., der ihre Kräfte centraliſirt, ihren ungeſchlachten Helden den höchſtnöthigen äußern Glanz und Anſtand verliehen hätte, während andererſeits die von den Gebildeten verlaſſenen Komödiantenbanden in der Verzweiflung des Hungers ſich um jeden Preis, ſo gut, oder vielmehr ſo ſchlecht ſie konnten, auf ihre eigene Hand zu helfen ſuchten.

Es konnte nicht fehlen, die ungeheuere Langweiligkeit der gelehrten Tragödie mußte endlich eine Kataſtrophe herbeiführen; Gähnen und Lachen ſind bekanntlich anſteckend. Beides folgte vollauf. Die erſchrockenen Poeten ſahen ſich daher, um ihr Regiment zu behaupten, nach Hülfstruppen um, und verfielen auf die Muſik, die ihnen auch allerdings hiſtoriſch am nächſten lag. Schon die alten Myſterien hatten dieſe von jeher der Kirche verwandte Kunſt aufgenommen, und die allegoriſchen Moralitäten das muſikaliſche Element und einen phantaſtiſch ſceniſchen Apparat immer weiter ausgebildet, ja neuerdings hatte, wie wir geſehen, Klai bereits den modernen Ton der Cantate und der Oratorien angeſchlagen. Auf weltlicher Seite aber waren die Pegnitzer Schäfereien ſchon eigentliche Singſpiele, als die von Opitz aus dem Italieniſchen überſetzte

und von Peri componirte „Daphne“ endlich das Signal zum völligen Uebergange gab. So wurden die Dichter unwillkürlich zur Oper gedrängt. Zwar hatte die Oper, wie in dunkler Erinnerung ihres kirchlichen Urſprungs, im Anfange wirklich nur ernſte bibliſche Stoffe, wie: „Der erſchaffene, gefallene und aufgerichtete Menſch“, „Michal und David“, „Eſther“, „Die makkabäiſche Mutter“ ꝛc., und alle Genien des Myſteriums, Himmel und Hölle, Drachen, Teufel und Engelchöre zogen noch einmal über die Bühne. Allein ſie fanden nur noch einen theatraliſchen Glauben, der ſtrenge fromme Geiſt, der das Alles einſt geheimnißvoll belebt, war entflohen und nur die hohle Form zurückgeblieben. Und dieſes leere Gehäuſe benutzten denn die Gelehrten, wie früher das Trauerſpiel, auch ſofort wieder, nach Herzensluſt den Ballaſt ihrer Weisheit hineinzupacken, und alle ihre Curioſa erſt recht unter die Leute zu bringen. Da mußten Iphigenia, Klytämneſtra und der ganze Olymp ſich herbeilaſſen, Arien zu ſingen, da wurde Moral, Geographie, Völkerkunde, ja mit unübertrefflicher Univerſalität ſogar Bierbrauerei und Schlächterei in Noten geſetzt. Aber ſie wurden ihrer neuen Domäne nicht froh. Sie hatten leichtſinnig die unerſättliche Schauluſt der Menge, dieſen wüſten Leuen geweckt, der überall der Poeſie auflauert und heißhungrig immer nach neuem Fraß geht. Die gelehrten Artikel reichten nicht mehr aus, und in dem allgemeinen Bankrott verpuffte die Oper in lauter Decoration, Kleiderpracht, Schlachten, Kanonendonner, Kolophonienblitzen, Aufzügen und Balletten, an denen nicht ſelten die Höfe und der Adel perſönlich theilnahmen. In Poſtel's „Muſtapha“ marſchirten deutſche, tatariſche, polniſche und türkiſche Armeen auf, in der Oper „Semiramis“ wer

den alte Damen in feuerſpeiende Lanzen verwandelt, im „Jaſon“ ſteigt das Schiff Argo ſingend gen Himmel, wo es zu einem Sterne wird. Und dieſe Opernwuth zauberte, was das Schauſpiel nie vermochte, plötzlich die erſten ſtehenden Theater hervor, in Hamburg, Braunſchweig, Wien, wo jede Oper 60,000 Gulden koſtete, und um 1700 zählte man bereits zehn Operntexte auf ein Schauſpiel. Dieſe Texte aber hatten nicht nur die drei Einheiten, ſondern überhaupt jede dramatiſche Zucht und Ordnung durchbrochen; der Hanswurſt rannte die gravitätiſchſten Perſonen über den Haufen, Pferde, Bären und Kameele ſpielten mit, fabelhafte Ungeheuer brummten und brüllten dazwiſchen, die Frauen, welche die Oper, des Geſanges wegen, zum erſten male auf der öffentlichen Bühne eingeführt, gaben durch emancipirtes Weſen und ihr Coſtüm vielfaches Aergerniß, und die heiligſten Stoffe wurden ſchmählich profanirt, bis zuletzt der Zorn der Geiſtlichkeit darüber entbrannte, und die beſten Operndichter: Poſtel, Leeßand, Hunold und Feind, ſich beſchämt von dem Skandal zurückzogen. Mit Einem Worte: die Muſik hatte die freilich klägliche Poeſie vollſtändig übertäubt, und aus dem raſenden Operntumult jener Zeit tönen nur einzelne Klänge von Haſſe, Händel und Graun noch bis zu uns herüber.

So war nun das Volksſchauſpiel, zwiſchen der alten Abneigung der Dichter und dem neuern Glanz der Oper, in doppelte Noth gerathen. Die Komödiantenbanden wollten und konnten die gelehrten Stücke nicht brauchen, noch weniger aber konnten ſie bei ihrer Bettelhaftigkeit daran denken, mit der reichen Oper zu rivaliſiren und die aufgeregte Schauluſt zu befriedigen. Sie machten daher aus der Noth eine Tugend, ſie entſchloſſen ſich, fortan ſelbſt

die Dichter zu ſpielen und ſich ihr Repertorium eigenhändig zurechtzumachen. Veltheim (eigentlich Velthen geheißen), ein literariſch gebildeter und ſprachenkundiger Magiſter aus Halle, warb zu dieſem Behuf um 1670 ein kampfrüſtiges Freicorps von Studenten, das unter dem Titel „Berühmte Bande und kurſächſiſche Hofkomödianten" in den größern Städten Deutſchlands umherzog und die unbedingte Freiheit des Improviſirens proclamirte. Man verabredete aus der Bibel, aus Helden- und Liebesgeſchichten und alten Schauſpielen Inhalt, Plan und ungefähre Scenenfolge, und überließ die dialogiſche Ausführung wohlgemuth der augenblicklichen Eingebung der ſtudentiſchen Komödianten. Dabei hatte Veltheim ſelbſt einen glücklichen Takt. Während er nämlich überall den volksthümlichen religiöſen Grundton hervorhob und bei ſeinen Ankündigungen in beſondern Abhandlungen ausdrücklich darauf hinwies, erſtrebte er andererſeits zugleich eine Vermittelung und Verſöhnung mit den Gebildeten, indem er eine proſaiſche Ueberſetzung des Molière herausgab, in ſeinen Stoffen auf Corneille und den durch die Jeſuitenſpiele bekannt gewordenen Calderon zurückweiſt, und in der Geſtalt des „Curtiſan" den ſpaniſchen Gracioſo, als veredelten Hanswurſt, auf die Bühne zu bringen ſuchte. Allein hier zeigt ſich auch ſogleich der weſentliche Unterſchied zwiſchen Dichter und Schauſpieler, der ſich zu jenem verhält wie der Virtuos zum Componiſten. Es gehört gewiß ein ſcharfer poetiſcher Blick und eine eigenthümlich flexible Phantaſie dazu, ein fremdes Kunſtwerk geiſtreich zu reproduciren, das geſchriebene Wort, gleichſam mitdichtend, ins directe Leben zu überſetzen. Aber eben deshalb kann der Schauſpieler doch immer nur ſecundär mitdichten und muß

vorzugsweise auf die äußerliche Darstellung, ja auf den möglichsten Effect, allen Nachdruck legen. Der Schauspieler lebt nicht für die Nachwelt, sondern von der Gunst des Augenblicks, er wird daher in den meisten Fällen weniger der Poesie als dem Publicum gerecht zu werden suchen und, wo er als Redacteur oder Dichter auftritt, die Sachen nicht sowol nach dem ewigen Maß der Schönheit, als nach dem zufälligen der vorhandenen Mittel und Bedürfnisse zuschneiden. Es ist mithin stets ein Unglück für die dramatische Poesie wie für das Publicum, wenn der Schauspieler in solchem Conflicte streitender Competenzen sich vom Dichter emancipirt. Dies hat auch der verständige und wohlgesinnte Weltheim erfahren, da er, nach kurzer Glanzperiode in Dresden, sich genöthigt sah, von seinen höhern Intentionen nach und nach wieder zu den landesüblichen Haupt- und Staatsactionen herabzusteigen. Dazu kam noch, daß die Stegreifkomödie, wie er sie eingeführt, durchaus ein unausgesetzt frisches Zusammenspiel und demnach einen Aufwand bedeutender Talente erfodert, die so zu rechter Zeit und auf Commando sich niemals leicht zusammenfinden. Die natürliche Folge davon war daher ein abermaliger Bankrott auch auf dieser genialern Seite. Bei dem täglichen Verbrauch mußten ihnen wol allgemach Witz und Athem ausgehen und, wo die augenblickliche Erfindung versagte, vage Reminiscenzen eintreten; und so wurde denn auch gar bald das Trauerspiel wieder mit Lohenstein'schen Donnerreden, die Maske des Gracioso mit den buntesten Lappen der alten Hanswurstjacke geflickt, wodurch nothwendig am Ende die ungeheuerlichste Verwirrung entstand. Vergebens erfand man in dieser Noth die sogenannten Dirigirbücher, in denen die Improvisation

ter Schauſpieler von den Principalen redigirt und als Anhalt zuſammengeſchrieben, den Stegreifrittern aber noch immer ein weiter Tummelplatz belaſſen wurde. Die Hofbibliothek in Wien beſitzt eine, faſt ein Jahrhundert umfaſſende Sammlung ſolcher ungedruckter Dirigirbücher: höchſt ſeltſame, durchaus freie, ja tollkühne Verarbeitungen aller möglichen fremden Stoffe ins Grobe und Platte, und trotz der Grobheit doch wieder mitten in das höfiſche Zierweſen hinein, mit und ohne ſchlechte Alexandriner, Chöre und Arien, wie z. B. die, dem Euripides entlehnte „raſende Medea mit Arlequin, einem verzagten Soldaten", wo der Harlekin von der Medea in einen Nachtſtuhl verzaubert wird. Man ſieht aus dieſen ungeſchlachten Fabrikarbeiten, daß die redigirenden Schauſpieler ſich bereits dem Uebel, der freilich damals wie jetzt, auch in den Logen mit zu Rathe ſaß, mit Leib und Seele verſchrieben hatten.

Alle Kunſt aber, wenn ſie die Menſchen nicht über das Gemeine erhebt, wird von ihnen herabgezogen und ſelbſt gemein und daher billigerweiſe, wo ſie nach Brote geht, von den feinen Leuten als unnütze und arbeitsſcheue Landſtreicherin ſchnöde abgewieſen. Und ſo erging es jetzt auch der Schauſpielkunſt, da ſie vergeſſen, daß ſie nur mit der Poeſie ſteht oder fällt. Wir können hier nur etwa Joſeph Stranitzki und Franz Schuch noch auszeichnen, von denen Jener im Ballhauſe zu Wien das erſte ſtehende Volkstheater begründet, Beide aber die Hanswurſtiade zu einer bisher noch nicht geſehenen Virtuoſität ausgebildet haben. Aber ſchon unter den Tyrannenagenten Eckenberg ſtreichen Marionetten, Luftſpringer, Equilibriſten, Taſchenſpieler und Zahnbrecher mit den wandernden Komödiantenbanden marktſchreieriſch durch das Land, und die

urſprüngliche Verbrüderung fröhlicher Studenten und ſah tender Schüler ſinkt unaufhaltſam zu pedantiſcher Handwerkerzunft herab, wo der Tyrannei vieler Meiſter, der Vertraute Altgeſell, und das Meiſterſtück des feierlich aufzunehmenden Lehrjungen eine Scepter Action und Donnerrede war, ſowie das einzubringende Capital ein Paar ſchwarzſammetne Hoſen. Aber dieſes Handwerk hatte keinen goldenen Boden: der Verwilderung folgte die Armuth, der Armuth die Verachtung. In Nürnberg, dem alten Sitze der ehrbaren Meiſterſängerzunft, durften ſie kein Bürgerhaus betreten, von der proteſtantiſchen Geiſtlichkeit wurde auf den Kanzeln das Theater eine „Satanskapelle" genannt und der Pöbel zur Zerſtörung der Schauſpielbuden aufgeregt, den Schauſpielern aber, z. B. 1692 dem wackern Veltheim in Hamburg, wurde auf dem Sterbebett das Abendmahl und ehrliches Begräbniß auf den Kirchhöfen verweigert, und in Berlin ſogar auf gänzliche Abſchaffung des Theaters angetragen „wegen der Narrentheidungen und repräſentirten reizenden Liebesgeſchichten, auch wegen des Mißbrauchs heiliger Namen bei Beſchwörungen, wodurch viel Aergerniß, herzliche Betrübniß und Seufzer erregt worden".

So erbärmlich ſtanden die Sachen, als der gewaltige Gottſched ſein Regiment antrat. Das Kriegsmanifeſt dieſes athletiſchen Schultyrannen war in kurzem: das Schauſpiel ſoll Volksſchule und Katheder der Tugendlehre ſein; gegen welches, wohlverſtandene, Axiom im Grunde wenig einzuwenden wäre. Daher aber ſoll jeder der drei Volksſtände ſein Abbild auf der Bühne haben, der Hof im Trauerſpiel, die Städte in der Komödie, der Bauer im Schäferſpiele. Daher ſoll ferner, wie er ſelbſt ſagt, die

tragische Schreibart stets „auf Stelzen, die komische barfuß gehen". Die Oper endlich habe gar keinen Sinn und Verstand, denn wo sei es in allen drei Ständen wol jemals erhört, daß man nach Noten lache oder weine? — Das klingt allerdings, wenn nicht schon die erwähnten Stelzen gerechtes Bedenken erregten, fast wie eine versuchte Umkehr von der Unnatur zur Natur, wogegen sich wiederum nichts Sonderliches einwenden ließe. Aber wo holte er sich die Natur, die Originale zu seinen Abbildern der Stände? Nicht etwa, wie man billigerweise vermuthen sollte, bei diesen selbst, sondern bei — Boileau. Hierauf ließ er nun, gleichzeitig gegen die Oper wie gegen die Harlekinaden, gegen Lohenstein's Schwulst wie gegen Weise's Natürlichkeit und „selbstgewachsenen Witz", in Sachsen und Schlesien seine Schulmeister aufrücken mit allem Wurfgeschoß, Mauerbrechern und Katapulten schlechter Uebersetzungen französischer Stücke, und noch schlechtern Originalen, wozu er selbst in seinem „Sterbenden Cato" das schlechteste lieferte. Lauter abgestandene Classicität, hausbackene Heroen, ganz unmögliche Tugendhelden gegen ebenso unmögliche Bösewichter. Alles mit dem, unter solchen Umständen höchst erstaunlichen, Feldgeschrei patriotischer Vaterländerei, denn echtdeutsch ist dabei weiter nichts als die große Ungeschicklichkeit. Seine Leibgarde waren, nebst seiner Frau, Schwabe, Müller, Henrici, Pitschel, Derschau, Schönaich und andere Längstvergessene, gute Leute und schlechte Poeten, denen die pariser Allongenperücke gar seltsam und ungeheuerlich zu Gesichte stand, und die auf den ungewohnten Salonboden, besonders wo sie galant und zierlich sein wollten, nach allen Seiten hin lächerlich ausglitten. Die Hauptaction dieses Feldzugs aber war die Erdrosselung und

trierliche Bestattung des armen Handwurſts, wozu Gottſched die unternehmende Frau Neuber, die 1727 mit ihrer Schauſpielertruppe nach Leipzig kam, ſchwer zu disponiren gewußt.

Wir können Gottſched's aufgeblaſen tägliches Zujauchzen durchaus nicht für eine zeitgemäße Melioration, vielmehr nur als eine höchſtbedauerliche barbariſche Störung gelten laſſen. Es iſt ein offenbares Mißverſtändniß, wenn man annimmt, daß es ſo dringend nöthig war, dem Theater und ſeiner Sprache wieder einen würdevollern Anſtand zu geben; Anſtand und Sprache ſind nur das Gewand, in das die Poeſie niemals hineinwachſen kann, ſondern es ſtets ſelbſt mitbringen muß, wie jeder geſunde Menſch ſeine eigene Haut. Der Sturm des Dreißigjährigen Kriegs hatte den dramatiſchen Dichterwald gebrochen, aber nicht entwurzelt, und wenn aus den Wurzeln dann freilich nur wildes Geſtrüpp verwerren wieder aufſchoß, ſo zeugte dies doch immerhin noch von friſchem Triebe, und es war ebenſo thöricht als vermeſſen, dem Boden völlig abſprechen, daß nun der wälſche Wind über die öde Haide ſtrich und Alles in Sandwehen begrub. Noch hatte auf den Gebirgen in Oeſtreich, Baiern und Tirol, weil ſie von der neuen Bildung am wenigſten influirt waren, die von den Jeſuitenſchauſpielen gepflegte dramatiſche Legende, Volksſage und Paſſion den Sturm überdauert und den wahrhaft tragiſchen Ernſt für eine poetiſche Zukunft treulich bewahrt, noch pulſirte in den verrufenen Komödiantenbuden eine unverwüſtliche Luſtigkeit und derber Witz. Aus jenem tiefſinnigen Ernſt und dieſen ungezogen kräftigen Volkstumult konnte, bei ungeſtörter Fortentwickelung, das Höhere ſich geſtalten.

auf der vorgeblichen Klassicität Gottsched's nimmermehr. Auch Shakspeare's unsterbliche Dramen sind ja im Grunde nur eine Verklärung der rohen Haupt- und Staatsactionen, wie sie noch die englischen Komödianten zu uns herübergebracht. Was aber insbesondere den Hanswurst betrifft, so haben wir schon eben ausdrücklich anerkannt, daß er über alle Gebühr umfänig geworden, können aber keineswegs zugeben, daß die lüstern verhüllte und überzuckerte Unsittlichkeit des sogenannten feinen Lustspiels um ein Haar besser, oder gar als albern behänderten Schäferspiele und langweiligen Tragödien, die nun von Gottsched ausgingen, nicht unendlich verwerflicher wären. Der Hanswurst war damals noch in seinen Flegeljahren, und wir halten dafür, daß er, wenn man ihn mit einiger Bildungsunterstützung fortbestehen ließ, gewiß zu einer echt nationalen komischen Figur herangewachsen wäre. So aber hinterließ der Schalk, noch im scheinbaren Hinscheiden humoristisch, seinem gelehrten Leichenbestatter als lustiges Erbe die Stelle der Harlekine, welche die ihn überlebenden Dichter in ihren Gratulationsreden und Festspielen mit vieler Grazie und wenig Witz recht wacker verwalteten. Jedenfalls ist das bloße Zerstören ein Unsinn, wenn man nichts Klügeres dafür zu geben hat; von allen zahlreichen Schülern Gottsched's aber können wir nur den einzigen Johann Elias Schlegel als den besten auszeichnen, von dem gleichwol Lessing sagen mußte: in seinen Lustspielen herrsche das kälteste langweiligste Alltagsgewäsche, das nur in dem Hause eines meißnischen Holzhändlers vorfallen könne. Ja auch der Hanswurst, den sie in Leipzig so sicher eingesargt zu haben meinten, tauchte bald darauf zu großer Lust des Volks in Wien wieder auf, wo er durch Prehauser's

meiſterhafte Darſtellung, ſowie ſein tölpelhafter Vetter Bernardon durch Joſ. Kurtz eingebürgert wurde. Wenn aber dort die locale Volkskomödie, die z. B. in Philipp Haffner's Poſſen und Zauberſtücken ſehr geſunde Elemente entwickelt, dennoch nicht dazu gelangte, ſich zu einem allgemeinen nationalen Luſtſpiele auszubilden, ſo iſt keineswegs, wie Gervinus meint, der Mangel an Bildung und Bildungstrieb der reinkatholiſchen Bevölkerung daran Schuld, ſondern gerade umgekehrt die Hofmeiſterei der proteſtantiſchen Aufklärung Norddeutſchlands, welche damals, da durch die Preßfreiheit plötzlich alle Schleußen aufgethan waren, mit zahlloſen Flugſchriften ganz Oeſtreich unter Waſſer ſetzte und ihren zähen Niederſchlag vorzüglich in den höhern Schichten der wiener Geſellſchaft abgelagert hatte. Unter dem Protectorate des Fürſten Kaunitz und van Swieten's wurde Sonnenfels Theatercenſor und Director, verbot das Extemporiren, und wollte Alles nach Racine'ſchem Geſchmack einrichten. Ayrenhoff, dem Shakſpeare ein Ungeheuer und „Götz von Berlichingen" ein Gräuel war, ward ſein Hauptſatrap und Anführer einer langen feierlichen Proceſſion von geſchulregelten Luſt- und Trauerſpielen, die jedoch wie todte Perückenſtöcke, beſtändig dem Spott und Witzhagel der ausgelaſſenen Hanswurſtiaden ausgeſetzt waren und daher gar nicht recht proſperiren konnten. Alſo immer und immer wieder die alte klägliche Geſchichte: ein vornehmes Schauſpiel, das vor Langweiligkeit verſtirbt, weil das Volk es nicht mag, und ein plebejiſches Schauſpiel, das in Kurzweil verwildert, weil die Gebildeten ihm den Rücken wenden. Wenn aber, dieſer Ungunſt zum Trotz, der Hanswurſt dort auf der leopoldſtädtiſchen Bühne in mannichfachen Verwandlungen, als Kaſperl, als Staberl ꝛc., ſich

bis zu unſern Tagen erhalten hat, ſo zeugt dies nicht nur von einem gewiſſen poetiſchen Bildungstrieb dieſes reinkatholiſchen Volks, ſondern auch von der Unſterblichkeit des deutſchen Hanswurſts, und es ſteht zu befürchten, daß er, einmal von den Bretern verbannt, außerhalb des Theaters noch manche verwunderliche und ungelegene Gaſtrolle geben wird

Die neuere Zeit.

In der leipziger Bibliothek ſtand: Niemand werde leugnen, daß Gottſched große Verdienſte um die deutſche Bühne habe. Da erklärte ein junger Autor, er ſei dieſer Niemand, und dieſer Autor war Leſſing. Leſſing's Bemühungen für die Bühne ſind eigentlich nur eine untergeordnete, gewiſſermaßen vorbereitende Waffenübung zu ſeinem kritiſchen Kampfe um die höchſten Wahrheiten des menſchlichen Daſeins, der ihn unſterblich gemacht. Es iſt intereſſant, ihn ſchon hier ganz auf denſelben Wegen und Irrwegen zu erblicken, die er ſpäter auch auf dem theologiſchen Gebiete eingeſchlagen hat. Wie dort gegen die verknöcherte Orthodoxie eines Götze, ſo hatte er hier das richtige Gefühl von der Pedanterie der Gottſcheeianer und ging ſofort dem Dogma der franzöſiſchen Claſſicität zu Leibe. Wie er dort auf eine Art von Naturreligion kam, ſo hier auf die Naturpoeſie. Hier wie dort ging er kühn, ja verwegen vor, und daher in beiden Fällen zu weit, denn der natürliche Verſtand iſt ebenſo wenig Religion, als die Nachahmung der Natur Poeſie iſt. Dort verwarf er alles Aeußerliche, hier nicht nur den Alexandriner, ſon-

dern den Vers überhaupt. Hier wie dort wollte er keine neue Regel aufstellen, sondern nur die Irrthümer und Vorurtheile vernichten; er gab seine eigenen Stücke, wie dort seine religiösen Zweifel, nicht als endgültige Muster, hielt sich vielmehr selbst für keinen Dichter; sondern er wollte dadurch nur anregen, damit es ein Anderer besser mache, was er aber hier so wenig als dort erreichte. Mit Einem Worte: hier wie überall war er durchaus hochgesinnt und ehrlich, meinte nicht seinen Ruhm, sondern das Wahre und Rechte, das er ahnte, ohne es selbst herstellen zu können. Und eben dies Uneigennützige, diese Tapferkeit des guten Gewissens, ist das Große und Siegreiche in ihm.

Zu Lessing's Zeiten hatte eine doppelte Unnatur die Bühne eingenommen. Von Gottsched her, wie wir gesehen, die französische Tragödie und das gleichfalls französirte Schäferspiel, wo Damöt und Phyllis über Nichts galant discutiren und mit coquettbebänderten Hüten und Reifröcken Unschuld spielen; ein fadendünnes Bächlein, das sodann in dem moralischen Wassersuppen-Lustspiel Gellert's ausmündet, der es als Ruhm aufnahm, daß man bei seinen Lustspielen weinte. Von Klopstock her dagegen brach plötzlich eine völlig unhistorische urweltliche Deutschthümelei herein mit seinem „Hermann", der in epigrammatisch verzwickter Redeweise seine Cherusker zu ganz bühnenungerechten Bardenschauspielen aufrief. Gegen diese gemachte Nationalität setzte Lessing einfach und durchaus praktisch seine wahrhaft nationale „Minna von Barnhelm", die eine ungeheure Wirkung machte, weil sie von der nebelhaften Vaterländerei zu dem wirklichen Vaterlande und dessen edlern Sympathien und Antipathien ablenkte. Ge-

gen die Franzoſen und Deutſchfranzoſen aber ſetzte er den Shakſpeare, von dem er, damals ganz parador und ketzeriſch, behauptete, daß er im Weſen den Alten näher ſtehe als die Franzoſen, und daß überhaupt das Große, Schreckliche und Melancholiſche beſſer auf uns wirke als das Artige, Zärtliche und Verliebte. Ja, als Möſer in ſeiner Vertheidigung des Groteſk Komiſchen, zum Entſetzen der Poeten wieder auf Harlekin wies, nahm ſich auch Leſſing ſogleich des Verbannten an. „Die Neuber iſt todt", ſagt er, „Gottſched auch; ich dächte, wir zögen ihm das bunte Jäckchen wieder an. Er iſt ein ausländiſches Geſchöpf, ſagt man. Was thut das? Ich wollte, daß alle Narren unter uns Ausländer wären."

Aber Kritik allein thut's nimmermehr in ſolchen Dingen. Das wußte Leſſing ſehr gut, und ging daher ſelbſt unmittelbar ans Werk mit ſeiner „Miß Sara Sampſon" und „Emilia Galotti". In beiden Stücken jedoch hatte ihn der Sturmſchritt der Oppoſition zu weit ab ins Natürliche und Bürgerliche hineingeführt. Miß Sara iſt eine trockene Gouvernante, die mit ihrer weinerlichen Moral unmöglich Propaganda machen konnte, und in „Emilia Galotti" ſoll, unter abſichtlicher Beſeitigung alles Wunderbaren, ein überfeines Räderwerk kleinlicher Motive, gleich einem ſcharfſinnigen Rechenexempel, die Stelle des alten Schickſals oder der höhern Macht der göttlichen Vorſehung und Vergeltung vertreten; abgeſehen davon, daß es ſchon von vornherein ein unglücklicher Gedanke war, die koloſſale Römertugend, die Ermordung der Virginia durch ihren Vater, an den modernen Hof von Maſſa Carrara zu verpflanzen. Schon gänzlich aber auf theologiſchem Boden ſehen wir ihn endlich im „Nathan", ſeiner beſten

und letzten Arbeit für das Theater. Hier gruppirt ſich eine reiche und hiſtoriſch bedeutende Welt um das bekannte Boccaz'ſche Märchen „Von den drei Ringen", in welche er ſein ganzes Glaubensbekenntniß eingefaßt hat: die völlige Gleichſtellung von Judenthum, Islam und Chriſtenthum: denn die Berechtigung und göttliche Abſtammung aller poſitiven Religionen laſſe ſich nur an ihren Früchten erkennen, „ob ſie vor Gott und Menſchen angenehm machen." Und nicht bloße Gleichſtellung; an den großartigen Geſtalten des Saladin, des Nathan, der Recha und des Tempelherrn, dem unſcheinbaren Patriarchen und Kloſterbruder gegenüber, fühlt man wohl, auf welcher Seite eigentlich der Dichter ſteht. Allein man darf bei dieſem merkwürdigen Schauſpiel auch den Charakter einer abſichtlichen Streitſchrift nicht überſehen, womit Leſſing, wie er ſelbſt ſagt, „gewiß den Theologen einen ärgern Poſſen ſpielen wollte als mit zehn Fragmenten". Indeß hatte Leſſing, wie er überall ſeiner Zeit voraus war, ſich von der Bewunderung der Zeitgenoſſen nicht irre machen laſſen und die Unzulänglichkeit ſeiner eigenen dichteriſchen Productionskraft gar bald erkannt. Er überſetzte daher den Diderot, der, wenngleich mit geringern geiſtigen Mitteln, faſt denſelben Krieg gegen die vorgebliche Claſſicität ſeiner eigenen Landsleute führte. Er ſuchte ferner Chriſtian Weiße aus Annaberg ſich zum praktiſchen Mitkämpfer zu erziehen, während von Brawe, von Cronegk u. A. begeiſtert als Freiwillige folgten. Sie ſtarben jedoch früh. Weiße aber zog ſich vom Kothurn, dem er keineswegs gewachſen war, in die Operette zurück, und die älteſten Theaterfreunde werden ſich ſeines „Lottchen am Hofe" und der „Jagd" mit den Hiller'ſchen Arien aus ihrer genügſamen Jugendzeit

noch gern erinnern. Er endigte als Kinderfreund mit ziemlich kindiſchen Kinderkomödien, von denen Jean Paul ſagt, ſie ſeien weniger nütze als Komödien, die ſich die Kinder ſelbſt machen. Denn „in unſern Tagen, wo ohnehin der ganze Menſch Figurant, ſeine Tugend Gaſtrolle und ſeine Empfindung lyriſches Gedicht wird, iſt die Verrenkung der Kinderſeele vollends gefährlich.“ Am förderſamſten vielleicht war der Schauſpieler Eckhof in Hamburg, der in ſeiner Action zuerſt den einfachen Naturlaut gegen das hohle declamatoriſche Pathos, den natürlichen Converſationston gegen das alberne Zierweſen des Luſtſpiels zu ſetzen wagte und mithin Leſſing's Intentionen in immer weitern Kreiſen einleuchtend und wirkſam machte.

Beiweitem eindringlicher aber, als Leſſing's unmittelbare Beſtrebungen für das Drama, wirkte auf das letztere der Umſchwung, den ſeine kühne religiöſe Demonſtration in die Geſinnungen und Anſichten überhaupt geworfen hatte, und wovon ſein Drängen zur Natur in der Poeſie eben nur ein ganz analoges Vorſpiel war, das jenen Umſchwung vorbereiten und vertiefen mußte. Er ſah die Welt, und namentlich die proteſtantiſche, am Glauben Schiffbruch leiden und zwiſchen Zweifeln, todter Orthodoxie und Freigeiſterei unentſchieden hin und herſchwanken. Seiner reſoluten Natur aber war alles Halbe und Unklare unerträglich. Dazu kam noch die durchaus kritiſche Signatur ſeines Geiſtes; ſagt er doch ſelbſt: „Wenn Gott in ſeiner Rechten alle Wahrheit und in ſeiner Linken den einzigen immer regen Trieb von Wahrheit (obſchon mit dem Zuſatze, mich immer und ewig zu irren) verſchloſſen hielte, und ſpräche zu mir: Wähle! ich fiele ihm mit Demuth in ſeine Linke und ſagte: Vater gib! die reine Wahrheit iſt

ja doch nur für dich allein.“ Er wollte daher den Zweifel, anſtatt ſich und Andere zu hintergehen, lieber völlig emancipiren, ob nicht vielleicht der menſchliche Geiſt in offenem Kampfe mit ihm und in unbedingter Freiheit das Chriſtenthum, wie er es aufgefaßt, aus ſich ſelbſt heraus ſich wiedererobere? Er ſchlug daher auf der einen Seite den flachen Rationalismus, als zu dem Kampfe ganz unberechtigt, mit allen Waffen des Witzes und Scharfſinns nieder, und gab von der andern Seite ſein: „Wolfenbüttler Fragmente“, wo Chriſti Lehre und Leben als ein Verſuch zur Gründung eines irdiſchen Meſſiasreichs, und ſeine „Erziehung des Menſchengeſchlechts“, wo die Offenbarung nicht als für alle Zeiten geſchloſſen, ſondern als ein bloß ſtufenweiſer, einſtweilen nur an dem Volke der Juden durchgeführter Act der Erziehung Gottes dargeſtellt wird: und das Alles, damit es recht bald und gründlich widerlegt werde. „Denn ich hungere“, ſagt er, „nach Ueberzeugung ſo ſehr, daß ich, wie Grünſchnabel, Alles verſchlinge, was einem Nahrungsmittel nur ähnlich ſieht“. Allein er hatte bei dieſer verwegenen Herausforderung nicht bedacht, daß nicht Alle zu dem Kampfe gerüſtet waren und ſein konnten, wie er. Wonach er mit allen Kräften ſeiner Seele geſucht und gerungen, das nahmen ſeine Nachfolger als ein bereits Gefundenes und Abgemachtes an, indem ſie ſeinen Verſuch einer Verſöhnung und Vermittelung von Vernunft und Chriſtenthum blödſinnig in eine Revolution der Vernunft gegen das Chriſtenthum verwandelten.

Es war ſchon von ſchlimmer Vorbedeutung, daß Gerſtenberg das von Leſſing für das Drama empfohlene Große, Schreckliche und Melancholiſche ſo materiell und

wörtlich nahm und in seinem „Ugolino" eine ganze Familie vor Hunger verschmachten läßt, nicht anders als wenn man einen lebendigen Menschen ans Kreuz nageln wollte, um das zuckende Muskelspiel des Sterbenden künstlerisch zu bewundern. Erst bei Andern, Ungestümern aber kam die durch Lessing auf dem theologischen Gebiete veranlaßte Revolution auch auf der Bühne zum wirklichen Ausbruch. Lessing hatte, wie wir gesehen, allen Nachdruck auf die Perfectibilität und Selbsterziehung des Menschengeistes gelegt und gleichsam als ein prüfendes Fragezeichen an sein Jahrhundert, wie das Drama vom Regelzwange, so die Religion von der Offenbarung zu befreien versucht, mithin dem Subjectiven eine fast unbegrenzte Freiheit zugetheilt. Denn „der wahre Lutheraner", sagt er, „will nicht blos bei Luther's Schriften, er will bei Luther's Geiste geschützt sein; und Luther's Geist erfodert schlechterdings, daß man keinen Menschen in der Erkenntniß der Wahrheit nach seinem eigenen Gutdünken fortzugehen hindern muß". Es konnte kaum fehlen, aus diesem subjectiven Gutdünken, auf solche Weise von allem Höhern über ihm entbunden, wurde sehr bald ein Sichbesserdünken, aus der beabsichtigten Selbsterziehung eine Selbstüberhebung, die sich nun völlig zu emancipiren strebte. Diesem egoistischen Instinct der subjectiven Eigenmacht aber trat nothwendig überall die unerschütterlich geordnete Natur der Dinge, die historische Tradition, der Staat und die Gesellschaft hemmend entgegen. Und so brach denn plötzlich — ganz wider Lessing's Geist, dessen Ideen sie auf ihre ungeschlachte Weise sich interpretirten — der Lärm und Zorn der berüchtigten Sturm- und Drangperiode herein, welche mit einer Art von Ver-

ſerkerwuth gegen alle wirklichen und eingebildeten Schranken, und natürlicherweiſe ganz vorzüglich gegen die poſitive Religion anrannte. Leſſing ſtand bei den Orthodoxen ſogar im Verdacht eines heimlichen Katholiken; das wenigſtens wird dieſen Stürmern Niemand nachſagen können!

Ihre beiden Hauptführer waren Klinger und Lenz, nach verſchiedenen, ja faſt entgegengeſetzten Richtungen, aber dennoch von demſelben Naturprincip ausgehend. Klinger wollte Tugend ohne Religion, Lenz eine äſthetiſche Religion ohne Tugend; Beide aus der ſouveränen Eigenmacht des emancipirten Subjects. Klinger's ſtoiſcher Katechismus lautet: Man müſſe die Uebel und Gebrechen der Geſellſchaft zu heilen ſuchen durch die Stärke der Vernunft, durch feſte Anerkennung ihres allgemeinen verpflichtenden Geſetzes, begründet auf die Freiheit und die Reinheit des Willens. Als ein zur intellectuellen Welt gehöriges Weſen könne er aber die Beſtimmung ſeines Willens nicht anders als unter der Idee der Freiheit denken, und mit dieſer ſei die daraus fließende, ſich ſelbſt Geſetz zu ſein, unzertrennlich verbunden. Nur der Schwache und Charakterloſe trage ſich mit den Wörtern Schickſal und Zufall, der Mann von Kraft, der aus ſelbſtgeſchaffenen Grundſätzen handle, verſtatte keinen Luftgebilden, keiner Macht außer ihm Gewalt über ſich; er handle aus ſich ſelbſt und wiſſe, daß er das Schickſal in ſich beherrſcht. Das Wort Vorſehung iſt ihm daher ein Schall, bei dem er in die peinlichſte Verwirrung gerathe, wenn er den vermeinten Sinn mit dem Gange der Welt ausgleichen wolle, und die franzöſiſche Revolution ſei eine Satire auf dieſen vermeinten Sinn. Ja, er fragt ſtolz: was denn überhaupt die Geſchichte anders ſei als eine Satire auf die Vor-

ſehung, und warum man ſie denn im Sinne der ortho
doxen Theologie leſen ſolle? Er will die ganze Wahr
heit, oder vor ihr die Augen ganz zudrücken.

Lenz dagegen adorirt die Natur als einzige Gottheit,
verſteht aber unter dieſer Natur eigentlich nur die völlige
Losgebundenheit von Convention, Sittlichkeit und allem
Regelnzwang, ohne im mindeſten zu ahnen, daß die wirk
liche Natur unverbrüchlich ſehr ſtrengen Geſetzen folgt und
daher einen höhern Geſetzgeber über ſich vorausſetzt. Gut
und ſchön iſt bei ihm Alles, was mit dieſer vermeintlichen
Naturfreiheit übereinſtimmt, Sünde bloß Das, was ihr
widerſpricht. Mit gemüthlicher Naivetät ſucht er daher
in ſeinem „Neuen Mendoza" die Geſchwiſterehe plauſibel
zu machen, und in ſeinem „Engländer" die Freigeiſterei
und Wolluſt zu verherrlichen, „die den Himmel preis
gibt für Armiden". Ebenſo natürlich findet er es auch
in ſeinem „Hofmeiſter", daß die Heldin von dem Hofmei
ſter geſchwängert, und dennoch gleich darauf von ihrem
eigentlichen frühern Liebhaber geheirathet wird, daß ferner
beſagter Hofmeiſter ſich ſodann kaſtrirt und dennoch wieder
ein unſchuldiges Bauermädchen verführt. So läßt er ſeine
Naturreligion, wie einen Irrwiſch, über den Sümpfen und
Pfützen und wo irgend das Leben faul iſt, luſtig auf
flackern; aber ihm wird nicht wohl dabei und er ſagt
ſelbſt: ſeine Gemälde ſeien alle ohne Stil, wild und nach
läſſig aufeinandergekleckſt; ihm fehle zum Dichter Muß
und warme Luft und Glückſeligkeit des Herzens, das tief
auf den kalten Neſſeln ſeines Schickſals und halb im
Schlamme verſunken liege und ſich nur mit Verzweiflung
emporarbeiten könne; er murre darüber nicht, weil er ſich
das Alles ſelbſt zugezogen.

Ganz anders iſt es bei Klinger. Auch Klinger hat ſeine Sache allein auf den Gott in der eigenen Bruſt geſtellt, aber er begnügt ſich keineswegs ſeinen Glauben, wie Lenz, epikuräiſch auszuſpinnen, ſondern will ihm in wahrhaft mohammedaniſchem Fanatismus mit Feuer und Schwert die Welt erobern. Faſt alle ſeine Dramen ſind ein ſolcher Kampf auf Tod und Leben gegen Alles, was ſich in Kirche, Staat oder geſellſchaftlichen Zuſtänden gegen ſeinen natürlichen Vernunftgott rebelliſch aufzulehnen unterfängt. Weil er aber überall einen ſo gewaltigen Anlauf nimmt, ſo ſetzt er auch überall weit über ſein Ziel hinaus, weil er ſeine Helden ſtets mit wahrhaften Tugendkeulen ausrüſtet, ſo muß er ihnen auch nothwendig ebenſo unerhörte Böſewichter entgegenſtellen, die ſie niederſchlagen ſollen, wobei es ihm denn nicht ſelten begegnet, daß er, wie Don Quixote, unſchuldige Windmühlenflügel für rieſige Arme eines boshaften Zauberers hält. Es war ſchon von übler Vorbedeutung, daß er gleich bei ſeinem erſten Bühnenverſuche mit einem Doppelmorde, mit einem Bruder- und Sohnesmorde debutirte, in ſeinen „Zwillingen", womit er gegen den, Leſſing verſtändig nachgebildeten „Julius von Tarent" von Leiſewitz einen von Schröder ausgeſetzten Preis gewann. Der feine Leiſewitz ließ ſich dadurch für immer abſchrecken, Klinger aber ſtürmte um ſo zuverſichtlicher weiter fort. In ſeinem „Otto" iſt es ein ſich überſtürzendes Familienunglück, in dem Schauſpiele „Sturm und Drang", das dieſem ganzen literariſchen Tumulte den Namen gegeben, der wilde Gräuel ſchottiſchen Familienhaſſes. In der „Neuen Arria" revoltiren lauter unerhörte Genien und Mannweiber gegen Hofcabale, ſowie im „Stilpo" gegen fürſtliche Mörder und Unter-

drücker. Es konnte nicht fehlen: dieſer Verſtandesſchwärmerei, der convulſiviſchen Anſpannung und Ueberkraft mußte nothwendig auch ein ebenſo forcirter Dialog entſprechen, ein Sichüberſchreien der Leidenſchaft, das häufig wieder an Lohenſtein und den Bombaſt der alten Staatsactionen erinnert. Beide Dichter aber, weder Lenz noch Klinger, konnten den heraufbeſchworenen Krieg unverſöhnlicher Conflicte, dieſen Kampf einer chimäriſch ſelbſtgemachten Unnatur mit der wirklichen Unnatur, wie ſie allerdings in den damaligen Lebensverhältniſſen vorlag, unmöglich genügend ausfechten. Lenz verfiel darüber in Wahnſinn und Klinger in eine kalte Weltverachtung, der die Träume von Veredlung der Menſchheit nur noch als dichteriſcher Zeitvertreib, ja albern, abgeſchmackt und ekelhaft vorkamen, und die zuletzt ſogar den Despotismus zu entſchuldigen verſucht.

Indeß war der Lärm, den ſie erhoben hatten, zu ſtark, um nicht nach allen Seiten hin den leeren Widerhall zu wecken, und was Klinger ſo grob angefangen, wurde von ſeinen Mitſtreitern und Nachahmern noch unendlich vergröbert. Die Liebe, um nicht etwa empfindſam zu erſcheinen, wurde grundſätzlich ganz geſtrichen; und unter Natur verſtanden ſie einen plumpen Abdruck der platten Wirklichkeit, wie z. B. in Möller's „Graf Waltron" und den vielen Soldatenſchauſpielen; aus der Kraft aber machten ſie gemeine Roheit, wie in Wagner's „Kindesmörderin", in den Stücken von Hahn, von den Grafen Törring, und ſelbſt in Babo's „Otto von Wittelsbach", deſſen eigentlicher Nerv in dem Zittern und Beben des brutalen Zornausbruchs liegt, womit der Schauſpieler, der den Otto ſpielt, die Bretter erſchüttert. Es ging noch eine

lage handwerksmäßige Tradition von der biderben Mannskraft unſerer deutſchen Vorfahren durch dieſes Geſchlecht und ſie verfielen daher meiſt auf Ritterſtücke. Aber ſie hatten das Ritterthum, da ſie ihm die Religion und die Liebe nahmen, entadelt, und von Allem blos das klägliche Ende, die Zeit des Fauſtrechts, ſich gemerkt, die allerdings von der Kraft, wie ſie ſie verſtanden, ganz ſimpel Profeſſionen machte und ſelbſt nur eine Caricatur des Mittelalters war. Ueberhaupt begegnen wir unter dieſen burſchikoſen Dichterlingen eigentlich nur einem Dichter, dem Maler Müller (von einem ſeiner Gemälde wol auch der Teufelsmüller genannt), der die Natur, die Jene ſuchten, ohne ſie zu kennen, in ſeinen Idyllen wirklich gefunden und vor Goethe und Tieck einen „Fauſt“ und eine „Genoveva“ geſchrieben hat. Sein Fauſt ſteht noch völlig auf dem Sturm- und Drangboden „gegen das lahme vermatſchte Menſchengeſchlecht als ein ganzer ausgebackener Kerl, aus dem ein Löwe von Unerſättlichkeit brüllt.“ Die Genoveva dagegen in ihrer mildern faſt religiöſen Auffaſſung weiſt ahnend bereits auf die ſpätere Romantik hin; eine geiſtreiche dramatiſche Skizze, aus der Tieck Manches gelernt und das ſchöne Golo-Lied aufgenommen hat, das wie eine wehmüthige Todesmahnung durch die Dichtung klingt.

Aus den Staubwirbeln aber, die jene Polterer aufgewühlt, ſehen wir die beiden Heroengeſtalten von Goethe und Schiller leuchtend hervortreten. Ueber beide Dichter iſt ſchon ſo viel Geſcheites und Verkehrtes, ja einander geradezu Widerſprechendes geſchrieben worden, daß dieſe Literatur die Zahl ihrer eigenen Werke beiweitem überſteigt. Das iſt jederzeit ein Zeichen, daß die Sache nicht klar vorliegt, denn was klar iſt, bedarf keines weitläufigen

Commentars. Unklar aber iſt ſie vorzüglich dadurch geworden, daß ihnen Jeder nach ſeiner individuellen Eigenthümlichkeit ſeine eigene Art oder Unart, ganz abſonderliche Hintergedanken und Zwecke unterſchob, und namentlich ein apartes Chriſtenthum für ſie zurechtmachen wollte; ſowie nicht minder durch die hergebrachte Vorausſetzung: dieſes Dioskurenpaar habe eine durchaus *neue* Weltanſicht erfunden. Was nun zunächſt das Chriſtenthum anbetrifft, ſo formulirt ſich die Frage ganz einfach dahin: ob man an die Gottheit Chriſti glaube oder nicht, und ob man daher ſeine Lehre als göttliche Offenbarung, oder als bloße Offenbarung des Menſchengeiſtes in einem ſittlich beſonders ausgezeichneten Manne aufnimmt. Denn, läge das Heil einzig und allein in der poſitiven Moralphiloſophie dieſer Lehre, ſo iſt gar nicht abzuſehen, warum man die Anhänger des gewiß ſehr moraliſchen Confucius, oder die Mohammedaner, die ja Chriſtum auch als einen großen Propheten verehren, nicht ebenfalls Chriſten nennen könnte. Und nach jenem präciſen und, wie uns ſcheint, unerläßlichen Kriterium ſind Goethe und Schiller, trotz der überkünſtlichen Gegenverſicherungen ihrer frommen Freunde, keine Chriſten. Ebenſo wenig haben ſie eine neue Weltanſicht aufgebracht, ſondern nur das Vorgefundene mit bewunderungswürdigem künſtleriſchen Verſtande geordnet und modulirt. Sie überkamen die verworrene Erbſchaft des Sturm- und Dranggeſchlechts, und haben dieſe Erbſchaft, wenngleich nicht ohne eigenthümliche Verwahrung, herzhaft angetreten, um auf ihre Weiſe auszuführen, was Jene begonnen und gewollt. Jene hatten aber, wie echte Revolutionäre, mit der bloßen Negation und dem Niederreißen aller Schranken begonnen, und was ſie eigentlich

wollten, aber nie erreichten, war eine Bildung ohne positive Religion, eine Selbsterziehung des menschlichen Geistes, der allein sich selbst Gesetz sein sollte. Und eben diese specifisch-moderne Bildung war auch die Lebensaufgabe der beiden großen Dichter.

Sie wurde aber von beiden Dichtern auf sehr verschiedene Weise gelöst. Wenn Schiller's Poesie durchaus subjectiv als ein fortschreitender Proceß seiner eigenen innern Entwickelung sich darstellt, so erscheint dagegen Goethe ganz objectiv, und daher weniger dramatisch als episch, d. i. für das moderne Epos, den Roman, geeignet. Man kann bei Goethe keineswegs, wie bei Schiller, die Periode seiner Dichtung nach seinem innern Fortschritt, sondern vielmehr nur nach den geistigen Zuständen seiner Zeit verfolgen. Er spiegelt nacheinander die verschiedenen Phasen der damaligen Bildung, die wir vorhin als die moderne bezeichnet, in allen ihren mannichfachen Symptomen und Abzweigungen, ruhig, klar, fast ohne fühlbaren Kampf. So im „Werther" die sentimentale Empfindsamkeit, im „Götz" den eigentlichen Sturm und Drang, in der „Iphigenia" die modern-antike Richtung, in den „Wahlverwandtschaften" das damals überall spukende mystische Element der Gemüthswelt, im ersten Theile des „Faust" den fragmentarischen Kampf des emancipirten Subjects, im zweiten Theile die neue Romantik. Wie Shakspeare's historische Schauspiele für jene Zeit, könnte man daher Goethe's Werke ein Epos der geistigen Geschichte seiner Zeit nennen. Und eben weil die ganze Bedeutung Deutschlands zu dieser Zeit lediglich eine innerliche, auf Poesie, Kunst und Wissenschaft beruhende war, und weil andererseits die äußerlichen Katastrophen der unmittelbaren Gegenwart sich

nie und nirgends künſtleriſch, am wenigſten epiſch bewältigen laſſen, ſo ſträubte er ſich inſtinctartig gegen alle ſtörenden Einflüſſe der politiſchen Umwälzungen, die er erlebte; was ihm öfters das Anſehen eines ſchlechten Patrioten gab.

Im Grunde aber repräſentirt Goethe grade Das, was Schiller aus dem Menſchen erziehen wollte: eine durchaus äſthetiſche Religion, in ihrer Art vollendet und unangreifbar. Sie iſt allerdings vorzüglich in ſeinen Romanen ausgeprägt. Im „Werther": die Emancipation des ſubjectiven Gefühls von allen hemmenden Banden, eine weltliche Religion des Herzens, das in ſeiner Selbſtvergötterung und Verzärtelung ſo krankhaft empfindlich wird, daß es ſich vor den natürlichen Gegenſätzen der Wirklichkeit nur noch durch Selbſtmord zu retten weiß. In „Meiſter's Lehrjahre" dagegen wird dieſelbe Bildung ohne Religion, da die Kunſt nicht nachhaltig genug anſchlagen will, durch das praktiſche Leben verſucht, jedoch ohne ſonderlichen Erfolg, denn wenngleich das Ganze ein unvergängliches Bild jener Zeit gibt, ſo iſt und bleibt doch Wilhelm Meiſter ſelbſt ein ziemlich unintereſſanter Geſell, der am Ende ſelbſt nicht recht weiß was er will. In den „Wahlverwandtſchaften" endlich waltet eine gewiſſe Prädeſtination, eine myſtiſche Naturverwandtſchaft der Geiſter, der ſich Vernunft und Tugend, Pflicht und alles Heilige vergebens entgegenſtellen; „ſie greift zuletzt durch, wir mögen uns geberden wie wir wollen." — Dieſelben Züge nun, wenn auch minder prägnant, gehen auch durch Goethe's dramatiſche Arbeiten. Im unmittelbarem Zuſammenhange noch mit der Sturm- und Drangperiode ſteht ſein „Götz von Berlichingen". Hier ſtellt Goethe Klinger's welt-

verbenernden Mann von Kraft, „der nur aus ſich ſelbſt handelt und weiß, daß er das Schickſal in ſich beherrſcht", aber nicht das Klinger'ſche Begriffsſkelet chimäriſchen Unholden, ſondern eine lebendige, nach unbedingter Freiheit ſtrebende Perſönlichkeit dem ganzen heiligen römiſchen Reiche entgegen: „Die Haut für die allgemeine Glückſeligkeit daranzuſetzen", heißt es hier, „das wäre ein Leben!" Und Goethe konnte in der That dafür kaum einen paſſendern Boden wählen. Denn hinter den anarchiſchen Getümmel ſehen wir ſchon Luther und Sickingen und das ganze geiſtige Fauſtrecht der Reformation aufdämmern, an dem jene ſelbſtändige ſubjective Freiheit ſich entzündet und das deutſche Reich zu Grunde ging. „Götz" iſt, bei aller Willkür im Nebenwerke, unter allen Goetheſchen Schauſpielen das hiſtoriſchſte, wenn wir darunter nicht zufällige Begebenheit und Coſtüme, ſondern den Geiſt der Geſchichte verſtehen. Dieſelbe Apotheoſe aber, dieſen Triumph des freigeſprochenen Subjects finden wir ebenſo in den andern Stücken. Im „Taſſo" iſt es ein reiches Dichtergemüth, das ſich ariſtokratiſch als den Mittelpunkt der Welt, und daher von allen Spitzen des wirklichen Lebens tödtlich verletzt fühlt; eigentlich das damalige Leben in Weimar, das aber, bei der Macht der Perſönlichkeiten, kein privates, ſondern von hiſtoriſcher Bedeutung war. Im „Egmont" dagegen iſt es das liebenswürdige Sichgehenlaſſen eines heitern Weltkindes, um deſſenwillen die Geſchichte gebeugt wird und dem zuletzt ſein Klärchen die Palme der himmliſchen Verklärung reicht. Hier insbeſondere war der Dichter, wie er uns ſelbſt ſagt, „auf eine neue Religion vom Dämon gerathen, einem Weſen, das er in der belebten und unbelebten Natur walten ſah.

das nicht göttlich nicht menſchlich, nicht teufliſch nicht engeliſch, nicht Zufall noch Vorſehung war", und mit dem Helden ſein furchtbares Spiel treiben ſollte. Daß übrigens alle dieſe Helden in ihrem Kampfe unterliegen, kann uns nicht irren, da ſie doch überall fühlbar als die eigentlich Berechtigten hervorgehoben ſind, und ihr Untergang nur dazu dient, unſere Theilnahme an ihnen noch zu vertiefen. — Später aber, da in Goethe ſelbſt das revolutionäre Jugendfeuer ſchon zu verlöſchen anfing, holte er als neues Agens jener weſentlich dämoniſchen Entwickelung ſich das Alterthum zur Hülfe. „Ich habe", ruft er in Rom vor den alten Kunſtwerken aus, „ich habe wieder die ſchönſten — ich darf wol ſagen — Offenbarungen." Und die ſchönſte dieſer Offenbarungen war ſeine „Iphigenia", ein antikeingerahmter Spiegel von unnachahmlicher Klarheit, in welchem die moderne Bildung ſich ſelbſt beſchaut; wogegen in der „Natürlichen Tochter" das ungemilderte heidniſche Schickſal faſt heimtückiſch im Hintergrunde lauert und das ganze Gedicht erkältet.

Im „Fauſt" aber faßt Goethe die ganze tiefere Bedeutung des Sturms und Dranges jener Zeit, ſowie ſeinen eigenen innern Lebenslauf, noch einmal in ein wundervolles Bild zuſammen. „Fauſt" iſt die uralte Fabel vom Prometheus, der, den Göttern zum Trotz, ſich ſelbſt das Licht vom Himmel holen will. In ihrer neuen Geſtalt aber iſt ſie, ſowol der Zeit nach wo ſie zuerſt in der Volksſage auftaucht, als auch in der Goethe'ſchen Auffaſſung durchaus ein proteſtantiſches Erzeugniß. Vom alten Glauben und ſeiner lebendig vermittelnden Tradition iſt nur das geſchriebene Wort geblieben und der Menſchengeiſt, um es nach ſeinem ſubjectiven Verſtand und

Gefühle ſich zu deuten. Allein der natürliche Verſtand grübelt ſtatt zu glauben, und das Gefühl iſt allzeit ein wetterwendiſch Ding. Daher iſt die Deutung, je nach der verſchiedenen Individualität und Stimmung, nothwendig eine verſchiedene, und da am Ende kein vernünftiger Menſch, ſo ſtolz er ſich auch ſtelle, ſich ſelber für unfehlbar hält, ſo führt das Grübeln zur Rathloſigkeit und die Rathloſigkeit zum Skepticismus. Und ſo ſcheitert auch der Goethe'ſche Fauſt gleich anfangs an dem Wort:

„Ich kann das Wort ſo hoch unmöglich ſchätzen,
Ich muß es anders überſetzen,
Wenn ich vom Geiſte recht erleuchtet bin."

Vergebens hat er ſich der Natur in die Arme geworfen und den Erdgeiſt heraufbeſchworen, der ihm die troſtloſe Antwort gibt: „Du gleichſt dem Geiſt, den du begreifſt, nicht mir!" Vergebens mahnen die Kirchenglocken in der Stille des Oſtermorgens das gläubige Gefühl; die flüchtige Rührung verweht mit den Glockenklängen in der Luft. Aber die einſame Freiheit und Ueberhebung des Menſchlichen, das nun ſich ſelbſt die einzige Autorität und Offenbarung ſein ſoll, weckt den Hochmuth und die natürliche Gier, ſich demgemäß nach allen Richtungen hin ganz ſelbſtſtändig und „reinmenſchlich" herauszubilden, und mitbin auch das in ihm ſchlummernde Dämoniſche, „den Löwen der nach Unerſättlichkeit brüllt", zu entfeſſeln. So tritt der allzeit bereite Mephiſtopheles in die Scene, und es iſt wahrhaft erſchütternd, mit welcher wunderbaren Intuition und Wahrheit Goethe im erſten Theile des „Fauſt" die ſchwindelnden Abhänge und dunkeln Abgründe aufdeckt, zu welchen jene dämoniſche Gewalt den irren Wanderer unaufhaltſam mit ſich fortreißt; eine innerliche Höl

lenfahrt, die in der Hexenküche und von der Walpurgisnacht auf dem Brocken grauenhaft parodirt wird. Hiernach aber ist der zweite Theil, obgleich altersschwach, keineswegs überraschend, vielmehr vollkommen consequent. Faust betritt hier endlich das große Welttheater und thut sich in Politik, Historie, Alterthum und Künsten wacker um, ja er sucht sogar die Unschönheit der Welt im Bilde der heidnischen Helena wieder zu beleben. Er hat also seine Aufgabe gelöst, das Menschliche in ihm sich innerlich zu einem harmonischen Kunstwerk zu gestalten, oder mit andern Worten: seine dämonischen Kräfte und Anlagen zum möglichst ungehinderten Selbstgenuß zu befähigen. Auf eine Hand voll Todsünden kann es hierbei nicht ankommen nach dem Naturevangelium Goethe's, der anderswo einmal von sich selbst sagt, er vertraue sich ganz der Natur; „sie mag mit ihm schalten, sie wird ihr Werk nicht hassen, denn was er Wahres und Falsches sagte, Alles hat sie gesprochen, Alles ist ihre Schuld, Alles ihr Verdienst; habe er einen Fehler begangen, so könne es keiner sein." Es ist daher ganz in der Ordnung, daß Gott, der aber hier eigentlich nur ein Symbol der Natur ist, diesen aristokratisch gebildeten Faust zu Gnaden aufnimmt, während seinen plebejischen Namens- und Sagenvetter ohne Weiteres der Teufel holt. Das einzige Anomale dabei ist nur der schlüßliche und völlig verunglückte Versuch, diese wesentlich antike Naturreligion romantisch-allegorisch christianisiren zu wollen. — Können wir uns demnach mit dem eigentlichen Thema der Goethe'schen Dichtung überhaupt auf keine Weise befreunden, so müssen wir doch anerkennen, daß er in dieser vom Christenthum abgewandten humanistischen Richtung seines Jahrhunderts

das Größte und Vortrefflichſte geleiſtet, dadurch aber wider Wiſſen und Willen eben nur dargethan hat, daß die ſchönſte Poeſie noch keine Religion, und Religion nicht eitel Poeſie ſei.

Bei weitem ſchwerer und unbeholfener bewegt ſich Schiller in den Feſſeln ſeiner Zeit. Schiller iſt der geiſtig potenzirte Klinger, oder vielmehr er iſt eigentlich ſelbſt jener Klinger'ſche weltverbeſſernde Mann von Kraft. Denn das unterſcheidet ihn von Goethe, daß dieſer unmittelbar aus dem friſchen vollen Leben deſſen verhüllte Schönheit hervorzaubert, während Schiller vorweg erſt aus Grundſätzen ſich ſeine Ideale formirt, um ſie dann an irgend einem beliebigen Stoffe abzuſpiegeln. Seine erſten Schauſpiele ſind noch ganz im Sturm und Drange gearbeitet, bloße Negation und Zertrümmerung aller äußern Schranken und Hemmniſſe, die ſich dem ſubjectiven Selbſtgott entgegenwerfen. Seine „Räuber" machen Revolution gegen Familienleben und geſellige Cultur, „Cabale und Liebe" gegen Rang und Stand, „Fiesco" gegen den conventionellen Staat. Wie aber aller Abſolutismus, er mag nun auf der Seite der Revolution oder der Reaction, auf Seiten der geſelligen Ordnung oder geſellſchaftlichen Unordnung liegen, vom Uebel iſt und durch einen gewiſſen widerwärtigen Familienzug der Unnatur ſich wechſelſeitig ähnlich ſieht, ſo ſind auch dieſe Räuber mit ihrem prahleriſchen Pathos, mit ihren „glühenden thatenlechzenden Seelen", barbariſchen Tugenden und Kraftſprüchen doch am Ende nur ein anders gewundener Zopf des franzöſiſchen Theaterheldenthums. Schiller ſelbſt beklagte dabei nur, daß er hier zwei Jahre früher Menſchen geſchildert habe, ehe er Einen geſehen. Allein wir finden nicht, daß

er zwei Jahre ſpäter in der Menſchenkenntniß merklich fortgeſchritten wäre. In „Cabale und Liebe“ ſind abermals ganz conventionelle Bühnencharaktere zuſammengeſtellt: die damals in der Literatur hergebrachte verbrecheriſch-edle freie Britin, der ausbündig tugendhafte Spießbürger, und der verteufelte Miniſter und Hof, der von reichlichen Thränenbächen der Empfindſamkeit gehörig unterwaſchen wird. Das ſehr gewiſſenhaft gemeinte Stück läßt ſich doch wol, trotz der vielen Bravourſtellen für Schauſpieler, heutzutage kaum anders als parodiſch noch anſehen. Daſſelbe juvenile Freiheitsgefühl, das in den vorgenannten Schauſpielen noch carikirt erſcheint, iſt im „Fiesco“ auf den realen Staat angewendet, und gewinnt dadurch ſchon einen praktiſchern Boden. Aber wie in Leſſing's „Emilia Galotti“ die Geſchichte der Virginia, iſt hier die alte Römertugend, nicht zu ihrem Vortheil von dem großen Welttheater auf die moderne Winkelbühne von Genua verſetzt, Brutus-Verrina gegen Cäſar-Fiesco. Im „Don Carlos“ endlich bringt der Dichter ſeine erſte Bildungsphaſe zum Abſchluß, und hat bereits eine Ahnung ſeiner künftigen Laufbahn, indem hier jene bloße trübe Negation des jugendlichen Sturms und Dranges zu einem idealen Weltbürgerthum ſich abklärt. Das Ganze gipfelt, freilich noch ziemlich verworren und unorganiſch, in dem Charakter des Marquis Poſa, und dieſer Poſa iſt im Grunde Schiller ſelbſt. Poſa iſt ein republikaniſcher Charakter, der opferfreudig für eine politiſche Idee ſein Leben hingibt, ſeine Philoſophie aber iſt der moderne Liberalismus, wie er ſeitdem mehr oder minder das Evangelium der deutſchen Jugend geworden. Er will nicht Fürſten dienen, denn ſeine Thaten, und nicht der

Beifall, den ſie am Throne finden, ſoll ſeiner Thaten Endzweck ſein. Das Jahrhundert iſt ſeinem Ideale nicht reif, er lebt ein Bürger Derer, welche kommen werden. Auf Freiheit iſt die Natur gegründet und nur durch Freiheit reich. Der Despot aber verwandelt die Menſchen, die er aus des Schöpfers Hand empfangen, in ſeiner Hände Werk, um dieſer neugegoſſenen Creatur zum Gotte ſich zu geben. Der Bürger ſei wiederum, was er zuvor geweſen, der Krone Zweck, ihn binde keine Pflicht als ſeiner Brüder gleichehrwürdige Rechte. Erſt wenn der Menſch ſich ſelbſt zurückgegeben, zu ſeines Werths Gefühl erwacht, werden der Freiheit erhabene ſtolze Tugenden gedeihen. Als Fortſchritt aber zu dieſem künftigen Weltbürgerthum wird zuletzt, wie ſich von ſelbſt verſteht, die Reformation erkannt und dem König Philipp vorgehalten, der, um „der Chriſtenheit gezeitigte Verwandlung, den allgemeinen Frühling, der die Geſtalt der Welt verjüngt, aufzuhalten, dem rollenden Rade des Weltverhängniſſes ſich entgegenwerfen will.“ — Das Alles klingt faſt prophetiſch, oder bezeugt vielmehr nur, wie ſehr Schiller's Geiſt der Geiſt der Zeit war, denn bald darauf tönten dieſelben Phraſen in Paris von den Revolutionstribünen des National-Convents, der auch den Dichter zum franzöſiſchen Bürger ernannte; und jene ſchließliche Nutzanwendung auf die Religion könnten ſogar noch heute die Lichtfreunde und Deutſchkatholiken als Motto gebrauchen.

Der gräuelvolle Ausgang der franzöſiſchen Revolution hatte indeß den hochgeſtimmten Dichter, dem alles Gemeine verhaßt war, ſein Weltbürgerthum gründlich verleidet, er ſuchte eine andere Heimat für ſeine Ideale, und es iſt für Jedermann, auch wenn er deſſen Denkweiſe,

Zweck und Richtung keineswegs theilt, ein erhebender Anblick, ihn wahrhaft titanisch um den neuen Boden ringen zu sehen. Verfolgen wir aber diesen merkwürdigen innern Kampf nur in seinen Hauptzügen, so ergibt sich wesentlich folgendes Resultat. Schiller's ganze geistige Anlage war durchaus christlich. Er wollte als letztes Ziel dasselbe wie das Christenthum: innerliche Vereinigung von Tugend und Neigung für die Tugend zur sittlichen Freiheit. Aber er wollte es nicht durch freiwillige Unterordnung der menschlichen Seelenkräfte unter ein höheres Princip, sondern durch die selbständige Eigenmacht dieser Kräfte selbst, nicht durch das Christenthum, sondern durch ästhetische Ausbildung. Tugend, sagt er, sei nichts Anderes, als eine Neigung zu der Pflicht. Lust und Pflicht solle der Mensch in Verbindung bringen, d. h. seiner Vernunft mit Freuden gehorchen. In einer schönen Seele harmoniren Sinnlichkeit und Vernunft, Pflicht und Neigung, und ihr Ausdruck sei Grazie, und diese Uebereinstimmung das Siegel der vollendeten Menschheit. Es ist mithin auf ein innerliches Gleichgewicht zwischen Geist und Sinnlichkeit, auf eine Veredlung beider zu harmonischer Schönheit abgesehen. Denn „die Schönheit ist es, durch welche man zu der Freiheit wandert." Die Empfindungsfähigkeit für das Schöne aber übe sich am vollkommensten an der Kunst, und „innerhalb der ästhetischen Geistesstimmung regt sich kein Bedürfniß nach jenen Trostgründen, die aus Speculation geschöpft werden müssen; sie hat Selbständigkeit, Unendlichkeit in sich. Die gesunde und schöne Natur braucht keine Moral, kein Naturrecht — ja sie braucht keine Gottheit, keine Unsterblichkeit, um sich zu stützen und zu halten." — Wir aber erstaunen

mit Recht über die ungeheure Kluft, welche die von der Reformation allmälig großgezogene Souverainetät des Subjects durch die Gedankenwelt gerissen, daß selbst ein so hochbegabter und wohlgesinnter Mann die Cultur des Menschengeschlechts gleichsam ganz von vorn wieder anfangen und auf so weitschweifigen Irrwegen die sittliche Freiheit erst suchen mußte, die eine fast zweitausendjährige Religion dem einfachen Gemüth bereits gegeben, aber freilich nicht an eine bloße Verfeinerung des Schönheitssinnes, nicht an die Emancipation des menschlichen Hochmuths, sondern an die Tugend der Demuth geknüpft hatte.

Doch Schiller war kein müßiger Träumer. Mit aller Thatkraft begeisterter Ueberzeugungen strebte er, jenes System einer ästhetischen Bildung der Menschheit praktisch ins Leben zu rufen. „Verjage", sagt er wie ein alter Grieche, „verjage die Willkür, die Frivolität aus den Vergnügungen der Zeitgenossen, so wirst du sie unvermerkt auch aus ihren Handlungen, endlich aus ihren Gesinnungen verbannen. Wo du sie findest, umgib sie mit edeln, mit großen, mit geistreichen Formen; schließe sie ringsum mit den Symbolen des Vortrefflichen ein, bis der Schein die Wirklichkeit und die Kunst die Natur überwindet." Und hiernach hatte er, allen profanen Zeitvertreib und sinnlichen Reiz verschmähend, das Theater herzhaft und bis an sein Lebensende als eine hohe Volksschule aufgefaßt, und ganz richtig das Historische als deren wahres Element erkannt. Aber dennoch sind seine Schauspiele, obgleich sie späterhin fast ausschließlich geschichtliche Stoffe behandeln, nicht eigentlich historisch; wie er denn selbst mit ehrenwerther Offenheit bekennt, die Geschichte

ſei überhaupt nur ein Magazin für ſeine Phantaſie, und die Gegenſtände müßten ſich gefallen laſſen, was ſie unter ſeinen Händen würden. Denn es iſt ihm nicht um die hiſtoriſche Wahrheit, ſondern um irgend eine philoſophiſche Wahrheit dabei zu thun, das Didaktiſche macht ſich vorherrſchend, und unter den mehr weltbürgerlichen als nationalen Geſtalten ſchwindet mehr oder minder der vaterländiſche Boden, auf dem allein das Volk ſich wahrhaft zu Hauſe fühlt; ſehr verſchieden von Shakſpeare, der vollkommen objectiv, nie ſich ſelbſt in den Gegenſtänden ſchildert.

Es iſt eben jener Mangel an Demuth bei Schiller, ſowie die vage Naturreligion, was ſeine Wirkſamkeit hemmt und ihn hindert, ſich der Geſchichte aufrichtig und unbefangen hinzugeben. Der ſublimirte Stolz, der in ſeinen Jugendſchriften durchaus nichts Höheres über ſich anzuerkennen vermag, bricht ſich zwar ſpäterhin mehr und mehr an der Macht und Nothwendigkeit der Gegenſtände. Aber wie ſichtbar muß er z. B. noch in ſeinem „Wallenſtein" ſich Gewalt anthun, um der Geſchichte ihr Recht zu laſſen und den an ſich einfachen Stoff zu bewältigen. Er verbraucht ein ganzes fünfactiges Stück („Die Piccolomini") zur bloßen Expoſition, und verweiſt das volksthümliche Element der Soldateska, die doch im Dreißigjährigen Kriege eine Hauptrolle ſpielt, in ein Vorſpiel, während er dafür wieder ſich ſelbſt und ſeine ſentimentalen Neigungen in der modernen Liebſchaft von Max und Thekla ganz ungehörig einfügt. Selbſt in ſeinem verhältnißmäßig objectivſten Drama, im „Tell", iſt es der abſtracten Idee der Freiheit keineswegs genügend gelungen, in perſönlichen Geſtalten lebendig aufzugehen; es iſt eine reflec-

tive Natur, eine mit fühlbarer Herablaſſung ins Bäuriſche überſetzte Rhetorik, wofür beſonders Tell's Monolog an der hohlen Gaſſe bezeichnend erſcheint, der mit ſeiner langen ſchönrednerischen Entſchuldigung dem Morde Geßler's alle Unmittelbarkeit friſcher Naturgewalt nimmt, und daher mehr verletzend als verſöhnend wirkt. Noch unzureichender aber, als dieſes willkürliche Idealiſiren der Geſchichte, erweiſt ſich jene äſthetiſche Schwebereligion in ſeiner „Jungfrau von Orleans". Er kann uns, da er eigentlich ſelbſt nicht an ſie glaubt, auch nirgends den rechten Glauben an ihre wunderbare Miſſion einflößen, und ſucht vergebens dieſe Lücke durch untergeordnete Effecte, durch Viſionen, Proceſſionen und Glockengeläut zu erſetzen. Die Jungfrau von Orléans iſt einzig und allein durch religiöſe, und zwar entſchieden altkirchliche Begeiſterung verſtändlich, während ſie bei ihm, wie Gervinus ganz richtig bemerkt, vielmehr als Somnambule erſcheint, und anſtatt des wahrhaft tragiſchen hiſtoriſchen Ausgangs mit einer unklaren äſthetiſchen Phraſe endigt. „Die Braut von Meſſina" endlich iſt faſt nur ein Reſumé ſeiner künſtleriſchen Studien: eine Geſchichte, die keine Geſchichte iſt, romantiſches Chriſtenthum neben heidniſchem Fatum und antike Chöre mit modernen Gedanken und Redweiſen.

Schiller gehört überhaupt, ſchon durch die gewählte Pracht ſeiner Diction, weſentlich zu den gelehrten Kunſtdichtern. Es dürfte daher auf den erſten Blick befremden, wie er, wenigſtens nach der Verſicherung der neueſten Literarhiſtoriker, ſo ſchnell und allgemein ein Liebling der Nation werden konnte. Allein dieſe Annahme iſt im Grunde nur eine gemüthliche Illuſion. Er hat bei aller hergebrachten Bewunderung, gleich Klopſtock, nie recht

lebendig ins Volk gegriffen, und ſeine Stücke gehen nur noch ſelten, und vor meiſt leeren Bänken, über die Bühne. Er war und iſt in Wahrheit nicht ein Liebling des Volks, ſondern nur der ſogenannten Gebildeten. Und dies iſt er nicht durch ſeine Poeſie, ſondern dadurch geworden, daß dieſe Poeſie die eben gangbaren und allgemein faßlichen Zeitideen, den politiſchen Liberalismus und den religiöſen Rationalismus, zu idealiſiren unternahm, noch mehr aber, wie wir gern und freudig anerkennen, durch die hochgeſtimmte Geſinnung und die ethiſche Gewalt der eigenen Ueberzeugung, womit er überall nur Das, was er für das Wahre und Höchſte hielt, ehrlich zu verherrlichen ſtrebte.

Wir haben vorſtehend das Naturprincip in den Händen zweier großgeſinnter Dichter geſehen; wir müſſen nun auch die Kehrſeite deſſelben betrachten, die es in den Händen zweier kleingeſinnter Theaterſchriftſteller aufgewieſen. Dieſelbe ſubjective Berechtigung nämlich, die Klinger und Lenz in die Welt geworfen und Goethe und Schiller als ein zweiſchneidiges Schwert erfaßt hatten, um der Menſchheit ein neues ſelbſtändiges Reich zu erobern, wurde auch von Iffland und Kotzebue in Anſpruch genommen, um daſſelbe Schauſpiel, gleichſam als Parodie jener Beſtrebungen, abgeblaßt und in einer niedern Region noch einmal aufzuführen. Goethe und Schiller hatten das geheimnißvolle Buch der Natur als einziges Weltevangelium aufgeſchlagen, und das freie Individuum dafür als

Tollmetſch und alleinige Auslegungs-Autorität beſtellt. Aber nicht alle Individuen ſind gleich perfectibel, es ging ihnen daher damit, wie Luther'n mit der Bibel, Jeder las und verſtand es nach ſeinem Verſtande, und ſo wurde die urſprünglich Klinger'ſche Virtus bei dem proſaiſchen aber gewiſſenhaften Iffland zur hausbackenen Moral, bei dem eiteln und leichtfertigen Kotzebue zu bloßer Frivolität. Beide repräſentiren nur zweierlei Sekten derſelben Naturreligion.

Schiller insbeſondere wollte das Theater zur Kirche machen, natürlicherweiſe zu einer proteſtantiſchen, wo, ohne das höhere Myſterium des Altars, aller Nachdruck auf die Predigt gelegt, und Jeder ſelbſt Prieſter iſt. Iffland nun iſt ganz und gar ein theatraliſcher Prediger, wie er denn auch, ſehr charakteriſtiſch für ihn und ſeine Zeit, in ſeiner Jugend lange zwiſchen dem geiſtlichen und Schauſpielerberufe geſchwankt, bis er endlich in dieſem juste milieu ſich zurechtgefunden hatte. Die durch die lange Anſpannung des Sturm und Dranges müdegewordene Jugend, da ſie nun auch vor aller poſitiven Religion gute Ruh hatte, machte es ſich bei Iffland endlich bequem, und ſetzte ſich als halbinvalide Hausmoral in den Spinn-, Wochen- und Schreibſtuben breit und gemächlich zurecht. Dieſe Moral aber ruht auf dem bloßen Gefühl, und dieſes Gefühl auf einer leichten Rührung, die wiederum von der vorher eingenommenen reichen oder ſpärlichen Mahlzeit, von geſunder oder ſchlechter Verdauung, und andern nicht zur Poeſie gehörigen Dingen abhängig iſt. So wurde die deutſche Gemüthlichkeit aufgebracht: die Menſchheit im Schlafrock, die aus lauter „gutem Herzen" zu keiner rechten Herzhaftigkeit kommt, und mitten dar-

unter Gott Vater als gutmüthiger Komödienpapa, der manchmal dazwiſchen poltert, aber zuletzt, wenn die allgemeine häusliche Thränenwäſche erſt recht im Gange iſt, doch ſelbſt vor Schluchzen Alles wieder vergeſſen und vergeben muß. Iffland iſt der Detailkrämer der deutſchen Bühne, der die kurze Waare wohlfeiler Tugenden nach der moraliſchen Elle zumißt. Er hat die wilden Adler der Leidenſchaft glücklich eingefangen und zu artigem Hausgeflügel abgezähmt, das Niemanden hackt oder beißt, aber auch das Heimweh nach ſeiner höhern Luftſchicht verlernt hat und mit gebrochener Schwinge nicht mehr fliegen kann. Man hat ihm häufig Menſchenkenntniß, Beobachtungsgabe und feine Charakterſchilderung nachgerühmt: und in der That, ſeine ſaubern Miniaturporträts der Wirklichkeit ſind oft, z. B. in ſeinen „Jägern" frappant getroffen. Aber es fragt ſich nur, ob denn eine ſolche Kenntniß ganz gleichgültiger Minutien der Beobachtung überhaupt werth ſei? und was die Charakterſchilderung anbetrifft, ſo ſind ſeine bürgerlich gewordenen Helden, dieſe biedern Förſter, tugendhaften Eſſighändler, falſche Hofräthe und edelmüthige Fürſten doch eigentlich wieder bloße conventionelle Masken, und ihr Charakter iſt eben nur die Charakterloſigkeit einer nach allen Seiten weichlich zerfahrenen und proſaiſchen Zeit.

Was aber ſolche, ohne Glauben und poſitive Religion in der leeren Luft hängende Tugendſeligkeit werth iſt, ſollte ſich faſt gleichzeitig bewähren. Ohne alles poetiſche Talent, mit einigem engbegrenzten Witz, aber großem Bühnengeſchick wies Kotzebue dieſer armen weinerlichen Moral, die ſich in ihrem bürgerlichen Aufzuge in die Salons einzudrängen wagte, unnachſichtlich die Thür, und

ſtellte ſie unter die permanente Polizeiaufſicht der weltmännischen Salonweisheit. Und wahrhaftig, von dem Standpunkt der bloßen egoiſtiſchen Weltklugheit iſt es äußerſt lächerlich, ſich noch mit Moralität abquälen zu wollen. Wer wird in guter Geſellſchaft die Grafen und Barone nach ihrem Adelsdiplom fragen? Hier kommt es nicht darauf an, was ſie ſind, ſondern was ſie ſcheinen und ob und wie ſie repräſentiren was ſie ſind oder auch nicht ſind: der äußerliche Anſtand iſt die einzige vernünftige Tugend. Und ſo wird es denn auch in den Kotzebueaden gehalten: alle ſeine nichtsnutzigen Helden und Heldinnen wollen vortrefflich ſcheinen. Seine gefallenen Mädchen ſind äußerſt gebildet und wohlthätig; ſeine edelmüthigen Diebe ſtehlen aus gutem Herzen, die Deſerteurs laufen aus Kindesliebe davon u. ſ. w., lauter faules wurmſtichiges Holz, mit glatter Mahagoni-Fournure zu eleganten Etageren und weichen Fauteuils für das anſtändige Publikum arbeitet. Wir aber finden es höchſt unanſtändig, den allerordinärſten Teufel ſo mit Frack, Klapphut und Manſchetten in die ſogenannte gute Geſellſchaft einzuſchmuggeln. Ja, wir erlauben uns, dieſe ganze liederliche Salonwirthſchaft, ſo vornehm, gentil und taſhionabel auch der ſüße Pöbel ſich geberden mag, für ganz gemein zu halten, wenn überhaupt das Groß- und Schönthun mit dem leeren Nichts gemein zu nennen iſt. Und eben dieſes radicale Philiſterthum iſt Kotzebue's eigenthümliche Domäne. Wo er darüber hinausgreift — und er hat es aus rivaliſirender Eitelkeit ſpäterhin öfters verſucht — ſteht ihm förmlich der Verſtand ſtill, ſeine Kreuzritter verwandeln ſich ihm unwillkürlich in raſſelnden Decorationsplunder von Helmbüſchen, Roſſen und Speeren, ſeine Schutzgeiſter in

gewöhnlichen Spuk, seine Nollas in sentimentale Maulhelden; und nur in dem an sich Gemeinen, wie z. B. unter den Kleinstädtern, befindet er sich wahrhaft wohl und zu Hause. Daher auch sein instinctiver Haß gegen jede höhere Intention und alles Große, wo es irgend im Leben auftauchte, sein Kampf auf Tod und Leben gegen Goethe, gegen die Romantik, und zuletzt noch gegen die Begeisterung der deutschen Jugend nach den Freiheitskriegen, sowie auf der andern Seite die zärtlichen Sympathien für alles geistig Lahme, und die brüderliche Kameradschaft mit Garlieb Merkel. Eugen Sue mit seinen tugendhaften Grisetten ist der französische Kotzebue der Novellistik, sowie bei Jenem ist auch Kotzebue's Muse eine Theaterprinzessin, die mit allen Sünden und Thorheiten der Zeit coquettirt. Und das entzückte Publicum zeigte sich höchst dankbar für diese Apotheose seiner Schwachheiten und krankhaften Gelüste; er beherrschte fast ein Menschenalter hindurch das deutsche Theater, man übersetzte seine Stücke in alle Sprachen, und es wirft eben kein schmeichelhaftes Licht auf die moderne Bildung der Menschheit, daß dem ehrlichen Chamisso auf seiner Reise um die Welt, wo er auch landen mochte, überall der Name Kotzebue's entgegenscholl.

Schlegel sagt: Gewisse Dichter seien nur Symptome einer allgemeinen geistigen Krankheit. Auch Iffland und Kotzebue hatten jenes Philister-Weltbürgerthum nicht geschaffen, sondern wurden von ihm getragen; aber wie alle Wahlverwandtschaft ohne wechselseitige Einwirkung nicht möglich ist, so haben auch diese beiden Poeten, im Bunde mit Lafontaine's Romanen, wesentlich dazu beigetragen, die Physiognomie der deutschen Familie zu modificiren.

Die allgemeine Emancipation des subjectiven Gefühls sollte nun auch in die Häuslichkeit getragen werden; die Ehe sollte von bloßer Sentimentalität leben, die Kinder sollten gleichsam spielend alle ihre natürlichen Triebe, Arten und Unarten, aus sich selbst herausbilden. So haben Iffland und Lafontaine mit ihren abgeschmackten Thränen den Ernst der altväterischen Zucht verwaschen, während Kotzebue durch die bewußte Lüge seiner Theaterwelt die Familie selbst theatralisch machte und auch hinter den Coulissen mit dem bloßen Schein der Sitte sich zu begnügen lehrte.

Tod war ungefähr die Lage der Acten, als unerwartet die Romantik dem modernen Zeitgeist den Proceß machte. Die Anklage lautete im Allgemeinen auf Abgötterei mit dem Alterthum, mit dem sogenannten gesunden Menschenverstande, und mit dem Deutschen Michel. Sie wollten den Zeitgeist, der ihnen vor Altersschwäche schon gar zu kindisch geworden schien, unter die Curatel der Religion stellen. Allein die Romantiker, da sie auf ihrem Kreuzzuge unwillkürlich von den Gegnern, gleichwie die frühern Kreuzfahrer von den Sarazenen, Manscherlei gelernt und angenommen, haben ihre Sache schlecht geführt, und daher, trotz vieler sehr glänzender Plaidoyers, den Proceß verloren. Es wurde ihnen ewiges Stillschweigen auferlegt und ihre gesammte Habe unter die Gegnern vertheilt, die sich nun das Empfangene, Jeder nach seinem besondern Geschmacke, zurechtmachten. Wir haben

den eigentlichen Hergang dieser interessanten Episode unserer Literatur bereits an einem andern Orte („Ueber die ethische und religiöse Bedeutung der neuern romantischen Poesie in Deutschland", Leipzig 1847) im Ganzen darzustellen versucht, und wollen demnach hier nur die speciell auf das Schauspiel bezüglichen Momente hervorheben und zusammenfassen.

Das Heereslager der Gegner gerfiel wesentlich in zwei Hauptfractionen, in die abstracten Idealisten und in die platten Materialisten; Diesen mußte das Höhere, Jenen ein Positives entgegengesetzt werden. Das Höchste im Leben aber ist die Religion, und der positivste Ausdruck der Religion ist die katholische Kirche. Der erste Angriff lief daher auf einen Protest gegen den Protestantismus hinaus. Novalis (Friedrich von Hardenberg, 1772—1801), der eigentliche Begründer der Romantik, fand nämlich den Grund jenes allgemeinen Verfalls in dem nüchternen Abfall der Völker von der Religion, diesen Abfall aber durch die Reformation angebahnt und im Protestantismus constituirt und festgehalten, indem der letztere feierlich gegen jede Anmaßung einer Gewalt über das Gewissen protestirte und, die untheilbare Kirche theilend, aus dem allgemeinen christlichen Vereine, durch welchen und in welchem allein die echte dauernde Wiedergeburt möglich sei, sich losgerissen, und somit etwas durchaus Widersprechendes, eine Revolutions-Regierung permanent erklärt habe. Schon in diesem Princip der Reformation also, wonach sie den historischen Boden lebendiger Tradition verlassen, erkannte Novalis die Wurzel der unheilvollen Trennung von Glauben und Wissen; man habe die absolute Popularität der Bibel behauptet, und nun drücke der dürftige

Inhalt, der rohe abstracte Entwurf der Religion in diesen Büchern desto merklicher, und erschwere dem heiligen Geist, der mehr ist als die Bibel, die freie Belebung, Eindringung und Offenbarung unendlich. So sei in die Religionsangelegenheiten die ganz fremde irdische Philologie gekommen, die negative Wissenschaft, und die Trennung des gelehrten und geistlichen Standes, welche aber Vertilgungskriege gegeneinander führen müssen, wenn sie getrennt sind, denn sie streiten um Eine Stelle. Und dieser Zwiespalt, weil er die Wurzel des irdischen Daseins getroffen, mußte sehr bald auch alle höhern Interessen des Lebens ergreifen: und Katholiken und Protestanten oder Reformirte standen in sektirischer Abgeschnittenheit weiter voneinander, als von Mohammedanern und Heiden. „Der anfängliche Personalhaß gegen den katholischen Glauben ging allmälig in Haß gegen die Bibel, gegen den christlichen Glauben, und endlich gar gegen die Religion über. Noch mehr, der Religionshaß dehnte sich sehr natürlich und folgerecht auf alle Gegenstände des Enthusiasmus aus, verketzerte Phantasie und Gefühl, Sittlichkeit und Kunstliebe, Zukunft und Vorzeit, setzte den Menschen in der Reihe der Naturwesen mit Noth oben an, und machte die unendliche schöpferische Musik des Weltalls zum einförmigen Klappern einer ungeheuern Mühle, die vom Strom des Zufalls getrieben, und auf ihm schwimmend, eine Mühle an sich, ohne Baumeister und Müller, und eigentlich ein echtes Perpetuum mobile, eine sich selbst mahlende Mühle sei."

In dieser Verwirrung sah Novalis keine andere Rettung, als die aufrichtige Rückkehr zur Kirche; eine solche Umkehr war nur denkbar, wenn vorher erst die materia-

liſtiſche tödtliche Erſchlaffung des geiſtigen Lebens in Europa überwunden wurde, und dies konnte wiederum nur durch ihr natürliches Gegentheil, durch die Poeſie, geſchehen, eine Poeſie, die freilich von dem damaligen Begriff derſelben himmelweit verſchieden war. Denn Novalis verſtand unter Poeſie die Darſtellung des Gemüths, der innern Welt in ihrer Geſammtheit, den Sinn für das Unbekannte, Geheimnißvolle, zu Offenbarende, der das Undarſtellbare darſtellt, das Unſichtbare ſieht und das Unfühlbare fühlt, eine Philoſophie der Empfindungen, identiſch mit der Religionslehre, welche ſelbſt nichts Anderes als wiſſenſchaftliche Poeſie iſt. Und in dieſem überirdiſchen Licht ſuchte er nun in ſeinem leider unvollendet gebliebenen Romane „Heinrich von Oſterdingen" das ganze irdiſche Daſein zu verklären, mit dem Geiſte der Poeſie, wie Adam Müller ſagt, alle Zeitalter, Stände, Wiſſenſchaften und Verhältniſſe durchſchreitend, die Welt zu erobern. — Dieſelbe belebende Weltkraft wurde von ſeinem Kampfgenoſſen Wackenroder in ſeinen „Herzensergießungen eines kunſtliebenden Kloſterbruders" ſpeciell auf die Kunſt, Muſik und Malerei concentrirt, mit einer Innigkeit, wie ſie in unſerer Literatur kaum ihres Gleichen hat. Aber es war ſchon von ſchlimmer Vorbedeutung, daß er hierbei allen religiöſen Aufſchwung auf das bloße Gefühl ſtellte. Noch ſchlimmer, daß Novalis ſelbſt, Poeſie und Religion gewiſſermaßen identificirend, allmälig in eine pantheiſtiſche Richtung ausglitt, die jener Gleichſtellung allerdings ebenſo nah als dem von ihm ehrlich erſtrebten Chriſtenthum ferne lag, und von ſeinen Nachfolgern vielfach ausgebeutet wurde. „Der Staat und Gott", ſagt er, „ſowie jedes geiſtige Weſen, erſcheint nicht einzeln, ſondern in tauſend

mannichfaltigen Gestalten: nur pantheistisch erscheint Gott ganz, und nur im Pantheismus ist Gott ganz, überall in jedem Einzelnen." Wir können daher nur wiederholen, was wir schon anderswo von ihm gesagt: So lange er den kühnen Münsterbau noch vorbereitet und die wohlbegründeten Fundamente auf dem heimischen Boden legt, fügt sich Alles klar, einig und scharf ineinandergreifend: als der Bau nun aber sich immer höher und höher bis nah zum Kreuze aufgerankt, wo die menschliche Luftschicht aufhört und das geheimnißvolle Schweigen beginnt, redet er plötzlich, wie vom Schwindel erfaßt, irre in zweierlei Zungen, von denen die eine verneint, was die andere bejaht.

Aus diesen Irrwegen einer schöpferischen Phantasie hatte dagegen Friedrich Schlegel sich frühzeitig wieder zurechtgefunden, und die Aufgabe, die Novalis nur als Verheißung in die Welt geworfen: eine christlich religiöse Durchdringung und Wiederbelebung von Kunst, Wissenschaft und Leben, mit großem Ernst und Tiefsinn bis an sein Lebensende treulich zu lösen gestrebt. Schlegel erkannte in der menschlichen Gesellschaft vorzüglich vier weltgeschichtliche, bewegende Gewalten: die Macht des Geldes und des Handels (die Gilde), das Schwert der Gerechtigkeit (den Staat), die Gedankenkraft der göttlichen Weihe (die Kirche und das Priesterthum) und die Schule. Von diesen Elementarkräften gesteht er indeß den beiden erstern nur insofern Bedeutung zu, als sie die Träger eines höhern intellectuellen Lebens sind; dieses höhere Leben aber werde in der Religion und Kirche genährt, und durch die Schule erregt, entwickelt und jenen Mächten vermittelt. Die eigentliche Aufgabe, wie Schlegel sie aufgenom

men, iſt alſo die vollſtändige Anerkenntniß und durch alle Weltalter durchgeführte Auffaſſung und eben dadurch zu Stande gebrachte Erneuerung und lebendige Wiedergeburt des in der zeitlichen Wiſſenſchaft und Kunſt ſich abſpiegelnden und ausſtralenden ewigen Wortes, oder die Wiedervereinigung des Glaubens und des Wiſſens. Auch über das Gebiet der Kunſt ſoll ſich mithin ein neuer Lebensodem verbreiten, und eine höhere geiſtige Poeſie der Wahrheit hervortreten. Ueberhaupt aber ſei jenes Eine Licht nicht auf die Grenzen eines einzelnen Geiſtes, oder nur auf eine Form und beſondere Region der Geiſtesbildung eng beſchränkt, ſondern die mannichfaltigſten Gaben und Talente müſſen zur Förderung jener Wiedergeburt und zur vollſtändigen Entfaltung des Baumes der guten und heilſamen Erkenntniß des Lebens beitragen.

Man ſieht, Friedrich Schlegel knüpfte das *geſammte* Leben, alſo auch den poetiſchen Ausdruck deſſelben, kühn an die höchſten Intereſſen des menſchlichen Daſeins. Allein er ſowie ſein Bruder Auguſt Wilhelm Schlegel waren weſentlich Kritiker und zu wenig dichteriſch productiv, um ihre Intentionen in poetiſcher Geſtaltung praktiſch zur Erſcheinung zu bringen. Ihre beiden einzigen Dramen, der „Alarcos“ und „Jon“, ſind im Grunde doch nur für Gelehrte geſchrieben; ein Verſuch, das Schauſpiel durch eine gewiſſe Univerſalität der Formen zu ſeiner erweiterten Beſtimmung vorzubereiten. Wirkſamer war A. W. Schlegel durch ſeine meiſterhaften Ueberſetzungen von Shakſpeare und Calderon, womit er die beiden großen Dichter, die wir bisher nur aus ungeſchickten Schattenriſſen kannten, zum erſtenmal perſönlich bei uns einführte. Gewiß hat der bewältigende Eindruck, den dieſe übermächtigen

Persönlichkeiten ausübten, manches schwanke Talent aus seiner eigenthümlichen Bahn in eine fremde, ihm völlig unnatürliche gedrängt und daher eine nicht geringe Anzahl stümperhafter Nachahmungen hervorgerufen; aber ebenso gewiß ist es, daß dadurch manche neue Fernsicht eröffnet, der Sinn für Naturwahrheit, für religiösen und historischen Ernst, mit einem Wort: eine tiefere Weltanschauung geweckt und gewissermaßen populär geworden, vor der jene juvenilen Schulexercitien sehr bald wieder verschwinden mußten. Jedenfalls ist es für den Anfänger — und das sind wir im Drama noch bis heute — von unberechenbarer Wichtigkeit, stets nur nach den größten Vorbildern aufzusehen: das geringere, jedem zugewiesene Maß findet sich schon von selbst, ohne durch niedere Angewöhnung noch tiefer herabgedrückt zu werden.

Es ist geradezu unbegreiflich, wie manche neuern Literarhistoriker, wahrscheinlich von dem nüchternen Ausgange der Romantik getäuscht, allen Ernstes behaupten mögen, sie sei gar nicht religiösen Ursprungs, sondern von vornherein ein bloß ästhetisches Experiment gewesen. Ebenso gut könnte man vom Dreißigjährigen Kriege sagen, er habe mit der Reformation nichts gemein gehabt, weil im Verlauf des Kampfes die Landsknechte am Ende den Anfang, Parol und Feldgeschrei vergessen. Wo hätten denn wol Friedrich Schlegel und Görres, die beiden großen Führer der Romantik, diese jemals auf die bloße Erfindung einer neuen Aesthetik zu beschränken versucht? Haben sie etwa nicht laut und deutlich genug ihre Ueberzeugung ausgesprochen, daß die Freiheit nur bei der Wahrheit, die unerschütterliche, weil von Gott selbst beglaubigte, Wahrheit aber in der katholischen Kirche sei. Von der

Kirche, deren Freiheit hiernach mit der wahren geiſtigen und politiſchen Freiheit identiſch ſei, ſollte daher jeder Kämpfer, wo er auch ſtehe, den Ritterſchlag, jedes menſchliche Verhältniß, Staat, Kunſt und Wiſſenſchaft, und mithin allerdings auch die Poeſie, ihre eigentliche Berechtigung, höhere Bedeutung und Weihe empfangen. Dies war ſo entſchieden Grund, Ziel und Weſen der Romantik, daß ſie verloren war, und völlig charakterlos werden mußte, als ſie ſelbſtmörderiſch davon abwich. Und das hat ſie gethan, und alſo ſich ſelbſt gerichtet, wie wir nachſtehend an ihren hervorragendern Dramatikern näher nachzuweiſen verſuchen wollen.

Ein wenngleich nur leiſer und milder Uebergang macht ſelbſt bei einem der getreueſten Romantiker, bei Achim von Arnim, ſich bemerkbar. Arnim war recht eigentlich ein ritterliches Gemüth. Edel, keuſch, hochgeſinnt, gerecht und tapfer gegen jegliches Vorurtheil und Unbill der Zeit, ſuchte er die Dame Schönheit, wo er ſie von den Philiſtern geknechtet fand, zu befreien, und ließ daher auch das katholiſche Element des Mittelalters hiſtoriſch gewähren, ohne es zu beugen, oder, was noch ſchlimmer, damit zu coquettiren. Aber er war zugleich durch Geburt, Bildung und Gewohnheit ein aufrichtiger Proteſtant, und man kann unmöglich die Conſequenzen eines Princips lebendig erfaſſen, das man im Herzen verneint. Und dieſe Zweifältigkeit iſt es denn auch, die nicht ſelten ſeine ſchönſten Darſtellungen verwirrt. Da er den wunderbaren überirdiſchen Zuſammenhang der Geiſterwelt überall herausfühlt, das eigentliche Motiv aber ihm nicht deutlich wird, ſo greift er, zur Vermittelung zwiſchen dem Dieſſeits und Jenſeits, häufig nach einer phantaſtiſchen Myſtik, und

wirft dadurch eine seltsamfremde, fast gespensterhafte Beleuchtung über seine Dichtungen, die sie unpopulär gemacht hat. So ist z. B. sein „Halle und Jerusalem" im Grunde ganz katholisch gedacht: ein hochbegabter Student, der nach vielen genialwüsten Irrwegen sich männlich zusammenraffend, der Welt und ihrer liederlichen Geistreichigkeit entsagt, und mit seiner gleichfalls bekehrten Geliebten büßend zum Heiligen Grabe wallfahrtet. Allein in diese einfache Geschichte blitzen und spielen von allen Seiten so viele geheimnißvolle Lichter mit hinein, daß die ursprüngliche religiöse Idee, weil sie eben nicht intensiv genug erfaßt ist, zuletzt in phantastischer Abenteuerlichkeit ganz verwildert. Dieselbe Vorliebe für außerordentliche Motive, die höher sein sollen als die einfach religiösen, stört mehr oder minder auch in seinen „Gleichen" und verwandelt seine „Apelmänner", diese prächtige Tragödie des Befreiungskrieges, unversehens in ein Puppenspiel. Sein schönstes, weil am objectivsten gehaltenes, Schauspiel ist ohne Zweifel „Der Auerhahn". — Dagegen können wir einem andern Vorwurfe, der diesem Dichter von Vielen gemacht worden, ganz und gar nicht beistimmen: dem Vorwurf nämlich, daß bei ihm Trauriges und Lustiges, Hohes und Niederes, Tod und Leben, Engel und Teufel konterbunt durcheinandergehen. Dieser Vorwurf angeblicher Formlosigkeit scheint uns nicht den Dichter, sondern vielmehr die invalidgewordene Phantasie und Tonlosigkeit des Publicums zu treffen, das ja auch an dem Shakspeare'schen Scenenwechsel so wählig Anstoß nimmt und sich durch ein paar Coulissen mehr oder weniger in seinen scharfsinnigen Meditationen gestört und beeinträchtigt fühlt. Uns wenigstens ist immer ein freier Wald

mit ſeinen wildverſchlungenen Aeſten und tauſend verworrenen Vogelſtimmen ſchöner vorgekommen, als die ſymmetriſchen Zier- und Hofgärten mit ihren Novantiken und Schiller'ſchen Redeblumen. Arnim iſt ein durchaus objectiver Dichter; in der Welt aber geht es nicht um ein Haar ordentlicher zu, als in ſeinen Dichtungen, auch die äußere Welt iſt nur ein Kaleidoſkop, wo ſich das Licht bei jeder Wendung neu und anders bricht. Man könnte füglich auf Arnim anwenden, was Alban Stolz in ſeinem „Spaniſches für die gebildete Welt" im Allgemeinen ſagt: „Der geſunde innerlich proportionirte Menſch iſt ein lebendiger Spiegel; darum ſpiegelt ſich in ſeinem Geiſte Spiel und Ernſt, Erdhaftes und Himmliſches nach- und nebeneinander. Auf der Weide am grünen Alpenabhange des Montblanc ſtellt ſich das Böcklein muthwillig auf die Hinterfüße und macht ſeine zierlich ſcherzhaften Sprünge, und wenn du Abends auf dem Genferſee fährſt, ſo ſiehſt du den Montblanc wie einen ſilbernen Altar einſam und rieſenhaft zum Himmel ragen; ſpäter glüht er im Feuer des Abendroths, und zuletzt vergeht er grau wie Aſche geſpenſterhaft in der Nacht. So iſt es in der Welt, und ſo iſt es in der Menſchenſeele, ſolange ſie noch nicht ganz entweltlicht und himmliſch ausgeläutert iſt."

Dieſe objective Beſchaulichkeit Arnim's hat ſein vielverkannter Freund Clemens Brentano niemals erringen können. Brentano's ganzes Leben war ein innerlicher Kampf gegen das antikatholiſch Dämoniſche in ihm, der beſtändige Zuſammenſtoß einer von der Schönheit der Welt trunkenen Phantaſie mit einem ebenſo mächtigen religiöſen Gefühl; ſodaß die Günderode von ihm ſagte: „Es

kömmt mir oft vor, als hätte er viele Seelen; wenn ich nun anfange, einer dieſer Seelen gut zu ſein, da geht ſie fort, und eine andere tritt an ihre Stelle, die ich nicht kenne, und die ich überraſcht anſtarre, und die, ſtatt jener befreundeten, mich nicht zum beſten behandelt.“ Er iſt gewiſſermaßen ein Beſeſſener, mit dem bedeutenden Unterſchiede jedoch, daß er ſelbſt ſtreng und unausgeſetzt den Exorcismus an ſich ſelbſt ausübt. Gleich in ſeinem früheſten Werke, dem erſten Bande ſeines Romans „Godwi, oder das ſteinerne Bild der Mutter“, ſpricht die eine wilde Seele gleichſam prophetiſch aus ihm von allen künftigen Erfindungen der modernen Bildung: von Weltſchmerz, Emancipation des Fleiſches u. ſ. w.; aber ſchon im zweiten Bande deſſelben Romans vernichtet der Dichter Alles, was er dort geſchaffen, wieder durch die bitterſte Ironie, und „wollte die Kunſt an dieſem Buche rächen, oder untergehen“. In dieſem großmüthigen Dichterherzen niſtete insgeheim die ganz undichteriſche Neigung der Kargheit; aber er ließ ihr keine Ruh und Raſt und bezwang ſie, indem er Alles, was er beſaß oder durch ſeine Schriftſtellerei erwarb, geräuſchlos und ohne weltliches Lob unter die Armen austheilte. Ein wahrhaft verſchwenderiſch begabter Dichter, hat er dennoch beſtändig eine tiefe religiöſe Scheu vor dem verlockenden Talent; er vergleicht den Poeten von Profeſſion mit einer kranken ſtraßburger Gans, welcher die Leber auf Unkoſten des übrigen Inwendigen monſtrös überfüttert wird; er nennt die Kunſt entrüſtet „die Canaille, die ihn mit dieſem ſorgenvollen Übergut behängt hat“, und findet es entſetzlicher, von gemeinen Menſchen für genialiſch, als für einen Narren gehalten zu werden. Man erkennt in dieſer ganz eigen-

thümlichen Anlage leicht das vorherrschend lyrische Element ſeines Talents. Aber jene ſprunghafte Unruhe, der raſtloſe innere Krieg mit ſich ſelbſt ſpiegelt ſich auch in ſeinen wenigen dramatiſchen Arbeiten, komiſch in dem Luſtſpiele „Ponce de Leon", tragiſch in ſeinem Schauſpiele „Die Gründung Prags". Im erſtern ſind nämlich ebenfalls zwei conträre Seelen hart aneinander gerathen: der weichliche, zerfahrene, träumeriſche Ponce, d. h. im Grunde der Dichter ſelbſt, und ſein Doppelgänger, der jenen mit einem wahren Feuerwerk von Witz und Ironie ſchonungslos aus dem Felde ſchlägt. Dieſer innerliche Proceß iſt der eigentliche und alleinige Inhalt dieſes wunderbaren Luſtſpiels. Es bildet gleichſam das luſtigplänkelnde Vorpoſtengefecht zu der „Gründung Prags", wo die Gegenſätze im Großen entſchiedener herausgearbeitet ſind. Hier hat er mit bewunderungswürdigen Meiſterzügen das Dämoniſche der heidniſchen Vorzeit aufgedeckt, wie eine zauberiſche Gewitternacht, wo zornigrothe Blitze in alle grauenvollen Abgründe hinableuchten und die ringelnden Ungeheuer ahnen laſſen, die in der Tiefe lauern; während er zu gleicher Zeit das chriſtliche Princip wie eine Morgenröthe aufſteigen läßt, daß ſie die alte Zaubernacht verzehrt, und die Nebel nur noch als Phantaſien an Zweigen und Blumen ſchimmern. Und ebenſo hat er ehrlich die dämoniſchen Ungeheuer in der eigenen Bruſt zu überwältigen gewußt. Dazu aber gehört ohne Zweifel eine größere moraliſche Kraft, als Diejenigen zu ahnen ſcheinen, die einſeitig vom heidniſch philoſophiſchen Katheder über ihn abſprechen, oder gleich häßlichen alten Jungfern, weil ſie niemals ernſte Anfechtungen erfahren, bei ſeinem Anblick phariſäiſch die Augen verdrehen: beiden Parteien

ſei übrigens zum Troſt oder Aerger hiermit verſichert, daß beſagter Dichter zwar Katholik, aber niemals Kloſterbruder geweſen iſt, wie in den neuern Litterarhiſtorien, wir wiſſen nicht wem, noch immer nachgefabelt wird.

Grade das umgekehrte Schauſpiel, als bei Brentano, ſehen wir in Auguſt Wilhelm Schlegel's langer literariſcher Agitation. Brentano nahm die Kunſt als Schwinge zur Religion, A. W. Schlegel die Religion als bloßes Mittel für die Kunſt; dieſe war ihm das Ziel, jene nur Maske, die er auch unbedenklich wegwarf, da ſie ihm für ſeine künſtleriſchen Effecte nicht mehr nöthig, oder ſchon zu abgenützt dünkte, um darin vor dem veränderten Publicum noch vornehm und gentil genug ſich produciren zu können. Er ſagt ſelbſt in einer vertraulichen Mittheilung an eine Dame, es ſei ihm nur darum zu thun geweſen, in die Poeſie, zur Wiederbelebung derſelben, Erinnerungen des Mittelalters und chriſtliche Stoffe zurückzuführen, und da ihm der Proteſtantismus hierzu nichts bot, ſo habe er wol nothgedrungen aus den Ueberlieferungen der römiſchen Kirche ſchöpfen müſſen. Aber weit entfernt von den verwegenen Träumereien eines Novalis, ſowie von der „Jeſuiten-Allianz" ſeines Bruders Friedrich, habe er es niemals mit der Kirche ernſtlich gemeint, oder je daran gedacht, eine neue Union mit den beiden chriſtlichen Gemeinſchaften einzugehen, ſondern ſich an eine allgemeine innerliche Urreligion gehalten. — Seltſam! während er alſo von der angeblichen Jeſuiten-Allianz ſeines kühnen offenkundigen Bruders ſich mit faſt theatraliſcher Entrüſtung abwendet, iſt er es gerade, der Das treibt, was jene allgemeinen Urreligioſen „jeſuitiſch" zu nennen belieben: bewußte Täuſchung und Komödie mit Dingen, an

die er ſelbſt nicht glaubt. Man kann aber nicht ungeſtraft zu gleicher Zeit den Chriſten und den Renegaten ſpielen wollen. Er hat durch dieſe Eitelkeit, trotz ſeiner großen kritiſchen Verdienſte, ſeinen Zeitgenoſſen zuletzt doch nur ein beinahe mitleidiges Lächeln abzuringen vermocht, und auch der Poeſie, wenn wir ſeine Ueberſetzungen ausnehmen, nur den zweideutigen Dienſt erwieſen, ſie mit dem Luxus eines überwuchernden Formenreichthums auszuſtatten, hinter dem ſich ſeitdem das Leere ſo leicht mit Anſtand zu verbergen und zu brüſten weiß.

Der Ehrgeiz, womit, nach Brentano, die Kunſt ihre Jünger „ſo ſorgenvoll behängt", iſt überhaupt eine ſehr widerwärtige Beigabe, weil er feig macht gegen die Meinung der Welt, und zwar ganz zum eigenen Schaden. Denn die ſogenannte Welt meint eigentlich gar nichts, ſondern will im Gegentheil ihre Meinungen von den wenigen Führern empfangen, die eben an der Spitze der Bildung ſtehen; ſie liebt, wie ein Weib, an ihren Günſtlingen vor allen andern Tugenden die Tapferkeit und ein gewiſſes reſolutes Weſen; ſie ſollen — gleichviel ob im Guten oder Schlimmen, denn ſo tief analyſirt das Publicum nicht — vor Allem mit ihrem eigenen Gewiſſen fertig ſein, und im Spiegel ihrer Werke gleichſam perſönlich ein abgeſchloſſenes Kunſtwerk darſtellen. So war Goethe, ohne nach Lavater, Jung-Stilling und allen „ſchönen Seelen" ſeiner Zeit viel zu fragen, ein entſchiedener Heide, und Schiller, trotz allen Anfechtungen der Romantik, der vollendetſte und aufrichtigſte Rationaliſt im großen Stil. Es iſt daher für den Dichter, der wirkſam ſein will, der Charakter wenigſtens ebenſo viel werth als das Talent, und dieſe gewiſſermaßen ſouveräne Stel-

lung des Dichters verſchärft allerdings ſeine groſse Verantwortlichkeit vor Gott und Menſchen.

Mit Talent war Ludwig Tieck überreich geſegnet, aber ſein poetiſcher Charakter war allzu flexibel für die bedeutſame Wucht dieſer Gabe, und riſs ihn zu den entgegengeſetzteſten Verwandlungen hin. Im Anfange ſehen wir ihn in ſeinem „Leberecht“ gemüthlich die Leihbibliotheken-Straſse dahinſchlendern, ſpäter aber im „William Lovell“ und im „Abdallah“ alle prätentiöſe Weltverachtung der falſchen Genialität zur Schau tragen; dann verſenkt er ſich plötzlich ganz und gar in die Myſterien der Romantik, um zuletzt auch dieſer, z. B. in ſeinen neueſten Novellen, beinahe feindlich wieder den Rücken zu kehren. Er ſagt ſelbſt: „Oft wird mir Angſt, wenn ich meine ſchnelle Fühlbarkeit ſehe, mich in alle fremden Gedanken und Zuſtände nur zu leicht hineinzudenken, ſodaſs mir oft, auf Augenblicke und Stunden, wie mein Selbſt verdämmert; oder erinnere ich mich, durch welche Flut wechſelnder Gedanken und Ueberzeugungen ich gegangen bin, ſo erſchrecke ich, und mir fällt Hume's Behauptung ein, daſs die Seele nur ein Etwas ſei, an dem ſich im Fluſs der Zeit verſchiedenartige Erſcheinungen ſichtbar machten. — Bei meiner Luſt am Neuen, Seltſamen, Tiefſinnigen, Myſtiſchen lag auch ſtets in meiner Seele eine Luſt am Zweifel und der kühlen Gewöhnlichkeit, und ein Ekel meines Herzens, mich freiwillig berauſchen zu laſſen.“ Ja, er bezieht dieſe zweideutige Seelenſtimmung auf den eigentlichen Nerv der Romantik, auf die Religion ſelbſt. „Wir können“, ſagt er, „den heiligen Wahnſinn der groſsen Religionshelden bewundernd beweinen, und doch kann ein geheimes Lächeln über der Verehrung ſchweben,

denn dieſe ſeltſame Regung erhebt ſich zugleich mit allen Kräften aus den Tiefen der Seele, wir fühlen, wie ſo vielen Gemüthern Das, was wir anbeten, nur belachenswerth ſein dürfte." — Dr alte Ausdruck von den Helden der Religion: „ſie haben ſich zu Thoren gemacht vor der Welt", iſt vortrefflich.

Dieſes ſchwanke Weſen aber und leichte Eingehen in die verſchiedenſten Intentionen erzeugt in ſeinen Schriften eine beſondere Art von Schwebereligion, die, zu ernſt für gemeine Frivolität und doch auch zu weltlich und voll Angſt, vor der Welt thöricht zu erſcheinen, ſich beſtändig ſelbſt belächelt, und wo man ihr eigentliches Antlitz zu errathen ſcheint, ſogleich wieder in die künſtlich drapirten Schleier der Ironie ſich verhüllt, als ſchäme ſie ſich ihres wahrhaften Angeſichts. So tritt im „Octavian" der Glaube, anſtatt die Handlung unſichtbar zu durchdringen, nur als froſtige Allegorie auf; und in der „Genoveva" wird das einfach rührende Bild der Kirchenheiligen von einem ausländiſchen Formenluxus künſtlich überwuchert, gleichwie die Italiener den Geiſt ihrer Liqueure, wo er zu ſtark ſcheint, durch Zucker abzutödten pflegen. Auch im „Blaubart" ſind die kindlichtragiſchen Schauer der urſprünglichen Volksſage durch die Beigabe komiſch parodirender Perſonen mannichfach geſtört und paralyſirt. Dagegen iſt dieſe feinzerſetzende Ironie, wo ſie ausſchließlich gegen das Gemeine gerichtet, im „Zerbino", dem „Geſtiefelten Kater" und in der „Verkehrten Welt", allerdings auf ihrem angeborenen Heimatsboden und vollkommen berechtigt. Außerdem zeugen die phantaſtiſchen Märchen-Luſtſpiele, ſo ſpeciell ſie auch auf die damalige literariſche Miſère eingehen, in bemerkenswerther Weiſe von der Zähigkeit

des antipoetiſchen Elements in Deutſchland. Sie ließen ſich, mit geringen äußerlichen Abänderungen, ſehr wohl auf die proſaiſche Weltanſicht der Gegenwart wieder anwenden, und es würde eben nicht ſchwer werden, für die Neſtor's, Gottliebe u. ſ. w. gleichwürdige Philiſter-Celebritäten von heute zu ſtellen.

Jenes ironiſche Verſteckſpiel aber, das beſtändig durch die Blume ſpricht, hatte die ſchlimme Folge, daß Andere, weil ſie nichts Sonderliches zu verſtecken hatten, ſich aus dem Ganzen eben nur das Spiel mit den Blumen herausmerkten. So leitete Tieck, wider Wiſſen und Willen, unvermeidlich auf Houwald und Fouqué über. Durch Houwald's familiäre Schauſpiele reimt ſich eine gelinde Frömmigkeit in fortlaufenden Blumenketten fort, deren ſüßlicher Duft uns ſchläfrig macht; während bei dem ungeſtümern Fouqué die Gardereiter-Helden vor ihren überkindlich andächtelnden Damen beſtändig mit ihrem wunderlichen Katholicismus renommiren. Fouqué iſt nur erträglich und gewiſſermaßen groß in ſeinem „Sigurd", wo er nothgedrungen vor dem überzuckerten Chriſtenthum Ruhe hat.

Bei weitem ernſter, aufrichtiger und praktiſcher begriff Werner das religiöſe Element als die eigentliche Bedeutung der Romantik. Sie galt ihm, wie die Poeſie überhaupt, nur als Vorbereitung der Menſchheit zu etwas Höherm, als die Poeſie iſt, als Bildungsmittel, um die Gemüther für das Heilige zu gewinnen, was die Welt nicht kennt. Es thut ihm daher in der Seele weh, wenn er die herrlichen Kräfte der neuen Menſchen, der Schlegel, Tieck u. ſ. w. verſchwenden ſieht ohne ernſte Tendenz, ohne Realiſirung der göttlichen Idee einer geſelligen Ver-

bindung edler Freunde zum höchſten Zweck; er will zu dieſem Zweck eine Sekte, einen Orden herſtellen, und Kunſtwerke ſind ihm die Vorarbeiten dazu, zu der „neuen Religion", die der Menſchheit gegeben werden müſſe. „In dieſer poetiſchen Hinſicht", ſagt er, „nehme ich nicht nur die Maçonnerie, ſondern ſelbſt Manches von ihrer Geheimnißkrämerei, ja ſogar den jetzt aufs neue Mode werdenden Katholicismus, nicht als Glaubensſyſtem, ſondern als eine wieder aufgegrabene mythologiſche Fundgrube, theoretiſch und praktiſch in Schutz."

Sein eigentliches Glaubensſyſtem hat er in ſeinem Doppeldrama: „Die Söhne des Thales" und „Die Kreuzesritter" darzulegen verſucht. Hier repräſentirt der Tempelherren-Orden den entſchiedenſten Deismus. Ihm gegenüber bildet ſich nun ein Geheimbund Auserwählter: die Söhne des Thales, um jenen Orden zu ſtürzen; aber nicht etwa wegen ſeiner Aufklärung — denn mit dieſer ſind die Thalbrüder innerlich vollkommen einverſtanden — ſondern weil die Templer ſo dumm ſind, den Menſchen die ganze Wahrheit zu geben, die nur für wenige höhere Geiſter gemacht, und ſchlechterdings unvereinbar iſt mit einer auf Enthuſiasmus gegründeten Verbindung Vieler. Denn was den höhern Geiſtern der Glaube an ihr Ideal, das iſt dem Volk ſein Heiland und ſein Fetiſch, gleichviel ob Meſſias oder Prometheus, Wiſchnu, Eros, Thor oder Chriſtus. Nur unter dem Glockenklang der Religion und dem Harfenſpiel der Kunſt kann der Bund, der auf den Tempelbund gepfropft iſt, gedeihen durch ein Aufgehen des Einzelnen in der allgemeinen Weltſeele; und der Schotte Robert kann erſt in den Thalbund aufgenommen werden, nachdem er die „krüpplichte" perſönliche Unſterb-

lichkeit, die unſer eigenes jämmerliches Ich ſo dumm und klüglich fortſpinnt ins Unendliche, weggeworfen hat, um einſt in aller Kraft zu ſchwelgen. — Werner ſtatuirt alſo hier eine rationaliſtiſche, mit pantheiſtiſcher Phantaſterei und theatraliſchem Prunk verkleidete Geheimlehre, eine Art von Braminen-Religion für die Gebildeten, während er den uneingeweihten Maſſen, um durch Poeſie und Kunſt ihre Gleichgültigkeit zu brechen und ſie zu erheben, eine Art von Freimaurerei octroyiren will, die er „geläuterten" Katholicismus nennt; der Polizei-Religion mancher Staaten vergleichbar, welche ſich oben den Rationalismus vorbehalten, und nach unten die poſitive Religion als Kappzaum dem Volke anlegen.

Dieſer Katholicismus aber, der keiner war, vertrug ſich begreiflicherweiſe auch mit einer Apotheoſe Luther's, deſſen derbe Figur in der „Weihe der Kraft" auf eine faſt komiſche Weiſe in lauter Hyacinthenduft und Karfunkelſchein eingewickelt erſcheint. Das Stück iſt durchaus ſymboliſch. Die Reinheit (Eliſabeth), die Kunſt (Theobald) und der Glaube (Thereſe) vereinigen ſich zu einen „Myſterium dreieiniger Liebe", welche ihrerſeits wieder durch Katharina von Bora vorgeſtellt wird. Aber auch Katharina iſt, gleich den Söhnen des Thales, mit dem althergebrachten Chriſtus keineswegs zufrieden, ſie will ſich ſelbſt ihren eigenen Heiland ſchaffen, ſie ſieht ihn einmal im Traume: „ein göttlich ſchöner Jüngling, ſo wie Apollo ungefähr"; da erblickt ſie plötzlich Luther'n, ruft: „Mein Urbild!" und — „betet fortan zu ihm." — Ueberhaupt wo in dieſen Werner'ſchen Dramen das Religiöſe ſich vordrängt, und das thut es faſt überall, erſcheint es willkürlich, grillenhaft, wie ein Geſpenſt des

Chriſtenthums. So iſt die eigentliche Hauptperſon im „Kreuz an der Oſtſee", der Geiſt des heiligen Adalbert, welcher als Citherſpieler das deutſche Heer begleitet, ein längſtverſtorbener Sohn des Thales, wohin er auch am Schluſſe wieder zurückkehrt. Ebenſo nebel- und ſchwebelhaft tritt im „Attila" dieſer furchtbaren Geiſſel Gottes der Papſt Leo entgegen, dem ſterbenden Würgeengel zuletzt eine myſtiſche Todesbraut zuführend; und in der „Wanda, Königin der Sarmaten" faßt der Geiſt der Königin Libuſſa dieſe ganze improviſirte Naturreligion in den Worten zuſammen:

Natur hält Schwur,
Natur iſt treu,
Natur iſt todt,
Natur iſt frei,
Du Menſchengott
Sei die Natur!

Bekanntlich hat Werner ſpäterhin ſeinen Irrthum erkannt und geſühnt, und in der ernſten Umkehr zum ungeläuterten Katholicismus den Frieden gefunden, den ſein redliches, wenngleich höchſt abenteuerliches Suchen wohl verdiente. Es iſt nur zu bedauern, daß ſeine alternde Kraft nicht mehr ausreichte, die große poetiſche Gewalt, womit er jenen prächtigen Unſinn verherrlicht, jetzt auch der gefundenen Wahrheit noch zuzuwenden; und es ergreift uns eine tiefe Wehmuth, wenn er nun in Italien ſagt:

Ihr kommt zu ſpät, ihr ewig jungen Lauben,
Ach hätt' ich früher euer Grün geſchauet,
Als noch des Lebens Morgen mir gegrauet!
Ich kann nicht leben mehr! — ich kann nur glauben.

Jene perfide Doppelsinnigkeit des Thalbundes war indeß glücklicherweise wenig geeignet, für die „neue Religion" Propaganda zu machen. Dagegen hatte Werner mit seinem „24. Februar" das natürliche Ergebniß aller Naturreligionen, die Idee des Schicksals, an die Epigonen vererbt. Der trockene skeptische Müllner setzte die Herrschaft der blinden Naturkräfte, die im Alterthum noch eine tiefe tragische Bedeutung hatte, an die Stelle der göttlichen Vorsehung mitten in die christliche Welt, wo sie sich um so wunderlicher ausnahm, da er die Sache ohne schaffende Phantasie blos mit dem berechnenden Verstande auffaßte. Seine hiernach von vornherein gebundenen und unzurechnungsfähigen Heiden geberden sich daher, zumal in der Zwangsjacke der prätentiösen knappen Verse, fast wie Wahnsinnige, und das sogenannte Schicksal gleicht einem verspäteten, in der Tageshelle verirrten Gespenste, das manche zarte Seele erschreckte, bis man den blauen Dunst merkte und über den Theaterstreich lachte. Auch Grillparzer glitt in seiner „Ahnfrau" auf diese Bahn aus. Es ist aber ebenso leichtsinnig als ungerecht, diesen edeln Dichter, der seitdem so manches Schöne geschaffen und in seinen historischen Schauspielen die göttliche Waltung in der Geschichte gar wohl erkannt hat, noch immer nach jener Jugendsünde zu beurtheilen.

Gerade in der Blütenzeit der Romantik gingen indeß furchtbare Geschicke über unser Vaterland: ein von Geschlecht zu Geschlecht fortbrennender Krieg, nicht blos um materielle Interessen oder einzelne Throne, sondern um Ehre, Sitte, Sprache, ein Vernichtungskrieg auf Tod oder Leben Deutschlands. Der moderne Attila hatte damals Recht und Unrecht, Gutes und Schlechtes an die

Kette gelegt, den Gefeſſelten blieb nur der Gedanke, das Gebet und der Blick nach oben, nach dem höchſten Retter frei; und eben dieſes ungeheure Unglück hat die Romantik, dieſe Poeſie der Zukunft und Sehnſucht, ſo groß und intenſiv gemacht. Aber die Romantik hatte, wie wir geſehen, allmälig in menſchlicher Schwäche ihre urſprüngliche Aufgabe vergeſſen, ſie hatte ihre eigentlichen Führer: Novalis, Fr. Schlegel und Görres, zaghaft verlaſſen und für den Katholicismus, auf dem ſie geboren, nach willkürlichen Religions-Surrogaten gehaſcht. Und dieſer Mangel an religiöſer Ueberzeugung, die in einer aufgeregten und unglücklichen Zeit allein Troſt und Haltung verleihen konnte, hat den größten Dramatiker der Romantik zur Rathloſigkeit, Zerriſſenheit und endlich zum Selbſtmord gedrängt. Heinrich von Kleiſt (1776—1810) war der Repräſentant dieſer Nachtſeite der Romantik; ſein Zorn und ſein Schmerz über die Schmach des Vaterlandes iſt ſeine Poeſie. Da er aber, ohne rechten Glauben an das unſichtbare Walten einer göttlichen Gerechtigkeit, Alles nur auf Menſchenkraft bezog, dieſe aber gegen das Unerträgliche ſich [illegible]ohnmächtig erwies, ſo erfaßte ihn ein großartig ſittlicher Ekel vor der Erbärmlichkeit des Menſchengeſchlechts, das ihm fortan des Lebens nicht mehr würdig ſchien, und er ſelber ging geharniſcht mit ihm ins Gericht, Alles was ſeine Poeſie berührte, dem Tode weihend. Eine kurze Charakteriſtik ſeiner Schauſpiele, wie wir ſie bereits in dem Buche über die Romantik entworfen, möge das Bild des unglücklichen Dichters deutlicher machen.

Gleich ſeine erſte Dichtung: „Die Familie Schroffenſtein" kündigt jenen dämoniſchen Krieg an. Ohne alles juvenile Schwanken des Anfängers, mit feſten ſcharfen

Charakterzügen wird uns hier die Selbſtzerſtörung der düſterſten aller menſchlichen Leidenſchaften, des Argwohns, ſchonungslos und ſyſtematiſch vorgeführt. Zwei verwandte Familien entzweien ſich wegen der ſcheinbaren Ermordung eines Knaben, welcher der einen Familie angehört, die den vermeintlichen Mord der andern zuſchreibend, gleich in der erſten Scene auf das heilige Abendmahl blutige Vergeltung ſchwört. Die Mutter des Knaben ſchaudert vor dem Schwur: „O Gott! wie ſoll ein Weib ſich rächen?“ Ihr Gemahl erwidert: „In Gedanken. Würge ſie betend.“ Es iſt der troſtloſe, finſtere Geiſt der Rache, der durch das ganze Schauſpiel ſchreitet und um ein Nichts, um eines ſelbſtgemachten Phantoms willen, Schuldige und Unſchuldige in den Boden tritt. — In der „Pantheſilea“ dagegen hat der Dichter mit derſelben verzweifelten Ungenüge am Menſchlichen das Uebermenſchliche, ja das Unmögliche verſucht, allen Nachtigallenlaut der ſüßeſten Liebe, und allen Blutdurſt des Tigers in der Bruſt eines Mannweibes gewaltſam zu vereinen. Was iſt alle Faſelei der Neuern von Emancipation der Frauen gegen dieſe entſetzliche Amazonenkönigin, wie ſie mit ihrem geliebten Feind Achilles bräutlich plaudert, den ſie in der Feldſchlacht, wo er die Betäubte zu ſeiner Gefangenen gemacht, beſiegt zu haben glaubt, und da ſie nun die Täuſchung gewahrt, dem Geliebten, der ſelber liebeentbrannt zu ihren Füßen ſinken will, den Pfeil durch den Hals jagt, die Zähne, mit den Hunden um die Wette, in ſeine weiße Bruſt ſchlägt, und dann, grauenvoll, lautlos die Leiche anſtarrend, ihm in den Tod nachfolgt. — Das merkwürdigſte Denkmal dieſes ungeſtümen Geiſtes iſt aber ohne Zweifel ſein Drama: „Die Hermannsſchlacht“, weil

es nicht nur das bedeutende Talent des Dichters am tüchtigſten bewährt, ſondern auch alle Phaſen ſeines innern Lebensganges in das hellſte Licht ſetzt. Bewundern müſſen wir dabei zunächſt die gewaltige Productionskraft, die hier die ganze volle Gegenwart in einer mehr als tauſendjährigen Vergangenheit lebendig abzuſpiegeln vermochte. Denn das Drama handelt ohne allen modernen Beiſchmack von der Vertreibung der Römer durch den Cheruskerfürſten Herman, und gibt doch eigentlich den getreueſten Umriß der Zuſtände, der Ehre und der Schmach, wie ſie um das Jahr 1809 in Deutſchland geweſen. So unvergänglich iſt das wahrhaft Hiſtoriſche, der reinmenſchliche Grundton, der durch alle Zeiten geht! — Die Hermannsſchlacht veranſchaulicht uns aber außerdem auch noch, wie kein anderes Werk, das eigentliche innere Tagewerk des Dichters ſelbſt: eine heroiſche Hingebung an den Zweck, den er einmal als den rechten und würdigſten erkannt, alles Edle und Große ſeiner Seele mit faſt fieberhafter Glut auf einen einzigen Punkt, auf die Noth des Vaterlandes, gerichtet; wie mit ſeinem innerſten Herzblut iſt das Alles dort verzeichnet: ſein Gram, ſeine Hoffnungen, ſeine Liebe und ſein Zorn. Aber eben hier lauert auch ſchon der Dämon; es iſt, als hörte man ihn überall mit kaum verhaltenem Ingrimm in die Kette beißen, und das Ganze iſt, bei aller Trefflichkeit, dennoch eigentlich eine großartige Poeſie des Haſſes, der endlich auf einmal in blutrothen Flammen aufſchlägt, wo Thusnelda den ihr in Liebe arglos vertrauenden jungen Römer Ventidius betrüglich in einen grünen Zwinger verlockt, um ihn dort, anſtatt der gehofften Umarmung, vor ihren Augen von einer Bärin zerreißen zu laſſen.

Dieſe ethiſche Maßloſigkeit aber mußte hier, wie überall, auch die äſthetiſche Willkür, der gänzliche Mangel an religiöſem Glauben ſein carikirtes Widerſpiel, einen poetiſchen Wahnglauben, zur unabweislichen Folge haben. Daher bei Kleiſt das immer wiederkehrende, unruhige Uebergreifen von der, ihm doch ſonſt durchaus verſtändlichen Naturwahrheit ins wüſte, phantaſtiſche Leere, die Vorliebe für das blos Seltſame und Unerhörte, die unbezwingbare Luſt, anſtatt der natürlichen Grundlage religiöſer Motive, einen oft trivialen und widerwärtigen Aberglauben zum Angelpunkt ſeiner dramatiſchen und novelliſtiſchen Kataſtrophen zu machen. So wird in der „Familie Schroffenſtein" der ganze wahrhaft tragiſche Racheproceß an dem kleinen Finger des ſtrittigen Knaben auf- und abgewickelt, den ein albernes Mädchen ihm abgeſchnitten, um ihre Mutter vom Krebs zu heilen. Im „Käthchen von Heilbronn" ruht die Entwickelung und die rührende Zuverſicht dieſer wunderſchönen Liebestreue auf dem Aberglauben vom Bleigießen und einem viſionären Fiebertraume; und im „Prinzen von Homburg" iſt wiederum ein wilder Traum die bewegende Seele des Ganzen.

Weder dieſe krankhafte Verſtimmung, noch jene Scheinreligion, welche ſich Andere künſtlich zurechtgemacht, konnte aber dauernd befriedigen. Je mehr daher die urſprüngliche Begeiſterung erloſch, deſto deutlicher trat wieder der nüchterne Verſtand hervor, deſſen Alleinherrſchaft eben die Romantiker beſchränken wollten. Aus der Poeſie der Phantaſie entſtand eine Poeſie der Kritik, deren Koryphäen Immermann und Platen ſind. In Immermann's früheſten, der romantiſchen Schule noch kaum entwachſenen Schauſpielen („Prinz von Syrakus", „Edwin", „Das Thal

Ronceval", „König Periander und sein Haus", „Petrarca", „Das Auge der Liebe", „Cardenio und Celinde") experimentirt dieser Dichter fleißig nach Shakspeare'schen Recepten, verfällt aber dabei durch die studirte tragische Erschütterung häufig in die geschraubte Unnatur der alten Staatsactionen. In Arnim's „Halle und Jerusalem", wo gleichfalls die Geschichte von Cardenio und Celinde eingeflochten ist, reißt uns eine übermächtige Phantasie unwillkürlich durch das Unglaubliche mit fort, während wir in Immermann's „Cardenio und Celinde", da er reflectirend beständig die Reflexion herausfodert, uns mit Abscheu von der Heldin wenden, die ihrem unglücklichen Liebhaber das Herz ausreißt und es zu Asche verbrennt, um einen Liebestrank daraus zu brauen. Ebenso kritisch verfährt er in seinen spätern historischen Stücken. In seinem „Kaiser Friedrich II." z. B. werden, wie auf dem Schachbret, die Gegensätze von Religiosität, Herrschergewalt und heidnischer Bildung Zug für Zug mit einer leidenschaftlosen Berechnung ausgeführt, die am Ende alle Theilnahme schachmatt macht. Dieselbe kühle Neutralität herrscht auch in dem „Trauerspiel in Tirol", das aber in der Wirklichkeit wie auf der Bühne ohne Leidenschaft ganz undenkbar ist. Hier erscheint die Religiosität nur als eine sehr gleichgültige theatralische Decoration, und die Bauern und französischen Generale philosophiren und debattiren so ruhig und verständig über den Krieg, daß man nicht recht begreift, warum sie eigentlich so ingrimmig aneinander gerathen, oder warum sich zuletzt noch ein tröstender Engel zum Hofer herunterbemüht. Von seinem „Merlin" endlich sagt der Dichter selbst: „Merlin sollte die Tragödie des Widerspruchs werden. Die göttlichen Dinge, wenn

ſie in die Erſcheinung treten, zerbrechen, decomponiren ſich an derſelben. Selbſt das religiöſe Gefühl unterliegt dieſem Geſetz. Nur binnen gewiſſer Schranken wird es nicht zur Caricatur, bleibt dann aber auch freilich jenſeit der vollen Erſcheinung ſtehen. Ich zweifle, daß irgend ein Heiliger vom Lächerlichen ſich ganz freigehalten hat. Dieſe Betrachtungen faßte ich im Merlin ſublimirt, vergeiſtigt. Der Sohn Saturn's und der Jungfrau, andachtstrunken, fällt auf dem Wege zu Gott in den jämmerlichſten Wahnwitz." — So abſtract aber dichtet man keine Tragödie, am wenigſten einen zweiten Fauſt, wie dieſer Merlin ſein ſollte, und ebenſo wenig Luſtſpiele, die daher auch bei Immermann, vor lauter wohlerwogenen Anſtalten dazu, nirgends zu rechter Luſtigkeit kommen.

Immermann's literariſcher Todfeind war Auguſt Graf von Platen, nicht aus entgegengeſetztem Princip, ſondern vielmehr weil Beide auf demſelben Boden ſtanden, auf dem ſie nebeneinander nicht Raum zu haben glaubten. Denn auch Platen's Poeſie war weſentlich reflectirend, raiſonnirend und lehrhaft, ihr Hauptinhalt eigentlich eine Antikritik der über ihn ergangenen Kritiken. Seiner ſchriftſtelleriſchen Perſönlichkeit nach aber repräſentirt er gewiſſermaßen die Caricatur von Heinrich von Kleiſt. Dieſer war unglücklich, weil er mußte, Platen weil er es ſchlechterdings ſein wollte; Kleiſt liebte ſein Vaterland wie eine angelobte Braut, deren Schmach er nicht überleben mochte, Platen haßte Deutſchland, weil es ſein Dichtertalent nicht genug zu ehren ſchien; Kleiſt verhüllte wie ein ſterbender Römer ſeinen Schmerz, Platen ſtellte ihn überall gefliſſentlich als äſthetiſches Kunſtſtück zur Schau. Beide, und zwar Kleiſt ganz wider Wiſſen und Willen,

führten zur modernen Zerriſſenheit und Poeſie des Haſſes über. Man hat Platen's Luſtſpiele, namentlich „Die verhängnißvolle Gabel" nicht ſelten mit Ariſtophanes verglichen. Wir geben gern zu, daß er in der Eleganz und Virtuoſität der Sprache mit dieſem alten Dichter einige Aehnlichkeit hat. Aber das iſt eben nur ein koſtbares Gehäuſe; es fehlt der große Inhalt der Ariſtophanes'ſchen Komödie. Dieſe hat die, in ihrer innern Bedeutſamkeit weltgeſchichtlichen und unvergänglichen, politiſchen und philoſophiſchen Intereſſen Athens zum Gegenſtande, Platen's Luſtſpiele dagegen vorübergehende und bereits überwundene Literaturerſcheinungen; dort ſind die Perſönlichkeiten faſt nur allegoriſch, hier der eigentliche Nerv des Ganzen. Daher bei Ariſtophanes der großartige Welthumor, bei Platen der kleinliche, beinah fieberhafte neidgelbſüchtige Witz.

Faſt alle Schauſpiele der ſogenannten romantiſchen Schule waren aber niemals zu öffentlicher Aufführung gelangt und daher noch wenig ins Volksbewußtſein gekommen, als die Epigonen ſich ſo eilfertig anſchickten, ihre Mutter, deren Sprache ſie im Auslande verlernt, feierlich zu Grabe zu tragen. Aus dieſem weitſchweifigen Leichenconduct der Romantik wollen wir hier nur Raupach nennen, weil er zum Theil noch romantiſche Stoffe aufgenommen und eine geraume Zeit hindurch das deutſche Theater faſt despotiſch beherrſcht hat. Raupach's Verdienſt war indeß eigentlich nur ein negatives. Er tritt, unſers Wiſſens, dem religiöſen Volksgefühle nirgends frivol oder feindlich entgegen, und hatte, was allerdings nicht gering anzuſchlagen iſt, durch ſeine ernſtere Haltung und würdige Formen das Schlechtere und abſolut Gemeine für längere Zeit von den Bretern verdrängt. Aber

er brachte nichts Neues, er bereicherte das Repertoir, ohne es wirklich zu beleben. Mit großer Conſequenz und Bühnenkenntniß hatte er ſich aus der zerſtreuten Erbſchaft Goethe's, Schiller's und der Romantiker ohne weiteres trocken und hölzern ſein Theater zurechtgezimmert, und verarbeitete von Jahr zu Jahr zugleich Romantiſches und Bürgerliches, Märchen und Hiſtorie, nach ein und derſelben Schablone ſeiner unabläſſig fortklappernden Jambenfabrik. Da fand Jeder, ohne Anſtrengung und überflüſſige Erſchütterung, nach Belieben ſein beſcheiden Theil Schiller, Nibelungen, Calderon und Shakſpeare und Jeder war allabendlich zufrieden. Aber indem er eben dadurch das Publicum beherrſchte, daß er jeder Fraction Etwas nach ihrem abſonderlichen Geſchmacke bot, hat er gleichzeitig durch dieſe völlig neutralen Conceſſionen auch die ſchreckliche Theateranarchie mit verſchuldet, die hinter ihm hereinbrach und zuletzt noch ihn ſelbſt mit umriß. Er war mit Einem Wort: ein vortrefflicher Techniker, aber kein Dichter.

Und ſo ſehen wir denn die romantiſche Poeſie in Deutſchland wie den Rhein zuletzt in verſchiedene Bächlein ſich theilen und faſt ſpurlos verrinnen. Es iſt eine ſehr gewöhnliche Vergeßlichkeit, die Thaten der Menſchen nicht nach ihren Intentionen, ſondern nach den materiellen Erfolgen zu beurtheilen, und ſo iſt es Mode geworden, auch der Romantik, wegen ihres kläglichen Ausgangs, den Vorwurf des Quietismus nachzurufen. Die Romantiker konnten freilich, als Napoleon Imperator war, den Mund nicht ſo voll politiſcher Heldenphraſen nehmen, wie neuerdings Herwegh und Andere; dagegen haben ihre geborenen Führer, auf Gefahr der Lächerlichkeit und ihres ganzen

literariſchen Ruhmes, die Kirche aus dem modernen Schutte wieder herzuſtellen geſucht, und auf Gefahr ihres Lebens das deutſche Freiheitsgefühl geweckt und geſtärkt. Das nennt man aber doch ſonſt nicht quietiſtiſch, ſondern reformatoriſch. Die Romantik war vielmehr durchaus kriegeriſch, ſie hat die Philiſter geſchlagen, und dann den Befreiungskrieg gerüſtet.

Begründeter iſt der Tadel, daß die Romantik niemals eine eigentliche Bühne ſich zu ſchaffen vermocht, was doch recht eigentlich ihres Berufes war, da ſie eine Vermittelung von Poeſie und Leben durch die Religion erſtrebte, wozu gerade das Drama als ein wirkſames Organ ſich eignet. Allein jene Vermittelung war in den Romantikern ſelbſt noch keineswegs vollendet. Daher ihr beſtändiges Spiel mit der Ironie, die allen Glauben ankränkelt, dieſes ungewiſſe Haſchen nach Surrogaten, nach einer ſublimirten Kunſtreligion, nach einem „geläuterten" Katholicismus. Aber das Drama, da es vom augenblicklichen Eindrucke lebt, verlangt, wie die Theatermalerei, in ſich fertige, ſichere, lieber derbe als ungewiſſe Züge, und es iſt dem Publicum billigerweiſe nicht zuzumuthen, ſich für ſein Geld in ſolchen Labyrinthen müdezulaufen. Es fehlte mithin den Romantikern durchaus die gleiche Baſis mit dem Volke, und ſo ſchwand ihnen allmälig aller Boden der Wirklichkeit unter den Füßen, und ihre meiſten Schauſpiele gingen neben oder über die reale Bühne hinaus, ja ſie ignorirten mit abſichtlichem Trotz und Hochmuth die Bühne, anſtatt ſie zu ſich hinaufzubilden.

Die moderne Poeſie Deutſchlands, da ſie ihre natürliche Mutterſprache vergeſſen, war früher im Auslande, erſt bei den Italienern, dann bei den gelehrten Holländern und endlich bei den Franzoſen in die Schule gegangen, die den zweideutigen und wenig beneidenswerthen Vortheil hatten, bereits eine nagelfeſte geregelte Poetik zu beſitzen. Die Romantik war es, die zuerſt im Großen und Ganzen von dieſer ſchülerhaften Richtung abzuweichen wagte, ja dem Auslande in offener Oppoſition entgegentrat, und den Gedanken einer deutſchen Nationalpoeſie faßte. Nicht etwa als ob ſie die ausländiſchen Formen verſchmäht hätte, die ſie vielmehr eifrig adoptirte, wo ſie irgend als Mittel zu ihrem Zwecke förderlich ſchienen; dieſer Zweck aber war Leben, Kunſt und Wiſſenſchaft auf das vergeſſene Chriſtenthum und deſſen poetiſche Erſcheinung, auf das vornehm ignorirte Mittelalter, wieder zurückzuführen. Eigentlich war ſchon Leſſing der unwillkürliche Vorfechter der Romantik, theils durch den Ernſt und die ſchneidende Schärfe, womit er die antiquirte Frage von Chriſtenthum oder Heidenthum zur unvermeidlichen Entſcheidung ſtellte und ſonach die Religion gewiſſermaßen wieder literaturfähig machte; theils durch ſeine Kritik, die in ihrer rückſichtsloſen Kühnheit überall an die Romantik erinnernd, das novantike Theatergerüſt der Franzoſen untergrub, und auf den damals noch unbekannten oder ganz verrufenen Shakſpeare hinwies. Auf denſelben Fundamenten war die Romantik erbaut. Sie hat in dem von Leſſing angeregten Kampfe um die Religion entſchieden das Kreuz ergriffen, ſie hat den franzöſiſchen Regelzwang völlig gebrochen und Shakſpeare für immer zu unſerm Landsmann gemacht. Als ſie aber, wie wir geſehen, allmälig ihre

urſprüngliche religiöſe Miſſion verkannt, und nun, anſtatt des verlorenen Princips, der Luxus künſtlicher Formen zur Hauptſache geworden, iſt ſie nothwendig der Mode verfallen, und an dem Wechſel der Mode zu Grunde gegangen. Darnach hat dieſe ſpecifiſch deutſche Bewegung ihre Nachwirkungen nach Norden und weſtwärts über den Rhein bis jenſeit der Pyrenäen hin verbreitet, und ſomit zum erſten male ſeit undenklicher Zeit, was wir bisher vom Auslande erbettelt, reichlich zurückerſtattet.

In Dänemark, deſſen Literatur uns ſchon früher durch Klopſtock und Baggeſen verwandt war, wurde Adam Oehlenſchläger von ſeinem Freunde Steffens für die romantiſchen Beſtrebungen gewonnen. Er betrat zuerſt mit ſeinem Märchendrama „Aladin oder die Wunderlampe", das er, wie ſeine übrigen Stücke, theils deutſch dichtete, theils ſelbſt ins Deutſche überſetzte, ſehr glänzend die neue Laufbahn, und hat in ſeinen ſpätern Schauſpielen („Starkother," „Baldur", „Hagborth und Signe", „Axel", „Hakon Jarl", „Valnatoke" u. a.), nicht immer mit gleichem Glück die Romantik mit der altnordiſchen Sage und Mythologie zu vermitteln verſucht. — In England zwar waren die alten Balladen und Shakſpeare niemals ganz vergeſſen, der Letztere vielmehr durch des berühmten Garrick meiſterhaftes Spiel von neuem auf die Bühne gebracht worden. Aber nicht ins lebendige Volksbewußtſein; denn auch dort durfte Kotzebue und anderer Auswurf unſers Theaters und zwar mit entſchiedenem Glücke, mit dem großen Dichter rivaliſiren, bis Walter Scott und Lord Byron durch die Bekanntſchaft mit der neuen Phaſe unſerer Literatur aufmerkſam gemacht und angeregt wurden. Wie Walter Scott das nationalhiſtoriſche Element der

Romantik, ſo hatte Byron Das, was wir als die Nachtſeite derſelben bezeichneten, das Fauſtiſche, den Zweifel und die Zerriſſenheit, die Kleiſt erfunden und Platen ausgeſchmückt, zu ſeiner Lebensaufgabe erwählt und z. B. in ſeinem „Manfred“ mit einer Virtuoſität und ſchauerlichen Wahrheit dargeſtellt, welche bald wieder auf unſere eigene Poeſie überwältigend und betäubend zurückwirkte. — Am brillanteſten aber erwies ſich die romantiſche Invaſion in Frankreich, wo ſie gegen den eigentlichen Hauptſtock der Zopfclaſſicität und ihrer verjährten Traditionen anrannte. A. W. Schlegel hatte in ſeinen „Dramatiſchen Vorleſungen“, die ſehr bald ins Franzöſiſche überſetzt wurden, den Bau der franzöſiſchen Tragödie aller falſchen Stützen und Klammern entkleidet und dadurch in eine ganz windſchiefe Lage gebracht. In der benachbarten Schweiz hatte Frau von Staël ein propagandiſtiſches Feldlager von romantiſchen Deutſchen und Halbfranzoſen, Schlegel, Werner, Chamiſſo und Andern, aufgeſchlagen, und ſuchte in dem Buche „Sur l'Allemagne“ die neue Lehre ihren Landsleuten in ihrer Weiſe mundrecht zu machen. Die erſte Folge davon war ein indignirter Schrei des Entſetzens durchs ganze Land. Die Schlegel'ſchen Vorleſungen wurden, als ein Verrath an der großen Nation, in Frankreich verboten, die alten pariſer Römer und Griechen wickelten ſich ſtolz in ihre Toga und hielten die verroſteten Schilde vor, um ihr Théâtre français vor den impertinenten Barbaren zu beſchützen. Allein im Gefühle ihrer Würde merkten ſie nicht, daß ſich draußen die Kriegskunſt verändert; die deutſchen Spitzkugeln durchlöcherten nach und nach komiſch Togen und Schilde; und lächerlich zu erſcheinen, hält kein Franzoſe aus. So wurde die alte Garde ſtutzig, und

über ihre verwunderten Köpfe hin ſchlugen die neuen Ideen da und dort ein, und zündeten in den Herzen der jüngern Poeten. Der tüchtigſte und talentvolliſte unter dieſen, Victor Hugo, wagte es endlich, Schauſpiele nach dem neuen Rezepte zu dichten, die nicht mehr zu Hofe, ſondern ins Volk gingen, und das Théâtre français mußte ſich herbeilaſſen, dem unverhofften Spectakel ſeine parkettirten Bretter einzuräumen.

Aber es war keine Reform, ſondern eine Revolution. Wie in ihrer erſten politiſchen Revolution hatten ſie auch hier, anſtatt ſich auf ihre poetiſche Vorzeit zu ſtützen, friſchweg eine begriffsmäßige abſolute Freiheit, einen künſtlichen Wahnſinn der Regelloſigkeit, improviſirt, und der alte ariſtoteliſche Polizeizwang war ihnen plötzlich in völlige Anarchie umgeſchlagen. Als ob in dieſer Nation noch immer der blutdürſtige Götzendienſt der alten Gallier heimlich fortbrennte, haben ſie auf ihren Theatern Unſchuld, Ehre und Liebe hingeſchlachtet, ſich mit raffinirter Wolluſt der Grauſamkeit an Mord, Ehebruch und Blutſchande ergötzt, und Alles mit Blut beſudelt, gleich ekelhaften Leichenfreſſern, deren überreizter Gaumen nur noch durch den haut-gout der Fäulniß zu kitzeln iſt. Und wir ſchämen uns nicht, dieſe aus dem Deutſchen ins Grimaſſirte überſetzte ſogenannte Romantik jetzt mit blödſinnigem Eifer wieder ins Deutſche zurückzuüberſetzen!

Langſamer, aber um deſto tiefer ſchnitt das kritiſche Schwert der Romantik in Spanien ein. Wir haben oben geſehen, wie auch hier die Boileau'ſche Verſchwörung gegen die Poeſie höchſt bedenklich um ſich gegriffen und das Volk ſeinen großen dramatiſchen Dichtern nach und nach entfremdet hatte. Da trat ganz unerwartet ein

junger Deutſcher dazwiſchen: Johann Böhl von Faber aus Hamburg, der um das Ende des vorigen Jahrhunderts nach Cadix überſiedelte, wo ſein Vater ein bedeutendes Handelshaus gegründet. Hochherzig und von ſeltener literariſcher Bildung, fühlte er eine tiefe Entrüſtung über die Schmach und poetiſche Unterdrückung des edeln, reichbegabten Volks, und warf den kritiſchen Zwingherrn den Fehdehandſchuh hin, indem er im Jahre 1818 die Anſichten Schlegel's über Calderon in ſpaniſcher Sprache bekanntmachte. Eine Flut von Streit- und Flugſchriften folgte unmittelbar dieſem Unternehmen, und es entſtand das ſeltſame Schauſpiel, daß die Spanier für die literariſche Dictatur der von ihnen politiſch bittergehaßten Franzoſen fochten, und ein Fremder den Calderon gegen ſeine eigenen Landsleute vertheidigen mußte. Der wackere Böhl aber ließ ſich nicht irremachen; er bewirkte die Wiederaufführung der vergeſſenen Schauſpiele von Calderon, Moreto und andern alten Meiſtern, und veranſtaltete in ſeinem „Altſpaniſchem Theater" eine Sammlung der vorzüglicheren Stücke bis zu Lope de Vega's Zeit, nachdem er ſchon früher in ſeiner „Floreſta" ein Gleiches für die altſpaniſche Lyrik gethan. Ihm ward indeß nicht die Genugthuung, die vollkommene und ungetrübte Reife ſeiner Saaten ſelbſt zu erleben. Denn bis kurz vor ſeinem Tode dauerte die widerſinnige Oppoſition fort, und noch im Jahre 1822 wurde in der Poetik von Martinez de la Roſa der nun ſchon hundertjährige franzöſiſche Schnürleib der drei Einheiten womöglich noch feſter geknüpft. Jedenfalls aber gebührt unſerm tapfern Landsmann die Ehre und das unberechenbare Verdienſt, in ſein zweites Vaterland den erſten zündenden Gedanken poetiſcher Befreiung

geworfen, und durch seinen Vorgang in seinem jungen Freunde Don Agustin Duran einen Nachfolger angeregt zu haben, der seine Bestrebungen unermüdlich mit großer Liebe und Einsicht fortsetzte.

Inzwischen war diesen Bestrebungen aus Frankreich selbst ein freilich sehr unberufener Succurs zugekommen. Der Veitstanz der französischen Romantik, der eben damals zu Paris in der üppigsten Blüte stand, hatte nämlich endlich auch das benachbarte Spanien ergriffen, und auch hier die Bühne zunächst in die größte Verwirrung gestürzt. Larra sagt im Jahre 1835 in der Revista española: „Das Chaos von Titeln und Werken auf unserer Bühne ist ungeheuer. Zuerst haben wir die Comedia antigua, unter welchem allgemeinen Titel alle dramatischen Werke aus der Zeit vor Comella begriffen werden; zweitens das Melodrama, ein Product unsers literarischen Interregnums und von der Porte St.-Martin zu uns gebracht; drittens das sentimentale und das gräuelvolle Drama, älterer Bruder des vorigen und gleichfalls Uebersetzung; dann das sogenannte classische Lustspiel von Moliere und Marivaux mit seinem Assonanzenvers oder seiner hausbackenen Prosa; hierauf die classische Tragödie mit ihren pomphaften Versen und ihrem Zubehör von Metaphern und erhabenen Gedanken von königlichem Geblüt; weiter die bisweilen abgeschmackten, bisweilen aber auch amüsanten Kleinigkeiten von Scribe; sodann das historische Drama, eine versificirte Chronik in poetischer Prosa mit alterthümlichen Trachten und Decorationen ad hoc; endlich, wenn ich nichts vergessen habe, das romantische Drama, ein neues und originales, nie zuvor gesehenes noch gehörtes Ding, ein Komet, der zum erstenmal

mit seinem Schwung von Blut und Todtschlag in dem literarischen System erscheint, eine Entdeckung, welche allen bisherigen Jahrhunderten unbekannt und den Columbussen des neunzehnten vorbehalten geblieben — mit einem Wort, die Natur auf den Brettern, das Licht, die Wahrheit und die Freiheit in der Literatur, das proclamirte Menschenrecht, die Anarchie, die sich zum Gesetze zu gestalten strebt."

Man sieht schon aus dieser ironischen Auffassung der neuen Zustände: die französische Romantik war hier nicht auf ihrem rechten Boden. Zwar hatten es auch hier die jungen Dichter nicht an analogen Mißgeburten fehlen lassen, von denen sich vielmehr das spanische Theater noch bis heute nicht ganz losmachen vermochte, und wir sind auch keineswegs gesonnen, diese anarchische Katastrophe unbedingt zu verdammen. Denn in der Literatur, wie in der Geschichte überhaupt, scheint jeder kolossale Unsinn einen noch kolossalern herauszufodern; die Drachen müssen erst die Lindwürmer auffressen, um einer edlern Generation Raum zu schaffen. Aber es kommt hierbei allein darauf an, ob und wo jenes Delirium wirklich eine solche Krise zur Besserung sei? In Frankreich, nachdem sich dort die Sturzwässer der falschen Romantik, wie andere Modegrillen, so ziemlich wieder verlaufen, sehen wir auch bereits die alten Sandbänke allmälig wieder auftauchen: die bisweilen abgeschmackten, bisweilen aber auch amüsanten Kleinigkeiten liederlicher Conversation; und die nüchterne Tragödie, deren Helden nicht üble Miene machen, die kaum weggeworfene Zopfperücke von neuem aufzusetzen. In dem ernsten einsamen Spanien dagegen scheint durch jenen Anstoß in der That eine bedeutende Wendung zum Bessern eingetreten zu sein;

von den willkürlich angenommenen Regeln zu den unvergänglichen Gesetzen, die nicht der Classicität, noch der Romantik ausschließlich angehören, sondern in der ewigen Natur der Poesie gegründet sind, und die jede tüchtige Nation je nach ihrer Eigenthümlichkeit sich selber geben muß.

Wie mehr und tiefbegründet übrigens Das gewesen, was die Romantik eigentlich wollte, zeigt auch in Spanien der Vorgang eines von jenen Streitigkeiten ganz unabhängigen und unberührten Mannes. Angel de Saavedra, Herzog von Rivas (geb. 1791), war während seiner vorübergehenden Verbannung in London und Malta durch die Bekanntschaft mit den ältern englischen Dichterwerken zu denselben Ueberzeugungen gekommen, welche die Romantiker erst später in Spanien geltend zu machen versuchten. Sein in der Verbannung geschriebenes Drama: „Don Alvaro ó la fuerza del Sino" ist bereits ein damals noch ganz unerhörter, glänzender Angriff in diesem Sinne, gleichsam der umgekehrte Classicismus, wechselnd in Prosa und Versen, mit Volksscenen, wo Zigeuner und andalusische Maulthiertreiber ihren Dialekt reden, ohne nach den [illegible] drei Einheiten zu fragen; und in seinem schönen Lustspiele: „Solaces de un prisionero" hat dieser Dichter darthun wollen und wirklich dargethan, „daß die Komödie Lope's und Calderon's einer Erneuerung fähig sei, und daß die Cultur dieser alten einheimischen Pflanze einen bessern Ertrag verspreche als das verkrüppelte aus dem Auslande nach Spanien verpflanzte Gestrüpp."

Als aber denn um das Jahr 1834 die literarische Revolution in Spanien wirklich zum Ausbruch gekommen, standen hier, wie überall in solchen Katastrophen, der

Terrorismus der pariser Romantik und die Reaction des zähen Classicismus, also die spanischen Altfranzosen und die spanischen Neufranzosen einander schroff gegenüber. Allein das Aeußerste aller Revolutionen ereignete sich in diesem wunderbaren Lande. Keine der beiden Fractionen überwand die andere, beide vielmehr gingen nach und nach freiwillig in einer dritten Partei auf, die eigentlich keine war, die nichts, was noch Leben hatte, vernichten, sondern eine volksthümliche Regeneration der alten Nationalbühne wollte, und an deren Spitze als kritischer Führer eben der schon oben erwähnte treffliche Duran stand.

In jenen terroristischen Stürmern aber gehörte in seiner Jugendzeit Antonio Gil y Zarate, der mit seinem gräuelvollen „Carlos segundo el hechizado" wahrhaft Furore machte, mitten in dem Beifallssturme aber, wie es einem so bedeutenden Talente geziemt, sich plötzlich besann, und mit seinen spätern Dramen („Rosamunde" und „Guzman") auf den Bretterlachen der Porte St.-Martin wieder heraustrat. Die andern gleichzeitigen Dramatiker dagegen fingen fast sämmtlich mit der Reaction an, aber vielmehr, sie bewegten sich ursprünglich, nicht ohne eigenthümliche Würde, in den altgewohnten Fesseln, bis sie dieselben als solche erkannt hatten und siegreich von sich warfen. Der berühmte Staatsmann und Dichter Francisco Martinez de la Rosa (geb. 1788), dessen reactionäre Poetik wir schon vorhin erwähnten, suchte mit seiner ersten Tragödie „La viuda de Padilla" sogar den herben Classicismus Alfieri's noch zu überbieten. Als er aber späterhin in Frankreich selbst Augenzeuge der Triumphe der Romantik war, beschloß er, „bei Abfassung seines nächsten Stückes jedes willkürliche System zu ver-

geſſen und nur jene klaren, unumſtößlichen Regeln zu befolgen, welche in dem Weſen des Dramas ſelbſt begründet ſind.“ Und er hat in ſeinen beiden Schauſpielen „Aben Humaya“ und „La Conjuracion de Venecia“, wovon das erſtere den Aufſtand der Moriſken in den Alpujarras behandelt, redlich Wort gehalten. Der fruchtbarſte und ausgezeichnetſte aber unter ihren gegenwärtigen Bühnendichtern iſt ohne Zweifel Breton de los Herreros (geb. 1800), von dem bereits über zweihundert, und zwar durchaus wertvolle Stücke durch ganz Spanien zur Aufführung gekommen. Auch er hielt anfangs, wenngleich ſchon damals mit ſelbſtändiger Anwendung mannichfaltiger Versmaße, zur alten Schule und ging erſt in der Folge, vorzüglich durch Duran angeregt, zu den neuen Anſichten über ohne doch jemals ihren zügelloſen Uebertreibungen und Verzerrungen zu verfallen, welche er vielmehr in ſeinem „Me voy de Madrid“ mit bewunderungswürdigem Humor in die Flucht ſchlägt. Sein Hauptelement iſt zwar das feine Luſtſpiel; dennoch erinnern ſeine Tragödien, z. B. „Don Fernando el emplazado“ und „Bellido Dolfos“ [illegible] an den ernſten Geiſt aus den beſten Zeiten des altſpaniſchen Theaters. — Und dieſer Richtung folgen jetzt die zahlreichen jüngern Dichter, nicht als Epigonen, ſondern in ſelbſtändiger Fortbildung gleich einer dichtgeſchloſſenen Phalanx nach Einem großen Ziele hindrängend; wie Juan Eugenio Harzenbuſch (geb. zu Madrid im Jahre 1806 von deutſchen Aeltern), Garcia Gutierrez, Patrico de la Eſcoſura, Ventura de la Vega und viele Andere, unter denen neuerdings, wie es ſcheint, José Zorilla ſich des allgemeinſten Beifalls zu erfreuen hat.

Man ſollte meinen, ein ſo herzhaftes Zuſammenwirken friſcher Kräfte, die alle wiſſen, was ſie wollen, müſſe den endlichen Erfolg ſichern. Denn es reicht beiweiten nicht hin, wie die Romantik in Deutſchland gethan, blos kritiſch auf das Höhere aufmerkſam zu machen, oder in noch ſo trefflichen Ueberſetzungen den Spiegel ausländiſcher Größe vorzuhalten. Das zerſtreute und zerfahrene Publicum muß förmlich geſchult, an das Beſſere erſt gewöhnt werden, und das kann nur geſchehen, wenn ihm eine geraume Zeit hindurch eine möglichſt große Menge nicht das Alte nachahmender, ſondern aus der ewig alt und neuen eigenen Nationalität lebendig hervorgegangener Schauſpiele geboten, und immer wieder geboten wird. Jedenfalls aber iſt damit in Spanien der Anfang gemacht, und im Volke von neuem die Erinnerung ſeines alten Helden- und Dichterthums geweckt worden, die wie ein Frühlingsſturm erſchütternd durch alle Claſſen der Geſellſchaft geht. Dazu kommt, daß faſt alle dieſe neuſpaniſchen Bühnendichter ſelbſt durch eine ernſte und ſtrenge Schule des Lebens gegangen ſind. Der Herzog Angel de Rivas, der ſchon als Jüngling auf dem Schlachtfelde von Ocaña für todt zurückgelaſſen worden, mußte ſeine Vaterlandsliebe mit einer vieljährigen Verbannung büßen. Martinez de la Roſa war fünf Jahre lang Staatsgefangener in einer afrikaniſchen Feſtung, und ſeine Tragödie „La viuda de Padilla" wurde in Cadiz während der Belagerung dieſer Stadt durch die Franzoſen und unter dem Krachen der feindlichen Bomben aufgeführt; eine ernſtere Begleitung als die mächtigſten Poſaunenſtöße unſerer modernen Ouverturen. So geht noch bis heute durch dieſes Volk und ſeine Dichter eine tiefe ſittliche Aufregung, die weder im

Leben noch in der Poeſie viel Zeit zu müßigem Spiele übrig hat. Sie ringen auf und außerhalb der Bühne nach derſelben wahren Freiheit, welche gewiſſen Nationen, wie täppiſchen Kindern gefährliches Spielzeug, verſagt und von Gott nur denen beſchieden zu ſein ſcheint, die ſie beſonnen zu gebrauchen und zu würdigen wiſſen.

Indem wir nun bei der unmittelbaren Gegenwart angelangt, wo alle Geſchichte aufhört, überkommt uns das ſeltſame Gefühl eines Wanderers, der nach langer Fahrt aus der Einſamkeit des alten Dichterwaldes plötzlich auf einen großſtädtiſchen Marktplatz heraustritt. Das Geſchrei iſt groß, man könnte es in einiger Entfernung faſt für das Sauſen des Sturms der Weltgeſchichte halten; die verſchiedenſten Dialekte kreuzen ſich betäubend, Jeder will ſich und ſeine Waare geltend machen, Alles rennt, drängt und haſtet, vor lauter Geſchäftigkeit und Lärm hat Keiner Zeit, den Andern zu hören oder auf ſeine Fragen gelaſſen zu verſtändigen. Man muß ſich alſo ſchon ſelbſt zu helfen ſtreben, und wir wollen wenigſtens verſuchen, die verſchiedenen Stimmen uns zu deuten, und uns in dem Labyrinth von Straßen und Sackgaſſen, die von dem Markte nach allen Richtungen auslaufen, wie auf offener See nach dem Stande der Sonne und der andern Himmelszeichen, möglichſt zu orientiren.

Vor Allem darf man hierbei nicht vergeſſen, daß unſere jetzige Zeit keine fertige, in ſich abgeſchloſſene Periode, ſondern nur das weitere Stadium einer Revolution iſt,

deren Ausgang keine Menſchenweisheit noch vorauszuſehen vermag. In frühern Zeiten, als die Dichter der Gralſage, des Parcival und Lohengrin einen wunderbaren Glanz über Deutſchland verbreiteten, der allen andern Nationen vorleuchtete, hatte die Poeſie ihren lebendigen Mittelpunkt und Zuſammenhang in der Religion, oder ſie war vielmehr ſelbſt die verſuchte harmoniſche Verſchmelzung von Menſchlichem und Göttlichem. Allein der Proteſtantismus iſt ſo alt als der Glaube; er unterließ zu keiner Zeit, den alten Bau der Kirche mit tauſend widerwilligen Bächlein heimlich zu unterwaſchen, bis er endlich in der ſogenannten Reformation ſein breites Strombett gefunden. Die der Menſchennatur beiwohnende Negation, durch die Reformation formulirt, legaliſirt und verſchärft, hat das Individuum aus dem großen chriſtlichen Verbande gelöſt und nüchtern auf ſich ſelber geſtellt. Die Geſammtheit der Individualitäten aber findet jederzeit ihren phyſiognomiſchen Ausdruck in den Hauptfactoren alles intectuellen Lebens: in Kirche, Staat, Schule und materiellem Intereſſe; und es iſt daher natürlich, daß nun auch dieſe Factoren, gleichfalls emancipirt und ſelbſtändig geworden, ſich nach und nach untereinander entzweien, und, ſo iſolirt, jedes für ſich um die Alleinherrſchaft kämpfen mußten. Der Staat will die Schule und Wiſſenſchaft ſich unterwerfen, die Schule will doctrinär den Staat regieren, das materielle Geldintereſſe mit ſeinem induſtriellen Mechanismus überwuchert Alle, und Alle ſind in ihrer centrifugalen Haſt gegen die ihrer Natur nach centraliſirende Kirche gerichtet, welche ihrerſeits in dem allgemeinen Kriegsſtande ſich ebenfalls geharniſchter verwahren muß als bei normalen Zuſtänden. Dieſe unnatürliche Sonderſtellung Aller

iſt aber weſentlich die Anarchie, die jedoch überall nicht dauern und nur als Uebergang Sinn und Bedeutung haben kann. Denn keiner jener Factoren kann ohne den andern beſtehen; die Alleinherrſchaft des Staats, der Schule oder des Geldſacks wäre Barbarei, und ebenſo würde der alleinſtehenden Kirche alles Material und Organ der Wirkſamkeit fehlen; da ihr Reich allerdings gleichfalls von dieſer Welt, wenngleich für eine andere, höhere, iſt. Auch machen in der That, wenn man ſchärfer hinſieht, in dieſem verworrenen Gewebe ſchon einige leuchtende Fäden, gleichſam Hieroglyphen der Zukunft ſich bemerkbar: eine unklare Sehnſucht nach etwas Unbeſtimmtem außer ihnen, und die Ahnung, daß am Ende doch wol das eigentliche Ziel in dem Verein und der freiwilligen Unterordnung Aller unter ein höheres Princip liege, das aber anzuerkennen der Stolz der ſouveränen Menſchenweisheit ſich ſträubt und lieber in beſtändiger Unruhe nach den ſeltſamſten Surrogaten greift. Denn dieſer Schrei nach einer unmöglichen Republik, mit deren ſittlicher Strenge überdies jenen Sonderbündlern am wenigſten gedient wäre, was iſt es im Grunde anders als das ſeinem Urquell entfremdete und daher unverſtandene Gefühl der wahren Freiheit und Gleichheit, welche das Chriſtenthum predigt? Oder das ſtolze Weltbürgerthum anders als das wiederaufdämmernde Bewußtſein des großen Verbandes, womit die Kirche alle Nationen brüderlich umfaßt?

Jene Ahnungen, gleichſam ein Heimweh im Exil, waren die eigentliche Seele der neuen Romantik. Als aber die Revolution der Romantik an ſich ſelbſt irre und kampfesmüde geworden, ging, wie wir wiſſen, die Reaction, die nichts gelernt und nichts vergeſſen hatte, unverweilt an

ihre Arbeit. Als hätten ſie ungefähr 60 Jahre verſchlafen, hören wir ſie wie aus Träumen überall wieder von der guten alten Zeit der Aufklärung reden, während ſie die etwas wackelig gewordene Literaturmaſchine, Ruck auf Ruck, über die Romantik und das ganze Mittelalter hinweg bis möglichſt vor Chriſtus zurückzudrängen ſuchen. Dieſen Rückmarſch nennen ſie wunderlicherweiſe den Fortſchritt; und doch wäre es ebenſo leicht als ergötzlich, jedem ihrer Stichwörter einen ganz analogen Ausſpruch aus dem weiland Nicolai'ſchen Idiom gegenüberzuſtellen. Ihr „freies Weib" iſt nur eine neue Auflage des bekannten Buchs von Hippel; und wenn ſie ſich rühmen, die Emancipation des Fleiſches und den religiöſen Unglauben erfunden zu haben, ſo vergeſſen ſie oder wollen nicht wiſſen, daß es in dieſem lüderlichen Fache die Cavaliere Ludwig's XV. viel weiter gebracht.

Mit dieſer Reaction hängt indeß noch eine andere Erſcheinung, oder vielmehr ſehr natürliche Folge derſelben unmittelbar zuſammen, nämlich die auffallende Gleichgültigkeit, ja ein wegwerfendes Vornehmthun gegen die Poeſie überhaupt. Es iſt eine nicht mehr zu leugnende Thatſache: die Dichter, die ſonſt mit Einer Ballade oder Ode ganz Deutſchland elektriſirten, ſchreiben heutzutage faſt nur noch für Ihresgleichen, für Recenſenten, und für die Frauen, denen daher das Poem als Nippes mit Flitter und Goldſchnitt dargebracht werden muß. Die Männer haben anderswo ſo viel Anderes zu thun, und begnügen ſich, um in den Damentheezirkeln nicht gar zu unwiſſend und ungeſchickt zu erſcheinen, höchſtens damit, einige Recenſionen anzuſehen, oder in unaufgeſchnittenen Buchhändlerexemplaren zwiſchen Traum und Wachen auf gut Glück hin und

her zu blättern. Viele, und zwar ſehr geiſtreiche Leute begrüßen dieſen Zuſtand ſpartaniſch als einen herrlichen Umſchwung der Zeit; die Nation ſoll ſich ermannen und von dem weichlichen beſchaulichen Genuß zum Kampfe, von der Poeſie zur ernſten That ſich wenden. — Wir können in dieſen Jubel keineswegs ſo unbedingt mit einſtimmen. Jedenfalls thut jener gutgemeinte Rath gerade jetzt am wenigſten noth; unſere Jugend geht ohnedies ſchon mit mehr Phantaſterei als Phantaſie, in lauter Politik und philiſterhafter Klugheit auf. Und ganz abgeſehen davon, daß der Mangel wahrhafter Freude am Schönen unter allen Umſtänden ein Mangel und barbariſch iſt; ſo wurzeln auch rechte Poeſie und rechte That ſtets in Einer geheimnißvollen Tiefe und ſind nur der verſchiedene Ausdruck ein und derſelben Kraft. Wir meinen vielmehr, jener prüde Ekel am Poetiſchen rührt daher, daß die Männer, die dichtenden wie die leſenden, vom Patriotismus, der ihnen durch ein abſtractes Weltbürgerthum, von der Freiheit, die ihnen durch juvenile Abgötterei mit ihrer Caricatur, von Liebe, die ihnen durch weichliche Liebelei und einen frömmelnden Zuckerüberguß, von der Religion, die ihnen einerſeits von den faſelnden Romantikern, andererſeits von den ſüßlichen Pietiſten verleidet iſt, mit einem Worte: von allem Höhern und Großen, das allein des Dichtens werth iſt, ſich in einer Art verzweifelter Reſignation zu einem ſchlechtverhüllten Materialismus und Egoismus gewendet haben, der nun einmal durchaus keinen ſchönen Klang gibt. Nicht die Poeſie alſo iſt an dem ſittlichen Verfalle Schuld, ſondern umgekehrt: der religiöſe und ſittliche Abfall im Leben hat den Verfall der Poeſie verſchuldet, die immer nur der potenzirte Ausdruck des

innern Lebens einer Nation ſein kann. Gebt dieſem Leben, einen großen und ewigen Inhalt, und die Poeſie wird ihn ſehr bald verklärend erfaſſen, und um die Verjüngte werden auch die ernſten Männer ſich wieder ſcharen, wie ſie ſich noch in den Befreiungskriegen unter dem Banner der Romantik geſchart haben.

Dieſer Kampf nun der Reaction mit den Nachwehen der Romantik iſt der eigentliche Inhalt unſerer gegenwärtigen Literatur; mehr zwar eine Fuſion oder Confuſion, als ein wirklicher Kampf, da die Romantik ſchon längſt mit der Reaction geliebäugelt, während dieſe, ohne es zu wiſſen und zu wollen, an ihrer Todfeindin ſich großgeſäugt und geſchult hat; und ebenſo für beide Theile ohne irgend gegründete Ausſicht auf Sieg, nicht für die Romantik, weil ſie feig ſich ſelbſt aufgegeben, und für die Reaction nicht, weil die bloße Negation an ſich nicht lebensfähig iſt. Es iſt, wie in unſerm jetzigen europäiſchen Geſammtleben überhaupt, eine Uebergangsperiode, in der ſich, außer dem allgemeinen Ueberdruß am Alten noch kein beſtimmt entwickelter Charakter unterſcheiden läßt. Da aber, wie ſchon öfters erwähnt, gerade das Drama den jedesmaligen Bildungszuſtand ſeiner Zeit am getreueſten abſpiegelt, ſo ſehen wir auch in der That unſere heutige Allerweltsbühne nach allen möglichen und unmöglichen Richtungen hin zerfahren, und die ganze Weltgeſchichte des Dramas von der Sakontala bis zu Victor Hugo bunt durcheinander durchprobiren. Das iſt vortrefflich für die Kritik, aber Kritik ſchafft keine Dichtung. Es iſt ein prächtiges Chaos, aber das Drama will ſcharfumriſſene Formen und eine entſchieden nationale Phyſiognomie.

Will man in dieſes Chaos wenigſtens eine nothdürftig überſichtliche Ordnung bringen, ſo muß man zuvörderſt die Poetiſchen von den Unpoetiſchen ſondern und die letztern, alſo beiweitem die größere Hälfte, gänzlich ausſcheiden. Dieſes Ungeziefer erzeugt und vermehrt ſich unvertilgbar überall, wo etwas wund und krank iſt in der Geſellſchaft, und lebt vom Schmutz. Man ſieht ſie daher unaufhörlich, jenachdem der Wind von da oder von dorther bläſt, flachen Liberalismus oder ſtupide Reaction, wohlfeile Rührung, fuſelichte Eckenſteher, confuſe Hofräthe, ſentimentale Kammerjungfern, kurz: allen Auswurf von Gaſſe und Salon plunderſelig auf der Bühne zuſammen fegen. Der ganze inſtinctartige Kniff beſteht darin, die Gemeinheit zu ſtreicheln und aufzublaſen, damit ſie voll von dankbarem Vergnügen ſich ſelbſt für etwas Rechts halte. Aber ihre Fabrikate, obſchon ſie gleich dem Schund der Leihbibliotheken gar nicht zur Literatur zählen, ſind dennoch von nicht geringer Bedeutung durch den Schaden, den ihre maſſenhafte Zudringlichkeit in den Wäldern und Gärten der Poeſie tagtäglich anrichtet. Denn ſie vergiften moraliſch durch ihre populäre Sophiſtik der Unſittlichkeit, und verdummen äſthetiſch, indem ſie das Publicum ſtumpf und faul machen, daß es ſich vor jedem höherm Aufſchwung ſcheut, und ſich gewöhnt, das Schauſpiel als eine bloße Sieſta zu beſſerer Verdauung zu betrachten. Dieſe Brut iſt, wie der Zug der Proceſſionsraupe, nicht durch einzelne Angriffe, ſondern nur durch eine totale Veränderung der poetiſchen Atmoſphäre zu vertilgen.

Die Andern, die wirklich Strebenden oder Poetiſchen, zerfallen dagegen in mehre Gruppen, die aber keineswegs etwa gegen jenen gemeinſchaftlichen Feind zuſam-

menhalten, vielmehr ſich fortwährend wechſelſeitig paralyſiren und wieder aufheben, gleich dem bekannten Kampfe der beiden Löwen, die verbiſſen einander auffraßen, daß nur die Schwänze übrigblieben.

Wir nennen hier, wie billig, zuerſt die Unſchuldigſten unter ihnen: die Gelehrten, welche von der realen Bühne ſo wenig wiſſen, als die Bühne von ihnen, die harmlos ihre Stubenideale auf die Stelzen Schiller'ſcher Rhetorik ſtellen, und meiſtentheils mit ihrem Prachtgerüſte an der gefährlichſten Sandbank, der Langweiligkeit, ſtranden. Sie fraterniſiren gern mit den alten Griechen und Römern; da ſie aber vor lauter Studien wenig Zeit zum Leben übrigbehalten, ſo haben ſie das Unglück, mit ihren Idealen, wenn dieſe eben draußen wieder die Mode gewechſelt, regelmäßig zu ſpät zu kommen. Wie in der Puppenkomödie laſſen ſie ihre hölzernen Begriffe mit Krone und Scepter im feierlichen Jambenſchritt über die Breter ſtolziren, ohne zu merken, daß ihnen beſtändig der Hanswurſt zwiſchen die Beine läuft oder lachend den Zipfel des nachrauſchenden und etwas fadenſcheinig gewordenen Kaiſermantels nachträgt. Denn dieſes verſchillerte Pathos fodert unwillkürlich den Spott heraus, und iſt leicht zu parodiren; was denn auch die Spaßvögel in Wien ergötzlich genug beſorgen, oder doch beſorgt haben, denn, unſers Wiſſens, hat leider auch der volksthümliche Kaſperl jetzt treulos den modernen Frack und Glacéehandſchuhe über die Narrenjacke gezogen, nachdem ſchon Raimund in ſeinen leopoldſtädter Zauberſtücken einen romantiſch-rührenden, bitterſüßen, allegoriſchen Ton angeſchlagen, und ſomit vom Volkstheater zur Kunſtbühne hinübergeleitet hatte.

Jenen — wenngleich nicht immer an Jahren — alten

Herren aber ſtehen die jungen Bühnendichter gegenüber: Jungdeutſche, Junghegelianer und andere Jungen, ſtudentiſch, langhaarig, prahleriſch und leicht zum Zorne geneigt Faſt erdrückt von dem aufgehäuften Handwerkszeug und durch unmäßige Kunſtgenüſſe blaſirt, ringen ſie raſtlos nach Etwas, das noch poetiſcher wäre als die Poeſie, nach abnormen Ungeheuerlichkeiten der Hiſtorie, nach unmöglichen Seelenzuſtänden und einem gleichſam zertrümmerten Dialog. Sie haben ſich aus der Literaturgeſchichte beſonders die Sturm- und Drangperiode gemerkt, und dramatiſiren unbefangen ihre eigenen Flegeljahre. Wie in jener Periode ſtört und verſtimmt es daher auch hier, daß faſt alle ihre Dramen mehr oder minder Tendenzſtücke ſind. Nun muß zwar, wie jeder Vernünftige einſieht, jedes tüchtige Schauſpiel eine durchgreifende Idee zur Erſcheinung bringen und alſo, wenn man es einmal ſo nennen will, gewiſſermaßen ein Tendenzſtück ſein. Aber ganz abgeſehen davon, daß hierbei nicht ſelten wandelbare Zeitanſichten und Modeneigungen mit Ideen und wahrhaften Weltintereſſen verwechſelt werden; ſo iſt es noch ein ſehr weſentlicher Unterſchied, ob die Idee willkürlich in die Handlung hineingetragen, oder von der Handlung getragen wird, ob die Thatſachen reden, oder blos geredet werden, ſodaß man beſtändig den Autor aus ſeinem doctrinären Souffleurkaſten heraushört. Es iſt mit dem Schauſpiel derſelbe Fall wie mit dem großen Weltdrama der Geſchichte, die gleichfalls häufig genug, anſtatt der einzig möglichen und gerechten objectiven Auffaſſung, ganz ſubjectiv nach verſeſſenen Meinungen ſyſtematiſch conſtruirt und verfälſcht wird. Im Drama aber wie in der Geſchichte iſt eine unſichtbare Seele, die Niemand machen

kann, die aber in tauſend Aeußerlichkeiten ſich kundgibt und hier wie dort die eigenthümliche Phyſiognomie des Ganzen beſtimmt. Der dramatiſche Dichter hat nur die Wundergabe, die verborgenen Quellen, welche wie Adern das Leben durchranken und erhalten, zu entdecken; und Shakſpeare iſt der große, noch unübertroffene Meiſter dieſer geheimnißvollen Wünſchelruthe. Am ungeſchickteſten regieren dieſe Wünſchelruthe wol Diejenigen, welche gleichſam die Eierſchalen der Schule noch an der Stirn tragend, das Syſtem der eben gangbaren Philoſophie, oder doch ein paar Hauptzüge derſelben, im Drama verkörpern wollen. „Meine Gedanken ſind nicht eure Gedanken", ruft der Herr beſtändig und wo wir's am wenigſten erwarten, durch alle Geſchichte, die nach ihrem eigenen Syſtem über unſere Syſteme hinweggeht und ſie alle überlebt. Ueberhaupt iſt, unſers Dafürhaltens, die Philoſophie nur die Turnkunſt des Geiſtes, eine ſtärkende, für die Geſundheit heilſame Motion und Uebung, aber nicht die Geſundheit ſelbſt; wie die Poeſie mit Gefühlen und Phantaſie, ein ſehr edles und unentbehrliches Spiel mit Gedanken; nur muß ſie nicht *mehr*, nicht die abſolute Wahrheit zu beſitzen prätendiren.

Und dennoch, trotz der confuſen, ja oft geradezu antichriſtlichen Irrfahrten dieſer rauflustigen Partei verfolgen wir ihre tumultuariſchen Anſtrengungen fortwährend mit Intereſſe und Aufmerkſamkeit. Nicht als ob wir meinten, daß ſie das neue Eldorado der Poeſie, das ſie ſuchen, ſchon gefunden, oder jemals ſelbſt finden würden. Aber ſie theilen, wie ein Gewitterſturm, die drückendſchwüle Luft, die auf Allen laſtet, drängen gewaltſam zur Entſcheidung und werden den Handel, weil ſie ihn keck auf die äußerſte

Spitze treiben, wider eigenes Wiſſen und Wollen endlich ſpruchreif machen. Bei ihnen iſt, der allgemeinen Apathie und heuchleriſchen Mattherzigkeit gegenüber, doch noch Leben, ein reſolutes Haſten und Kämpfen, daß noch Funken ſprühen, die leicht zünden, wann und wo ſie es am wenigſten gedacht. Nur aus Saulus konnte ein Paulus werden.

Zwiſchen dieſen beiden Gruppen endlich ſtehen, oder ſchwanken vielmehr, die Theaterdiplomaten, die das Publicum ſchlauerweiſe in ſeinem eigenen Garne einzufangen und ihm verſtändlich und lieb und theuer zu werden hoffen, wenn ſie ſich proſaiſch ſtimmen. Sie vermeiden daher den Vers; ihre Stücke ſollen keineswegs gemein, aber auch nicht allzu poetiſch, und am allerwenigſten etwa gar romantiſch ſein. Die Schlauheit beſteht weſentlich darin, daß ſie überall die Extreme abſchwächen und zu einem, wie ſie meinen, billigen Juste milieu zu vermitteln ſuchen. Uns ſcheint dies indeß ſehr unnütze Mühe. Denn das Publicum iſt gar nicht ſo dumm, wie es ausſieht, es liebt überall die Kühnheit mehr als die Vorſicht, und nimmt eine ſo vornehme Herablaſſung ſeiner Bühnendichter mit vollem Rechte leicht übel. Gewiſſe Conceſſionen ſind für den Theaterdichter, wenn er irgend wirkſam ſein will, allerdings unerläßlich; aber nicht Conceſſionen an die Impotenz, an die Thorheiten, Unarten oder Laſter des Publicums, wie ſie ja auch ſchon Kotzebue einſt mit ephemerem Erfolge gemacht hat, ſondern an die nationale Eigenthümlichkeit und den jedesmaligen höchſten Bildungsgrad ſeiner Zeit, wie Shakſpeare gethan, indem er an den Patriotismus ſeiner Landsleute und an den Humor des luſtigen Altenglands appellirte. Hier heißt es Hammer oder

Ambos ſein. Will der Dichter in weſentlichen Dingen, wozu bekanntlich in der Poeſie auch die Form gehört, nachgeben, will oder kann er ſein Publicum nicht gewaltſam heben und mit ſich fortreißen, ſo wird das verzogene Publicum ſehr bald das ganze Verhältniß umkehren, und ſeinen eingebildeten Hofmeiſter von Conceſſion zu Conceſſion bis zur völligen Trivialität herabziehen. Was ſoll alſo überhaupt jenes ſaloppe dilettantiſche Nivelliren? Es gibt überall nur Poeſie oder Nichtpoeſie, zwiſchen beiden liegt die Mittelmäßigkeit, mit der Niemandem gedient iſt.

Am ſchwächſten hat dieſe Dichtergruppe bei uns ohne Zweifel im Luſtſpiel ſich erwieſen, indem ſie auch hier die Mitte zwiſchen Poſſe und Salonwitz halten wollen, und daher gewöhnlich eine Art von Mesalliance zu Stande bringen, die weder den Gebildeten, noch dem ſogenannten Volke genehm iſt. Wenn die Gelehrtenpoeſie ſchon an ſich das Symptom einer Krankheit iſt, ſo zeigt ſie ſich gerade im Luſtſpiele doppelt verderblich. Das eigentliche Weſen des Luſtſpiels iſt, wie ſchon der Klang des Namens andeutet, eben nichts Anderes, als die Luſtigkeit, die momentane Befreiung von allen kleinlichen, ſpießbürgerlichen Rückſichten und Banden des Alltagslebens, indem wir dieſelben ignoriren oder humoriſtiſch auf den Kopf ſtellen; gleich der Luft ein Gemeingut aller geſunden Seelen, das aber, eben wegen ſeiner luftigen Beweglichkeit, durch die geringſte Pedanterie verſcheucht oder erdrückt wird. Man könnte ſich, wenn in einem ſolchen Staat im Staate und ſeinem Verhältniß zur Wirklichkeit nicht ſchon in ſich etwas ideal Komiſches läge, ſehr wohl ein Luſtſpiel ohne eigentliche Komik denken, wie denn auch in der That Shakſpeare einige ſolche Stücke hat, wo die Men-

ſchen wie freie Waldvögel ſich in unverwüſtlicher Heiterkeit unter einem ewigblauen Himmel bewegen. Das ſpecifiſch Komiſche iſt nur die Folge, ein weiterer Ausdruck dieſer Luſtigkeit, die ſich muthwillig wohl auch daran ergötzt, die Kehrſeite des gewöhnlichen Lebens aufzudecken. Das Komiſche geht daher überall dem verborgenen und ſorgfältig gehüteten Narren der vernünftigen Leute zu Leibe, der ſich einſt in unſerm Hanswurſt verkörpert hatte, und den wir nun, ſeit wir den Hanswurſt ſo ſchnöde und vornehm abgethan, immer wieder von neuem conſtruiren müſſen, welche verzweifelte Anſtrengung aber natürlicherweiſe ſo häufig misglückt, daß in manchem unſerer modernen Luſtſpiele eigentlich nichts komiſch iſt als der Dichter ſelbſt.

Am natürlichſten, ſollte man meinen, hätte ſich unſer Luſtſpiel ſelbſt in der neueſten Zeit an das Volksſchauſpiel anknüpfen laſſen, wie es von Philipp Hafner bis zu unſern Tagen noch immer in Wien über die leopoldſtädter Bühne gegangen. Wer noch ſo glücklich war, dieſe Stücke von den rechten Schauſpielern (wie z. B. Haſenhut und Schuſterl) vor dem rechten Publicum dargeſtellt zu ſehen, wird eingeſtehen müſſen, daß die unmittelbaren Nachkommen des Hanswurſts: der Kasperl, der Paraplümacher Staberl u. ſ. w., die widerwärtige Roheit und Ungeſchlachtheit, die ihrem Ahnherrn mit Recht zuletzt den Hals gebrochen, längſt abgelegt, und dennoch den ganzen unermeßlichen Schatz von Luſtigkeit und Volkswitz geſchickt herübergerettet hatten. Allein es wiederholte ſich auch hier das ſchon oft bemerkte Unglück. Die gebildeten Dichter fanden dieſe kecken Geſellen zu tief unter ihrer Würde, um ſich irgend mit ihnen zu befaſſen, und die Volksdichter

waren zu ungebildet oder zu leichtſinnig, um über den einmal hergebrachten Schematismus hinauszugehen, und die prächtige hanswurſtiſche Erbſchaft mit der neuen Bildung künſtleriſch zu vermitteln. Die leopoldſtädter Bühne blieb daher, einige Commanditen in mehren öſtreichiſchen Provinzialſtädten abgerechnet, rein localwieneriſch, und mußte wol in dieſer iſolirten Beſchränktheit allmälig untergehen.

Und dieſer empfindliche, wir möchten ſagen unerſetzliche Verluſt erinnert uns leider an ein allgemeines Haupthinderniß des deutſchen Luſtſpiels, an den Zerfall nämlich unſerer geſammten geſelligen Bildung in lauter Provinzialbildungen und Dialekte, die einander fremd, ja zum Theil völlig unverſtändlich ſind. In Frankreich iſt die ganze Geſellſchaft in einen eleganten pariſer Allerweltsfrack gefahren, der Jedem, den Gebildeten und Ungebildeten, vollkommen paßt, weil er eben ganz und gar keinen eigenthümlichen Schnitt hat. Die überhaupt wenig dramatiſchen Italiener haben ein für allemal ihre ſittlichen Zuſtände und Volksſpäße typiſch in einigen ſtehenden Masken zuſammengefaßt, die ein Jeder, auch ohne Verkleidung, ſogleich erkennt. Ebenſo wird in Spanien, wenigſtens auf der Bühne, die Geſellſchaft noch immer von den nationalen Triebfedern, Ehre und Eiferſucht, bewegt, die ſich gleichſam von ſelbſt zur Intrigue verſchlingen. In Deutſchland dagegen fehlt, mit einer wahrhaften Hauptſtadt, auch jederlei Centraliſation der Geſellſchaft, ihrer politiſchen, äſthetiſchen und religiöſen Anſichten. Das iſt im Allgemeinen ganz gut; denn dieſe Mannichfaltigkeit eigenthümlicher Stammes-Individualitäten, dieſer beſtändige Kampf ſcharfer Gegenſätze, erhält wach und friſch, und bewahrt uns vor verwaſchener Einförmigkeit und

jener Geiſtestyrannei, wie ſie Paris Jahrhunderte lang über Frankreich ausübt, und die eine ganze Nation langweilig macht. Weniger günſtig aber, ja geradezu verderblich verhält ſich dieſer Zuſtand ſpeciell zum Drama, indem er unaufhörlich ein unruhiges, haſtiges und doch ſtets vergebliches Experimentiren erzeugt. Wir fühlen uns ungeſchickterweiſe ſchon durch den raſchen Scenenwechſel eines Shakſpeare'ſchen Schauſpiels verwirrt und geſtört. Aber was will das Alles ſagen gegen die wahrhaft fieberhaft fliegende Scenerie unſerer Bühne, wo wir bald franzöſiſch, bald engliſch, bald niebelungiſch, bald ſpaniſch haranguirt werden, ſodaß immer ein Eindruck den andern wieder aufhebt, und die ruhige Bildung eines allgemein verſtändlichen Idioms ganz unmöglich wird. Und nun gar in unſern ſogenannten Original-Schauſpielen! Welche unüberſteigliche Kluft z. B. zwiſchen dem Stück eines kritiſchen Hegelianers und dem eines Romantikers, oder den weithinfahrenden Birch-Pfeiffereien; und wenn man hier über heimliche Stiche auf Jeſuiten und Ultramontanen vor Freude und Lachen berſten möchte, fühlt ſich einige Meilen weiter das Publicum von derſelben Effectmacherei gröblich verletzt. — Das ſeiner Natur nach demagoiſche Drama aber muß, um wirkſam zu ſein, nicht zu einer Coterie oder einzelnen Hauptſtadt, ſondern zu einer möglichſt großen und gleichgeſtimmten Geſammtheit reden können. Am ſchwierigſten überdies wird das Drama, und namentlich das auf die Charakteriſtik der Gegenwart weſentlich angewieſene Luſtſpiel in unſerer Uebergangszeit, wo die zerſtreuten Elemente noch chaotiſch durcheinandertreiben, und die charakteriſtiſche Phyſiognomie erſt ſuchen, die der Dichter darſtellen ſoll.

Unſere jetzigen Luſtſpieldichter würden demnach vielleicht am beſten thun, dem allerdings ſehr draſtiſchen Vortheile einer lebendigen Abſpiegelung der gegenwärtigen Wirklichkeit einſtweilen und bis auf Beſſerwerden ganz zu entſagen und tiefer in das Reinmenſchliche zurückzugreifen, das allen Zeiten zum Grunde liegt und ſchon an ſich genug Ergötzliches und Närriſches bietet; mit Einem Wort: in mehr idealem Wurfe, dem auch eine künſtleriſchere Form entſprechen müßte, Das zu wagen, was wir, in einem andern Sinne als gewöhnlich, das eigentlich feine Luſtſpiel nennen möchten. Das iſt indeß immer nur Sache weniger bevorzugter Dichtergeiſter. Kein Wunder daher, daß unſer Repertoir noch immer zu der Ueberſetzungsfabrik flacher franzöſiſcher Stücke ſeine Zuflucht nimmt, die den pariſer Schliff für Poeſie geben und die Gemeinheit ſalonfähig machen wollen, ganz wie zu Gottſched's Zeit, welche eben nur ihr zufälliges Coſtüm gewechſelt hat. Und ebenſo eine weitere Folge dieſer Impotenz und Armuth iſt auch die kindiſche Ballet- und Opernwuth. Wir erkennen gewiß, trotz jedem Bildhauer, die ſymboliſche Schönheit und Poeſie des menſchlichen Körpers mit Freuden an. Aber das ſoll uns Niemand einreden, daß der Leib auch in ſeiner affectirten Verzerrung noch ſchön ſei; oder daß etwa die Zoten des perhorreſcirten Hanswurſtes jemals ſo unſittlich und unanſtändig geweſen, als der durchſichtige Parfümduft, hinter welchem das Ballet die Walpurgisnächte vom Blocksberge mitten unter die gute Geſellſchaft verſetzt. Aufrichtig bewundern müſſen wir dagegen die rührende Selbſtaufopferung der modernen Oper, womit dieſe in wahrhaft convulſiviſchen Klängen das Trippeln auf den Zehenſpitzen, die Fußtriller und

das emancipirte Beinausrecken ihrer lüderlichen Halbschwester zu allgemeinem Ergötzen und mit dem besten Erfolge nachzuahmen bemüht ist.

Wir proteſtiren zwar entſchieden gegen Schiller's Meinung, daß die Veredlung der Menſchheit nur durch äſthetiſche Ausbildung zu erzielen und daher das populärſte aller äſthetiſchen Bildungsmittel, das Theater, über die veraltete Kirche zu ſtellen ſei. Das hindert uns jedoch, wie die Sachen nun einmal ſtehen, keineswegs, dem Schauſpiele, da es alle Zauberformeln nicht nur der Poeſie, ſondern auch aller andern Künſte für ſich verbraucht, und auf Herz, Ohr und Auge gleichmäßig eindringt, allerdings eine ſehr bedeutende Wirkſamkeit zuzuerkennen. Denn die Menſchheit hat ſich jene Schiller'ſche Erziehungsmaxime gar wohl gemerkt; es gehen ebenſo viele Leute, und zwar noch öfter, ins Theater, um ſich dort ihre Bildung zu holen, als in die Kirche. Was würde man aber dazu ſagen, wenn Sonntags in der Kirche ſo albernes, verkehrtes und unſittliches Zeit abgekanzelt würde, wie im Theater faſt allabendlich geſchieht? Es iſt demnach ohne Zweifel von der höchſten Wichtigkeit, dieſe moderne Volksſchule möglichſt zu reformiren, oder doch wenigſtens unſchädlich zu machen.

Fragt man nun aber, wie da zu helfen ſei, ſo antworten wir: Nicht durch Aeſthetik, ſondern einzig und allein durch das poetiſche Gewiſſen, das jede gleißende Lüge gründlich verabſcheut, durch männliche Unterordnung jener zerſtreuten und zerfahrenen Elemente unſers Dramas unter ein gemeinſames Princip, unter Etwas, das höher liegt, als dieſe Zerfahrenheit und prickelnde Unruhe. Die Politik kann dies nicht ſein, denn ſie iſt veränderlich und

weſentlich diplomatiſch, wie aller Egoismus, und keineswegs Eins mit dem ewigen Recht. Die Philoſophie auch nicht, denn ſie iſt nur ein Suchen und kein Gefundenes. Und noch weniger etwa der Schiller'ſche Kosmopolitismus, da er bei uns allzu kläglich durchlöchert iſt, um noch als anſtändige Theatermaske zu dienen. Denn was wäre das für eine Weltbürgerei, die nicht einmal über die Schlagbäume eines ſpießbürgerlichen Winkelpatriotismus zwiſchen Nord- und Süd-Deutſchland hinwegkann; dieſes „Seid umſchlungen, Millionen", das ſtets mit wahrhaft komiſchem Entſetzen zurückfährt, wenn ihm unverhofft ein Dutzend wirklicher Katholiken oder ſogenannter Ultramontanen in die weitausgeſpreizten Arme läuft. Unſer Drama wird daher, um aus der gegenwärtigen babyloniſchen Sprachverwirrung herauszukommen, auf ein allgemein verſtändliches und nationales Gefühl zurückgehen müſſen, das mit allen jenen Evolutionen verkappten Stolzes nichts zu ſchaffen hat; und das kann kein anderes ſein, als das religiöſe, und zwar ſpecifiſch chriſtliche Gefühl, wie es z. B. in Shakſpeare'ſchen Schauſpielen unſichtbar und doch unverkennbar waltet. Denn unternimmt es das religiöſe Gefühl, ſich ſelbſt eine beliebige Religion zu machen, ſo geräth es unvermeidlich wieder, wie einſt bei Werner, in eine theoſophiſche Traumwelt, die nie und nirgends national werden kann.

Ebenſo verkehrt wäre jedoch die entgegengeſetzte Richtung, ein eigenſinnig die neue Bildung ignorirendes Zurückgreifen auf die zum Theil noch ungefügen und kindiſchen Anfänge der alten Myſterien. Das hieße abermals mit verroſteten Hellebarden gegen das ſeitdem erfundene Schießpulver fechten wollen. Am entſchiedenſten aber müſſen

wir endlich das überblümte und geſchminkte Chriſtenthum der „Amaranthen“ und „Sieglinden“ abweiſen, das ſich von dem ganz undramatiſchen Pietismus nur durch einen neuen Zuckerüberguß unterſcheidet, und wo uns, wie ehemals in den Fouque'ſchen Schauſpielen, die prätentiöſe Weinerlichkeit der Gläubigen beſtändig moraliſch zwingt, für die größere Kraft und Verſtändigkeit ihrer beiweitem intereſſantern Widerſacher unwillkürlich Partei zu nehmen. Das iſt wiederum nur eine andere Art von Nippes für die Boudoirs äſthetiſcher Damen. Es kommt überhaupt hier gar nicht auf chriſtliche Stoffe an, ſondern auf die religiöſe Auffaſſung und Durchdringung des Lebens, die ſich grade an dem ſprödeſten Material der Wirklichkeit am wunderbarſten bewähren kann. Wir wollen auf der Bühne kein Dogma, keine Moraltheologie, nicht einmal in allegoriſcher Verhüllung, wenn die Allegorie nicht etwa, wie bei Calderon, durch die Zauberei der Poeſie wirklich lebendig und individuell wird. Wir hätten ſonſt eben wieder nur Tendenzſtücke; und die greifbare Tendenz, wie wir ſchon einmal geſagt, verſtimmt und verfehlt daher ihren Zweck, ſie mag auf das Verkehrte oder auf das Göttliche gehen. Wir verlangen nichts als eine chriſtliche Atmoſphäre, die wir unbewußt athmen, und die in ihrer Reinheit die verborgene höhere Bedeutſamkeit der irdiſchen Dinge von ſelbſt hindurchſcheinen läßt, gleichwie ja dieſelbe Gegend nicht dieſelbe iſt in dickem Schmutzwetter, oder bei ſcharfer Abendbeleuchtung. Wer fragt im Frühling, was der Frühling ſei? Wir ſehen die Luft nicht, die uns erfriſcht, und ſehen das Licht nicht, das doch ringsum Laub und Blumen färbt. — Man macht der katholiſchen Kirche ſo häufig den Vorwurf, daß ſie mit der

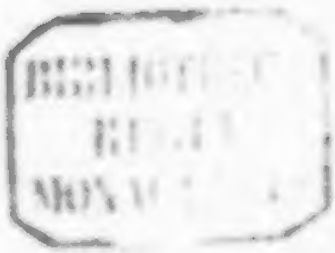
Macht aller Künſte auf die Sinne wirke, und bedenkt dabei nicht, daß hier alle Kunſt nur das Symbol höherer Geheimniſſe iſt. Man ſollte, anſtatt unverſtändig zu ſchmähen, viel lieber von der Kirche lernen. Denn was gibt der alten Kirchenmuſik dieſe erſchütternde Gewalt? Warum haben die alten Heiligenbilder alle die modern antikiſirenden Kunſtſtücke überlebt? Weil dieſe Geſtalten, wie jene Klänge, noch immer von dem unverwüſtlich traditionellen religiöſen Gefühle getragen werden, und dennoch, oder vielmehr eben deshalb, da ſie in ihrem tiefern Mittelpunkt von den wechſelnden Launen und Coquetterien der Zeit unberührt bleiben, ſelbſtändige Kunſtwerke ſind. Es iſt eine ſehr gebräuchliche, aber ganz vergebliche Selbſttäuſchung des Hochmuths, in der Kunſt überhaupt und alſo auch im Schauſpiele, jene ewige Grundlage entbehren und durch bloße Moral oder Intelligenz erſetzen zu können. Denn jenſeit des von ſeiner eigentlichen Heimat: dem Geheimniß Gottes und der Religion, abgewendeten Glaubens liegt hier, wie überall, unvermeidlich der Aberglaube. Die nie völlig zu vertilgende Gewalt des Wunderbaren im Menſchen, einmal ihres innern Lichtes beraubt, ſchwärmt in der Finſterniß und wird, anſtatt der Gottesfurcht, von jener wahnwitzigen grauenhaften Furcht vor den unheimlichen Kräften der Natur befallen, welche namentlich auf der Bühne die Phantaſterei, den geſpenſterhaften Schickſalsſpuk und den Blutdurſt erzeugt hat.

Es wird allgemein über den Verfall des Theaters geklagt, und die Schuld bald den Intendanzen, bald den Schauſpielern oder der engherzigen Cenſur zugeſchoben. Die Thatſache des Verfalls liegt offen zu Tage, aber die Anklage muß, um gerecht zu ſein, conciſer formulirt wer-

den. Schlechte Intendanzen und ſchlechte Schauſpieler ſind nicht die Urſache, ſondern die Folge des Verfalls, denn wer mit dem Strome ſchwimmt und ſchwimmen muß, kann den Strom nicht lenken, und am wenigſten iſt den Schauſpielern zuzumuthen, vortrefflich zu ſein, wenn ſie nichts Vortreffliches zu ſpielen haben und mit der Mittelmäßigkeit wohlfeil Furore machen können. Nicht auf den Bretern alſo, ſondern unter den Theaterdichtern fehlt der rechte Held, ein durchgreifender Genius, der, unbeirrt von den kleinlichen Sympathien und Antipathien, in den Staubwirbeln, welche ſie aufwühlen, die ſich leiſe formirende nationale Geſtalt der Zukunft divinatoriſch zu erkennen und herauszubilden vermöchte. Er würde aber ſchwerlich fehlen, wenn wirklich das rechte lebendige Bedürfniß, d. h. ein Publicum zu ſolchem Verſtändniß ſchon vorhanden wäre. Denn das Publicum wird nicht durch die Bühne, ſondern durch ein tüchtiges Leben für eine tüchtige Bühne gebildet. Die dramatiſche Poeſie ſpricht nicht mit den Gelehrten und Gebildeten allein, ſondern unmittelbar zum Volke, ſie kann mithin eine höhere Bildung der Zukunft nur bis zu einem gewiſſen Grade anticipiren und iſt, mehr als jede andere Dichtungsart, ein Kind ihrer Zeit, ihrer Leiden und Freuden, ihrer Wahrheiten und Irrthümer. Solange daher unſere Zeit nicht von großen Gedanken, die jetzt nur erſt blitzartig hin und her fahren, wieder dauernd durchleuchtet, und die grobe Abgötterei mit dem Materialismus gebrochen wird, ſolange wir in Religion und Politik nur noch experimentiren, ſo lange wird auch unſer Drama ein bloßes Experiment bleiben.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.



Gedichte aus dem Nachlasse

des

Freiherrn Joseph von Eichendorff.

Gedichte aus dem Nachlasse

des

Freiherrn Joseph von Eichendorff.

Herausgegeben

von

Heinrich Meisner.

Mit einem Jugendbildnisse des Dichters.

Leipzig,
L. H. Amelangs Verlag.
1908.

Den Freunden des Dichters

als Erinnerungsgabe

bei der hundertjährigen Wiederkehr des Geburtstages
Eichendorffs.

Vorwort.

Den Freunden Eichendorffs wird bei der hundertsten Wiederkehr des Geburtstages des Dichters diese kleine Gabe geboten. Dieselbe umfangreicher zu gestalten, lag in dem ursprünglichen Plane, aber es stellten sich ihm Hindernisse entgegen, welche nicht zu bewältigen waren, trotzdem ich die Unterstützung der Familie und der Freunde Eichendorffs, besonders die August Reichenspergers, genoß. Von maßgebender Seite wurde mir der Bescheid, daß der Dichter kurz vor seinem Tode seine sämtliche, bis dahin verwahrte Korrespondenz und seine übrigen Papiere zu vernichten gesucht habe. Was etwa davon noch übrig sei, eigene sich nicht zur Veröffentlichung.

Wenn ich trotzdem es unternahm, einige Mitteilungen aus dem Nachlasse Eichendorffs in Folgendem zu machen, so geschah dies aus dem Grunde, weil ein überaus glücklicher Zufall mir Papiere in die Hand spielte, welche Lieder des Dichters, sowie Entwürfe zu solchen und zu größeren Arbeiten enthielten. Dieser Fund hat seine besondere Geschichte. Wie ich aus dem Munde des jetzt verstorbenen bekannten Berliner Antiquars Stargardt selbst hörte, fand ein Dresdener Geschäfts-

freund desſelben auf dem Boden einer Buchhandlung unter einer Laſt anderer wertloſer Skripturen Packete mit Manuſkripten, die er einer flüchtigen Durchſicht unterwarf. Es ſtellte ſich dabei heraus, daß Gedichte Eichendorffs darunter waren. Wie dieſelben in die entlegene Ecke in dem Lager eines Dresdener Antiquars gekommen ſind, darüber habe ich nichts weiter in Erfahrung bringen können, als daß eine unbekannte Dame ſie verkauft habe. Der wertvolle Fund ging aus Stargardts Beſitz in den der königlichen Bibliothek in Berlin über, wo mir Gelegenheit gegeben war, in der Folgezeit die Blätter einer genaueren Durchſicht zu unterwerfen.

Dieſer Nachlaß des Dichters enthält einen Teil ſeiner Lieder, und zwar meiſt nach den erſten Entwürfen. Nur ein kleines, vier und zwanzig Seiten umfaſſendes Heftchen iſt in einer ſpäteren Abſchrift darunter und trägt auf dem erſten Blatte die Notiz: „Zur Auswahl für eine etwaige fünfte Auflage meiner Gedichte, 1854.“ Daraus iſt in der Folgezeit noch manches in die Sammlung der Gedichte hinübergekommen. Das Übrige biete ich hier. Drei Blätter nur des neuen Fundes ſcheint Eichendorff nicht ſelbſt geſchrieben zu haben; auf ihnen ſtehen außer den bereits bekannten „An die Freunde“ und „An Wilhelm“ die nachfolgend mitgeteilten Gedichte S. 3, 6, 33, 34, 48, welche ich nach Vergleichung der Schriftzüge mit denen der Freunde unſeres Dichters dieſen nicht zuzuweiſen vermochte und deshalb für Eichendorff ſelbſt in Anſpruch nehme. „Die Lerch' der Frühlingsbote“ S. 4 kehrt in anderer Form in dem „Reiſelied“ der älteren Sammlung wieder. Die „Frühlingsklage“ S. 14 gehört zu dem gleich-

namigen Gedicht derſelben Sammlung, eine Strophe aus „Frühlingsahnen“ S. 15 zu dem Gedicht „Die Lerche“. „Der arme Mann“ S. 25 war der Schluß zu dem „Lied eines Armen“. „An den h. Joſeph“ Seite 41 bildete die letzte Strophe desſelben Gedichtes in Aſts Zeitſchrift für Wiſſenſchaft und Kunſt, 1808. Die Romanze S. 44 „Alter Vater“, in verkürzter Form in den „Gedichten“ abgedruckt, erſcheint hier in vollſtändiger, urſprünglicher Faſſung. Von dem Puppenſpiele „Incognito“, aus welchem ich zwei Lieder Kolombinens in unſere Sammlung aufnahm, finden ſich verſchiedene, aber unvollſtändige Entwürfe in dem Nachlaſſe. Was aus letzterem hier nicht mitgeteilt werden konnte, iſt ein größerer Aufſatz „Preußen und die Konſtitution“, das umfangreiche Fragment eines ebenſolchen „Die Sicilianiſche Veſper“ und endlich der Anfang einer wahrſcheinlich in großem Maßſtabe angelegten Jugenddichtung „Italien“.

Die im Anhang mitgeteilten Gedanken haben einen gewiſſen inneren Zuſammenhang mit den Gedichten.

Der Nachlaß des Dichters, wie ihn jetzt die königliche Bibliothek in Berlin beſitzt, bildet die Grundlage meiner Nachleſe. Daß in dieſer auch die Gedichte enthalten ſind, welche Eichendorff nur in einer Reihe von jetzt ſchwer zugänglichen Zeitſchriften veröffentlichte und in ſeine proſaiſchen oder größeren Werke einflocht, ohne ſie ſpäter in die Sammlung der Gedichte ſelbſt aufzunehmen, das wird wohl bei den Freunden der Eichendorffſchen Muſe der Entſchuldigung kaum bedürfen; denn es findet ſich manche wertvolle Perle noch darunter; manches Jugendlied giebt Einblick in das tiefe Fühlen, in

die ernſten Wandelungen des Dichters und in das unausgeſetzte Ringen nach künſtleriſcher Vollendung. In allen aber ſpiegelt ſich ganz und gar die echte Romantik wieder, deren edelſter Vertreter Eichendorff geweſen iſt.

War ich bei der Auswahl im einzelnen nicht engherzig genug, ſo mag man dies mit der Art der Veröffentlichung als Jubiläumsgabe entſchuldigen; einer ſolchen gegenüber pflegt gewöhnlich nicht die volle Strenge der Kritik angewandt zu werden.

Berlin, im Februar 1888.

Der Herausgeber.

Inhalt.

		Seite
Vorwort		IX

Gedichte.

Ach, von dem weichen Pfühle	(1811)	9
„Alter Vater, alter Vater	(1808)	44
Bin ich denn nicht auch ein Kind geweſen?		23
Bitt' für mich bei Maria und ihrem Kinde	(1808)	41
Blaue Augen, blaue Augen	(1808)	13
Der fleißigen Wirtin von dem Haus	(1811)	22
Der Liebende ſteht träge auf	(1811)	8
Demütig kniet' ich vor der Jungfrau Bilde		38
Die Kirſchen äugeln im Sonnenſchein	(1841)	12
Die Lerch', der Frühlingsbote	(1834)	4
Einſiedler will ich ſein und einſam ſtehen	(1811)	24
Ein Eiland, das die Zeiten nicht verſanden. (An S. M. den König Friedrich Wilhelm IV., mit der Ausgabe der Werke 1842)		26
Ein Fink ſaß ſchlank auf grünem Reis	(1834)	16
Es glitt, wie auf der ſtillen See ein Schwan	(1845)	14
Es iſt ein Klang gekommen	(1841)	17
Es roſt der Garten		36
Es rief der [illegible] Hahn	(1842)	35

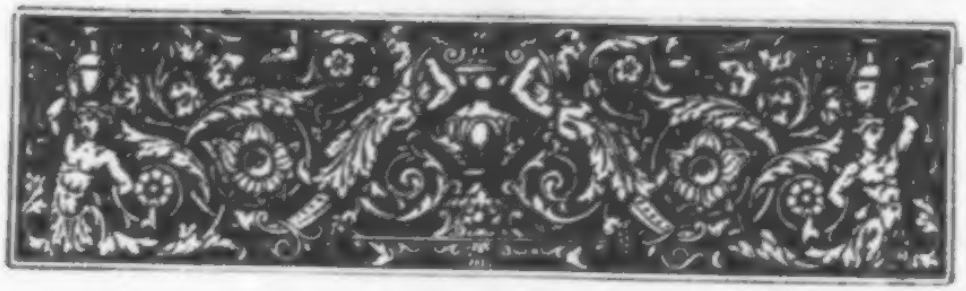
		Seite
Es träumt ein jedes Herz	(1812)	19
Es war die Nacht so wunderbar, so schwüle	(1808)	42
Es waren zwei junge Grafen	(1811)	18
Es wächst und strömt in ewigen Gedichten		37
Es zog eine Hochzeit den Berg entlang		4
Felsen, Bäume, Blumen, Sterne!	(1810)	27
Flog Waldvögelein über den See		8
Gedenk' ich noch der Frühlingsnächte		7
Hat nun Lenz die silbern'n Bronnen	(1811)	31
Herbstnebel ziehn über den Weiher	(1816)	32
Hier eröffnen sich die Äste	(1819)	21
Hoch und einsam in nächtlichem Garten	(1818)	25
„Im grünen Holz, im grauen Thal		48
Im Schloß ihr wohl am Fenster steht	(1834)	6
In dem mitternächt'gen Sturme	(1842)	25
In Lust und Scherzen drehn sich leichte Tage	(1808)	39
Inmitten steht die Sonn'		36
Ist der Frühling nicht gekommen	(1810)	43
Jeder meint, die Schönste wär' sein Lieb'	(1840)	9
Jeder nennet froh die Seine	(1819)	9
Legst du dich ins Leichenkleid		33
Mein Schatz, das ist ein kluges Kind	(1811)	8
Mein Weib, das schwärmt beständig	(1834)	20
Nachts an der Küste wir vorüberfahren	(1840)	4
O Tage süß, euch muß ich wohl beklagen		31
Pensionsanstalt, wie liegst du so weit	(1841)	11
Rührt euch, Blumen, wacht auf und hebt die verweineten Augen	(1818)	25
Schaust du mich aus deinen Augen		6
Scherz im Ernst und Ernst im Scherz		20
Schöne Blume, die du mit dem	(1810)	28
So bist du ganz verlassen		34
So lange hielten mich die dunklen Mauern	(1810)	27

		Seite
So ruhig geh' ich meinen Pfad	(1836)	3
Still in Luft	(1811)	10
Tiefer ins Morgenrot verſinken die Sterne alle		24
Über blaue Berge fröhlich	(1810)	40
Überm Lande die Sterne	(1839)	17
Vergangen iſt die finſtre Nacht	(1819)	43
Viel Lenze waren lange ſchon vergangen	(1808)	39
Von Bergeshöhen Abendſtrahlen fließen		29
Vor trüber Bangnis war ich ſo befangen	(1808)	41
Was giebt's, daß vom Horſte	(1849)	15
Was haſt du für ein großes Maul	(1833)	20
Was ſoll mir das Wellenſchlagen	(1822)	14
Wenn die Sonne lieblich ſchiene	(1811)	12
Wetterleuchten fern im Dunkeln	(1834)	15
Wie du verſtohlen mich anblickſt	(1818)	25
Wie? Niedrig wir, ihr hoch: wir arm, ihr reich?	(1819)	36
Wir zogen manchen Wald entlang	(1834)	5
Wohl kann ich, wie die andern, thun und laſſen		37
Eginhard und Emma. Dramatiſches Fragment		50

Gedanken als Anhang.

Gedanken		57
An Herbert	(Juni 1809)	61

Gedichte.



Reiſelied.

So ruhig geh' ich meinen Pfad,
So ſtill iſt mir zu Mut;
Es dünkt mir jeder Weg gerad'
Und jedes Wetter gut.

Wohin mein Weg mich führen mag,
Der Himmel iſt mein Dach,
Die Sonne kommt mit jedem Tag,
Die Sterne halten Wach'.

Und komm' ich ſpät und komm' ich früh
Ans Ziel, das mir geſtellt:
Verlieren kann ich mich doch nie,
O Gott, aus Deiner Welt!

Im Walde.

Es zog eine Hochzeit den Berg entlang,
Ich hörte die Vögel ſchlagen,
Da blitzten viel Reiter, das Waldhorn klang,
Das war ein luſtiges Jagen!

Und eh' ich's gedacht, war alles verhallt,
Die Nacht bedecket die Runde,
Nur von den Bergen rauſchet der Wald,
Und mich ſchauert im Herzensgrunde.

Die Lerch', der Frühlingsbote.

Die Lerch', der Frühlingsbote,
Sich in die Lüfte ſchwingt;
Eine friſche Reiſenote
Durch Wald und Herz erklingt.

Die Wolken ziehn hernieder,
Die Lerche ſenkt ſich gleich, —
Gedanken gehn und Lieder
Ins liebe deutſche Reich.

Nachtgruß.

Den 16. Mai 1840.

Nachts an der Küſte wir vorüberfahren,
Von der ich ſchied vor vielen, vielen Jahren.
Der Liebſten Haus ſteht dort, wo wir ſo fröhlich waren;
Gott wolle ſie bewahren!

Die Nachtigallen noch im Garten ſchlagen,
Wie damals in den ſchönen, ſtillen Tagen.
Was mögen ſie jetzt klagen?
Nach mir will niemand fragen.

Sonſt wenn die Linden in der Blüte waren,
Sahſt du dort aus nach mir vor vielen, vielen Jahren, —
Ich muß vorüber fahren,
Gott wolle dich bewahren!

Spielmannslieder.

I.

Wir zogen manchen Wald entlang,
Viel fröhliche Geſellen,
Und ſalutierten mit Geſang
Die Burgen und die Quellen.

Nun ſang man den zu Grabe ſtill,
Dem ſie zur Hochzeit geigen;
Der andre in den Himmel will
Auf wilden Felſen ſteigen.

Von den einſamen Felſenſteigen
Schau' ich ins Land ſo weit,
Da dunkelt und rauſcht's ſo eigen
Von der alten ſchönen Zeit.

II.

Im Schloß ihr wohl am Fenſter ſteht
Und herzt euch nach Gefallen;
Der Herbſt ſchon durch die Felder geht,
Da hört ihr's unten ſchallen.

„Das klingt ja, wie vom Felſenrand
„Einſt bei des Klausners Buchen;
„Ich glaub', das iſt der Muſikant,
„Der kommt zum Kindtaufskuchen."

Und die Vögel ziehn über die Buchen,
Der Sommer, der iſt vorbei,
Ich aber muß wandern und ſuchen,
Wo der ewige Frühling ſei.

Der Blick.

Schauſt du mich aus deinen Augen
Lächelnd wie aus Himmeln an,
Fühl' ich wohl, daß keine Lippe
Solche Sprache führen kann.

Könnte ſie's auch wörtlich ſagen,
Was dem Herzen tief entquillt,
Still den Augen aufgetragen,
Wird es ſüßer nur erfüllt.

Und ich ſeh' des Himmels Quelle,
Die mir lang verſchloſſen war,
Wie ſie bricht in reinſter Helle
Aus dem reinſten Augenpaar.

Und ich öffne ſtill im Herzen
Alles, alles dieſem Blick,
Und den Abgrund meiner Schmerzen
Füllt er ſtrömend aus mit Glück.

Morgendämmerung.

Gedenk' ich noch der Frühlingsnächte
Vor manchem, manchem Jahr,
Wie wir zuſammen im Garten ſtanden
Und unten über den Landen
Alles ſo ſtill noch war.

Wie wir ſtanden in Gedanken,
Bis eine Morgenglocke erwacht, —
Das iſt alles lange vergangen;
Aber die Glocken, die da klangen,
Hör' ich noch oft bei Nacht.

Herbſtliedchen.

Flog Waldvögelein über den See,
Lieb' grüne Zeit, lieb' grüne Zeit; —
Es zogen die Wolken: Ade, Ade!
Wir fliegen mitſammen gar weit, gar weit!

Es ſchaut Feinsliebchen vom hohen Saal,
Fern ziehn die Ritter im grünen Thal;
Waldvöglein ſang immerfort: Ade!
Das that Feinsliebchen im Herzen ſo weh.

Mein Schatz, das iſt ein kluges Kind.

Mein Schatz, das iſt ein kluges Kind,
Die ſpricht: „Willſt du nicht fechten,
Wir zwei geſchiedne Leute ſind; —
Erſchlagen dich die Schlechten,
Auch keins von beiden dran gewinnt."
Mein Schatz, das iſt ein kluges Kind,
Für die will ich leben und fechten.

Der Liebende.

Der Liebende ſteht träge auf,
Sieht ein Herr Jemine-Geſicht
Und wünſcht, er wäre tot.
Der Morgen thut ſich prächtig auf.

So ſilbern geht der Ströme Lauf,
Die Vöglein ſchwingen hell ſich auf:
„Bad', Menſchlein, dich im Morgenrot,
Dein Sorgen iſt ein Wicht!"

Jeder meint, die Schönſte wär' ſein Lieb'.

Jeder meint, die Schönſte wär' ſein Lieb'
Und das Allerbeſte, was er ſchrieb.
Wär' es anders, möcht' keiner heiraten,
Und kein Liedchen würd' geraten.

Jeder nennet froh die Seine.

Jeder nennet froh die Seine,
Ich nur ſtehe hier alleine,
Denn was früge wohl die Eine:
Wen der Fremdling eben meine?
Und ſo muß ich, wie im Strome dort die Welle,
Ungehört verrauſchen an des Frühlings Schwelle.

Ach, von dem weichen Pfühle.

Ach, von dem weichen Pfühle
Was treibt dich irr umher?
Bei meinem Saitenſpiele
Schlafe, was willſt du mehr?

Bei meinem Saitenſpiele
Heben dich allzuſehr
Die ewigen Gefühle;
Schlafe, was willſt du mehr?

Die ewigen Gefühle,
Schnupfen und Huſten ſchwer,
Ziehn durch die nächt'ge Kühle;
Schlafe, was willſt du mehr?

Ziehn durch die nächt'ge Kühle
Mir den Verliebten her,
Hoch auf ſchwindlige Pfühle;
Schlafe, was willſt du mehr?

Hoch auf ſchwindligem Pfühle
Zähle der Sterne Heer;
Und ſo dir das mißfiele:
Schlafe, was willſt du mehr?

Still in Luft.

Still in Luft
Es gebahrt,
Aus dem Duft
Hebt ſich's zart,
Liebchen ruft,
Liebſter ſchweift
Durch die Luft,
Sternwärts greift,

Seufzt und ruft,
Herz wird bang,
Matt wird Duft,
Zeit wird lang, —
Mondſcheinduft,
Luft in Luft
Bleibt Liebe und Liebſte, wie ſie geweſen!

Kolombinens Lieder.

I.

Penſionsanſtalt, wie liegſt du ſo weit,
Langweilige Zeit!
Vor dem Fenſter ſtand eine Linde;
Saß und ſtickt' ich ganz verſchneit
Von den Blüten, — nicht vom Winde,
Und mein Kaſperl ſaß auf dem Baum.

Mit Roſinen und Mandelkern,
Die eſſ' ich ſo gern,
Warf er mich auf Schoß und Nacken.
Ja, da ſah der Abendſtern
Mich ſo oft zufrieden knacken; —
Und nun hat er ſich verlaufen,
Muß mir ſelbſt die Mandeln kaufen.

II.

Die Kirſchen äugeln im Sonnenſchein,
Das möcht' ſo gern gegeſſen ſein.
Da muß ich geſchwind noch ein wenig naſchen
Und auf die Reiſe mir füllen die Taſchen. —
Wie der Vormund ſich ſtreckt und vornehm ſpricht,
Die Narren denken, ich merk' es nicht:
Zur Hochzeit ſie drinnen kochen und braten,
Ich ſoll den langweil'gen König heiraten,
Sitzen mit güldenem Mantel und Krone,
Da lacht' ich halbtot mich auf dem Throne.
Die Unterthanen tanzen, die Fiedeln klingen,
Hab' neue Schuh' an, will auch mit ſpringen!
Die Vögel ſingen und die Länder blühn,
Die Erde bleibt noch lange, lange grün;
Will in die weite Welt jetzt wandern,
Find' ich den Kaſper nicht, find' ich einen andern.

Ständchen.

Wenn die Sonne lieblich ſchiene,
Wie in Welſchland, lau und blau,
Ging' ich mit der Mandoline
Durch die überglänzte Au.

In der Nacht dann Liebchen lauſchte
An dem Fenſter, ſüß erwacht,
Wünſchte mir und ihr — uns beiden
Heimlich eine ſchöne Nacht.

Wenn die Sonne lieblich ſchiene,
Wie in Welſchland, lau und blau,
Ging' ich mit der Mandoline
Durch die überglänzte Au.

Minnelied.

Blaue Augen, blaue Augen,
Ach, wie gebt ihr ſüße Peine!
Aus dem ſchönen Wald unzählig
Stimmen zielen, grüne Scheine,
Und ich laſſ' mich gern verführen,
Locken Schmerzen ſo von weitem.
Draußen auf der Waldeswieſe
Laſſ' ich wohl mein Rößlein weiden;
Sinnend ſteh' ich lang' daneben,
Grüßt mich, wie aus fremden Zeiten,
Waldesrauſchen, Lied der Bronnen,
Ewig blühend grünes Schweigen,
Aus der tiefſten Bruſt Erinnern
Lang verlor'ner Himmelsweide, —
Und ich muß dann immer klagen,
Ewig fragen, wo ſie weile?
Und das Waldhorn will mir's ſagen,
Ewig will das Herz nur weinen:
Süße Peine, blaue Augen! —
Ewig ſtehſt du in der Weite,
Blühend in den blauen Tagen.
Wolken durch den Himmel eilen,

Liebesblick kommt oft geſchoſſen,
Dann erglänzen Kelch' und Zweige;
Doch die Klarheit ſchließt ſich wieder
Und ich ſtehe ſo alleine,
Und ich kann mich gar nicht retten
Vor den Freuden, vor den Leiden,
Und ich kniee und ich bete:
Schöne Fraue, liebe, reine!
Blaue Augen, blaue Augen,
Ach, wie gebt ihr ſüße Peine!

An Conſtanze.

Als ich „Kommen und Scheiden" von Lenau mit Muſik von Pierſon ſingen hörte.

Es glitt, wie auf der ſtillen See ein Schwan,
Einfach und hold dies Herzenslied heran.
Die Klänge zogen in die Seele ein,
Und ſehnſuchtsvoll gedacht' ich, Liebſte, dein!
O, wäre deine Seele eins mit mir,
Wie Wort und Ton in dieſem Sange hier.

Frühlingsklage.

Was ſoll mir das Wellenſchlagen,
Bin ich ſelbſt nicht Argonaut?
Was der Nachtigallen Klagen,
Hab' ich keine liebe Braut?

Wie die tauſend Stimmen ſchlagen:
Ach kein Wiederhall wird laut!

Wetterleuchten.

Wetterleuchten fern im Dunkeln;
Wunderbar die Berge ſtehn,
Nur die Bäche manchmal funkeln,
Die im Grund verworren gehn.

Und ich ſchaue froh erſchrocken,
Wie in eines Traumes Pracht,
Schüttle nur die dunklen Locken, —
Deine Augen ſind die Nacht.

Frühlingsahnen.

Was giebt's, daß vom Horſte
An der zackigen Kluft
Der Adler ſchon ſteigt
Und hängt überm Forſte
In der ſtillen Luft,
Wenn alles noch ſchweigt?

Ich hörte in Träumen
Ein Rauſchen gehn,
Sah die Gipfel ſich ſäumen
Von allen Höhn, —

Iſt's ein Brand, iſt's die Sonne?
Ich weiß es nicht,
Aber ein Schauer voll Wonne
Durch die Wälder bricht.

Die gebunden da lauern,
Sprengt' Riegel und Gruft,
Du ahnend' Schauern
Der Felſenkluft,
Unſichtbar ringen in der ſtillen Luft,
Du träumend Singen
Im Morgenduft!
Brecht auf, ſchon ruft
Der webende, blaue
Frühling durchs Thal.

Ein Fink ſaß ſchlank auf grünem Reis.

Ein Fink ſaß ſchlank auf grünem Reis:
Pink, pink!
Der Jäger da mit rechtem Fleiß
Zu zielen an und meſſen fing,
Und zielt' und dacht': jetzt biſt du mein, —
Fort war das luſt'ge Vögelein:
Pink, Pink! mußt flinker ſein.

Es ist ein Klang gekommen.

Es ist ein Klang gekommen
Herüber durch die Luft,
Der Winter hat's gebracht und genommen;
Ich weiß nicht, wer mich ruft.
Es schallt der Grund von Hufen,
In der Ferne fiel ein Schuß, —
Das sind die Jäger, die rufen,
Daß ich hinunter muß.

Das sind nicht die Jäger, — im Grunde
Gehn Stimmen hin und her,
Hüt' dich zu dieser Stunde!
Mein Herz ist mir so schwer.
Wer dich lieb hat, macht die Runde,
Steig' nieder und frag' nicht, wer?
Ich führ' dich aus diesem Grunde, —
Dann siehst du mich nimmermehr.

Überm Lande die Sterne.

Überm Lande die Sterne
Machen die Runde bei Nacht;
Mein Schatz ist in der Ferne,
Liegt am Feuer auf der Wacht.

Übers Feld bellen Hunde;
Wenn der Mondschein erblich,
Rauscht der Wald auf im Grunde.
Reiter, jetzt hüte dich!

Um das Lager im Dunkeln
Jetzt ſchleichen ſie ſacht;
Die Gewehre ſchon funkeln, —
So falſch iſt die Nacht.

Es waren zwei junge Grafen.

Es waren zwei junge Grafen
Verliebt bis in den Tod,
Die konnten nicht ruhen noch ſchlafen
Bis an den Morgen rot.

O, trau den zwei Geſellen,
Mein Liebchen, nimmermehr;
Die gehn wie Wind und Wellen,
Gott weiß: wohin, woher.

Wir grüßen Land und Sterne
Mit wunderbarem Klang,
Und wer uns ſpürt von ferne,
Dem wird ſo wohl und bang.

Wir haben wohl hienieden
Kein Haus an keinem Ort;
Es reiſen die Gedanken
Zur Heimat ewig fort.

Wie eines Stromes Dringen
Geht unſer Lebenslauf;
Gefanges Macht und Ringen
Thut helle Augen auf.

Und Ufer, Wolkenflügel,
Die Liebe hoch und mild, —
Es wird in dieſem Spiegel
Die ganze Welt zum Bild.

Dich rührt die friſche Helle;
Das Rauſchen heimlich, kühl,
Das lockt dich zu der Welle,
Weil's draußen leer und ſchwül.

Doch wolle nie dir halten
Der Bilder Wunder feſt;
Tot wird ihr freies Walten,
Hältſt du es weltlich feſt.

Kein Bett darf er hier finden;
Wohl in den Thälern ſchön,
Siehſt du ſein Gold ſich winden,
Dann plötzlich meerwärts drehn.

Es träumt ein jedes Herz.

Es träumt ein jedes Herz
Vom fernen Land des Schönen;
Dorthin durch Luſt und Schmerz
Schwingt wunderbar aus Tönen
Manch' Brücke eine Fei, —
O holde Zauberei!

Dichterweisheit.

Scherz im Ernſt und Ernſt im Scherz,
Lachſt der Grillen, die ſie ſingen,
Daß des Lebens Kampf und Schmerz
Selber heiter muß erklingen.
Alter Dichter, junges Herz,
Sollſt noch lang auf Erden ſingen
Und dereinſt dich himmelwärts
Jubelnd, wie die Lerche, ſchwingen.

Loben.

Was haſt du für ein großes Maul,
Kannſt ſprechen ganz beſunder;
Lob' mich auch mal, ſei nicht ſo faul!
Lobſt ſonſt ja manchen Plunder.

Friſche Luft!

Mein Weib, das ſchwärmt beſtändig,
Und Deutſchland liegt ſo weit;
Das Dichten geht elendig
In meiner Einſamkeit.

Ich dehne alle Glieder
Aus dieſer ſchwülen Gruft, —
O Herr, gieb Frühling wieder,
Luft, friſche, freie Luft!

Arnims „Gleichen“.*)

Hier eröffnen ſich die Äſte,
Endlich blicken wir hinaus,
Und es war doch Gleichens Feſte
Dieſes rätſelhafte Haus.
Gleichen war es, was wir ſahen,
Mitten durch den Blütenglanz
Wie ein bleiches Haupt uns nahen,
Das geſchmückt mit friſchem Kranz.
Schmerzensheimat, Haus der Leiden,
Enge Mauern, drückend Dach:
Arnims Gleichen.

Was iſt Fliehen, was iſt Scheiden,
Wenn die Wipfel alle blühen,
Und in tauſend ſel'gen Leiden
Die Gedanken himmliſch glühn.
Ach, da bleibt ein Wetterleuchten,
Wenn die Sonne unterging,
Und die Thränen friſch befeuchten,
Was den Kopf zu traurig hing.
Arnims Gleichen.

Lerne in den Schmerzenstagen
Dieſes höchſte Erdenrecht,
Wie ſich unſre Herzen ſchlagen
Hin zu göttlichem Geſchlecht,

*) Das Schauſpiel Achim von Arnims „Die Gleichen“ erſchien 1819.

Das von droben regt in Schrecken
Tiefen Ernſt der Erdenwelt,
Bis, erhöht durch das Erwecken,
Wir in Gleichheit ihm geſellt.

Arnims Gleichen.

Zum Abſchied.

Der fleißigen Wirtin von dem Haus
Dank ich von Herzen für Trank und Schmaus
Und, was den Gaſt beim Mahl erfreut:
Für heitre Mien' und Freundlichkeit.

Dem Herrn vom Haus ſei Lob und Preis!
Seinen Segen wünſch' ich mir auf die Reiſ',
Nach ſeiner Lieb mich ſehr begehrt,
Wie ich ihn halte ehrenwert.

Und wenn mein Weg über Berge hoch geht,
Aurora ſich aufthut, das Poſthorn weht,
Da will ich ihm rufen von Herzen voll,
Daß er's in der Ferne ſpüren ſoll.

Ade! Schloß, heiter überm Thal,
Ihr ſchwülen Thäler allzumal,
Du blauer Fluß ums Schloß herum,
Ihr Dörfer, Wälder um und um.

Wohl ſah ich dort eine Zaubrin gehn,
Nach ihr nur alle Blumen und Wälder ſehn,

Mit hellen Augen Ströme und Seen
In ſtillem Schaun, wie verzaubert, ſtehn.

Ein jeder Strom wohl find't ſein Meer,
Ein jeglich Schiff kehrt endlich her,
Nur ich treibe und ſehne mich immer zu, —
O wilder Trieb! wann läßt du einmal Ruh?

Bin ich denn nicht auch ein Kind geweſen?

(Zu einem Roman.)

Bin ich denn nicht auch ein Kind geweſen?
Spielte goldne, goldne Stunde,
Unbekannt noch mit dem Böſen,
Furchtlos an dem finſtern Schlunde.

Spielt' ſo lang am Felſenrande,
Sah viel Ströme munter fließen,
Fromme Pilger ziehn im Lande;
Doch mich wollte niemand grüßen.

Denn ſo wild war ſchon mein Spielen,
Und es zuckten furchtbar munter
Schon im Aug' die Flammen kühle,
Die zum Abgrund langten, 'runter.

Und ich wandt' mich ohne Klage
Stumm im Zorne von dem Lichte,
Hinter mir die bunten Tage,
Wob die Nacht ſich um mich dichte.

Und durch's Dunkel flogen Blitze,
Und die flamm'nden Fahnen wehten;
Keck sucht' ich des Felsens Spitze,
Mußte fluchen nur, statt beten.

Einsiedler.

Einsiedler will ich sein und einsam stehen,
Nicht klagen, weinen, sondern büßend beten,
Du bitt' für mich dort, daß ich besser werde!

Nur einmal, schönes Bild, laß dich mir sehen,
Nachts, wenn alle Bilder weit zurücketreten,
Und nimm mich mit dir von der dunklen Erde.

Beim Erwachen.

An M. H.

Tiefer ins Morgenrot versinken die Sterne alle,
Fern nur aus Träumen dämmert dein Bild noch vorüber,
Und weinender tauch' ich aus seliger Flut.
Aber im Herzen tief bewahr' ich die lieben Züge,
Trage sie schweigend durch des Tages Gewühle
Bis wieder zur stillen, träumenden Nacht.

Blumen und Liebe.

Rührt euch, Blumen, wacht auf und hebt die verweineten Augen,
Morgenſchauer ſchon gehn kühl über Wieſen und Wald.
Wie eine Braut entſteigt die Sonne dem roſigen Pfühle,
Blickt durch die Welt hin weit, ſchweigend vor ſeliger Luſt;
Küßt die Thränen euch linde von den gemaleten Wangen,
Die ihr vor Sehnſucht geweint, träumend in ſtilllauer Nacht,
Wie ſich's nun überall regt und funkelt und jauchzet und ſprühet,
Gott! o wie ſchön iſt die Welt, wenn ſie die Liebe beſcheint!

Wie du verſtohlen mich anblickſt, Kornblume, aus nickenden Aehren,
Immerfort nach mir gewandt heiter das treublaue Aug';
Wirtlich, verſtändig, beſcheiden, vertraulich, ſinnig und herzig,
Deutſcher Mädchen Bild biſt du mir, liebliches Kind.

Hoch und einſam in nächtlichem Garten ſah ich dich leuchten,
Lampe der Veſta, klar, himmelwärts hauchend den Duft,
Und ich ſelber gebannt ſtand vor dir in Andacht verſunken,
Lilie, Jungfraue ſchlank, ſchneeweiße, himmliſche Braut!

Der arme Mann.

In dem mitternächt'gen Sturme,
Der am Himmel brauſend zieht,
Singt das Glockenſpiel vom Turme
Über mir ein frommes Lied.

Und ich ſtehe in Gedanken,
Als ob's mir alleine gilt,
Mir nur troſtreich und den Kranken, —
Lieber Gott, wie biſt du mild!

Widmung.

(An S. M. den König Friedrich Wilhelm IV., mit der Ausgabe der Werke 1842.)

Ein Eiland, das die Zeiten nicht verſanden,
Von dem ſehnſüchtig fromme Völker träumen,
Wo Himmelslichter ernſt *den* Felſen ſäumen,
Der Wetter bricht und Weltwitz macht zu Schanden:

Dorthin kehrſt du das Schiff aus wildem Branden,
Wie auch die Wogen ſich hoffärtig bäumen,
Das Steuer lenkend durch das eitle Schäumen,
Am heil'gen Heimatsſtrand *dein* Volk zu landen.

Dorther auch ſtammt der Poeſie Gebilde,
Und mahnend zielt nach jenen ſtillen Höhen
Des Dichters Lied, daß Heimweh ſich erneue.

Ein Hauch nur iſt's, — laß in die Segel milde,
Um *deinen* Banner, hoher Herr, ihn wehen:
Es iſt der Herzensklang der alten Treue.

Ballade.

So lange hielten mich die dunklen Mauern,
Wie eine Blum' war Abendglanz erſchloſſen;
O Klagen, Thränen ſüß, ſo da gefloſſen!
Ich armes Kind mußt' ſelber mich bedauern.

Wie wunderbar hat ſich's da zugetragen,
Daß, wie von Jenſeits mir ein Liebeszeichen,
Die Himmliſche ich ſah im Strome ſchreiten.

Mit großer Wünſche ew'gen Himmelreichen
Mußt' ich den Wieſen, Thälern Abſchied ſagen,
Auf ewig ziehn in Waldeseinſamkeiten.

Nun rauſchen Wald und Quellen mir von weiten,
Schon blühet Dunkelheit und goldne Sterne,
So trete endlich nah mir, ew'ge Ferne,
Da ich ſo einſam fühle mich mit Schauern!

Romanze.

Felſen, Bäume, Blumen, Sterne,
Nacht, ſo zaubriſch aufgegangen!
Ach, wie ſchön, hinauszutreten
In den Duft der Pomeranzen,
Kennend weiter kein Verlangen,
Als den Durſt nur nach Verlangen.
Seiden wallende Gewande,
Edelſtein, Rubin, Smaragden,

Nicht noch löſ' ich euch vom Leibe,
Von den Locken, weißen Armen;
Denn nicht Zierrat ſeid ihr mir nur,
Mit mir ſcheint ihr aufgewachſen,
Eine hold verträumte Blume,
Vor der Tage Strahl erblaſſend;
In der Dunkelheit der Nächte
Mildes Glänzen gern entfaltend,
Felſen, Bäumen, Blumen, Sternen,
Wie ich liebe, ſüß zu ſagen. —
Alſo ſprach Viola, die mit
Goldnen Sternen liebt zu wachen;
Denn ein wunderbares Singen
Wohnte lange in dem Thale.

Romanze.

(Andere Bearbeitung.)

Schöne Blume, die du mit den
Goldnen Sternen liebſt zu wachen,
Kennend weiter kein Verlangen,
Als den Durſt nur nach Verlangen,
Laſſ' der Seide Zauberhimmel
Lockend, Süße, dich umwallen,
Der in Düften ſcheint zu rinnen
Vor des Leibes ſüßem Strahlen.
Nicht noch raube aus den Locken,
Von dem Buſen, weißen Armen

Die Karfunkel, Gold, Rubinen,
Edler Steine Zaubergarten,
Welcher ſüße Nächte träumet
Von dem Abendrot der Wangen,
Von der Augen Dunkelheiten,
Von des Liebesmunds Korallen,
Von der überird'ſchen Schöne
Wunderbarem ſüßen Abgrund.
Denn nicht Schmuck ſind ſie zu nennen,
Mit dir ſind ſie aufgewachſen,
Eine holde Wunderblume,
Vor des Tages Strahl erblaſſend,
In der Stille goldner Nächte
Mildes Glänzen gern entfaltend,
Felſen, Bäumen, Blumen, Sternen,
Wie du liebeſt, ſüß zu ſagen.
Sieh', der Himmel glänzt ſo heiter,
Trete aus den dunklen Hallen,
Da Wald, Ströme, Thäler, Sterne
Dich ſo liebeſelig laden.

Seſtine.

Von Bergeshöhen Abendſtrahlen fließen
Durch goldne Wipfel, die ſehnſüchtig rauſchen;
Da nun die Flur umblüht ein ſelig Träumen,
Iſt auch die Erde wohl ein duft'ger Himmel,
Wo aufgegangen hold der Blumen Sterne,
Als goldne Wolken ziehn der Vögel Lieder.

So mögen auch der Schäferflöte Lieder
Aus jungem Herzen durch die Zauber fließen!
O, Töne süß, nehmt mit euch Duft und Sterne
Und Dunkelgrün und sanfter Quellen Rauschen,
Daß sie, besiegt von solch zaubrischem Träumen,
Auf Flur und Au' auftaut der Augen Himmel.

So schwüle stand der dunkelblaue Himmel;
Wohl fühlt' ich innerst überschwänglich Lieder,
Hört' ich von fern silberner Ströme Fließen,
Des großen Frühlings ewig lockend Rauschen.
Durch meine Nächte wandeln einsam Sterne,
Doch nicht erholen konnt' ich mich vom Träumen.

O, süßer Kuß, so mich geweckt aus Träumen,
O, süßer Abgrund in der Augen Himmel,
In den nun sanken meiner Blicke Sterne, —
Jetzt sagen tief die langverhaltnen Lieder,
Der Thränen Bronnen, die so süße fließen,
Von ew'ger Treu in kühlem Waldesrauschen.

Betrachtend solcher Schöne süß Berauschen,
Die nur von Blumen, Mondglanz scheint zu träumen,
Sag' ich gar oft: Solch Liebreiz mußt' vom Himmel
In stiller Nacht von goldnen Sternen fließen,
Da, wie der Erd' enthoben, meine Lieder
Nun sich besprechen mit euch, Monden, Sterne.

Euch Abendhügel und euch goldne Sterne,
Schon funkelnd durch des dunklen Waldes Rauschen,
Ihr Augen aus der Nächte Liebesträumen,

Euch ſchwört die junge Bruſt voll frommer Lieder:
Stets werd' ich knieen unter dieſem Himmel,
Der ſo mit ew'gem Lenz will auf mich fließen!

Ihr Glanzgewand ſah' ich vom Hügel fließen,
Nun ſenkt euch ganz, ſüß Dunkelheit und Sterne,
Webend um uns die goldenſten der Träume!

Kanzone.

O, Tage ſüß, euch muß ich wohl beklagen,
Da von den Bergen Waldhornsklänge kamen,
Die durch die Bläue ſchienen licht zu gehen
Und alle Trübnis von den Auen nahmen,
Verkündend mir, es hab' nun aufgeſchlagen
Der Lenz ſein grünes Reich auf Waldeshöhen,
Auf blauem Fluß, auf Thal und ſtillen Seen.
Da tönte Waldesgrund von Roſſeshufen;
Den grauen Winter fühlt' ich vor mir ſtehen,
Ließ große Wünſche durch die Grünen ſchweifen,
Die zogen mit der Klänge Luſt und Schmerze,
Und grün und kühl war ſelber noch mein Herze.

Aſſonanzenlied.

Hat nun Lenz die ſilbern'n Bronnen
Losgebunden:
Knie ich nieder ſüßbeklommen,
In die Wunder.

Himmelreich ſo kommt geſchwommen
Auf die Wunden!
Haſt du einzig mich erkoren
Zu den Wundern?

In die Ferne ſüß verloren,
Lieder fluten,
Daß ſie, rückwärts ſanft erſchollen,
Bringen Kunde.

Was die andern ſorgen wollen,
Iſt mir dunkel,
Mir will ew'ger Durſt nur frommen
Nach dem Durſte.

Was ich liebte und vernommen,
Was geklungen,
Iſt den eignen tiefen Wonnen
Selig Wunder!

Herbſtklage.

Herbſtnebel ziehn über den Weiher,
Das iſt recht des Todes Bild!
Und tagelang ſinnet der Reiher
Am Ufer dort einſam wild.

Mein Liebchen das hat mich verlaſſen,
Die Freunde ſind alle weit,

Und Garten und Wälder erblaſſen
Und ſingen von tiefem Leid.

Verſchneit liegt bald alles danieder,
Wir ſelber wir werden alt
Und kennen einander nicht wieder,
Verkümmert, zerſtreut und kalt.

Zum Wald denn! da raſet lautſchallend
Das Horn durch des Windes Schrein,
Da krachen die Wipfel, und fallen
Zum Abgrund Strom, Baum und Stein.

Und Schneewolken jagt's übern Weiher,
Die Windsbraut ſingt ihren Gruß,
Raſch ſtürzt in den Strom ſich der Reiher, —
Ach, daß ich hier ſtehen muß!

Winter.

Legſt du dich ins Leichenkleid,
Meiner Heimat Aue,
Biſt zum Sterben ſtill bereit,
Ohne daß dir graue?

Als dein goldner Halm verſchwand,
Floh von dir die Lerche;
Bald an grauer Wolken Rand
Zogen fern die Störche;

Auch das gelbe Laub entwich
Bei der Winde Stöhnen,
Leiſe nur beträufelt dich
Schnee mit kalten Thränen.

Und ſo einſam, bleich und kahl
Sinkſt du gern in Schlummer,
Lächelſt noch dem Sonnenſtrahl
Sterbend ohne Kummer?

Ja, du kannſt es, ahnſt das Glühn
Künft'ger Frühlingsſonne,
Die dich weckt zum lichten Blühn
Süßer Maienwonne.

Veilchen weckt ja ſchon der März,
Mai der Vögel Lieder, —
Aber ein gebrochen Herz
Weckt kein Frühling wieder.

Der einſame Kämpfer.

So biſt du ganz verlaſſen,
So biſt du ganz allein;
Wirſt du nicht bald erblaſſen
Und müder Schatten ſein?

Es will ja kein Genoſſe
Mit dir zum Streite ziehn,
Sie fliehn auf ſchlankem Roſſe
Nach andern Wegen hin.

Geht, laßt mich einſam ſtreiten
Mit meinem kurzen Beil,
Ich will auch nichts erbeuten
Zu meinem eignen Teil.

Von keinem Kranz vergöttert,
Werd' ich der Wunden Raub,
Ein Herbſtbaum nur entblättert
Auf meinen Schlaf ſein Laub.

Doch drück' ich meine Wimpern
Gar feſt und ruhig zu,
Und meine Waffen klimpern
Das Totenlied dazu.

Da lieg' ich kaum im Grünen,
So kommt ein junger Held
Mit hellen Siegesmienen
Wohl auf dasſelbe Feld.

Halt, ruft er, treue Brüder,
Wir ſind die Erſten nicht,
Hier liegen blut'ge Glieder
Und ein verklärt Geſicht!

Der welſche Hahn.

Es rief der welſche Hahn
Und ſchlug mit ſeinen Flügeln,
Da hebt's zu krähen an
Auf allen deutſchen Hügeln.

Den neuen Tag bricht an
Der Herr auf allen Höhen;
Da will der Hahn ſich blähen
Und meint, er hätt's gethan
Mit ſeinem heiſern Krähen.

Andeutungen.

1. Gleichheit.

Wie? Niedrig wir, ihr hoch; wir arm, ihr reich?
Planierend ſchwirrt die Schwere dieſer Zeit;
Seid niedrig, arm, wie wir, ſo ſind wir gleich,
Und die Miſere wird doch etwas breit.

2. Weltgeſchichte.

Inmitten ſteht die Sonn' und wandelt nicht,
Ringsum ſehnſüchtig kreiſen die Planeten,
Die deckt heut Nacht, die will der Morgen röten,
Doch ewig heiter ſtrahlt das ew'ge Licht.

3. Tagesgeſchichte.

Es raſt der Sturm in der Hiſtorie Blättern,
Und jeder ſchnappt ſich ſchnell draus ſein Fragment.
Doch deutle nur! Der Herr in Zorneswettern
Geht über dich hinweg und führt's zu End'.

Wohl kann ich, wie die andern, thun und laſſen.

Wohl kann ich, wie die andern, thun und laſſen,
Auf kurze Friſt von ird'ſchem Wahn befangen,
Mitſpielen ohne Klage und Verlangen,
Manch' Mädchen will mich nicht vom Herzen laſſen.

Die Erde ſeh' ich ſchauernd ſüß erblaſſen,
Den Himmel überſchwänglich aufgegangen,
Da faßt mich alte Liebe, altes Bangen,
Weiß nicht, ſoll ich das Kreuz, die Fahne faſſen.

Es ſtürzt der Bach, hoch brauſen Waldeswipfel,
Durch flieh'nde Wolken Waldhornsklang geflogen,
Und wenn der Blitz die grimme Nacht durchzücket,

Sehn fern die Furchtſamen auf ſteilem Gipfel
Den Fremdling knien, auf das Schwert gebogen,
Das zornigleuchtend aus dem Dunkel blicket.

Es wächſt und ſtrömt in ewigen Gedichten.

Es wächſt und ſtrömt in ewigen Gedichten
Jauchzend im Innerſten das freie Leben;
Des Tempels ſtrahl'nde Säulen klingend beben,
Unüberſehbar will ſich's himmliſch lichten.

Den heil'gen Kampf ſie irdiſch möchten ſchlichten,
Er ſpült ſonſt mit ſich fort ihr ſchwankes Leben;
Die Arme wollen ſie nicht gläubig heben,
Zur Nacht kein Herz, nicht Lieb' ſich aufzurichten.

Es bäumt das Roß in zorn'gem Mut ſich raffend,
Durch eure Netze funkeln Schwert und Lanze,
Bricht Liebesblick aus tiefer, ew'ger Bläue.

Und, wie ihr ſtehet, euch verwundernd, gaffend,
Glüht ferne Helm und Speer im Morgenglanze,
Und über die Berge ſprenget froh der Freie.

Antwort.

An Gr. v. Loeben.

Demütig kniet' ich vor der Jungfrau Bilde,
Erflehend nur ein einzig Liebeszeichen,
Das nicht in Angſt und Pein mög' von mir weichen,
Sie gab mir wieder Mut und Andacht milde.

Nun drängt ein Schmerz mich ſüß und ſanft und milde,
Daß ich mit ihrer Wunder Himmelreichen,
Die weiter als mein ird'ſches Leben reichen,
Wie ich ſie himmliſch ſchau', die Schöne bilde.

Mir fehlen Töne noch und Himmelsfrieden;
Dir ward Erfüllung frühe ſchon beſchieden,
Denn Himmel iſt, wo zauberte dein Beten.

Haſt du den höchſten Wunſch mir nun genommen,
Werd' demutsvoll ich wieder vor dich treten;
Eins ſein mit dir, kann nur allein mir frommen.

Frühlingsandacht.

In Luſt und Scherzen drehn ſich leichte Tage,
Von weißen Armen ruhet Lieb' umwunden,
Der Sänger ſchweift allein im Waldesgrunde,
Nur Waldhornsklang will, was er ſucht, ihm ſagen.

Es bringt der Lenz ſo glänzend Spiel getragen,
Durchs farb'ge Land die Ströme hell gewunden,
All' bunte Schifflein wieder losgebunden.
So zieh' doch fröhlich mit! — Wer wollt' noch zagen?

Doch daß im bunten, lichten Tanz des Maien
Der Einz'ge nur allein nicht länger weine,
Sieht er als Blumen ſich den Lenz erſchließen;

Und aus dem duft'gen Kelch im Glorienſcheine
Neigt ſich die ew'ge Jungfrau, hebt den Treuen
An ihre Mutterbruſt mit tauſend Küſſen.

An Maria.

Viel Lenze waren lange ſchon vergangen,
Vorüber zogen wunderbare Lieder,
Die Sterne gingen ewig auf und nieder,
Die ſelbſt vor großer Sehnſucht golden klangen.

Und wie ſo tauſend Stimmen ferne ſangen,
Als riefen mich von hinnen ſel'ge Brüder,
Fühlt' ich die alten Schmerzen immer wieder,
Seit deine Blicke, Jungfrau, mich bezwangen.

Da war's, als ob ſich ſtill dein Auge hübe;
Langt'ſt ſehnſuchtsvoll nach mir mit offnen Armen,
Fühlt'ſt ſelbſt die Schmerzen, die du mir gegeben.

Umfangen fühl' ich innigſt mich erwarmen,
Berührt mit goldnen Strahlen mich das Leben;
Ach, daß ich ewig dir am Herzen bliebe!

Minnelied.

Über blaue Berge fröhlich
Kam der bunte Schein geflossen,
In den Schimmer rief ich selig:
„Freu' dich nur, jetzt wird's vollendet!"
Doch der Frühling ist vergangen;
Was ich innigst hofft' und strebte,
Blieb ein unbestimmt Verlangen.

Und nach langem trübem Schweigen
Kommen goldne Tage wieder;
Blaue Berge, alte Zeiten,
Blumen, Sterne, Ström' und Lieder
Woben wunderbar ein Netze,
Schüchtern schlang sich's um die Glieder,
Zog so innig fest und fester
Mich ans Herz der Erde nieder,
Und in diesem Netz die Blüte
Ward zum himmlischen Gefieder.

An J — —.

Von trüber Bangnis war ich so befangen,
Da sprach Waldhorn zu mir aus grünen Weiten:
Mir nach! durch unbekannte Lande schreiten! —
Rief immer fern und fern, konnt's nie erlangen.

Wo führst mich endlich hin? sprach ich voll Bangen,
Weit Freund und Welt von diesen Einsamkeiten!
Da klang es fern und nah, wie alte Zeiten,
Dich sah ich fröhlich stehn am Bergeshange.

Und unten lag ein weites Land, so helle
War aufgethan die ew'ge Farbenquelle,
Nach Osten sah man fromme Pilger ziehen.

So nimm nur alles, was ich lieb' und habe,
Gern lass' ich ja die Welt und ihre Gabe,
Mit dir nur, Liebster, will ich ewig ziehen!

An den heiligen Joseph.

Bitt' für mich bei Maria und ihrem Kinde,
Daß sie mir vergeben meine Sünde,
Schicken einen bald'gen Tod gelinde.
Von der Heimat kommen die blauen Winde,
Die Wimpel jauchzen, — das Schifflein los,
Maria, nimm mich auf in deinen Gnadenschoß!

Die Wunderblume.

Es war die Nacht ſo wunderbar, ſo ſchwüle,
Weit ab wohl lagen dunkle Länder viele,
Die Ströme hört' ich ferne gehen,
Doch, wo ich war, konnt' ich nicht ſehen.

Und ferne ſah ich aus dem grauen Schweigen
Seltſam verſchlungne Wunder dunkel ſteigen,
Stumm gehen in den Finſterniſſen, —
„Ach, ſind es Berge, ſind es Rieſen?"

Aus ſolchen Ängſten wollt' mein Herz verlangen,
Nie fühlt' ich noch ſo unausſprechlich Bangen.
„Wann wird der Morgen endlich röten?
„O, Jeſus, hilf aus tiefſten Nöten!"

Und wie ich rief, ſah ich fern Funken ſprühen,
Ein Wunderglänzen aus der Nacht erblühen,
Und eine Blume drinn' erhoben,
Aus milden Flammen bunt gewoben.

Und wunderſüße Scheine ſandten
Die Blätter bald nach allen Strömen, Landen.
Rings wurd' es weit und immer weiter,
Der Himmel blau, die Erde heiter.

Wie weit liegt alle Bangigkeit dahinten!
Es wollen brünſtig mich die Scheine zünden,
Friſch bluten alle Liebeswunden; —
Verbrennt mich nur! Bin euch ja längſt verbunden.

Selige Wehmut.

Maria.

Iſt der Frühling nicht gekommen,
Sinn'ge Farbe ſtill entglommen?
Hab' ich nicht den Schlei'r gehoben,
Zart aus Blumenduft gewoben?
Gegenüber kannſt du ſitzen,
In des Kranzes funkelnd Blitzen,
In die Augen tief mir ſchauen,
Was dich ängſtet, mir vertrauen;
Muß dann weinen mit dir ſehr,
Sag', was willſt du dann noch mehr?

Ewig werd' ich ſchweigen müſſen,
Denn wohl niemand darf es wiſſen,
Was die Wünſche lang verſchließen:
Möcht' dich gern recht herzlich grüßen,
Rühren nur den Mund, den ſüßen,
Sterben gerne ſo im Küſſen.

Friſch auf!

Vergangen iſt die finſtre Nacht,
Des Böſen Trug und Zaubermacht,
Zur Arbeit weckt der lichte Tag;
Friſch auf, wer Gott noch loben mag!

Romanze.

„Alter Vater, alter Vater,
„Laß mich aus dem grauen Hause;
„Winter iſt ja längſt vergangen,
„Helle ſcheint die Sonne draußen.

„Wird dir denn nicht ſelber bange?
„Wie ein fremder Vogel drunten
„In dem Walde ſeltſam ſange, —
„Alter Vater, laſſ' mich 'runter."

Lieber Jung', wie machſt mir bange!
Wend' zum Kreuze dich alsbalde,
Daß dich fürder nicht verlange
Nach dem dunkelgrünen Walde!

Drüben wohnt in dem Gebirge
Eine Fey auf blankem Schloſſe,
Iſt genannt Sidonia ſchöne,
Zeigt ſich oft auf weißem Roſſe.

Und wenn Frühling iſt gekommen,
Steht ſie oben auf der Zinne,
Schauet nach den dunklen Gründen,
Weint nach eines Knaben Minne.

Kommt der Vogel jeden Frühling
Immer zu des Waldes Pforte,
Singt ins Land hinaus ſo eigen,
Führet durchs Gebirg zum Schloſſe.

Und ſo manchen wilden Knaben
Lüſtete in frechem Mute
Nach der Feye ſchönem Leibe
Und den Edelſtein' und Gute.

Doch von allen Knaben, allen,
Mochte keiner Lieb' erwerben,
Mußten all in bittern Klagen
In dem dunklen Schloſſe ſterben.

„Ach, wie ſprecht ihr doch ſo trübe!
„Hat's Euch nie ans Herz geſchlagen
„Lockend aus dem Walde drüben,
„Daß Ihr alſo möget zagen?

„Schon vor vielen frühen Jahren
„Saß ich drüben an dem Ufer,
„Sah manch Schiff vorüberfahren
„Weit hinaus ins Waldesdunkel.

„Und gar ſeltſam hohe Blumen
„Standen an dem Felſenrande;
„Sprach der Strom ſo dunkle Worte,
„'s war, als ob ich ſie verſtande.

„Und wie ich ſo ſinnend ſaße,
„Und wie wunderſam Gelüſte
„Mich gar ſeltſam thät erfaſſen,
„Mitzuziehn im Strom der Düfte, —

„Kam auf einem goldnen Schifflein
„Bald die ſchönſte aller Frauen,

„Wie von lauter Edelſteinen
„Eine Blume, anzuſchauen.

„Und von ihrem Hals behende
„Thät ſie löſen eine Kette,
„Reichte mir mit zarten Händen
„Wohl die allerſchönſte Perle.

„Ein Wort ſeltſam, unverſtändlich
„Sprach ſie da mit rotem Munde,
„Doch im Herzen ewig ſtehen
„Wird des Worts geheime Kunde.

„Kommt der Vogel jeden Frühling
„Immer zu des Waldes Pforte,
„Singt ins Land hinaus ſo eigen,
„Führet durchs Gebirg zum Schloſſe.

„Und ſo ſaß ich lange Jahre;
„Und wenn nun der Lenz erwachte,
„Immer von dem Halsgeſchmeide
„Eine Perle ſie mir brachte.

„Ich barg ſie im Waldesgrunde,
„Und aus jeder Perle reine
„Sproßte eine Blum' zur Stunde,
„Wie ihr Antlitz wunderfeine.

„Und ſo bin ich aufgewachſen,
„Thät der Blumen treulich warten;
„Schlummert' oft und träumte golden
„In dem bunten Waldesgarten.

„Fortgeſpült iſt nun der Garten
„Und die Blumen all verſchwunden,
„Und durchs Herze fühl' ich's ziehen,
„Bluten, blühen alle Wunden.

„In der Fern' liegt jetzt mein Leben,
„Breitend ſich wie grüne Träume,
„Schimmert ſtets ſo ſeltſam lockend
„Durch die alten dunklen Bäume.

„Jetzt erſt weiß ich, was der Vogel
„Ewig ruft ſo bange, bange;
„Unbekannt zieht ew'ge Treue
„Mich hinunter zu dem Sange.

„Locken dich nicht ſelbſt die Klänge,
„Wie ſie ferne, wie Karfunkel
„Dunkelleuchtend irre ſchweifen
„Durch das ſchauerſüße Dunkel?

„Wie die Wälder dunkel rauſchen,
„Zwiſchendurch das alte Rufen; —
„Wo bin ich ſo lang geweſen?
„O, ich muß hinab zur Ruhe!"

Und es ſtieg vom Schloß hinunter
Schnell der ſüße Florimunde,
Weit hinab und immer weiter
Zu dem dunkelgrünen Grunde.

Hört' die Ströme ſtärker rauſchen,
Sah in Nacht des Vaters Burge

Still erleuchtet ferne ſtehen,
Alles Leben weit verſchwunden.

Und der Vater ſchaut vom Berge,
Schaut' zum dunklen Grunde immer;
Regte ſich der Wald ſo grauſig,
Doch den Sohn erblickt' er nimmer.

Und es kam der Winter balde,
Und viel Lenze kehrten wieder
Doch der Vogel in dem Walde
Sang nie mehr die Wunderlieder.

Und das Waldſchloß war verſunken
Und Sidonia ſchön verſchwunden;
Wollte keinen andern haben
Nach dem ſüßen Florimunde.

Das Reh.

„Im grünen Holz, im grauen Thal,
„An ſtillen wilden Orten
„Hab' ich dich zehnmal, hundertmal
„Gelockt mit ſüßen Worten.

„Und ſtandeſt mir auch ſtill im Wald,
„Wohl ſchüchtern von der Seite,
„Du ſahſt mich an, du zuckteſt bald,
„Da ſprangſt du weg ins Weite!

„O, Rehlein ſchlank und wunderlich,
„Willſt du denn immer irren?
„Laß einmal nur beſchmeicheln dich
„Und mit nach Haus dich kirren!

„Dir halt' ich dar den ſüßen Klee,
„Mein Rohr, das hängt am Rücken;
„Tritt aus dem Buſch, vielliebes Reh,
„Und mußt nicht ängſtlich blicken!

Es hört, es kommt, mit Zagen tritt
Sein Fuß vom Rain hernieder;
„Noch einen Schritt! Noch einen Tritt!
„O halt! und zuckſt du wieder?

„Halt, oder —", doch da half kein Halt,
Da ward es heiß dem Schützen,
Die Büchſe blinket, blitzet, knallt,
Was kann das Blitzen nützen!

Das Reh, die Kugel in der Bruſt,
Rennt hin mit blutigem Herzen; —
So treffen, o, iſt kurze Luſt;
Er ſah wohl nach mit Schmerzen.

Eginhard und Emma.

Dramatiſches Fragment.

I.

Emma (allein).

Geſegn' dich Gott, mein lieber, lieber Herr! —
Wie biſt du jetzt ſo wild und doch ſo ſchön!
Die Heimat ließ ich, Glanz und Ruhm — und Vater,
Auf deiner Liebe Fels mein Eiland bauend,
An deſſen blüh'nde Einſamkeit vergeblich
Das Meer der Welt ſchlug mit verworrnem Rauſchen,
Das mich nicht lockte mehr, noch ſchrecken mochte.
Und jetzt — taglang ſchaut ſinnend er vom Strand
Die fernen Segel und der Wolken Zug;
Er ſchweigt, doch all ſein Herz iſt in der Ferne.

(Ihr Geſicht mit den Händen bedeckend.)

O, Gott, mein Gott, er liebt mich wohl nicht mehr!
O, könnt' ich nur mit dir auf Wall und Zinne,
Den Panzer um die Bruſt, das Schwert zur Seite,
Hinaus zum Überfall bei finſtrer Nacht!
Die Roſſe ſchnauben in der Waldesſtille,
Da dröhnt's, und durch das tück'ſche Dunkel ſchwirrt
Ein Todespfeil nach dir, — ich breche vor
Und fang' ihn auf in meinem eignen Herzen,
Die Feinde fliehn, und die Trompeten jubeln, —
„Wer war der treue Knapp'?" frägſt du verwundert,

All' ſchweigen, — und der erſte Morgenſtrahl
Zeigt dir des ſonſt geliebten Weibes
Totbleiches Angeſicht! — (in Weinen ausbrechend.)
Hinweg, nein, nein,
Das iſt zu trüb', — er liebt, er liebt mich ja! —
O laß mich nicht allein in ſolchen Stunden!
Sind deine Augen unter mir gegangen,
Wird es wie Nacht um mich, ich zage kindiſch,
Und wahnſinnig könnt' mich die Stille machen
In dieſes öden Baues Einſamkeit.

(Sie öffnet das Fenſter.)

Wie ſtille iſt die Nacht! — Es blitzt von fern,
Und leiſe rauſcht der Wald im finſtern Grunde;
So ſauſt' es ſonſt wohl über'n Heimatsgarten,
Wenn ich am Söller ſtand in Sommernächten,
Von allen Wipfeln unter mir und Zweigen
Ein leiſes Flüſtern rings und ſanftes Neigen;
Edmund, der Edelknab', ſtreng, ſtill bei Tag',
Sang um die Wette mit den Nachtigallen
Manch' Sommernacht, — ob er noch ſingen mag? —
Und die Fontainen ſteigen wohl und fallen
Hoch immer rauſchend in der Einſamkeit; —
Ade! wie liegt das alles nun ſo weit!
— Was war das? Wer gab Antwort? Thut der Grund
Geſpenſtiſch auf wehmüt'gen Sangesmund?

(Man hört draußen aus der Ferne ſingen:)

„Kennſt du noch die Buchenhallen
„Und das Schloß mit ſchlankem Turm?
„Schloß und Zinne liegt verfallen,
„Durch die Fenſter zieht der Sturm.

Emma.

Ein Hirt wohl ſingt noch von den Bergen weit,
Derweil die Erde ruht von Luſt und Leid.

(Wieder Geſang unten, immer ferner.)

„Mond, der Hirt, lenkt ſeine Herde*)
„Einſam über'n Wald herauf,
„Unten auf der ſtillen Erde
„Wacht verſchwiegen Liebe auf.

„Wann die Morgenſtrahlen blinken,
„Totenbleich der Hirte wird,
„Und ſie müſſen all' verſinken,
„Lieb' und Herde und der Hirt

Emma.

Wie irre Sehnſucht kommt's im Wind geflogen,
Kein fröhlich Herz hat dieſes Lied erdacht. —
Rauſcht fort, ihr Wälder, von den Felſenbogen!
Den Sinn verwirret leicht die falſche Nacht.
Sei ruhig, Herz! Gott will ich einſam preiſen,
Er wird den Pfad aus allem Irrſal weiſen!

(Sie ſchließt das Fenſter.)

II

(Dickicht im Böhmerwald. Kaiſer Otto, in Jagdtracht, haut ſich mit dem Schwerte Bahn durch das Gestrupp.)

Otto.

Platz, niedres Kraut, verworrene Geflechte,
Die ihr den Schritt hemmt hier und überall!

*) Vgl. „Der ſtille Freier" Gedichte M. A. S. 414.

Unſel'ge Jagdluſt, die mich wild verlockt
Von meinem Heer in dieſe ſtarre Wildnis,
Wo finſtrer Haß heimtückiſch mich umlauert. —
Horch, wieder rief's von fern, — ob das die Meinen?
Der Wind hat es gebracht, der Wind genommen,
Und vor mir wieder gähnt die wilde Kluft.
Vergebens ſucht ihr irrend euern Kaiſer,
Hier iſt das Ende ſeines weiten Reichs.
Keinen Diener findet hier der hohe Wille,
Den ſtolzen Elementen preisgegeben,
Die einen Herrn nur kennen über ſich. —
Ich kenn' dich auch, — kühn hatt' ich mich vermeſſen,
Dir gleich zu ſein, auf Erden hier zu führen
Der Rache ſchweres, ernſtes Richteramt.
Meinſt du es anders, — daß mein Tagewerk,
Noch kaum begonnen, hier zu Ende gehe?
Ich bin Dein Knecht; Dein Wille, Herr, geſchehe!

(Er geht weiter.)

III.

(Gemach in der Burg. Herzog Eginhard ſchnitzt einen Pfeil, Emma mit weiblicher Arbeit ſitzt daneben.)

Eginhard (Pfeil und Werkzeug ungeduldig wegwerfend).

Es fördert nicht, ich bin ein lahmer Meiſter.
Eh' möcht' ich durch den dickſten Wald mich hauen,
Als einen Aſt ſo künſtlich drehn und ſchnitzeln.

(Er tritt ans Fenſter.)

Es iſt ſchon wieder Abend, wunderlich
Verzerrt die Welt da draußen ſich; wie Drachen

Mit grauen Nebelſchweifen überm Walde
Schlingt ſich der Höhenrauch, und drunter liegt's
So lauernd ſtill, wie finſtrer Rache Grimm.

Emma.

Du biſt ſo voll Gedanken immer, mein Gemahl,
Es drückt das Herz mir ab dies ew'ge Sinnen,
Das wie ein dunkles Wetter dich verhüllt.
Laß aus auf mich den Schmerz in Zornesblitzen,
Ich bin die Schuldige! Denn ſeit du mich,
Die willig folgende, kühnlich entführt
Aus meines kaiſerlichen Vaters Burg,
Ging auch dein freudiges Geſtirn dir unter.
Die Schuld der That, des fernen Kaiſers Fluch:
Wie Nordlicht ſteht's in unſern Liebesnächten,
Entſetzlich leuchtend überm Böhmerwald.
Geprieſen ſeien dieſe ſtillen Mauern,
Einſamer Felſenhort in grüner Wildnis,
Zu der kein Pfad führt aus dem wirren Leben.

Eginhard.

Und auch kein Ausgang, keiner in die Welt!
— Du ſchönes ſtilles Angeſicht! Als ich
Im Roſengarten an dem lichten Schloſſe
Froh um dich warb in ſchönen Maientagen,
Als ich dann heimlich mit dir zog gen Böhmen,
Du heiter neben mir auf ſchlankem Zelter,
Durch luſtig grüne Wälder, duft'ge Morgen,
Da rief ich laut: Ade, Welt, eitel Ruhm!
Ich mag nichts haben auf der weiten Erde,
Als dieſe frommen, klaren, ſüßen Augen! —

Und doch, es iſt nicht Schmerz, das Lauern iſt's,
Hier eingemauert zwiſchen fahlen Bergen,
Wo ein Tag wie der andre kommt und geht.
Sieh', heute morgen erſt ritt ich hinaus
Bis auf die Höhen, die gleich einem Zwinger
Uns hier umſtell'n; Wald, Quellen rauſchten,
Die Ströme blitzten weit durchs farb'ge Land,
Da ſtieg ein Adler auf, — wer mit ihm dürfte! —
Lang ſtand ich dort, dann wandt' ich mich unmutig
Hinab zu unſerm Felſengrund; da war's
So ſtill und ſchwarz und ſicher wie ein Grab.
Ich weiß nicht, ob du jemals das empfunden.
Sieh, Herz, ich lieb herzinnig dich, mehr noch wie ſonſt,
Doch viel, unmäßig viel begehrt der Mann, —
Ich lieb' dich ja, ſo wein' doch nicht.

(Der Burgvogt tritt raſch herein.)

Was giebt's?

Burgvogt (heimlich zu Eginhard).

Der Turmwart ſendet mich, ich ſoll Euch melden,
Daß ſich's verdächtig in dem Walde rührt.
Er hörte Hornſignal, und als der Tag
Sich ſenkte, fern ein ungewöhnlich Rufen.

Eginhard (leiſe).

Und ſah er niemand?

Burgvogt (ebenſo).

Nur ein Ritter, ſagt er,
Schlich leiſ' und flüchtig an des Waldes Saum,
Ein Kaiſerlicher ſchien's nach ſeinen Farben.

Eginhard.

O, Gott! — (zum Burgvogt.) So laß aufſitzen ſchnell die Reiſigen!
Ich ſelber komm' hinaus! (Der Burgvogt geht ab.)

Emma.

Was habt ihr vor?

Eginhard.

Nichts, nichts! (Er küßt ſie raſch.) Geh' ſchlafen, Kind, es wird der Herr
Mit ſeinem Sternenmantel dich bedecken,
Derweil die Nacht vergeht mit ihrem Schrecken!
(Er eilt fort.)

Gedanken
als
Anhang.

Es giebt gewiſſe Worte, die plötzlich, wie ein Blitzſtrahl, ein Blumenland in meinem Innerſten aufthun, gleich Erinnerungen alle Saiten der Seelen-Äolsharfe berühren, als: Sehnſucht, Frühling, Liebe, Heimat, Goethe.

Das menſchliche Leben ließe ſich mit einer Armee vergleichen. Ein großer Haufe ſchleppt mühſelig ſeine Brot-Bagage und Laſtwagen hinter ſich her, bloß damit er am Abend eſſen, um am andern Morgen wieder ſchleppen zu können. Dieſen (eigentlichen) Schleppſäcken iſt die Erde (an die Welt denken ſie gar nicht) mit allen ihren Frühlingen, Sonnen und goldenen Blüten der Nacht nichts, als das größte Brotmagazin. — Andere ſind wohl beſtimmt für den großen Kampf, aber wie wenige unter dieſen Kämpfern von Profeſſion ſind es, die das heilige Zeichen der Fahne, den großen Gedanken der Weltbeherrſchung und den ſchönen Tod verſtehen!

Menſchen ſind's, die Menſchen elend machen, ſagt Goethe, aber auch glücklich, ſetze ich freudig hinzu, ſeit ich Sie kenne.

(In ein Stammbuch.)

Ich weiß oft keinen Unterſchied zu machen zwiſchen einem Kinde, einem Mädchen und einem Engel, und zuletzt erſcheinen ſie mir alle drei als eine Blume.

Der Dichter iſt (nach Jean Paul) ein betrunkener Philoſoph, der Muſiker (nach mir) wieder ein betrunkener Dichter.

Der Buſen eines Mädchens kommt mir vor wie eine Äolsharfe. Ach! gewöhnlich nur, wenn der Liebe Frühlingshauch durch weht, tönen die Saiten. Der Mann hingegen trägt ein wildes Chaos von Tönen, den Anſatz zu einer unendlichen Harmonie, und daher kein einzelnes Lied in ſeinem Buſen verſchloſſen, und alle Anklänge tönen ſehnſüchtig in eine andere Welt hinüber. Aber die Stürme des Lebens verſchlingen die weinenden Töne und endlich auch das ermattete beſiegte Herz. Da entſteht ein göttliches Raſen, und die verhaltenen Töne ziehen durch Stürme und Liebe und Sterne und Welten unendlich zur Ewigkeit hin, und die Stürme ſelber werden vor dem himmliſchen Sieger ein Ton in der ewigen Harmonie.

Der ſchönſte Triumph der Poeſie über ihre Erbfeindin, die Gemeinheit, iſt, daß ſie dieſelbe ſelbſt poetiſch macht, ſo daß ſie ſich ſelber auslachen muß.

Fühlſt du in deinem Innerſten das heilige, unbezwingliche Sehnen, Dichter zu ſein, ſo biſt du es auch ſchon.

An Loeben.

Juni 1809.

Allerdings ſetzeſt Du meine Geduld jetzt manchmal auf die Probe, aber grade durch das Gegenteil von dem, was Du meinſt. Du haſt mich nämlich in der neueſten Zeit durch Deine Freigebigkeit ſo verwöhnt an dieſe erquickende Koſt Deiner Unterhaltung, daß mich nun faſt jeder Poſttag ungeduldig macht, der mir nichts von Dir bringt. Hielt' ich dagegen, wie Du ſagſt, meine Schreibmaterialien, oder vielmehr meine Materialien zur Unterhaltung mit Dir, für orientaliſche Perlen, glaub' es mir, ich würde nicht ſo ſaumſelig ſein, ich würde ſie Dir alle hingeben zum Danke für Deine liebevollen, erhebenden, mir ewig teuren Briefe. Du haſt aber, wie mir ſcheint, die wahre Urſache meines jetzigen allgemeinen Verſtummens richtig erraten. Deine gediegenen wahrhaften Worte über unſere neueſte Poeſie, welche Deine große Erſcheinung in derſelben erklären und mich entzückten, ſie haben das klar ausgeſprochen, was ich ſelber anfing, immer mehr und deutlicher über dieſen meinen Zuſtand zu fühlen. Faſt möcht' ich ſagen,

daß meine erſten Gedichte jener ſchönen Unſchuld, der Seele aller Poeſie, nicht ermangeln. Jenes ſüße Bild der Maria, es war keine Tendenz, es war eine Blume, die aus Liebe, Frühling, Erinnerung und Hoffnung, kurz aus allem, was mir wert und teuer war auf Erden, dem Himmelslichte entgegenſproßte. Dieſe meine erſte Liebe und lebendige Religion des Lebens wurde aber gar bald geſtört, indem ich, ebenfalls irregeleitet von der herrſchenden Idee von Religion, einging in allerlei Beſtrebungen, Abſichten und die Armut der Entſagung. Ich wagte nicht mehr, was ich empfand, liebte und dachte, unmittelbar und an und für ſich zu geben, ſondern bemühte mich, aller urſprünglichen Freiheit unwürdig, meine freien Eingebungen zu Trägern gewiſſer Ideen zu machen und nach dieſen ſo lange zu verallgemeinern, bis ſie mir ſelber und andern unkenntlich wurden, und mein Weſen, einmal von dem eigentlichen Leben losgelöſt, ohne allen Gehalt und faſt ſich ſelber ironiſierend, nach allen vier Winden hin verduftete. Ich malte, wie, glaub' ich, Jean Paul ſagt, mit Äther in Äther. Ich fühl' es nun, dieſer einförmige Selbſtmord der Poeſie muß aufhören, oder ich höre auf zu ſein, aber ich fühle es ohne Angſt und Betrübnis, wie ſonſt jede Veränderung in mir, ſondern mit jener farbenreichen Heiterkeit und lebenstrunkenem Blick in die Zukunft, mit dem ich in meiner Rettung in den farbigen Morgen hinausſprang.

Es iſt unmöglich, Dir zu ſagen, welchen Eindruck Dein ganzer letzter Brief auf mich gemacht. Nein, dieſes unendliche Streben, Gott hat es nicht bloß darum in die Bruſt der Dichter geſenkt, damit ſich dieſe Wenigen daran erfreuen, es ſoll, wie es in lebendiger Freiheit triumphiert, die Welt um-

armen und ihr die Freiheit wiedergeben. Das ist kein Zweck, sondern die Natur der Poesie. Laß uns denn, liebster Freund, uns immer fester verbinden; was wir leisten, wird freilich sehr verschieden sein, aber ich bete allein und einzig zu Gott: Laß mich das ganz sein, was ich sein kann! — Wie kommst Du auf die Frage, ob mich die neue Poesie auch wirklich so anspräche, als ich sage? — Würde es nicht eine Sünde an Dir und mir sein, hier anders zu sprechen, als man denkt? Nein, glaub' es mir, nie war mir noch Deine Poesie so ergreifend, zusprechend und überzeugend, als gerade jetzt. Aber Du weißt, wie ungern ich Urteile fälle und grade über das, was mir das Liebste und Teuerste ist. Ich sage immer zu wenig und zu viel, und beides erkaltet, und der eigentliche Eindruck, der verborgene Geist eines Gedichts thut sich als ein stiller goldener Blick über das ganze Leben auf, der nicht zu beschreiben ist.

Pierer'ſche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.